Deutsche Dichtung

0902
.2947

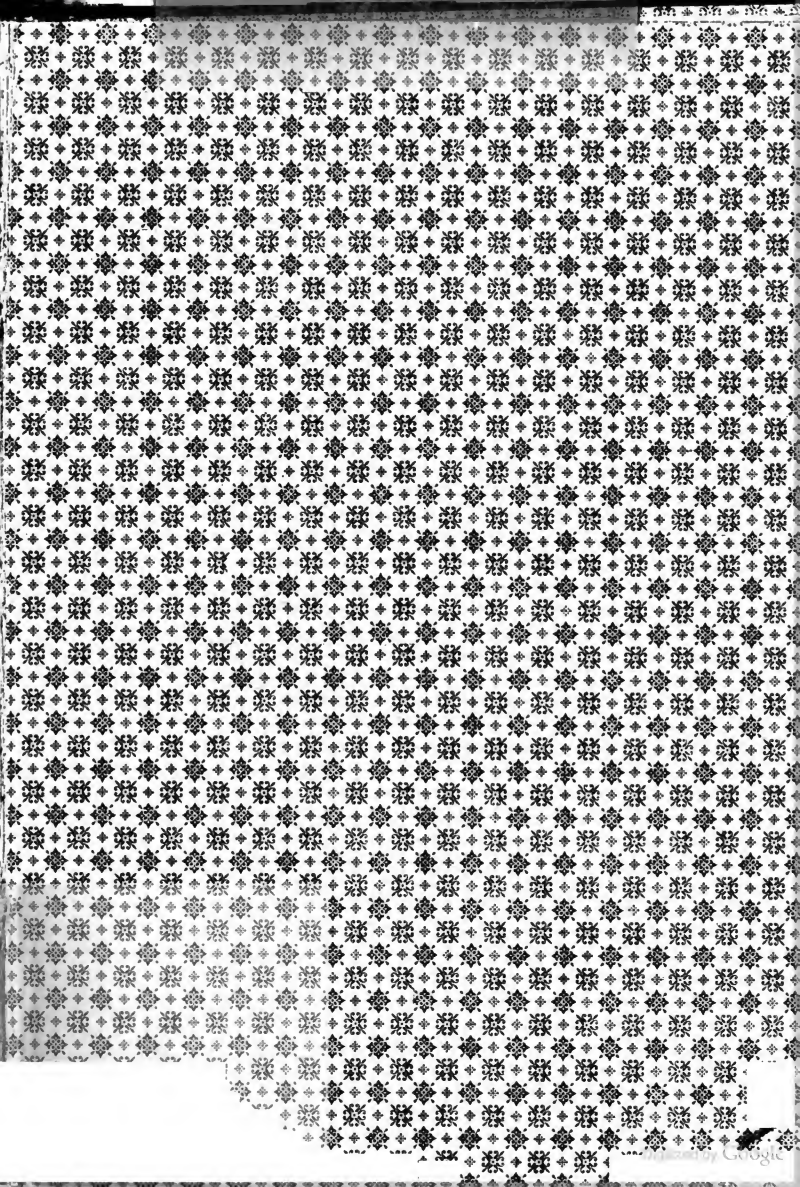
ANNEX LIB.

Library of
Princeton University.

Germanic
Seminary.

Presented by
The Class of 1891.

Digitized by Google



Digitized by Google

Deutsche Dichtung.

Digitized by Google

Deutsche Dichtung.

Herausgegeben

von

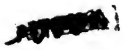
Karl Emil Franzos.

Zweiundzwanzigster Band.

April bis September 1897.

Berlin.
Concordia Deutsche Verlags-Anstalt.
1897.

Digitized by Google



E. Leyins & Co., Berlin SW., Hochstr. 9.

Digitized by Google

Mitarbeiter-Verzeichnis des XXII. Bandes.

	Seite
Adler, Friedrich, in Prag . . . . . 62. 86.	232
Arnold, Robert F., in Wien 24. 49. 91. 145. 166. 209.	274
Arnswaldt, Carl, in Göttingen 41. 119. 136.	159
Bachmann, Georg, in Moskau . . . . . 146.	239
Bardach, Rachelle, in Budapest	112
Bauer, Ludwig, in Augsburg	41
Baumgarten, Bruno, in Berlin	70
Berger, Wilhelm, in Bremen . 17. 44. 64. 88. 114. 138. 160.	200
Bolin, Wilhelm, in Helsingfors	25
Bochnahl, F. P., in Frankfurt a. M.	43
Briese, Paul, in Frankfurt a. M. 41. 63. 122. 234. 259.	282
Ende, Amalia von, in Chicago	70
Ernst, Adolf Wilhelm, in Hamburg 87. 119. 232.	283
Franzos, Karl Emil, in Berlin 1. 33. 51. 57. 81.	83
Freytag-Loringhoven, Alexander von, in Riga	105
Glücksmann, Heinrich, in Wien	113
Grehling, Johannes, in Braunschweig 24. 136. 185.	292
Grüninger, Hans M., in Neckarbischofsheim 42. 86. 122. 159. 226. 239. 259.	283
Hauser, Otto, in Wien . . . . . 69.	227
Heinrich, Curt, in Berlin	16
Herwegh, Georg (Ungedruckter Nachlaß) 71. 92.	123
Heyse, Paul, in München . . . 7. 158. 258.	281
Hückinghaus, Karl August, in Elberfeld 87. 136.	259
Jensen, Wilhelm, in München. . . . . 9.	149
Kellner, August, in Neapel . . . . . 148.	272
Kiesewetter, Max, in Neufahrwasser . . . 43.	137
Kloepfel, Dr. Fritz, in Berlin	150
Knodt, K. E., in Oberklingen . 50. 136. 159.	259
Knuffert, Rudolf, in Donauwörth 43. 70. 87.	271
Kohlrausch, Robert, in München . . . . . 129.	153
Lange, H. E., in Köln	239
Lessar, Ida von, in München	274
Leuffer, J., in Bad Kissingen . . . . . 234.	283
Lingg, Hermann, in München . . . . . 41.	69
Manheimer, Victor, in Berlin	148
May, Adolf, in Pforzheim	12
Micheels, Wilhelm, in Frankfurt a. M.	283
Morgenstern, Christian, in Berlin	111
Mozny, W. W., in Wien	50
Müller, Hans, in Zürich-Hirslanden 50. 166. 224.	281
Müller-Wellburg, in Hamburg	16
Münchhausen, Börries von, in Göttingen . 148. 159. 202.	227
Oswald, J. G., in Basel	282
Ottmer, F., in Berlin . . . . . 63.	233
Preuschen, Hermine von, in Rom	227
Ring, Max, in Berlin 167. 186. 210. 240. 260.	284
Ritter, Anna, in Frankenhausen	16
Robertin, H., in Mecklenburg. . 42. 181. 205.	235
Rodeck, Ch., in Barmen	43
Sahler, C., in Guben . . . . . 137. 209.	229
Schandert, Josef, in Würzburg . . . . . 119.	185
Scholz, Wilhelm von, in München	70
Schubert, J., in Berlin	49
Sevenig, Nikolaus, in Dickirch	293
Soltna, Maria, in Wien . . . . . 253.	277
Stauf von der March, Ottokar, in Wien . 13.	6-
Sternitz, Francisko, in Charlottenburg 122. 137.	201
Strauß, P., in Berlin . . . . . 42.	91
Telmann, Konrad (Ungedruckter Nachlaß) 8. 165.	234
Vollmoeller, Karl Gustav, in München	50
Vosberg, Harry, in Breslau	202
Vulpius, Th., in Colmar i. E.	203
Weiß, S. A. (Ungedruckter Nachlaß) . . . 120.	225
Williams, Harry, in Berlin	12

166113

Digitized by Google

Inhalt des XXII. Bandes.

Seite

Romane, Novellen, Skizzen.

Originale. Geschichten von Karl Emil Franzos:
Amanda Waldau 2
Eduard von Jedeunt 5
Der Zündhölzchen-Künstler 33
Der Reliquien-Sammler 35
Peter von Boor 37. 57
Der Wiener Lope de Vega 81
Der Schulmeister von Thalfels 83
In der Schlachtmühle. Novelle von Wilhelm Jensen (Fortsetzung und Schluß) 9
Schmelings Erben. Roman von Wilhelm Berger (Fortsetzung und Schluß) 17. 44. 64. 88 114. 138. 160. 200
Im Elend. Erzählung von Alexander von Freytag-Loringhoven 105
Hochwasser. Novelle von Robert Kohlrausch 129. 153
Geist und Leib. Ein Gespräch von Wilhelm Jensen 149
Der Schulmeister. Erzählung von H. Robertin 181. 205 235
Der Tanzgang. Eine Geschichte aus Tirol von E. Sahler 229
Die Sägmüllerin. Novelle von Maria Solina 253. 277

Lyrik.

Nachdichtungen italienischer Lyrik. Von Paul Heyse:
Großmutters Lied. Von Graf Constantin Nigra 7
In den Bergen. Von Graf Constantin Nigra 7
Erste Liebe. Von Angelo Orvieto . . . 7
„Du fragst, warum der Schlaf mein Lager flieht?" Von Wilhelm Lehmann. (Ungedruckter Nachlaß.) 8
Stille Stunden. Von Adolf May 12
Jugend. Von Harry William 12
„Fern aus Süd . . ." Von Wilhelm Müller-Wellburg 16
Wenn die Sterne scheinen. Von Anna Ritter . 16
Allein. Von Emil Heinrich 16
In tiefer Nacht. Von Robert F. Arnold . . . 24
Anhel. Von Johannes Grebling 24
Nachhall. Von Hermann Lingg 41
Nach dem Balle. Von Ludwig Bauer 41
Hier wie dort. Von Karl von Arnswaldt . . . 41
Mahnung. Von Paul Driese 41
Die Rast des Todes. Von Hans M. Grüninger 42
Sokalt und klar ist die Mondennacht. Von H. Robertin 42
Die Mittagsgöttin. Von P. Straß 42

Seite

Die Mücke. Von Chr. Rodeck 43
Lenzabend. Von Max Kiesewetter 43
Gute Nacht. Von F. P. Dochnahl 43
Zigeunerschönheit. Von Rudolf Knussert . . . 43
Zweierlei Gebot. Von J. Schubert 49
Ungarische Volkslieder. Im Versmaß der Originale übersetzt von Robert F. Arnold 49
Nachts. Von Karl Gustav Vollmoeller 50
Nur du kommst nicht! Von W. W. Mozny . . . 50
Es fiel ein Stern. Von F. E. Knodt 50
Sommerabend. Von Hans Müller 50
Die lange Straße. Von F. Ottmer 63
Frühling. Von Paul Driese 63
Gesang der Gothen des Vitigis. Von Hermann Lingg 69
An ihrem Sarge. Von Otto Hauser 69
Auferstehung. Von Amalie von Ende 70
Die Sternen. Von Rudolf Knussert 70
Die Tänzerin. Von Bruno Baumgarten 70
Tagesschneiden. Von Wilhelm von Scholz . . . 70
Beethoven. Von Friedrich Adler 86
Zwiesprache. Von Hans M. Grüninger 86
Vision. Von Karl August Hücklinghaus 87
Frühlingsweben. Von Adolf Wilhelm Ernst . . 87
Falten. Von Rudolf Knussert 87
Halbespuk. Von P. Straß 91
Italienische Volkslieder aus Dalmatien. Im Versmaß der Originale übertragen von Robert F. Arnold 91
Das Königskind. Von Christian Morgenstern . 111
Über den Dächern. Von Josef Schanderl . . . 119
Sonnenleuchten. Von Adolf Wilhelm Ernst . . 119
Im Saal. Von Carl von Arnswaldt 119
Frühling im Süden. Von S. A. Weiß (Ung. Nachlaß) 121
Nebel auf dem Gardasee. Von S. A. Weiß (Ung. Nachlaß) 122
„Saufen auch die Sterne nieder . . ." Von Paul Driese 122
Unter der Linde. Von Hans M. Grüninger . . 122
An eine Fliege. Nach dem Arabischen von Franciska Stelnitz 129
Ein Blatt. Von Karl von Arnswaldt 136
Das Buch. Von Karl August Hücklinghaus . . 136
Heimatklänken. Von Karl Ernst Knodt . . . 136
Auf dem Brocken. Von Johannes Grebling . . 136
Mittagszauber. Von Max Kiesewetter 137
Nachtwache der Liebe. Von C. Sahler 137
Maria Magdalena. Piemontesisches Volkslied. Deutsch von Franciska Stelnitz 137
Ungarische Volkslieder. Im Versmaß der Originale übertragen von Robert F. Arnold 145

Digitized by Google

Seite

Gedichte. Von Georg Bachmann 146
Mein Lied. Von Börries von Münchhausen . . 148
Glück. Von Victor Mauheimer 148
Spinnweben. Von August Kellner 148
Gedichte von Alfredo Baccelli. Aus dem Italienischen von Paul Heyse:
Die Amme 158
Einsamkeit 158
Gewißheit. Von Carl von Arnswaldt 159
Frühling. Von Hans M. Grüntnger 159
„Flog hinaus ein Schmetterling . . ." Von Börries von Münchhausen 159
Rose und Lilie. Von Karl Ernst Knodt 159
Gezeichnet. Von Konrad Telmann (Ungedr. Nachlaß) 165
Einsamkeit. Von Hans Müller 166
Italienische Volkslieder aus Dalmatien. Übersetzt von Robert F. Arnold 166
Mitternacht. Von Josef Schandert 185
Morgengang. Von Johannes Grehling 185
Die Parzen. Von Franciska Stelnitz 201
Erdensucht. Von Börries von Münchhausen . . 202
Walther und Hildegunde. Von Harry Vosberg . 202
Frau Nordsee. Von Th. Vulpinus 203
Mein Aar. Von E. Sahler 209
Ungarische Volkslieder. Im Versmaß der Originale übersetzt von Robert F. Arnold 209
Berggedanken. Von Hans Müller 224
Gedichte von S. A. Weiß (Ungedruckter Nachlaß).
Alles auf Borg 225
Psyche 225
Die Libelle 225
Abend am See 226
Wanderlust 226
Wilde Rose 226
Heimweh. Von Hans M. Grüntnger 226
Warum? Von Hermine von Preuschen 227
Aus fremder Welt. Von Börries von Münchhausen 227
Lied des Mädchens. Von Otto Hauser 227
Stilles Reisen. Von Adolf Wilhelm Ernst . . . 232
Spaziergang. Von F. Ottmer 233
Leben. Von Konrad Telmann (Ungedr. Nachlaß) 234
Fragen. Von Paul Driese 234
Der Spielmann. Von J. Leuiser 234
Sommernacht. Von Hans M. Grüntnger . . . 239
Brautgeschmeide. Von H. E. Lange 239
Einer Ungeliebten. Von Georg Bachmann . . . 239
Das Mägdlein am Brunnen. Aus dem Italienischen des Anglolo Orvieto von Paul Heyse . . 258
„Liebste, wenn in späten, fernen Tagen . . ." Von Karl August Hücklinghaus 259
Liebe. Von Paul Driese 259
Ahnungslos. Von Karl Ernst Knodt 259
Von Jugend und Liebe. Von Ida von Lessac . . 274
Italienisches Volkslied. Im Versmaß des Originals übersetzt von Robert F. Arnold 274
An Shelley. Aus dem Italienischen des Angelo Orvieto von Paul Heyse 281
Mein Weg. Von Hans Müller 281
Nachtlied. Von J. G. Oswald 282
Ergebung. Von Paul Driese 282
An die Arbeit. Von Hans M. Grüntnger . . . 283
„O laß mich nicht allein . ." Von Adolf Wilhelm Ernst 283

Seite

Die junge Nonne. Von J. Leuiser 283
Lied der Blätter. Von Wilhelm Micheels . . . 283
Brockennebel. Von Johannes Grehling 292

Fabeln, Parabeln, Sinngedichte, Aphorismen.

Storch, Reiher und Fuchs. Von Hans M. Grüntnger 259

Epische Dichtungen.

Eumon und Nysia. Ein lesbisches Märchen. Von Ottokar Stauf von der March 13
Der Vermittler. Von Friedrich Adler. 62
Der Nibelunge Wacht. Von Ottokar Stauf von der March 68
Der Isispriester. Von Rachelle Barbach 112
Wiedersehen. Von Heinrich Glücksmann. . . . 113
Kaiser Karl. Von S. A. Weiß (Ungedruckter Nachlaß) 120
Francesca von Rimini. Von S. A. Weiß (Ungedruckter Nachlaß) 121
Jonathan. Von Friedrich Adler. 239
Die Witwe. Von Rudolf Knussert. 271
Sizilianerblut. Von August Kellner 272

Essays und Mitteilungen.

Georg Herwegh. Von Wilhelm Bolin 25
Berliner Theater. (Wildenbruch's „Kaiser Heinrich", Sudermann's „Morituri", Fulda's „Der Sohn des Kalifen", Hauptmann's „Die versunkene Glocke", Hoyer's „Kinder der Bühne".) Von Karl Emil Franzos 51
Georg Herwegh 1842—1843. Mit ungedruckten Briefen von Georg Herwegh, Robert Prutz u. A. 71, 92, 123
Vom kranken Lenau. Mitgeteilt von Dr. Fritz Kloepfel 150
Erinnerungen. Von Max Ring.
I. Aus der Kinderzeit (1820—1828) . . 167
II. Auf dem Gymnasium (1828—1836) . 171
III. Breslauer Studentenjahre (1836—1838) 177, 186
IV. Auf der Berliner Universität (1838—1840) 197, 210
V. In Oberschlesien (1840—1848). . . . 240
VI. 1848 . . . . . 260, 284
VII. In Breslau 286
Neue Lyrik 275
Über Luxemburgische Dialektdichtung. Von Nicolaus Sevenig 293

Nekrologe und Gedenktage.

Daniel Sanders 104
Emil Rittershaus 104
J. G. Fischer 104

Litterarische Notizen.

32, 56, 80, 104, 152, 179, 204, 228, 252, 300

Neue Bücher.

56, 104, 128, 152, 180, 204, 276, 300

Digitized by Google

Verzeichnis der besprochenen Bücher.

Seite

Calebow, Friedrich. „Ein Dogma“ 204
Dornblüth, Dr. Otto. „Die geistigen Fähigkeiten der Frau“ 204
Eimer, Manfred. „Gedichte“ 300
Frankl, Siegfried. „Lotti und Compagnie“ . . 80
Friedmann, Armin. „Swift's Testament“ . . . 180
Friedrich, Willibad. „Kunst und Afterkunst“ . . 152
Gaedertz, Karl Theodor. „Aus Fritz Reuters jungen und alten Tagen“ 179
„Gedenkblätter zur Goethe-Schiller-Feier in San-Francisco“ 152
Goebel, Julius. „Gedichte“ 300
„Goethe-Jahrbuch für 1897“ 228
Guth, Alfred, — Josef Adolf Bondy. „Moderne Dichtung“ 56
Haustein, Adalbert von. „Die soziale Frage in der Poesie“. 80
Hindermann. „Frau contra Frau“ 180
Hoehler-Hauffen. „Kleine Geschichten“ . . . 204
Königsberg, Werner von. „Nimm mich mit!“ . 228
Kunad, Paul. „Neue Dichtungen“ 275
Raumann, Gustav. „Rom im Liede“. 252
Obendahl, Clementine. „Das Leben und der Martertod der heil. Barbara“ 180
Philipp, Peter. „Welt und Leben“ 275
Philips, Karl. „Klein Emmely und andere Gedichte“ 300
Raßwitz, Paul. „Im Zeichen Merkurs“ 228
Roquette, Otto. „Von Tag zu Tage“ 32
Rueberer, Josef. „Die Fahnenweihe“ 204
Schilling, Hermann. „Wetterleuchten“ 276
„Schwarze Perlen“. Aus dem Nachlaß eines Heimgegangenen 275
Syrutschek, Julius. „Dorffrieden und Alpenwildnis“ 204
Theiß, Anna. „Saitenklänge“ 228
Wegener, Dr. Richard. „Poetischer Fruchtgarten“ 228
Wetnberg, Gustav. „Lieder eines Narren“ . . . 56
Weiß, Albert. „Schneeflocken“ 276
Zöller, Ludwig. „Frau Minne“ 276

Digitized by Google

Originale.

Geschichten von **Karl Emil Franzos.**

Man schreibt es oft, man sagt es täglich, daß die Originale immer spärlicher werden in unseren Tagen; eigentümlicher Empfindung begegne man selten mehr und vollends nirgendwo eigentümlicher Lebensführung. Das habe, fügt man hinzu, die moderne Erziehung bewirkt, die an alle Menschen denselben Bildungsmeißel anlege und einen wie den andern in gleicher Weise bearbeite, — noch mehr aber der Drang der Zeit, der jedermann zu nüchterner Klarheit zwinge und ihm nicht die Muße gönne, irgend eine harmlose Narrheit in seinem Hirn auszubrüten und festzuhalten. Eine „Narrheit" — denn wer von „Originalen" spricht, versteht darunter nur selten tüchtige, knorrige Naturen, die sich durch eherne Festigkeit des Charakters, durch eigentümliche Geistesrichtung vom großen Haufen unterscheiden, sondern in der Regel seltsame Käuze, die auf ihrem oft sehr harten Lebenswege auch ein Bündelchen Thorheit mitschleppen, nicht groß genug, um ihnen die Zurechnungsfähigkeit abzusprechen, aber doch so augenfällig, daß ihr Träger dadurch in Aller Augen lächerlich und bemitleidenswert wird, ohne dies zu ahnen. Solche „Originale", behauptet man, stürben allmälig aus, wie etwa der Auerochs, und da man sie nicht künstlich schützen und züchten könne, wie es die russische Regierung mit diesem Tier in den litthauischen Wäldern thut, so sei wohl die Zeit nicht ferne, wo man in irgend einem Winkel der Erde den letzten Menschen solcher Art zu Grabe tragen werde. Und dies sei sehr bedauernswert, denn es müsse, schon im Interesse der Seelenkunde, auch solche Käuze geben.

Ob dies nun wirklich gar so wünschenswert und notwendig ist, mag dahingestellt bleiben, jedenfalls sind noch immer seltsame Käuze unter den Menschen zu finden und werden es immer sein. Hört man so oft das Gegenteil behaupten, so erklärt sich dies nur daraus, daß es derzeit wenig Originale mehr giebt, wie sie vor fünfzig Jahren ihren Zeitgenossen in die Augen fielen, weil jede Zeit ihre besonderen Käuze hat. Es giebt heute nicht viele Menschen mehr, die ihrem Äußeren ein ganz absonderliches Gepräge geben oder ihre seltsamen Gewohnheiten auf den Markt hinaustragen, die Originalität ist innerlicher geworden, sie drängt sich nicht mehr unwillkürlich auf; wir gewahren sie nur, wenn uns ein Zufall vermittelt, den Betreffenden näher zu treten. Das kann vielen gelingen, weil es viele seltsame Leute giebt, sehr viele. Wie wäre dies auch anders möglich?! Es giebt wenig Sonnenschein auf Erden und viel Düster; das Schicksal wirft einen breiten Schatten des Unglücks auf die Menschen und man weiß ja: Pflanzen, die im Dunkel wachsen müssen, streben nicht schlank und gesund empor, sondern nehmen seltsame, halbverkümmerte, abenteuerliche Formen an. Und ferner, man spricht oft davon, wie stark das Menschenherz ist, wie viel es ertragen kann, ohne zu brechen, und dem ist auch so — es sterben nicht viele Menschen an gebrochenem Herzen. Aber deshalb bleibt es doch ein weiches, zartes Ding, und wenn es unter dem Druck nicht bricht, so verhärtet es sich doch leicht. Noch Eines aber wäre hinzuzufügen — vielleicht das wichtigste: der Hang des Menschen, etwas Apartes zu schaffen oder zu haben, was ihn von anderen unterscheidet, was wenigstens in seinen eigenen Augen seinem Leben besonderes Gepräge giebt. Dies ist nicht Exzeziz zu nennen, der ja eine klare, bewußte Empfindung ist — namenlos ist dieser dunkle Drang, der selbst dem Unbedeutendsten nie ganz fehlt und ihn anstachelt, seinem vergänglichen Dasein ein Etwas abzuringen, was dieses überdauern soll, und irgend ein besonderes Gärtchen zu pflanzen, wie es sonst niemand hat. Dabei gerät der eine auf Nützliches und Vernünftiges, der andere auf Lächerliches und Nutzloses — und dies letztere ist unendlich häufiger, als das erste. Zwei Haupt-

Digitized by Google

gruppen unter den Originalen: die rastlosen Dichterlinge und die Sammler von allerlei kuriosem Trödel verdanken nur diesem dunklen Triebe ihr Dasein.

Es giebt kein Dorf, keinen Flecken, keine Straße der Großstadt, wo nicht ein Original aufzutreiben wäre. Und vielleicht giebt es unter den Lesern keinen, der nicht von einem oder mehreren zu erzählen wüßte. Darum empfinde ich es fast als ein Wagnis, wenn ich daran gehe, von jenen zu berichten, die ich selbst kennen gelernt habe. Denn es ist nichts unerhörtes an ihnen, sie sind nicht absonderlicher, als viele ihrer Art. Aber — jedes Original ist in seiner Art absonderlich und jedes unterscheidet sich scharf von den anderen. Aus diesem Grunde glaube ich hier nichts Überflüssiges oder Lästiges zu bieten, denn jedes Original ist nicht ohne Interesse, weil jedes dazu verlockt, seltsamen Fügungen des Geschicks nachzugehen und eigentümliche Wandlungen des Seelenlebens zu verfolgen.

Originalen alten Schlages, vollwichtigen Vertretern jener Gattung, deren Aussterben zu dem Irrtum verleitet, daß die Sonderlinge überhaupt immer seltener werden, bin ich gleichwohl noch ziemlich oft begegnet. Ich begnüge mich, zwei Muster dieser Art vorzuführen, ein männliches und ein weibliches. Ich greife sie deshalb heraus, weil sich auch noch ein besonderes Interesse an sie knüpft. Denn der Mann war daneben auch ein hochgeachteter, ja berühmter Politiker, während der Dame auch ein Zug des Typischen anhaftet, nicht stark genug, um sie aus dieser Reihe, die nicht Typen, sondern Individualitäten vorführen will, zu verbannen, aber doch unverkennbar.

Natürlich hat die Vertreterin des schöneren Geschlechts den Vortritt, obwohl die Bezeichnung in diesem Falle nicht ganz zutrifft.

Amanda Waldau.

Wer jemals in Gmunden war, dem freundlichen Städtchen am Traunsee, kennt auch das wohnliche Haus auf ragender Höhe, dessen Lage romantischer ist, als sein Name: der „Kegelbräu." Wie es nun verwaltet wird, weiß ich freilich nicht, aber in jenem Sommer, als ich dort meine bescheidene, stillfröhliche Villeggiatur hielt, war's eine Herberge von jenem Mittelschlag, den man leider so selten in unseren Bergen findet: einfach und anständig; einige Bequemlichkeit aus der Neuzeit, alles andere aber, die Preise mit eingerechnet, aus dem schönen, billigen Altertum unserer Großväter. Es ließ sich vergnüglich hausen in der bescheidenen Wirtschaft, und wenn auch das Gerät der Stuben minder prunkvoll war, als in den großen Hotels drunten an der Esplanade, so konnte doch jeder Blick aus dem Fenster dafür entschädigen: so schön hatten's die reichen Leute unten doch nicht! Denn das Haus liegt hoch und so ist dem schweifenden Blick fast keine andere Grenze gesteckt, als die schroffe, himmelhohe Wand des Traunsteins; zur Rechten kann man das ganze wild-liebliche Seegelände bis Traunkirchen überblicken, zur Linken das Städtchen, die alte graue Traunbrücke und darüber hinweg das enge tannengrüne Flußthal. Dazwischen aber liegt der See dem Blick gebreitet, gegen Süden wie ein Meer ausgegossen, endlose glitzernde Pracht, ewig neue Entzückung gewährend im ewig neuen Spiel seiner Farben.

Gleichwohl ist das Haus selten gefüllt. Denn es paßt für keine der drei Sorten Fremder, die das Seestädtchen vornehmlich aufsuchen: weder für die hastigen Touristen, die nur einen Tag bleiben, noch für die reichen Wiener Finanzleute, die hier ihre Sommerfrische halten, noch endlich für die depossedierten Fürsten, die in diesem reizenden Erdenwinkel nahezu das ganze Jahr verweilen. Nur wenn in den großen Hotels kein Plätzchen zu bekommen ist, überflutet der Menschenstrom auch dieses wohnliche Eiland, nicht gerade zum Entzücken der wenigen ständigen Gäste, die stille, nachdenkliche Naturen sind: Maler, Dichter und Gelehrte . . .

Eine solche Invasion hatte sich auch in den ersten Augusttagen des gedachten Jahres vollzogen und das sonst so stille Haus mit Lärm und Unbehagen gefüllt. Niemand war froh darüber, nicht einmal unser stattlicher Wirt, Herr Eibelhuber. „Za, seh'n S'," sagte er mir, als wir in der Frühe vor der Hausthür unser obligates Morgengespräch führten, „Leut' wären schon recht, aber wir solche, die gleich einen Kellner verlangen! Einen Kellner! Bei mir bedient a Madel, so a Schwalbenschwanz kommt mir nit über die Schwell' . . . Nix frei — könnt's umkehren!"

Dieser Zuruf galt einem Wagen, der eben vom Städtchen her schwer bepackt heranrollte. Der Kutscher hielt unschlüssig an, aber seine beiden Fahrgäste hatten offenbar geringe Lust, der freundlichen Abmahnung zu gehorchen. Sie stiegen ab und kamen auf uns zu. Ein kleiner, eisgrauer Herr in schlichtem, fast ärmlichen Reiserock und

Digitized by Google

eine Dame, offenbar seine Tochter. Es ist schwer, sie zu schildern, nicht gerade, als ob ihre Jugend und Schönheit so unsäglich gewesen wären — Beides ließ sich wohl vertragen — sondern weil Figur und Tracht höchst merkwürdig waren.

Diese Figur bestand nämlich aus lauter kurzen, geraden Linien, die unter spitzen Winkeln zusammentrafen; all meine Tage hab' ich — nicht vorher, nicht später — ein Menschenkind gefunden, das gleich viele Ecken an sich hatte. Stirn, Nase, Mund, Kinn, Hals, Büste, Taille, sogar die Frisur — alles war eckig, und das eng anliegende kokett geschürzte Reisekleid von grauer Seide ließ diese Phänomena auch recht zur Geltung kommen. Nur auf dem Haupte saß etwas Weiches und Rundes, ein riesiger Rembrandthut nämlich, aber selbst das Lorgnon, hinter dem ein paar kleine wasserblaue Augen hervorguckten, selbst dieses doch in der Regel runde Instrument zeigte hier quadratische Gläser! . . .

„Verlieben's Ihnen nit!“ flüsterte mir der Wirt zu und trat ihr gefaßt entgegen. Sie aber wartete seine Anrede nicht ab.

„Herr Wirt“, begann sie im schönsten Leipziger Dialekt, „Sie müssen uns 'ne Stube und Kammer, oder doch 'ne Stube, oder mindestens 'ne Kammer einräumen, ich lasse mich partout nicht wieder fortschicken; ich sterbe, wenn ich das köstliche Gnunden nicht genießen kann!“

„'s is mir frei!“ erwiderte der dicke, grausame Mann gleichmütig. „Und Sie brauchen ja zwei Zimmer. Ein Herr und eine Dame . . .“

„Oh, für den Notiall genügt eins!“ fiel sie ihm ins Wort. „Es ist nur mein Vater und er pflegt des Abends sofort einzuschlafen; ich allerdings bleibe lange auf; ich arbeite des Nachts am liebsten, ich bin Schriftstellerin. Oh Herr Wirt, wir haben schon das ganze Städtchen durchsucht, weisen Sie uns nicht ab! Ich will es Ihnen danken, ich will Ihr Hotel in meinen Reisebriefen an den „Sächsischen Anzeiger“ empfehlen, auch drängt es mich schon lange zu einer Novelle, für die ich nur noch einen romantesken Hintergrund suche. Hier ist er gefunden — Berg und Wald und See! Ich werde die Novelle in Ihrem Hause schreiben und Sie und Ihre Wirtschaft darein verflechten . . .“

„Möchten S' nit anderswo flechten?“ brummte der Wirt, schon halb erweicht.

„Mein Herr“, fuhr die Eckige noch dringender fort, „Sie wissen nicht, wen Sie so lange flehen lassen! Ich bin Amanda Waldau, die Verfasserin der Sternennächte.“

Sie nannte in Wahrheit einen anderen, aber nicht minder unbekannten Namen. Gleichwohl beschloß ich nun zu intervenieren, nicht so sehr aus Kollegialität, sondern um dem „Kugelbräu“ eine so köstliche Figur zu gewinnen.

„Die Waldau!“ flüsterte ich also im Tone höchsten Erstaunens vor mich hin, so laut, daß man es auf dreißig Schritte hören mußte. „Herr Eibelhuber, die Dame muß ein Zimmer haben! Im äußersten Falle trete ich das meinige ab!“

Die wasserblauen Augen leuchteten freudig auf und im nächsten Momente standen all' die Ecken dicht vor mir.

„Sie kennen mich?“ rief Amanda, „Sie haben die „Sternennächte“ gelesen?“

„Und Sie fragen noch?“ erwiderte ich gekränkt. „Mache ich äußerlich den Eindruck solcher Unbildung, daß Sie erst fragen müssen?“

„Verzeihung, mein Herr!“ hauchte sie beschwichtigend. „Daß ich in Deutschland populär bin, weiß ich ja, aber in Oesterreich liest man bekanntlich weit weniger.“

„Leider!“ rief ich, „aber die „Sternennächte“ kennt auch jeder Oesterreicher.“

Der alte Herr hatte diese Unterredung angehört, ohne eine Miene zu verziehen; ein scheues, furchtsames Lächeln lag wie festgebannt auf dem schmalen, faltigen Antlitz. Herr Eibelhuber jedoch blickte uns erstaunt an . . .

„Also Nr. 17,“ sagte er endlich. „'S is freilich nur a Kammer und schreiben werden S' da nit viel! He, Schorschl!“

Der Hausknecht erschien, die Gäste folgten ihm.

„Auf Wiedersehen!“ rief mir Amanda zu und hüpfte zierlich die Treppe empor.

Als ich einige Stunden später heimkam, zog mich der Wirt in sein kleines Bureau an der Treppe.

„Hören S'“, flüsterte er. „Da is was nit richtig. Sie kann höchstens die Stiefstochter vom Alten sein, heißen ja beide verschieden.“ Und er wies mir den Fremdenzettel vor: „Johann Gottfried Bl., Rentier aus Leipzig samt Tochter, Fräulein Amanda Waldau, Schriftstellerin, Dichterin und Korrespondentin des „Sächsischen Anzeigers“ “. — Is das nit verdächtig?“

„Ein Pseudonym,“ erklärte ich ihm und suchte ihm die Sache klar zu machen. Er schüttelte den Kopf. „Ehrliche Leut' treiben kein G'spiel mit

Digitized by Google

ihrem ehrlichen Namen!“ Und fortab bewahrte er ein gewisses Mißtrauen gegen die Dichterin.

Ich muß gestehen, daß auch mir noch am selbigen Tage ein Mißtrauen aufstog, freilich nicht bezüglich der Ehrbarkeit Amandas. Als ich nun die Mittagstunde in den Speisegarten des „Vogelbräu“ kam, fand ich sie an einem der Mitteltische in einem ganz unglaublichen Kostüm: weißes, wallendes Gewand à la Sappho, das Haupt mit prächtigen Locken geschmückt, die freilich etwas gekünstert aussahen, weil sie das Paket wahrscheinlich eben erst aus dem Koffer gezogen hatte, und in der Hand zwar keine Lyra, aber doch eine Riesenfeder mit Goldschaft. Und mit dieser Feder schrieb sie auf Folio-Blätter, die vor ihr lagen. Wenn sie die Augen erhob und dem staunenden Blicke der Umsitzenden begegnete, die ihr Mittagbrot verzehrten, flog ein Lächeln der Befriedigung über ihr Antlitz. Herr Bl. saß ewig lächelnd neben ihr und aß einen Rostbraten.

Ich trat grüßend auf sie zu.

„Sie arbeiten?“ fragte ich mit schüchterner Ehrerbietung. Aber sie erwiderte nichts. Wohl erhob sie beim Klange meiner Stimme den Blick und ließ ihn auf mir ruhen, aber ihre Gedanken weilten offenbar noch im Avalun der Dichtung. Dann fuhr sie sich mit der Hand über die Stirne, als erwache sie aus tiefem Traume.

„Ah! Sie sind's!“ rief sie freundlich, „wenn ich arbeite, versinkt mir die Welt. Bitte, nehmen Sie Platz.“

„Aber ich störe,“ wandte ich schüchtern ein. „Wenn ich Sie gerade in etwas Unsterblichem unterbräche . . .“

„Inspiration,“ rief sie so laut, daß ich glaubte, sie wollte sich bei der Kellnerin eine Portion davon bestellen, „Inspiration ist partout etwas Göttliches, dämonisch Starkes, wenn sie echt ist. Mir geht sie niemals ans. Gerade im Menschengewühl arbeite ich am liebsten. Wenn dann aber erst die heilige Nacht . . .“

„Befehlen?“ rief die Nanni im Vorbeilaufen und hielt ihr die Speisekarte hin.

„Danke!“ flüsterte sie. „Öffentlich zu speisen scheint mir unschicklich, namentlich für eine Priesterin des Schönen. Auch esse ich wenig, der selige Geibel sagte mir: „wie ein Vögelchen!“ Ich bilde mir nichts darauf ein, Geibel war ein unbedeutender Mensch und Dichter. Auch Gustav Freytag sagte so etwas von mir. Ich kenne nun den ganzen lebenden Parnaß! Leider kann das mir nicht viel Vergnügen machen — eine erfolggekrönte Dichterin im Verkehr mit Kollegen, das ist ein Martyrium, mein Herr. Denn zu dem litterarischen Neid gesellt sich noch die niedrige Furcht, von einem Weibe überflügelt zu werden. Wissen Sie, daß selbst Heyse — und Wilbrandt, daß Lingg — aber still davon, es schmerzt! . . .“

Mich aber schmerzte es nicht, und ich that mein Bestes, das Gespräch im Gange zu erhalten. Es fiel mir auch nicht schwer, denn nie habe ich jemand mit so fettem Behagen von sich reden hören. In welchem Tone die Rede ging, beweisen die mitgeteilten Proben; welchen Inhalts sie war, ist gleichfalls bald gesagt: es handelte sich immer nur um die Inspiration, das Talent, die Erfolge, die litterarischen Beziehungen der Dichterin Amanda Waldau. Es war wundersam anzuhören, die schlichte stenographische Nachschrift hätte sich als köstliche Humoreske verwenden lassen, aber ich gestehe, daß mir allmählich unheimlich dabei wurde. Wie ich so das hagere, häßliche Antlitz, bald süßlich lächelnd, bald wieder mit dem Ausdruck empörter Entrüstung oder höchster Verzückung dicht vor mir hin- und herschaukeln sah, daß die dünnen Löckchen wie beherte Schlangen auf und ab wippten, als ich diesem Geschwätz voll unendlicher Eitelkeit, Eitelkeit und Thorheit horchte, da überkam mich mit unwiderstehlicher Gewalt jener Verdacht, dessen ich oben gedacht habe, daß dieses Frauenzimmer „partout“ wahnsinnig sei. Seit zwanzig Jahren dichtete sie rastlos in Vers und Prosa und bestürmte vergeblich alle Redaktionen und Verleger, seit zwanzig Jahren weckte jedes Buch, ja jedes Artikelchen aus ihrer Feder den Spott der wenigen, die es lasen, seit zwanzig Jahren suchte sie, überall abgewiesen, alle Schriftsteller Deutschlands vergeblich mit Briefen und Besuchen heim — und welche Folgerung zog sie aus alledem? Daß sie, Amanda Waldau, derzeit das einzige poetische Genie in Deutschland sei, das nur deshalb noch nicht zu verdientem Ruhme gelangt sei, weil es gegen eine unheimliche, mit teuflischer List operierende Verschwörung unwürdiger Kollegen und Rezensenten anzukämpfen habe! „Nur Goethe's Gedichte,“ sagte sie mir wörtlich unter jener Linde des „Kugelbräu“, „nur diese Gedichte, sorgsam gewählt, würden ein Bändchen geben, welches den „Sternenmächten“ an poetischem Wert gleichkäme!“

Sie ist verrückt, dachte ich also und von diesem Moment ab schien es mir unwürdig, mit ihr Scherz zu treiben. Ich ließ meine provozierenden Redensarten und suchte mich los zu

Digitized by Google

machen. Aber wie mir dies an jenem Tage schlecht gelang, so auch während der ganzen Woche, wo sie in Gmunden verweilte.

Es war dies die gerechte Strafe für meinen Vorwitz. Die Dichterin wollte den einzigen Menschen, der sich ihr vielleicht auf ihrer ganzen Lebensreise als Verehrer vorgestellt, nicht so leicht fahren lassen. Wie mir diese Gespräche nur jenen unheimlichen Eindruck verstärkten, so auch die Lektüre der „Sternenmächte." Es war ein starker Band Gedichte, im Selbstverlag erschienen, das wirrste, platteste Zeug. Wer sich auf die Gedichte was einbildete, wer sich so benahm, mußte anders sein, als wir übrigen Menschenkinder. In jenes wallende Gewand gehüllt, die riesige Mappe vor sich aufgeschlagen, saß sie überall da, wo sie just die meisten Menschen versammelt wußte: auf der Esplanade, im Sartori-Garten, im Kasino am Seeufer. Staunend und kichernd zogen die Kurgäste vorbei, zuweilen sprach sie auch ein Mutwilliger an und sie unterhielt sich mit ihm über ihre litterarische Laufbahn. „Sie ist verrückt," dachten alle.

Was der Vater darüber dachte, war schwer zu erraten. Mit demselben stereotypen Lächeln saß er stets an Amandas Seite und ließ seine heisere, zitternde Stimme nur dann vernehmen, wenn er einen Gruß erwiderte oder der Kellnerin einen Auftrag gab. Ich schwankte, ob ich ihn für blödsinnig halten sollte, oder von der Tochter so tyrannisiert, daß er sich nicht zu rühren wagte.

Das letztere war richtig, wie ich aus einem Gespräch erfuhr, das ich am Abend vor Beider Abreise mit ihm hatte.

Ich traf ihn gegen die elfte Stunde noch auf den Bänkchen vor der Hausthür sitzen. Amanda sei auf dem See, erwiderte er auf meine Frage. „Und Sie lassen sie allein?" rief ich besorgt.

„Sie ist ja nicht verrückt," erwiderte er und fügte mit heiserer, vibrierender Stimme hinzu: „Obwohl es so scheinen mag. Ach, Herr, Sie wundern sich wohl, daß ich sie gewähren lasse. Es ist aber meine Schuld, daß sie so wurde, darum muß ich es geduldig tragen!"

„Ihre Schuld?"

„Jawohl! Als sie, damals noch ein ganz junges Mädchen, zu dichten begann, dacht' ich: sie ist so sehr häßlich, ein Mann findet sich schwer, vielleicht füllt die Dichtkunst ihr Leben aus, und dann plagte mich der thörichte Ehrgeiz, der Vater einer berühmten Tochter zu werden. So ließ ich's geschehen, und als es immer schlimmer wurde, konnte ich nicht mehr Einhalt thun. Verrückt aber ist Amanda nicht, lieber Herr, und wenn man das Verrücktheit nennen will, so wären alle Irrenhäuser Deutschlands nicht groß genug für die Damen, die daran leiden. Da kommt sie schon," schloß er hastig und wünschte mir schüchtern gute Nacht.

Ich habe vorher und seither sehr viele Schriftstellerinnen persönlich kennen gelernt. Manche erinnerten in dem und jenem an Amanda; gelichen hat ihr keine auch nur annähernd. Darin also hat der bedauernswerte Vater Unrecht gehabt. Aber auch wir Gmundener Kurgäste irrten, als wir sie für verrückt hielten. Sie war sparsam, that nichts Unsinniges und — Herr Eibelhuber hat's erfahren — sie wußte ausgezeichnet zu rechnen. Ohne jene äußerliche Absonderlichkeit wäre die innere, an der es ihr ja auch nicht mangelte, weit minder grell hervorgetreten. Sie war nicht geisteskrank, sondern ein Original.

Bei dem Manne, von dem ich nun zu erzählen habe, hat vollends niemals jemand auch nur eine geringe geistige Störung anzunehmen gewagt.

Eduard von Zsedenyi.

Es war in Pest, an einem trüben, häßlichen Dezembertage von 1872. Ich schritt mit einem mir befreundeten Journalisten die Palatingasse hinab, eine mühsame Wanderung, denn knietiefer Kot und Schnee bedeckten die Straßen. Da kam uns ein alter Mann entgegen, eiligen Schrittes, gesenkten Hauptes, und in so komisch-schäbiger Kleidung, daß ich ihn unwillkürlich schärfer musterte. Sein langer Winterrock, der ursprünglich braun gewesen sein mochte, zeigte nun als Grundfarbe ein fahles Gelb, mit unzähligen Schmutzflecken übersät, an den Rändern hing der Stoff in Fransen nieder. Ebenso jämmerlich wiesen sich die Beinkleider — Schuhe und Kopfbedeckung aber waren in ihrer Art vollends eine Sehenswürdigkeit: hohe Galloschen, an den Knöcheln mit Tuchfetzen umbunden, und der Hut ein jämmerlich zerknüllter, mit einer dichten Schmutzschicht überdeckter Cylinder, der, ganz und gar aus der Form gegangen, nun wie ein Kegel anzusehen war. An einer schmutzigen Schnur hatte der Greis um den Hals einen Muff aus Wolle hängen, in dem er beide Hände geborgen hielt. So trippelte er uns kurzen, raschen Schrittes entgegen.

„Habe die Ehre, Excellenz!" rief mein Begleiter ehrerbietig und lüpfte den Hut.

Digitized by Google

Der alte Bettler nickte freundlich und eilte weiter.

„Warum verhöhnen Sie den Unglücklichen?“ fragte ich vorwurfsvoll. „Hätten wir ihm doch lieber eine Gabe gereicht!“

„Dem?“ rief der Journalist und begann laut zu lachen. „Kennen Sie ihn nicht? Das ist ja einer der reichsten Männer Ungarns!“

„Unmöglich!“ rief ich. „Wie heißt er?“

„Seine Excellenz Eduard von Zichenni, Seiner Majestät Wirklicher Geheimer Rat, Großgrund- und Bergwerksbesitzer, Präsident der protestantischen Synode, Besitzer zahlloser Orden, Abgeordneter, Direktor der Kreditanstalt . . .“

„Zichenni!“ rief ich. Der Name war mir natürlich wohlbekannt. „Aber warum diese absonderliche Maskerade?“

„Es macht ihm eben Plaisir!“

„Ist er so geizig?“

„Behüte! — er giebt jährlich Tausende und aber Tausende für die Armen und spendet jedem patriotischen Unternehmen Summen, von denen er sich für jeden neuen Tag einen neuen, überaus elegauten Anzug beschaffen könnte. Aber, wie gesagt, das ist seine Passion!“

„Und erscheint er immer so?“

„Außer wenn er zu Hof geht.“

„Aber diese unerhörte Passion muß doch ihre Gründe haben?“

„Hm — allerdings! Man erzählt eine Geschichte darüber — es ist sogar etwas Romantik dabei.“

Und er erzählte mir diese Geschichte.

Ob sie wahr ist oder nicht, vermag ich freilich nicht zu beurteilen. Aber wahrscheinlich klingt sie und wurde mir damals von mehreren erzählt. Gleichwohl würde ich der Verbreitung widerstehen, das Gehörte zu veröffentlichen, wenn daraus auch nur der leiseste Schatten auf den Namen des längst verstorbenen, hochverdienten Mannes fiele. Aber dem ist nicht so, und darum nehme ich mir heraus, hier das Wesentliche wiederzugeben.

Eduard von Zichenni, damals nächst Franz Deak der rastloseste, populärste und verdienstvollste Parlamentsmann Ungarns, ist zweimal verlobt, nie vermählt gewesen. Wie viele Frauenherzen ihm in seinen Jünglings- und Mannesjahren zugeflogen, ist nicht zu zählen. Schon bei seinem ersten Eintritt in die Gesellschaft, anfangs der dreißiger Jahre, galt er in der Krönungsstadt Preßburg als der „schönste Mann des Vaterlandes“, und der arme Landjunker aus der Zips (sein Familienname, den er erst später magyarisierte, war „Pfannschmidt“) verdankte nur diesem äußeren Umstande die Gelegenheit, seine reiche geistige Begabung offenbaren zu können. Die Frauen protegierten ihn, seine Talente leisteten ihm denselben Dienst — er machte früh eine glänzende Karrière. Wo er größere Triumphe feierte, im Landtagssaal oder im Salon, möchte schwer zu entscheiden sein. „Einen eleganteren Mann,“ erzählte mir einer seiner Zeitgenossen ganz begeistert, „habe ich nie gesehen; vergeblich suchten wir ihm nachzueifern — sein Geschmack war unvergleichlich!“

Etwa dreißig Jahre alt, verlobte sich Zichenni mit einer jungen Dame aus einer Magnatenfamilie des Landes; die Liebenden hatten trotz aller Hindernisse das öffentliche Verlöbnis erkrotzt, die Heirat vermochten sie gleichwohl nicht zu erkämpfen — der Bund wurde gelöst. Zichenni zog sich in seine heimatlichen Berge zurück und tauchte erst nach einigen Jahren wieder in der Hauptstadt auf — er war ernster und älter geworden, aber schön und elegant geblieben und noch immer der erklärte Liebling der Frauen. „Wir alle,“ erzählte mein Gewährsmann, „freuten uns herzlich, ihn wieder unter uns zu haben, aber vielleicht begrüßte niemand seine Ankunft inniger, als die Pester Schneider, deren Geschäft nun erst wieder in rechten Flor kam.“

Kurz darauf verlobte sich Zichenni wieder mit einer jungen, schönen Witwe, um schon einige Monate darauf auch diesen Bund zu lösen. Er hatte erkannt, daß die Erwählte seiner unwert sei, und die Wunde, welche diese Erkenntnis seinem Herzen geschlagen, mußte wohl sehr tief sein, denn er erkrankte und genas nur langsam.

Bei seinem ersten Ausgang trug er ein ähnliches Kostüm, wie ich es dreißig Jahre später an ihm gesehen habe. Er war von einem Extrem ins andere gefallen. Die Wandlung machte großes Aufsehen; wo er erschien, sammelten sich die Leute und bildeten Spalier. Das kümmerte ihn wenig, und gleich geringen Eindruck machten ihm die Vorstellungen seiner Freunde. Von dem Tage an, da Zichenni die Verlegenheit einer Salondame — und vielleicht des Salonlebens überhaupt — erkannt, hat ihn niemand mehr in einem anständigen Rocke gesehen!

Zichenni war nur äußerlich ein Original; in seiner Denkweise, seinem Schaffen zeigte er keine Spur des Sonderbaren. In scharfem Gegensatze zu ihm steht eine andere Gestalt, deren ich mich nie ohne mitleidsvolle Wehmut erinnern kann.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nachdichtungen italienischer Lyrik.

Von Paul Heyse.

Großmutters Lied.

Von Graf Conftantin Nigra.

„Im Meer liegt eine Insel klein,
Da herrscht des Königs Töchterlein."
Großmutter singt und spinnt dabei
Drunten im Stall. Es lauschen gespannt
Die Kinder dem zitternden Märchensang,
Das Kleinste schläft in der Wieg' an der Wand.

„Und kommt des Weges ein Jüngling, muß
Den Zoll er zahlen mit einem Kuß."
In eis'gen Flocken niedersinkt
Draußen der Schnee in dunkler Nacht.
Der Nordwind rüttelt und saus't und pfeift,
Daß die alte Thür in den Fugen kracht.

„Zur Insel kam ein Junkherr hold,
Das Fräulein er nicht küssen wollt'."
Einkönig summt der Ahne Sang,
Die Stunden schleichen durchs kalte Haus.
Der Kinder Augen schließen sich,
Die Leuchte lischt mit Knistern aus.

„Die Jungfrau fängt ihm wie einen Knecht;
Küßt er sie nicht, ergeht's ihm schlecht."
Auf armem Stroh entschlummern nun
Eins in des Andern Arm die Kinder alle.
Doch noch im Schlafe hören sie
Ganz leis im Ohr Großmütterchens Gelalle.

„Man gab ihm ein Bett von Purpur und Gold,
Die Ketten flocht man aus Blumen hold."
Und von der Insel träumen sie,
Der grünen Insel und dem jungen Knechte,
Und von dem blassen Jungfräulein,
Das am Balkon sich kämmt die goldne Flechte.

„Im Meer liegt eine Insel klein,
Da seufzt des Königs Töchterlein."
Und endlich schläft Großmutter auch,
Im Stuhle sitzend, mit gesenktem Kopfe,
Und träumt, im Kasten finde sich
Noch etwas Brod und etwas Wein im Topfe.

In den Bergen.

Von Graf Conftantin Nigra.

Durch Nebel, die sich schwer vorüberwälzen,
Blickt hie und da ein Stückchen blauer Luft.
Es weiden, wo der Bach rauscht durch die Kluft,
Kühe, und Ziegen hängen an den Felsen.

Schon lösen sich, vom Herbstreif übertalten,
Des Ahorns und der Erle Blätter ab.
Der junge Hirt, gelehnt auf seinen Stab,
Schaut, wie am Himmel rasche Wolken wallen.

Ritter und Pagen ziehn in langem Reigen
Vorbei, einladend winkt ein Königskind.
Hütten in Schlösser dort verwandelt sind,
Hellbarden wurden aus den Buchenzweigen.

Doch sieht er nicht da drüben, wo hernieder
Die Quelle sprudelt aus dem Felsenspalt,
Beim Brunnen jene zierliche Gestalt
Im blauen Röckchen und dem rothen Mieder,

Die, da den Burschen sie erspäht, in Zagen
Und Zaudern steht und leise singend harrt.
Er sieht und hört und merkt es nicht und starrt
Empor, wo sich die Wolkenbilder jagen.

Erste Liebe.

Von Angiolo Orvieto.

Als Frau sah ich sie wieder.
Schon dämmert' es im Land.
Sie trug ein leicht Gewand
Und schlug die Augen nieder.

Im alten Garten grüßte
Mich jeder blüh'nde Strauch
Mit wohlbekanntem Hauch.
Die Sonne ging zur Küste,

Und wie die Strahlen starben
Auf ihrem blauen Kleid,
Dacht' ich zurück die Zeit,
Da es noch rosenfarben,

Digitized by Google

Doch kurz war an den Borden
Und ich noch mein geglaubt
Das Kind, daß jetzt das Haupt
Senkt, da es Weib geworden.

Ach, all dies Wohlbekannte,
Der Duft, aufs Neu' erwacht,
Übt' eine Zaubermacht,
Daß mir das Herz entbrannte.

Die langbegrabne Liebe
Stieg aus der Gruft empor,
Licht flammend wie zuvor,
Rein, heut mit lauterm Triebe.

In schwärmender Geberde,
Doch schweigend stand ich da.
Auch sie blieb stumm und sah
Gedankenvoll zur Erde.

Wir sahn die Sonne scheiden
Und blaue Schatten lacht
Ringsum die Blumenpracht
In stummes Dunkel kleiden.

Wie sie dahingeschritten
Durch ihres Gartens Raum,
Der Kiesweg knirschte kaum
Unter den leichten Tritten.

Still flehn die kleinen Füße.
Ob das ein Seufzer war?
Ob sie die Blume gar
Geküßt? O Mund voll Süße,

Ihr Händchen, ach, ihr kleinen,
Du thränenschwerer Blick,
O erster Liebe Glück,
Euch muß ich nun beweinen!

Du fragst, warum der Schlaf mein Lager flieht?

Von **Konrad Telmann.**

(Ungedruckter Nachlaß.)

Du fragst, warum der Schlaf mein Lager flieht?
Des Frühherbstmorgens mußt ich stets gedenken,
Von manchem Jahr, die in erhabner Öde
Des Hochgebirgs, ich an des Wildser's Ufern
In märchenstiller Einsamkeit gestanden.

Wie so wie damals schaut' ich tief ins Herz
Der großen, todesernsten Wunderwelt. . .
In unbewegt krystallner Flut gespiegelt
Der Hochlandsriesen eisgeschirmte Häupter
In meinen Füßen sah ich; jede Spalte
Im Gletscherfeld und jedes Abgrunds Klaffen,
Die Zacken, Schründe, jede Felsenschroffe,
Ja selbst des kleinsten Rinnsals schartige Rille,
Und unterm Schnee das brüchelnde Geklein,
Das donnernd bald zur Tiefe niederrollt,
Verderben dreisend, wo es stürzt, gewahrt' ich.
Denn Alles warf, von keinem Hauch getrübt,
So deutlich klar das Wasser mir zurück,
Als hönnten's spielend meine Hände greifen.

Ich schaut' und schaute, bis von langer Wanderung
Ich müd' ins harge Ufergras mich warf
Und Schlummer mich umfing.

Wie lang? Wer wüßts?
Der Sturmwind war's, der mich erweckte; sausend
Der Hochlandstannen jäh verwühlte Kronen
Zur Erde bog er nieder, von der Firnen
Schneeschimmerdem Gefild sich mit den Schwingen
Des Geiers stürzend, durch den Bergwall quoll es

Wie Ächzen hin, es bebte in den Schründen
Und heulend schnob's aus allen Höh'n und Tiefen.
Aus wildbewegter Flut des Sees erstrahlte
Kein Spiegelbild; vom Sturmesatem wars
Verwühlt, hinweg gelegt, als wär es nimmer
Gewesen, um die Sinne mir zu fesseln.

. . . Da rann ein Schauern mir durch tiefste Brust.
Doch spiegelt klar in meiner Seele sich
Die deine ab und gleich dem Wildser weiß,
Dem ruhenden, sie deines Wesens Bild
Wir rein und treu — und jeden Abgrund schau ich
Darin, und deiner wilden Feuerseele
Verborgenste Gefahr, die Schründ' und Schrossen,
Die das Geschick mit ernstem Grabscheit dort
Dir eingegraben, alle Höh'n und Tiefen,
Die droh'nden, wie die lockenden. . . .

Und weil ich
Sie sehe, fürcht' ich nichts und halte dich
In meinem Herzen selig fest und -- wache.

Doch weh' uns Beiden, wenn die Stunde käme,
Davor ich zittern muß, nachtdunkeln Fittichs,
Die mir dies Bild verlöschte, da ich schliefe.
Und wenn erwachend dann im Sturm des Lebens,
Ich deine Seele nicht mehr schauen könnte,
Ratlos und hülflos in die Leere starrte.
Die unbekannten Schrecken, die verborgen
Im Tiefsten lauern, sonder Rettung rissen
Sie Beide uns in Elend und Verderben.

Du fragst, warum der Schlaf mein Lager flieht?

Digitized by Google

In der Schluchtmühle.

Novelle von Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung und Schluß.)

Nur die beiden Buchfinken haben sich nicht mit dem Fortschreiten der Jahreszeit verändert, wenigstens ihren Gesang nicht. Sie schlagen, fragen und antworten noch immer ebenso wie im Maibeginn. Das Mädchen hört's und versteht's, und wie damals wendet es den Blick nach der Stelle, auf die der Vogelruf hinzuweisen scheint.

Ein Kindergesicht ist's und ein wenig mehr, gleichsam um eine schmale Linie drüber hinaus. In den großen Augen liegt's, daß bei der Frage des ersten Vogels ihnen etwas wie eine traumhafte Vorstellung vorübergeht, was ein Bräutigam sein möge. Nicht mehr so, als ein nur öfter von einem Kinde gehörtes Wort, mit dem es keinen Begriff verbindet. Sondern eine Wirklichkeit ist's, nur mit einem noch unbekannten Inhalt, den aber das Leben kennen lehrt, wenn der Sommer weiter geht und immer noch schöner wird.

Nun antwortet der andre Vogel, und in ihren Augen geht eine Veränderung vor. Sie lassen erkennen, daß sie mit dem Blick etwas neben ihr Sitzendes wahrnimmt. Es ist nicht mehr unsichtbar, auch ihre Augen sehen es jetzt.

Unwillkürlich drückt sie die Lider zu, und die dünnen Finger verschlingen sich, ziehen sich fest umeinander zusammen, daß ihr Druck die weiße Haut rötet. Aber wie die Augen sich danach öffnen, ist es wieder das Kindergesicht, das auf etwas Unbekanntes hinschaut, beinah' wie mit einem leisen Ausdruck von Neugier.

Wie das Wasser unter ihr vorüberzieht, rauschend und singend. Im Ohr ist's ihr, als komme Glockenklang von der Dorfkirche draus herauf.

Sind das da drüben Hollunderblüten oder Mädchen in weißen Kleidern, die zusammengedrängt stehen und auf etwas warten?

Sie streckt die Hand nach einer schlanken Akeleiblüte und sagt leise: „Du — ich möchte, Du bliebest bei mir. Nein, hab' nicht Angst — ich pflücke Dich nicht — es ist so schön, in der Sonne zu sein."

Ja, so sommerfreudig und lebenswarm ist's in dem stillen Schluchtgrund.

Die großen Augen blicken unbewegt auf das vorüberspielende Wasser. Die Wellen blinkern und glimmern in der Sonne, hie und da schimmert's so hell, als hätten sie von hoch droben ein Stückchen Schnee mit sich herumtergetragen. Kleine Schaumstrudel springen dort über Wurzeln und Gestein — nein, es sind wieder weiße Mädchenkleider, und Gesichter drüber bücken sich mit leisem Geflüster gegeneinander. Sie stehen und warten vor einer großen offenen Thür, von der es aus einem schattigdunklen Raum her kühl in die warme Sonnenluft herauszieht. Die Züge von Einer sind deutlich zu erkennen, die der Größten von ihnen, die schon einen Bräutigam hat und nach der Ernte heiraten will. Daran denkt sie wohl, denn sie müht sich, ein ernstes Gesicht zu machen, aber sie kann's nicht ganz. Das Glück in ihr und die Erwartung kommen verstohlen drunter hervor.

Ja, sehr kühl haucht's aus dem verschatteten dunklen Raum bis hierher an, ein frostiger Schauer läuft der Sitzenden über den Körper. Aber dann ist's ihr plötzlich wieder warm, mehr als das, eine brennende Röte schießt ihr in die Wangen. Es ist ja schwüler Sommer und die Sonne glüht auf sie nieder.

Nun legt sie den Kopf in den Nacken und sieht über sich zum blauen Himmel auf. Kinderaugen sind's, die nach etwas droben zu suchen scheinen, aber es ist nichts da, als das gleichmäßige, leuchtende Blau. Durch das kann sie nicht hindurchsehen, ob sich noch etwas hinter ihm

Digitized by Google

befindet. Doch es muß wohl dort sein, in einer fremden, weiten Ferne, denn sie weiß ja, wenn die Nacht kommt, glitzern die Sterne da droben. Nur so lang es noch Tag ist, sieht man nichts als das Blau.

Sie weiß alles, auch was sie nicht in der Schule gelernt und von keinem gehört hat. Sie allein, die andern Mädchen wissen's nicht und verständen's auch nicht, wenn jemand es ihnen sagte. Das weiß auch der Lehrer selbst nicht, sagen nur hier das Wasser und die Sonne, die Blumen und die Vögel. Kurz geht's wie mit einem Ausdruck von kindlichem Stolz über ihr jetzt wieder ganz farblos-weißes Gesicht.

Da kommt ein Schall durch die Stille, hell-tönig wie der Sommertag; die kleine Glocke über dem Dach der Schluchtmühle läutet zur Arbeits-pause beim Mittagessen. Das Mädchen steht auf, setzt den Fuß vor, doch wendet sich wieder und blickt auf den Platz, wo es gesessen, zurück. Mit sonderbar vergessenen Augen; nun bückt sie sich und pflückt doch mit der schmächtig durch-sichtigen Hand die braune Akeleiblüte. Sie hat auch vergessen, daß sie es nicht gewollt, ihr ver-sprochen hatte, es nicht zu thun, sie in der schönen Sonne zu lassen.

Dann geht sie der Mühle zu, langsam, wie eine Greisin. Trotzdem ermüdet sie nach etwa hundert Schritten und lehnt sich zum Ausruhen an einen Grashang. Aber da kommt nun die Ecke ihr Vater vom Hause her, um sie zu holen, und hastig springt sie jetzt auf und läuft wie ein Kind ihm entgegen. Wie ein spiellustiges, über-mütiges Kind, denn ihre vorgestreckten Hände greifen nach seinem Arm und fassen ihn, während sie dazu ruft: „Ich hab' Dich gefangen und lasse Dich nicht los!“ Doch in Wirklichkeit hat ihre Kraft nur grad' ausgereicht, bis zu ihm hin zu kommen, und mit erschöpft atmender Brust hält sie sich an seinem Arm, um nicht zu fallen. Er sagt: „Was Du für Kräfte hast, Nannerl, Du hätt'st mich beinah umgeworfen. Geht man so mit dem Vater um, da krieg' ich's ja mit der Angst vor Dir, wenn Du noch stärker wirst.“ Sie lacht: „Ich möcht' gern einmal wieder Fangen spielen, das ist so lustig. Sei nicht bös, Vater!“ Und sie faßt ihm mit der Hand in den großen Bart; das hat sie noch niemals gethan, so lang sie lebt, aber sie ist heute so übermütig. Nun gehen sie miteinander zur Mühle. —

Von Manchem abgehalten, war ich erst spät in dem Jahr auf's Land hinausgekommen. Alles stand schon in hochsommerlicher Pracht; nach der Enge nis, dem Zwang und schweren Luftdruck in der großen Steingrube der Stadt überkam's mich aus der Weite, der Freiheit, dem blühenden Leben ringsum wie mit einem Rausch. Am ersten Morgen suchte ich meinen Lieblingswald auf, in dem der Gegensatz zu den lärmerfüllten Straßen mich am köstlichsten empfing. Feierlich, wie Säulen, standen die hohen grauen Stämme, schweigend, nur aus ihren Laubdächern klangen fröhliche Vogelstimmen herab und ab und zu von weitem her das Klopfen eines Spechtes, täuschend als hämmere ein Schreiner Nägel in eine Bretterlade. Aber dann scholl einmal noch ein Ton, nicht aus der Höhe, sondern unter dem Boden schütternd, der eines schweren, über Hohlwurzeln dumpf dröhnenden Fußtrittes. Er kam mir entgegen, doch nicht auf meinem Weg; nebenan lief diesem in kurzer Entfernung ein Stückchen lang ein andrer parallel, Unterholz zog zwischen beiden eine grüne Scheidewand, aber eine Öffnung in ihr ließ mich die braune Farbe eines langen Bartes wahrnehmen, der nur dem Schluchtmüller gehören konnte. Vermutlich machte er einen Frühgang im Wald, sich für seine Säge nach Stämmen umzuschauen, und nun erkannte ich ihn durch eine andere Buschlücke deutlich, vorgebückten Kopfes schritt er an mir vorbei. So rief ich hin-über: „Guten Morgen, Auffenberg! Geht's gut?“ Er hörte es, denn sein Kopf drehte sich, und seine blauen Augen sahen mir grad' in's Gesicht. Doch so, als ob sie mich nicht sähen, und sein Mund antwortete nichts; nur eine Sekunde lang hatte sein Fuß angehalten, setzte sich gleichmäßig wieder vor, und dumpf dröhnte der hohle Boden unter dem schweren Tritt der mächtigen Gestalt weiter. Ich kümmerte mich nicht um seine Unart; er hatte seine Schrullenstunde und that, als ob er mich nicht erkannt habe. Dann mußte man ihn gehen lassen; er war ein bedachtsamer Gewerbsmann, wahrscheinlich steckten seine Bäume ihm im Kopf.

Ein erster Tag auf dem Lande, wundervoll erquickend und ermüdend zugleich! Nach dem Mittag schlossen mir die Augen Schlaf und Traum, in dem ich unablässig das Rufen, Fragen und Antworten von Finken um mich hörte. Sie waren kein Einbildungs-Erzeugnis, schmetterten wirklich draußen in den Obstbäumen vor meiner offenen Balkonthür.

So dachte ich am Abend nicht an Müdigkeit und Schlaf, sah den halbvollen Mond über die Berge kommen, einige Stunden lang die Erde

Digitized by Google

beglänzen und nach nur kurzem Verweilen, seinen silbernen Schein allmählich zu rotem umwandelnd, im Westen wieder zum Himmelsrand niedersteigen. Doch mit seinem Weggang ward's nicht dunkel. Wie glitzerten die Sterne tausendfach oder in Myriaden aus der fremden, weiten Ferne herunter! So hell, daß ich deutlich auf wohl tausend Schritte hinüber die weiße Friedhofsmauer und hinter ihr die Steine und Kreuze unterschied. Von drunten zwischen den schwarzen Tannenschattenrissen herauf scholl das Rauschen des vom Wehr fallenden Flusses, kein Hauch regte die warme Luft. So still war's, daß ich die Turmuhr des halbstündig entfernten Städtchens wie aus nächster Nachbarschaft Mitternacht schlagen hörte; als sie verhallte, kam ein Ton von einem der Obstbäume her. Ein Fink hub im Traum an, seine Weise zu singen, es klang wie: „Siehst Du denn nicht —". Aber damit brach's ab, er verstummte und schlief wieder. Wie schön war die Welt und auf ihr zu atmen!

Und wie schön wieder, als die Sonne, funkelnd im Osten heraufgestiegen, die Welt mit ihrem Gold überschüttete! Noch früh war's, wie ich in den Garten hinaustrat, doch eine alte Nachbarsfrau war noch zeitiger aufgestanden, kehrte schon mit einem Futterbündel für ihre Ziege nach Haus. Ich hatte sie noch nicht gesehn und begrüßte sie bei ihrem Vorübergehn an meiner Pforte; sie stützte ihre Last auf den Gemäuerrand ab, blieb stehn und erwiderte meinen Gruß. Hinterdrein sagte sie in ihrer nur schwerverständlichen Mundart:

„Heut' Nacht ist auch die Nanni in der Schluchtmühle gestorben, grad' um Mitternacht ist's gewesen. Das konnte ja nicht anders sein, ihre Mutter hatte die Krankheit schon ebenso, und der Doktor glaubte nicht, daß sie bis zum Sommer käme. Ihr Vater wußt's auch schon lange, wenn er's auch keinem sagte, denn er hat selber die Bretter zu ihrem Sarg geschnitten, daran durfte kein andrer mit der Hand rühren. Und sie wußt's wohl auch ebenso, aber miteinander thaten sie immer bis zuletzt, als wär's gar nichts und machten Spaß zusammen. Denn die Beiden haben ja immer jeder nur an den andern gedacht, daß der's nicht merken sollt', wie's ihm zu Mut wär'. Gott hab' sie selig, das wird er ja auch, und ganz ruhig ist sie eingeschlafen, hat keinen Atem mehr geholt. Blos in der letzten Stunde ist es wunderlich gewesen, denn sie war doch noch so ein junges Ding, die nicht an solche Sachen gedacht hat. Aber da hat sie ein paarmal gefragt: „Wo ist denn der Bräutigam?" und danach hat sie gesagt: „Siehst Du nicht, er sitzt ja da", und hat sich noch einmal aufgerichtet und neben ihr Bett gesehn, dann ist es bald mit ihr zu Ende gegangen. Sie hat's nun ja gut und besser, als wenn sie einen Bräutigam gekriegt und sich verheiratet hätte. Wenn der Mann auch ordentlich ist und die Kinder gut thun, ist es auf der Welt ja doch blos Plage und Not und thut eine klug daran, wenn sie die Augen bald zumacht und sich da hinter die Mauer ruhig zu schlafen legt. Heut' nach Feierabend ist die Leich' in der Mühle, da kommen sie alle zur Trauerehr' und geh'n S' als Nachbar wohl auch hin, das ist ja doch die Schuldigkeit. B'hüt Ihne Gott, Herr, meine Gais wartet auf's Futter; so lang als ein's lebt, muß es zu essen haben. Du mein Gott ja, Hunger und Elend ist's auf der Welt."

Die Alte lud ihr Bündel wieder auf den krummen Rücken und tappte weiter. Sie hatte recht, für sie war das Leben freudlose Mühsal. Nicht an ihrer Armut und Unbildung lag's, aber ihr waren keine Augen geworden, die Schönheit der Welt zu sehen.

Was sie mir berichtet hatte, ließ mich manches verstehen, und mir kam's auch, das junge Ding, das da unten tot lag, habe wohl solche Augen gehabt. Wie ich die Glocke Mitternacht schlagen gehört, hatte sie ihren letzten Atemzug gethan. Eine Feldblume, die unter der Sense gefallen, wie sie eben ihren zarten Kelch der schönen Sonne aufgeschlossen. Nun galt es gleich, ob sie ihre Blütezeit vollendet, und sie hatte es gut, wie die Bäurin gesagt. Sturm und Hagelschlag konnten ihr nichts mehr anhaben.

Als die Abendschatten lang zu werden anfingen, kam es rundum von den benachbarten kleinen Dörfern und Einzelgehöften her durch die Felder gegangen, Alte und Junge, die Burschen und die Mädchen. Alle nahmen dieselbe Richtung zur Schlucht hinunter, und auch ich ging dorthin.

Das Rad der Sägemühle stand, die Thür des Hauses war weit geöffnet, auch eine andre, die gleich rechts vom Flur in eine geräumige Stube führte. Aus dieser fiel in den noch hellen Tag ein sonderbarer Schein heraus, und ebenso hauchte mich daraus ein starker herbwürziger Duft an, wie am Mittag in einem heißdurchsonnten Nadelholzwald. Die Wände des Gemach's waren rundum ganz mit frischen Tannen-

Digitized by Google

zweigen überkleidet, davor hob sich an der Längsseite von einer Erhöhung das Bett der Toten auf, am Kopf- und Fußende von acht brennenden Kerzen in hohen Holzleuchtern überragt; die Lebensjahre der Verstorbenen waren es, die noch einmal um sie flimmerten. Wie aus weißem Marmor gebildet und wie schlafend lag ihr schönes Kindergesicht auf dem Kissen, zwischen den schmächtigen, über der Brust zusammengelegten Händen sah eine halbwelke braune Akeleiblüte hervor. Auf die schlich sich durch's Fenster ein dünner Streifen der untergehenden Sonne herein, als flechte sie einen schmalen Goldreif um die reglosen Finger. Ein Bild wie aus einem alten Märchen war's, als liege Schneewittchen dort.

Am Fußende des Bettes stand aufgerichtet die mächtige Gestalt des Schluchtmüllers. Alle, die zur Bezeugung ihrer Mittrauer gekommen waren, traten auf ihn zu und reichten ihm nach Brauch und Vorschrift stumm die Hand. Das war ihre Schuldigkeit, keiner aus dem ganzen Umkreis fehlte, das hätte ihm eine schwere Kränkung angethan. Und stumm nahm er eine Hand um die andre, es sah aus, als falle jede nach kurzem Anhalten aus der seinigen herunter. Ich wußte nicht, ob seine unbeweglich vor sich hinaussehenden Augen mich wahrgenommen, aber, obwohl gegen meinen Willen, fühlte ich als Anwesender die Pflicht, auch dem Brauche nachzukommen und ließ mich mit gegen ihn vorbewegen. Doch ehe ich an die Reihe gelangte, war die Stelle, wo er gestanden, plötzlich leer geworden; während mein Blick auf der Toten verweilt hatte, mußte er sich unvermerkt durch eine Thür hinter ihm wegbegeben haben.

Einer Befreiung gleich empfand ich's, von der Pflicht entbunden zu sein, ihm vor den andern meine Teilnahme auszudrücken; mich zurückwendend, verließ ich unbeachtet das dichte Gedränge, mich nicht mehr zwischen diesem zu befinden, wenn er wieder zurückkehre. Draußen wollte ich den Weg nach meinem Hause einschlagen, doch unwillkürlich zog die feierliche Schönheit des Sommerabends mir den Fuß weiter in die stille Schlucht hinein. Die Sonne war aus ihr weggeschwunden, es begann leise zu dämmern; nur das hurtige Wasser plätscherte und plauderte neben mir, sonst schwieg alles.

Da traf, wie ich einen Buschvorsprung umbog, mein Blick auf eine Menschengestalt, die über das Geländer eines Steges gebückt stand. Es war der Schluchtmüller, und wie mit einer Fremde rührte mich's an, daß ich ihn hier allein fand, ihm die Hand reichen zu können. An dem Klopfen meines Herzens fühlte ich, er habe darin wie ein Fremd einen Platz in Besitz genommen, so ging ich auf ihn zu. Er blickte auf das unter ihm schnellende Wasser nieder, dann hob er den Kopf, und sein Gesicht hielt sich mir entgegengewandt. Doch mit leeren, toten Augen, gleich denen eines Blinden; mir stockte plötzlich zugleich der Fuß und der Herzschlag. Ich fürchtete mich vor dem wortlosen Munde des Hünen und kehrte um.

Stille Stunden.

Stille Stunden! Gleich wie Tauben,
Die dem Aeste zu sich schwingen,
Wollt ihr mich auf leichten Flügeln
Meiner Heimat näher bringen.

Wollt mich tragen durch die Fernen,
Hin, wo meine Sehnsucht weilet,
Wo ein Gitt'ger seinen Ringern
Siegeskränze zuerteilet.

Wollt mir alles wieder geben,
Was ich einst so früh verloren,
Jugend, Heimat, sel'ge Freude,
Blumen, die der Lenz geboren.

Stille Stunden, bleibt mir nahe!
Oder kömmt ihr mich verlassen?
Bleibet, daß ich euren Segen
Mag mit heißen Armen fassen!

Adolf May.

Jugend.

Laß flattern, laß flattern, du braunlockig Kind,
Laß flattern das Röcklein im buhlenden Wind!

Wie blühen im Gärtchen die Nelken so bunt;
Laß küssen, laß küssen den taufrischen Mund!

Und brausen die Stürme von Fern und von Nah:
Laß kommen den Winter — der Frühling war da!

Was glühst du so schämig, was blickst du so traut?
Laß schelten die Mutter, du wonnige Braut!

Und muß ich auch morgen von dannen schon ziehn,
Laß fahren, laß fahren, die Nelken verblühn!

Harry William.

Digitized by Google

Eumon und Nysia.

Ein mitesisches Märchen von **Ottokar Stauf von der March.**

Nun steht der Himmelswagen im Zenith.
In dichten Wolken steigt der heiße Dampf
Vom schlanken Leib empor des Viergespann's,
Das in die gold'nen Stangen schnaubend knirscht,
Daß sich die purpurroten Zäume feuchten
Vom weißlich-grauen Schaumgeflock verfehrt,
Und langsam zieh'n die feurigen hindann
Den altgewohnten Pfad am Himmelsbogen,
Nach kühler Labung lechzend und nach Rast.
Er selbst, Hyperion's und Theia's Sproß,
Der glanzgelockte, hohe Helios,
Die Zügel schlaff in seiner Rechten haltend,
Blickt müden Auges nieder auf die Erde.
Die rings vor Hitze birst und Gluten atmet. . .

Kein Blättchen regt sich auf den Zweigen weit,
Matt senken ihre Köpfchen Flora's Kinder,
Und tiefer kriecht die Biene in den Kelch,
Der Wiese Bächlein murmelt leis und leiser
Und selbst der munt're Spatz wird übermannt
Von Schläfrigkeit und sucht ein lauschig' Plätzchen
Im dichtesten Gezweig der Rebenlaube. . .
Die heißen Lüfte zittern gleichwie Espen
Und flimmern in Millionen Farbentönen. . .

Kein Ton! kein Hauch! — das ist die müde Stunde
Der Mittagseinsamkeit, die tote Stunde,
In der du nichts erwünschest, nichts erhofft,
Und ohne Regung und gedankenlos
In's Weite starrst, bis dir des Todes Bruder,
Der milde Morpheus löst die müden Glieder
Und du in traumlos-tiefen Schlaf versinkst;
Solch' eine Zeit mag in der Brust des Menschen
Vor seinem letzten Atemzuge sein,
Wo leis' sein Herz und immer leiser schlägt,
Wo er nichts mehr erwünscht, nichts mehr erhofft. . .

Geblendet kehrt des Irdischen Auge sich
Von den beschwingten Sonnenpfeilen ab,
Die sonder Weile und unzählig, lodernd
Von Phoibos' Lykogenes Bogen fliegen,
Auf klarer Bahn des Äthers Blau durchfurchend,
Daß sich ein golden' Netz von Strahlen webt,
D'rin Berg und Thal der große Welterhalter
Unrettbar hat verfangen und versponnen.
Wie eine Mutter zärtlich schlingt den Arm
Um ihren Sohn, so schlingt die Sonne auch
Die Strahlen um der Erde Nacken zärtlich,
Das traute Kind an ihr erhaben' Herz
Zu drücken in geheiligt-froher Lust. . .

Umrungen ist die grüne Burg des Pan,
Der Wald, der sich am Hang erstreckt des Berges,
Vom scharibewehrten Rittertroß des Sol —:
Am moosigen Saume schmachten die Dryaden,
Die Lippen halbgeöffnet, Labe heischend.
Die Amphora der Quell-Najaden dampft
Und kann den Durst der Fiebernden nicht löschen,
Auf schöne Reigentänze sinnt nicht mehr
Der Oreaden Kranz, der Echse gleich
Ein lauschiges Versteck sich suchend, eilen
Auf flinken Sohlen sie durch's Haidekraut. . .
Dem Hirten selbst entsinkt die sanfte Syrinx,
Im unverständlichem Gelalle stirbt
Sein reizvoll' Lied von Korydon und Phyllis,
Wie er die Spröde sich geneigt gemacht, —
Matt wirft er unter eine Ulme sich
Und schließt zu süßem Schlaf der Seele Fenster
Und um ihn sammelt sich die Herde rings,
Vom falkenäugigen Phylax treu bewacht. . .

Im tiefsten Walde wandelt sachten Schritts
Die Dämmerung und spendet milden Schatten
Und duftige Kühle unter ihrem Peplos,
Den selten nur Hekatos' Pfeil durchdringt —
Dort ruht auf weichem Moose, unter'm Eichbaum,
Des Waldes Herrscher, der gehörnte Pan,
Behaarten Leibes und mit Ziegenfüßen,
Im Schlummer selbst die Flöte in der Hand,
Die er aus sieben Stäben sich geschnitzt,
Und die er spielt wie kein Apoll die Lyra.
Dort schirmt auch Mutter Nix die halbbesiegte,
Die mühsam-atmende Paniskuschar,
Die munter'n Kleinen, die um halbversengt
Aus roten Lidern kaum noch weinen können. . .

Digitized by Google

Unfern davon lugt aus dem Busch ein Satyr,
Und streckt, wofern er eine Nymphe schaut,
Die haarige Hand gleich einem Bettler hin.
„Gieb einen kühlen Trunk, Du gutes Mägdlein,
Zur Dämpfung meiner Liebe", spricht der Schalk,
Und seine stumpfe Nase schnaubt vergnügt,
Beut man ihm mitleidsvoll den Birkenbecher,
Und blitzschnell faßt er um die Hüfte auch
Die Thörin, um ins Dickicht sie zu zieh'n, . .
Da bricht Silen, der kahle Schmerbauch, krachend
Und pustend durch's Gezweig, erschrocken läßt
Der Satyr seine sich're Beute fahren
Und taucht voll Ärgers in den Schlupf zurück,
Auf eine neue Missethat zu sinnen;
Silen jedoch, unwissend, welch' Verdienst
Er um der Nymphe Tugend sich erworben,
Stürzt krachend in den flüssigen Krystall
Des Wildbachs, und entspült den schwarzen Staub
Aus seinem Zottelbart und brummt behaglich,
Indeß er sich die massigen Schenkel wäscht,
Daß die Najaden d'rob verschämt entflieh'n. . .

Jetzt rennt Militides, der furchtsame
Vorbei, ins Farrenkraut, voll wilder Angst,
Vom Flüstern aufgescheucht der Napäen,
Sie aber achten nicht des jungen Tölpels,
Sie sehen nicht den bäurischen Gesellen —
Der Zephyr ist es, den sie zärtlich grüßen.

Er schweift langsamen Flügels durch den Wald
Und haucht sanft atmend Blumendüfte aus,
Biegt scherzend hier und dort die dünnsten Stämmchen,
Daß säuselnd sich die Blätterkronen schütteln,
Und rastet dann auf einer Glockenblume,
Das Nahen Nysias, der schönsten Maid
Auf Minos' Eiland sehnend zu belauschen.

Der Korymbos der blonden Locken steht
Gleich einer Krone auf der Jungfrau Haupt,
Ihr blaues Auge, blanker als die Flut,
Verkündet treuen Sinn und Herzensgüte,
Die Lippen gleichen einem Rosenknöspchen,
Und Eos hat beim Streicheln ihrer Wange
Der Finger holde Farbe d'ran verloren;
Beschämt taucht in die ätherblauen Wogen
Der Nymphen Schar, zu bergen ihre Blöße,
Und die Dryade mit dem grünen Haar
Hält dichten, laubigen Zweig sich vor's Gesicht
Und blinzelt neidisch-staunend nach ihr hin.
Die schöne Hirtin aber wandelt weiter,
Die Stola lüftend und aus frischer Brust
Ein Lied zum Murmelton der Quelle singend.

Dann ruht sie vom Gesang und schreitet fürder,
Den Chiton schürzend, daß ihn nicht versehre
Der Thau, der reichlich allenthalben glitzert
An Halm und Blatt, hier wie Smaragd und Topas,
Dort Amethysten und Saphiren gleich,
Und anderwärts Rubinen, Pyrolithen,
Dazwischen Diamanten köstlich glüh'n;
Die Blumen schauen freundlich auf zu ihr
Und nicken frohen Willkommensgruß der Schwester.
Die aber lächelt stille vor sich hin,
Aufs neu' beginnend spottenden Gesang:

„Der Weiseste von Kreta's schönen Schäfern,
Eumon ist's, der den Schatten Haß geschworen,
Mit seinen Schäfchen keucht er um die Wette
Und preist den Musaget mit dürren Lippen —:
‚Wie schön und hell sind enre weichen Vließe,
O Schäfchen,' — singt Eumon — ‚die Artemis,
Die hochgeschürzte, rüstige Jägerin,
Besitzt kein Reh, das euch an Schönheit gleicht!'

„O weiser Hirt! ich will dich gern belehren,
O guter Hirt! nun merke fleißig auf,
O schöner Hirt! hier löf' die Mitra ich,
Um dir des Haares edles Gold zu weisen,
Wie es das schönste Reh im Wald nicht ziert,
Und deine Schäfchen insgesamt beschämt!"

In langen Wellen fließt das Haar herab
Und ringelt sich zur schlanken Hüfte hin;
Wie hell und freundlich ist's mit einemmal
Im Tannicht rings, als wäre aufgegangen
Nun erst die Sonne — traun! — ja selbst die Vögel,
Sie singen (scheint es) ihre Lieder nun
Mit heller'm Ton und doppelt-froben Muth's. . .
In gold'nen Wellen fließt das Haar herab,
Bei jeder Regung neuen Glanz verbreitend,
Und voller Grazie pflückt die Schäferin
Die wilden Reben und das duftige Geißblatt,
Thermolaios zu Ehren sich zu schmücken.

Da schleicht der blöde Hirtenknab' heran,
Der lang der Anmutreichen nachgetrippelt,
Doch nie das Herz gefaßt sich, nah zu treten.
Am Arm den vollen Blumenkorb, Feldnelken
Und Glockenblumen bergend, und die Syrinx
Am Lederstreifen an der Hüfte hängend,
Den Hirtenstab mit beiden Händen haltend,
So fest, als könnt' er plötzlich ihm entschlüpfen,
So steht der krausgelockte Jüngling da . . .

„„O Nysia!" er seufzt es leise, schmachtend,
Wohl einem kranken Heimchen gleich im Rain,
„O Nysia! warum — ach! fliehst Du mich,
Als wär'st ein Reh Du und Eumon ein Jäger?! —
Du Goldgelockte, habe keine Furcht,
Ich thue Dir kein Leides — — sei mir gut!""
Die Augen niederschlagend preßt verlegen,
Und schamhaft lächelnd er den roten Stab.

„Ich habe keine Furcht vor Dir, o Schäfer!"
Erwidert sie, „wahrhaftig nicht, mein Freund!

Digitized by Google

Ich bin ein Reh — Du sagst es ja — doch Du,
Du bist der Jäger nicht — — wahrhaftig nicht!
Eumon, der ewig Schmachtende — (ich sag'
Es im Vertrauen Dir), der säuselnde
Eumon kann höchstens Schafe fürchten machen,
Doch fürcht' ich, daß ihm das noch nicht gelingt!"
Ruft spöttisch-lachend Nysia und blickt
Den hübschen Burschen schelmisch an, jedoch
Errötend über ihre kecke Rede
Fügt sie dem Ausruf schnell und schmeichelnd bei:
„Und zweifelst Du, Eumon, so bitt' ich Dich:
O wandle dreist zur Probe neben mir
Und hilf mir freundlich meinen Kranz vollenden,
Den morgen ich am Feste der Demeter,
Der segensreichen Herrin, tragen will."

Der Zephyr sieht mit Schmerz das schöne Paar
Auf mooſigem Grunde hin zur Quelle schreiten,
Die an dem myrthumbuschten Hermeshügel
Vorüberhüpft und dann vor Lust erbrausend
Sich über einen Abhang thalwärts stürzt — —
Wie anders als Eumon und Nysia
Erscheint der arme Zephyros, wenn ihn
Podarge, das Harpyienweib, umschlingt
Und brennend ihm in's schmachtende Auge blickt
(Die wilde Häßlichkeit der sanften Anmut);
Ein trübes Los dem Zagenden beschieden,
Der neben seiner rauhen Herrscherin
Nur seufzen und beweglich flüstern kann,
Der furchtsam sich verbirgt im tiefsten Wald,
Wenn stürmisch-atmend ihn Podarge schilt.

Der Zephyr hatte Nysia erkoren
Zu seiner Herzenskönigin zumal,
Die sanfte, die gleich einem Kinde lachte,
Und vor der Nachtigall im Busch erschrak.
Doch ach! sein feurig' Hoffen ward zunichte —:
Schon gab ihr jugendliches Herz sich hin
Dem schönen Schäfer voller Zärtlichkeit!

Sie hält die rechte Hand Eumon's umfaßt,
Der vor Vergnügen zu vergehen glaubt,
Und ihre Augen künden stille Glut —
(Es sind die blauen Augen sanft und scheu.
So lang das Herz noch nichts von Liebe weiß,
Doch haftet Eros' Brandpfeil erst im Busen,
Und schlägt einmal die heilige Flamme auf,
Dann ist die blaugeäugte Maid der Liebe
Gewissenhafteste und wahrste Priest'rin,
Und keine ist an Zärtlichkeit ihr gleich,
Und ihre Glut verzehrt wie keine Glut.)

So schreiten denn die Liebenden dahin
Den Waldpfad, wortlos und wie traumverloren,
Doch um so lauter halten süße Zwiesprach'
Im Innern ihre frühlingsjungen Seelen,
Und Händedruck um Händedruck besiegelt
Das selige Verlöbnis zwischen Beiden;
Da tönt der Eris' Zischen durch den Forst
Und füllt mit Eifersucht des Zephyr's Herz,
Er rafft sich bebend auf, er will Eumon
Zur Seite drängen mit Gewalt, er will
Verjagen den Verhaßten — aber ach!
Des Zephyrs Schwinge reicht nur eben hin,
Des Hirten Locken leichthin zu durchwühlen,
So daß er schöner noch als schön erscheint,
Und jauchzend Beifall lacht die Schäferin.

In Zorn entflammt der anmutreiche Gott —:
Um den beglückten Nebenbuhler jetzt
Am Fürderschreiten schmählich zu verhindern,
Wirft ächzend einen kleinen Dornbusch er
Dem Hirten vor den Fuß, jedoch nicht er
Berührt das trockne, stachliche Gesträuch —
's ist Nysia, die ihren zarten Fuß
Durch einen eisenharten Dorn verletzt,
Der hämisch abbricht, als er sie verwundet . . .
Ein leiser Schrei durchklingt den stillen Tann,
Als hätt' erschreckt ein Vöglein aufgeschrie'n,
Von einem fallenden Baumzweig dicht gestreift.

Eumon trägt seine Schöne hin zum Quell
Und vor ihr kniend wäscht er von der Wunde
Des Blutes köstlichen Rubin hinweg,
Mit süßer Rede ihren Mut belebend;
Sie sieht ihn zärtlich an, indeß die Wangen,
Der Apfelblüte gleich, sich höher färben
Und immer stürmischer und stürmischer
Die Pulse jagen, und nicht länger kann
Sie widersteh'n der süßen Allgewalt —:
Sie beugt sich vor, gleich der Päonie
Im Angesicht, und plötzlich fühlt sich auch
Der Eifrige von runden, weißen Armen
Umschlungen und auf seinem Munde brennt
Ein üppig-schwellend Lippenpaar sich fest,
Und kann sich nimmer von einander reißen,
Und auf der Brücke, die der Kuß erbaut,
Begegnen grüßend Beider Seelen sich
Und wandeln, aneinander eng-geschmiegt
Und wonnetrunken, durch's Elysium —
Der arme Zephyr sieht es und geflortet
Von Gram und Zorn sinnt er vergebens nach,
Was zu beginnen sei, um sich zu rächen . . .

Eumon, der hochbeglückte Syrinxbläser,
Der schönsten Schäfchenherde weiser Herr,
Zu ihren Füßen kniet er, voller Eifer
Die Spitze suchend jenes schlimmen Dorn's,
Die sich in ihrer rosigen Zehe birgt,
Der Zephyr zischt, denn statt das schöne Paar
Durch seine Hinterlist zu trennen, lehrt
Vertraulichkeit er so den Liebenden
Und selbst im Schmerz noch süße Worte finden,
Und die Erkenntnis, daß auf ewig ihm

Digitized by Google

Die goldgelockte Hirtin sei verloren,
Der Zorn zertrümmert nun die letzte Schranke,
Und stürmisch braust das sonst so sanfte Blut:
„Podarge!“ ruft er knirschend, außer sich,
„Erscheine hier und scheuche dieses Paar
Von hinnen — komm! auf daß dies Mädchen nicht
Des Gatten Treue Dir entwenden möge!“

Der Rest verhallt im Aufsturm der Harpyie;
Auf schwerem Fittich rast sie jach heran,
Fährt forschend durch das niedere Gebüsch
Und naht sich schaudernd jetzt dem Felsenborn,
Den Haß im Herzen, den die Häßlichkeit
Der Schönheit stets als Morgengabe beut . . .

Ennon springt schnell empor und kann vernimmt
Er fern Podarges zorniges Gegröhle,
So trägt er die Geliebte eilig fort,
In eine Grotte, die mit Felsenblöcken
Er vor des Mannweibs rohem Grimm verschließt,
Dort läßt auf weichem Moos das Paar sich nieder;
Um seinen Nacken schlingt schön Nysia
Den weißen Arm und schmiegt sich eng an ihn,
Der Furie ungezähmten Groll befürchtend,
Ennon jedoch, der früher so verzagte,
Den eines Mädchens Wort erzittern machte,
Ist wie verwandelt: stürmisch preßt er sie
Ein- und das and'remal an's Herz und jauchzt
Und jauchzt: „Ich hab' dich lieb — ich hab' dich lieb!“
Und im beseligenden Liebesrausche
Schließt Lippe sich an Lippe fest, als gält' es
Den Himmel zu betrügen um sein Glück.
Im sicher'n Port ich'n sie Podargen nah'n
Und spotten küssend über den Orkan . . .

„Fern aus Süd . . .“

Fern aus Süd durch Felsenpäße kamen
Weiche Winde raunend hergezogen,
Brachten nordwärts Düfte der Cyclamen,
Hoch im Weh'n die wilden Schwäne flogen.

Jetzt vor'm Fenster singen süße Stimmen
Bächlich wunderbare Sehnsuchtslänge,
Bald ein Summen wie der Ton der Immen,
Bald wie sonnenfrohe Lerchenklänge.

Wachend, schlaflos lausche ich im Dunkeln
Diesen heil'gen Auferstehungspsalmen,
Und der Lenznacht gold'ne Sterne funkeln
Über'm Feld drauß' ob Milliarden Halmen. —

Wilhelm Müller-Weilburg.

Wenn die Sterne scheinen.

Sieh, nun ist es dunkel worden,
Alles schläft in weiter Welt,
Nur die Sterne wallen leise
Ihren Weg am Himmelszelt.

Und der leuchtendste von allen,
Jener dort, im weißen Kleid,
Schaut mit seinen heil'gen Augen
Still in unsre Einsamkeit.

Sanfter nun die Herzen schlagen,
Auf der Lippe schläft das Wort,
Und die Seelen wandern heimlich,
Hand in Hand, zum Himmel fort.

Anna Ritter.

Allein.

Das Dämmerlicht von draußen trüb und fahl,
Aus fernen Ecken nur ein leises Knistern
Der kleinen Schwestern Puppenspiel und Flüstern,
Und Du und ich allein zum erstenmal.

Nun hall ich sie, die kleine, schmale Hand,
Nun darf ich scheuend Dir in's Auge blicken,
Darf jubelnd, fest Dich an mein Herze drücken,
Der dumme, dumme, schöne Stolz entschwand. . . .

Hell blinkt von unten der Laternenschein,
Des Abends dunkle Schatten schweben nieder,
Doch in mir keimt's und singt's viel tausend Lieder
Jetzt bist Du mein, mein Lieb, für immer mein.

Curt Heinrich.

Digitized by Google

Schmelings Erben.

Roman von **Wilhelm Berger.**

(Fortsetzung.)

Altrock, der von dem Besuche gehört hatte, fragte mittags Hilka, ob Herr Malchien sich endlich entschlossen habe, hinter seinen Ladentisch zurückzukehren.

„Er konnte ja nicht früher, Onkel," erläuterte Hilka eifrig. „Sein Sohn, in dessen Hände er alles gegeben hat, wollte ihm kein Geld schicken."

„Märchen!" sagte Bernhard wegwerfend.

Der Präsident runzelte die Stirne. „Und jetzt hat der Herr Sohn endlich ein Einsehen gehabt?"

„Nein, das nicht. Aber er hat anderweitig jemand gefunden, der ihm aus der Klemme helfen will."

Hilka war rot geworden, als sie diese Antwort erteilte.

„Sehr erfreulich für ihn. Hoffentlich sind Sie nicht dieser Jemand, Hilka."

„Warum?"

„Der Umgang, den Herr Malchien hier kultiviert hat, spricht gegen die Solidität seines Charakters. Ihr gutes Herz ist mit Ihnen durchgegangen, Hilka. Wahrscheinlich aber ist das Darlehen noch nicht in seinen Händen; da ist also immer noch ein Rückzug möglich."

„Ich habe es ihm versprochen und breche mein Wort nicht," erklärte Hilka emphatisch.

„Ein vortrefflicher Grundsatz, gewiß. Indessen: keine Regel ohne Ausnahme. Die Pflicht der Selbsterhaltung geht allen Versprechungen vor. Haben Sie wohl schon bedacht, daß Sie über Verwendung des Schmeling'schen Geldes Rechenschaft ablegen müssen und daß eine unkluge oder leichtfertige Ausgabe Ihnen die Erbschaft kosten kann?"

Ein rascher Blick Hilka's streifte Bernhard, der auf seinen Teller sah.

„Das ist mir einerlei," erwiderte sie dann. „Und kann ich etwas besseres mit dem Gelde anfangen, als anderen helfen?"

„Sehr edel gedacht, Hilka. Nur ist ein solches Gefühl ein Luxus, den sich allein der Reiche erlauben darf. — Was wird Ihr Vater dazu sagen, wenn er hört, wie Sie mit dem Probekapital gewirtschaftet haben?"

„O, Onkel Altrock — vor meinem Vater fürchte ich mich nicht . . . Vielleicht sagt er: ‚Da hast Du einen dummen Streich gemacht, Hilka.' Das kann sein; aber er wird hinzusetzen: ‚Ich habe Dich noch lieber dafür.' So ist er; ich kenne ihn."

Darauf wußte der Präsident nichts weiter zu sagen. Er mußte Erich Malchien mit seinem gepumpten Reisegeld durchgehen lassen.

Bei Hilka aber hinterließ dieses Gespräch einen peinlichen Eindruck. Der hochgestellte Onkel war doch — so meinte sie — ein kleinlicher, engherziger Mensch. Für seine praktische Auffassung weltlicher Verhältnisse hatte sie kein Verständnis.

Und auch mit Bernhard war sie unzufrieden. Er, den sie ebenfalls aus drückender Lage befreit hatte, er hätte wohl auf ihre Seite treten können. Anstatt dessen war er mäuschenstill gewesen und hatte sie allein gegen die Autorität des Alters fechten lassen. Und unter vier Augen — wie floß er da über von Beteuerungen seiner Verehrung, ja seiner Liebe! Falsch war er und ein Egoist, wie sie alle! Wahrscheinlich mißgönnte er dem Vetter Erich die gemachte Beute. O, das holsteinische Landkind fing an, gewitzigt zu werden. Aber aus der gewonnenen Erkenntnis entsprang ihr keine Freude. Sie war glücklicher gewesen, als sie weniger tief sah.

Langsam wuchs in ihr die Sehnsucht nach

Digitized by Google

der Heimat. Dort waren die Menschen besser, die Herzen offener, die Worte aufrichtiger. Und weit und frei wölbte sich der Himmel über der lachenden Erde. Alle die Herrlichkeiten, alle die Vergnügungen der Großstadt — was bedeuteten sie gegen die stille Behaglichkeit, das friedegesättigte Dasein unter dem roten Dache des Elternhauses, auf dem im Sommer die Störche nisteten? Hilka ertappte sich darüber, daß sie an den Schaufenstern der Friedrichstraße, die von den prächtigsten Luxusgegenständen strotzten, mit geringschätzigen Blicken vorüberging. „Eingebildete Werte!“ sagte sie sich. „Wer daran hängt — wie wenig weiß er von den wirklichen Schätzen des Lebens!“

Die Zwillingslieutnants machten den versprochenen Besuch. „Edmund“ stellte sich der eine vor, „Theodor“ der andere — beide mit demselben vergnügten Lächeln. „Famoses Manöver gehabt,“ sagte Edmund. „Brillantes Wetter, großartige Quartiere,“ bestätigte Theodor. In diesem Tone ging es weiter. Das Soldatenleben war den beiden jungen Leuten ein Sport ersten Ranges. „Kürzlich superber Witz passiert,“ sagte Theodor. Und dann folgte die Geschichte von irgend einer thörichten Wette, die im Kasino aus der Weinlaune entsprungen war. Als sie zu Ende war, wandte Edmund sich an Hilka: „Pyramidale Dummheit, nicht wahr, gnädiges Fräulein?“ Und beide lachten, als ob sie gekitzelt würden.

Hilka amüsierte sich, und Frau von Altrock auch. Die Zwillinge gaben sich so harmlos und schienen so voll von unverwüstlicher Lebenslust, daß man ihnen ob ihrer Oberflächlichkeit nicht gram werden konnte. Und sie waren hübsche, stattliche Menschen; ihre physische Persönlichkeit zeigte die glücklichste Entwicklung.

„Sie werden bei Tisch eine gute Klinge führen,“ sagte Frau Sophie, nachdem sie gegangen waren, mit einem leichten Seufzer, an die Einladung denkend, womit sie den Besuch erwidern mußte.

Hilka erinnerte sich des strengen Pastors, der diese leichtherzigen Sprößlinge erzeugt hatte. „Wie weit doch die Äpfel zuweilen vom Baume fallen!“ rief sie aus.

Und Bernhard bemerkte: „Das Sortiment meiner Verwandten wird immer buntscheckiger. Ich bin gespannt auf die nächste Nummer.“

Diese „nächste Nummer“ war Heinrich Kurz, der mit dem Anfange des Semesters die Berliner Universität bezogen hatte. Sein Besuch galt in erster Linie Hilka. „Ich fürchtete schon, Sie nicht mehr anzutreffen,“ sagte er. „Aber es scheint Ihnen hier besser zu gefallen, als ich erwartete.“

„Warum sollte es mir in Berlin nicht gefallen?“ fragte Hilka.

„Es war nur eine Einbildung von mir. Wenn ich an Sie dachte, hatten Sie einen Hintergrund von Busch und Wiese, von Getreidefeldern und Knicken. Und darüber ergoß sich unbehindert das Sonnenlicht.“

Die grauen Augen des Vetters nahmen bei diesem Bekenntnis einen Ausdruck an, der Hilka in Verlegenheit setzte.

Sie lenkte ab: „Soll ich denn das verwandtschaftliche Du nicht mehr hören?“

„Du denkst noch daran?“ rief Heinrich Kurz erfreut. „Ich wartete nur auf diese Erinnerung Deinerseits. Unsere Begegnung war so kurz — unsere Bekanntschaft so flüchtig — ich wagte nicht, mein erworbenes Recht geltend zu machen. — Also Du bist wirklich gerne hier in der Häuser erdrückender Enge?“

Sie sah ihn an: „Aufrichtig gestanden, nein. Oder doch jetzt nicht mehr. Der Schimm hat mir geschmeckt; das Getränk darunter ist trübe.“

„Du wirst nicht lange mehr bleiben?“

„Ich glaub' es nicht.“

Es entstand eine Pause. Dann begann Hilka: „Du bist gewiß gerne in der großen Stadt, die so vieles bietet?“

„Mein Aufenthalt hier hat einen Zweck. Ich bin Student; wo die Universität mit ihren Einflüssen aufhört, bin ich nicht mehr zu Hause. Ich darf es nicht; meine Zeit muß mir kostbar sein. Wer sich so spät der Wissenschaft ergiebt wie ich, kann sich bei Nebendingen nicht mehr aufhalten. Einseitigkeit ist mir Pflicht. Um das Berlin, das Du kennst, kümmere ich mich nicht.“

Sie gerieten in's Plaudern. Über den Präsidenten und seine Familie, über andere Verwandte. Hilka erwähnte, daß Erich Malchien, der Amerikaner, sich bis vor Kurzem in Berlin aufgehalten habe; jetzt schwimme er auf dem Ozean. Das müsse ein Irrtum sein, behauptete Heinrich Kurz; er habe ihn gestern noch auf der Straße gesehen. — „Auch gesprochen?“ fragte Hilka beunruhigt. — „Das nicht; ich habe keinen Grund, seine Bekanntschaft zu erneuern. Außerdem war er nicht allein, und die Gesellschaft, in der er sich befand, hatte einen Stich in's Pöbelhafte.“ — Hilka erschrak, aber sie enthielt sich weiterer Bemerkungen.

Nach einer rasch verflossenen Stunde ließ

Digitized by Google

Kurz sich zum Präsidenten führen. Er erklärte ihm, weshalb er sich in Berlin aufhalte. Altrock machte große Augen. „Die Schmeling'schen Schätze greifen schon in das Schicksal der Familienglieder ein," sagte er. „Frau Lottchen Schmeling hat die Enthüllungen des Testaments nicht verwinden können; der alte Liebhaber hat sie nach sich gezogen. Sie werden davon gehört haben. Und Sie wechseln Ihre Karriere. Es ist immerhin ein Wagnis bei Ihrem Alter; aber dem Mutigen gehört die Welt. Glück auf, Herr Kurz! — Und Sie fürchten die Konkurrenz nicht?"

„Nein, Herr Präsident. Nicht in der Heilkunde, die sich beständig mausert. Nach meiner Überzeugung giebt es keinen wissenschaftlichen Beruf, der einem strebsamen, jungen Manne größere Aussicht auf Erfolg bietet."

„Mag wohl sein . . . Ja, ja: die alten Schulen sind tot und die in der Praxis ergrauten Ärzte haben ihre Not, mitzukommen . . ."

„Eben deshalb. Aber die Sache zieht mich an, nicht der Gedanke an ihre Verwertung auf dem Markte."

Altrock lächelte. „In einigen Jahren werden Sie anders denken."

„Ich hoffe nicht."

„Darf ich Sie meiner Frau vorstellen?"

Hilka fiel ein: „Tante Sophie ist nicht zu sprechen."

„Dann ein andermal. Lassen Sie mir Ihre Adresse; wir haben nächstens eine kleine Abendgesellschaft — ich möchte Sie dabei sehen."

Heinrich Kurz verbeugte sich. „Zwar habe ich mir gelobt, ausschließlich meinen Studien zu leben . . . Ich weiß, wie leicht geselliger Verkehr die Sammlung beeinträchtigen kann, die ich so nötig habe. Aber selbstverständlich, Herr Präsident: wenn Sie mich mit einer Einladung auszeichnen, werde ich mit Vergnügen kommen."

Bei dem letzten Satze warf er, wie zufällig, einen flüchtigen Blick auf Hilka.

Altrock berichtete bei Tisch über den Besuch. „Er ist sehr selbstbewußt, der junge Mann," sagte er. „Jedenfalls weiß er, was er will, und gedenkt alle seine Kraft dafür einzusetzen. Wir müssen ihn einmal einladen, Sophie, obgleich wir ihm keinen Gefallen damit thun. Er hat es deutlich genug merken lassen."

Seit dem Besuche Heinrichs stieg Hilkas Sehnsucht nach Hause. Sie fragte bei ihrem Vater an: „Entbehrst Du mich denn garnicht? Ich würde gerne kommen." — Und Gerdt antwortete: „Lächerliche Frage! Ein Landwirt, der Witwer ist, kann eine erwachsene Tochter gut genug gebrauchen. Und die Abende werden lang. Aber ich rufe Dich nicht, versteh' mich wohl. Du wirst schwerlich zum zweitenmal nach Berlin gebeten werden; das bedenke. Amüsiere Dich, bis Du genug hast."

Und Hilka hatte genug, als die erste Gesellschaft bei dem Präsidenten vorüber war. Es war hoch hergegangen; Altrock hatte es angeordnet und Frau Sophie sich gefügt. Aber schon acht Tage vorher war sie schlechter Laune; selbst ihre eigenen Kinder merkten das Wetter und schlichen ihr aus dem Wege, so viel sie konnten. Bernhard raunte Hilka zu: „Ist sie nicht manssteblich? So ist sie immer, wenn sie einmal tiefer in den Beutel greifen muß. Bei der Bewirtung darf sie nicht knausern, da würde der Alte die Stirne gewaltig kraus ziehen. Aber mit den Weinen muschelt sie doch. Natürlich: wo der Alte sitzt, stimmt die Etikette regelmäßig. Dagegen was wir andern hineingießen müssen, stammt aus dem Bottich irgend eines Mauschers. Ich sage Dir: Frau von Altrock kennt die Quellen."

Heinrich Kurz hatte sich von Hilka verabschiedet. „Ich wäre nicht gekommen, wenn Sie nicht gewesen wären," sagte er in einer Tanzpause nach Tisch. „Dies Treiben ist nichts für mich. Ich kann nicht mit aufschlagen und die faden Späße der andern ärgern mich. Jeder muß bleiben, wo er hingehört. Die Zwillinge — ja, die sind hier auf dem richtigen Terrain. Auch der junge Herr von Altrock, der wohl nur zum Zeitvertreib ein bischen studiert hat. Ich werde mich bei dem Präsidenten nicht wieder sehen lassen. Mag er's übelnehmen! Ohne etwas Rücksichtslosigkeit kommt niemand in dieser Welt zurecht."

Er verschwieg, daß er fürs Erste Hilka nicht wieder zu begegnen wünschte. Die Neigung, die er für sie fühlte, durfte er nicht stärker werden lassen.

Acht Tage später reiste Hilka nach Hause — weiser, aber nicht besser. Bernhard hatte, seit seines Vaters ernster Warnung, aufgehört, sie mit seinen geflüsterten Liebesbetenerungen zu verfolgen. Er war überhaupt still, verdrießlich und daher wenig umgänglich gewesen. Der „Ernst des Lebens", dieses Gespenst der studierenden Jugend, hatte ihn gepackt. Das Thema für die schriftliche Arbeit war in seinen Händen, und er wußte nichts Rechtes damit anzufangen. Und

Digitized by Google

wenn er auch auf wohlwollende Beurteilung rechnete — liefern mußte er den Aufsatz doch, davon half ihm kein Gott. Der Präsident aber, den er auszupumpen versuchte, zeigte sich unnahbar. „Ich werde mich hüten, Dir zu soufflieren," sagte er ihm. „Geh' auf Deinen eigenen Füßen; ich hab es auch gethan."

Der Abschied wurde Hilka von keiner Seite erschwert. Denn daß Bernhard zu guterletzt noch einem langen Händedruck ihr zuraunte: „Vergiß mich nicht — bald wird die Zeit kommen, da Du von mir hören wirst" — das machte keinen Eindruck auf ihr Herz. Vor der nächsten Station war es schon vergessen. Und ehe sie Wittenberge erreichte, lagen die Berliner Verhältnisse bereits hinter ihr wie ein Traum. Voraus flogen ihre Gedanken in die Heimat und immer deutlicher traten ihr die Gestalten ihrer Lieben vor die Seele. Mit dem Hintergrund von Busch und Wiese, Getreidefeldern und Knicken, wovon Heinrich Kurz gesprochen hatte. Das konnte sie nicht vergessen. Und die ernsten Augen des Vetters auch nicht.

Fünftes Kapitel.

Vier Wochen nach seiner Abreise empfing Johannes Trost den ersten Brief von Klara. Sie schrieb: „Heute Morgen, als die Sonne einmal durchkam, setzte ich mich in die Laube am Flüßchen und dachte an Sie. Es ist plötzlich sehr herbstlich geworden; geräuschlos lösten sich gelbe Blätter von den Bäumen und rieselten auf die feuchte Erde. Winterahnung durchschauerte mich. Der Tod wütet in der Natur. Bald wird der Garten öde und wüst liegen, den Stürmen, dem Schnee, dem Froste überlassen. An den Rosenbäumchen hängen noch einige gelbe Knospen. Sie sind mitten in der Entwicklung von dem Lichtgott verlassen worden und das Leben hat sich aus ihnen zurückgezogen. Arme Knospen! Sie glaubten, die Sonne würde immer scheinen, und dafür haben sie büßen müssen. . . Sie sehen, wie melancholisch ich bin. Ich gestehe, mir bangt vor dem kommenden Winter. Es ist mir, als ob er mir Dunkel und Not bringen würde. Woher, ich weiß es nicht. Alles um mich her geht den gewöhnlichen Gang. Die Gesellschaft rüstet sich zu neuen Vergnügungen; alle sind sie wieder vollzählig bei einander, die in Westerfelde regieren. Auch Wülfraths sind seit einigen Tagen wieder da. Kaum hatten Sie uns verlassen, als sie plötzlich verschwunden waren, niemand wußte, wohin. Selbst Frau Wülfrath, die sich sonst keine Gelegenheit zum Besuchmachen entgehen läßt, hatte nichts von dieser Reise ausgeplaudert. Was man munkelte, will ich Ihnen lieber nicht verraten. Später wurde bekannt, daß die Familie in der Schweiz sei. Von dort sind sie nach Italien gegangen. Dies hat mir Fräulein Gundel selbst erzählt. Gestern machte ich ihre Bekanntschaft in einem neugegründeten Damenverein, der den selbständigen Arbeiterinnen ein Asyl schaffen will. Der geistige Urheber dieses Planes sind Sie, mein lieber Freund, und seine eifrigste Verfechterin ist Fräulein Wülfrath. Wir haben sie auch gestern in den Vorstand gewählt. Sie ist in der That eine liebenswürdige Persönlichkeit und bedachtsam weit über ihr Alter hinaus. Ich hatte sie mir anders vorgestellt; man sagt indessen, daß sie gegen früher kaum wiederzuerkennen sei. . . Und nun zu Ihnen, verehrter Freund. Ich dürste nach Nachricht. Finden Sie Befriedigung in Ihrer neuen Thätigkeit? Und hat Ihre Gesundheit sich gebessert? Wie leben Sie in der großen Stadt? Haben Sie einen Kreis gefunden, der Ihnen zusagt? — Dies alles und noch viel mehr möcht' ich gern erfahren. Schenken Sie mir einmal gelegentlich eine halbe Stunde."

Trost antwortete: „Ob ich Befriedigung finde? — In der Arbeit ja, im Erfolge nein. Glücklich bin ich, während ich ausspreche, was ich als wahr empfinde, niedergeschlagen werde ich, wenn ich gewahre, wie schwach das Echo ist, das zurücktönt. Ich komme mir vor wie ein Apostel, der von einem Gotte predigt, an dessen Macht niemand so recht mehr glaubt. Und schüttelt mir einer die Hand und lobt meine vortreffliche Gesinnung, dann entdecke ich hinterher gewöhnlich, daß er entweder ein verschrobener Geist ist oder aus seinem Bekenntnisse Vorteil zu schlagen sucht. Erfahrungen dieser Art zermagen mit der Zeit auch den festesten Optimismus. — Und meine Gesundheit? Wer danach so viel gefragt wird wie ich, muß wohl krank sein. Ich halte mich nicht dafür. Aber man sagt ja, daß die wenigsten Kranken eine Empfindung davon haben, daß ihr Zustand nicht normal ist. Auch das Selbstbewußtsein ist kein fester Boden; alles schwankt in dem Zellenstaat, den wir Mensch nennen. — Umgang habe ich, wie ihn mir der Zufall zugewiesen hat. Es ist allerlei Volk, wie es auf dieser Erde buntscheckig wächst und gedeiht. Viel Intelligenz, aber eine unglaubliche Zersplitterung

Digitized by Google

auf dem Gebiete geistiger Arbeit. Jeder verfolgt seinen Weg und sucht Gesellschaft. Wie kraus und bunt das Leben ist, werde ich mit Schrecken gewahr. Wohin strömen all diese Fluten? Zuweilen ist mir's bange um's Herz und die Schwingen des Idealisten erlahmen. — Grüßen Sie mir Fräulein Wülfrath. Ihrem Vereine wünsche ich alles Gute. In solchem Werk Befriedigung zu finden, ist Frauenart."

Dieser Brief machte Klara keine Freude. Sie schrieb an Trost: „Der Ton Ihrer Äußerungen hat mich traurig gestimmt. Wenn Sie schwach werden in Ihrem Glauben, was soll aus uns werden? — Verkleinern Sie nur nicht unsere Frauenbestrebungen! Wir thun, was uns gemäß ist und versuchen, für die irdische Wohlfahrt derjenigen unseres Geschlechtes zu sorgen, denen Schutz und Segen des Heims fehlen. Wenn wir uns auf diese Weise um die Beförderung fremden Glückes mühen — sind wir da nicht auch Weltverbesserer? — Wir bauen schon; Gundel Wülfrath hat ihrem Vater eine hübsche Summe abgeschmeichelt. Sie geht ganz auf in dieser Thätigkeit; ich höre, daß sie alle Einladungen zu größeren Gesellschaften ablehnt. Niemand weiß sich zu erklären, was sie so verändert hat. Ich könnte es vielleicht, aber ich schweige. Stille hat sie Ihren Gruß entgegengenommen. In ihren Mienen glaubte ich zu lesen: das war einmal."

Es verging längere Zeit, bis Klara eine Antwort empfing. Wiederum war sie wenig erfreulich. „Sie haben für Ihre humanen Bestrebungen bessere Anerkennung von mir erwartet," schrieb Trost. „Wenn Sie nur wüßten, wie man mich hier mit dergleichen plagt! Man hat mir — o wie oft schon! — gesagt, daß ich die Zeit nicht verstände. Die Reformthätigkeit unserer Zeit bewege sich ganz und gar auf dem Boden der Wirklichkeit. Dafür sei Verständnis da, dafür Interesse. Die Thore von hundert Vereinen werden mir zuvorkommend geöffnet. ‚Sie sind unser Mann,' heißt es. ‚Sie haben ein Herz für die Leiden der Menschen.' Ob ich es wohl habe! Aber ich erwarte nichts von den heutigen Formen der Wohlthätigkeit, selbst wenn sie erfüllt sind von dem Gefühle, daß Allen der gleiche Anteil an den Gütern des Lebens gebührte. Nur Ideen haben wahrhaft reformatorische Kraft. Nur eine neue Weltanschauung, die sich die Geister unterwirft, wird die soziale Frage lösen. Die fieberhafte Vereinsthätigkeit unserer Tage erweckt in jedem, der daran teilnimmt, den falschen Glauben, daß unendlich viel geschehe, um die Welt zu verbessern. Der Selbstzufriedene aber schwelgt in seinen Werken und sieht darin das Reich Gottes heranziehen. Nein: auch Ihr Asyl wird es nicht fördern. Im Gegenteil. Es ist nur ein Spaten voll Erde zu dem Deichbau, an dem die schwellende Flut sich stauen soll. Vergeblich, wie ich von ganzer Seele hoffe. Die Ungeduld verzehrt mich. Ich möchte sterben und nach hundert Jahren wiederkommen. . . Genug davon. Sie verstehen mich doch nicht. Wer überhaupt versteht mich? Hier sicherlich niemand. Ich soll mit meiner Feder für die „Fackel" Abonnenten heranholen. Das ist mein weltlicher Beruf. Gelingt mir's, — und es scheint kaum so — dann werde ich respektiert; wenn nicht, dann kommt ein anderer an meine Stelle. Das ist die Realität, die mir unter den Füßen einheizt. Brutal, wie sie ist, hat sie schon eine Menge freier Geister gezwungen, nach der Pfeife der herrschenden Meinung zu tanzen. Wenn auch ich einmal beginnen sollte, die Füße vorschriftsmäßig zu heben — wer kann mir's verdenken? Mein Gott, ich bin kein Abstraktum; ich stecke in einem Leibe, der Wünsche gebiert. . . Auch ich möchte es einmal gut haben, so gut wie Tausende von Lumpen, die breit auf den besten Plätzen sitzen. . ."

Kein Wort von Gundel Wülfrath. Aber Klara verstand, zwischen den Zeilen zu lesen; sie erriet den Wunsch, dessen Erfüllung dem Freunde das Schicksal vorenthielt. Und die Kraft fehlte ihm, sich zur Entsagung durchzuringen. In dem stolzen Baume verzehrte sich das Mark.

In ihrem nächsten Briefe erzählte Klara nur von sich. „Ich bin um eine traurige Erfahrung reicher," berichtete sie. „Ein Kaufmann, nicht mehr jung an Jahren, aber noch von stattlichem Aussehen, hat um meine Hand angehalten. Ich wußte kaum, was mir geschah, als sich mir plötzlich die Aussicht eröffnete, eine eigene Häuslichkeit zu gewinnen. Nur darin lag das Verführerische des Antrags, nicht in der Persönlichkeit des Bewerbers. Ich dachte ernsthaft an die guten Seiten einer Vernunftheirat. Sie würde mir eine klare Stellung gegeben und mit mancherlei thörichten Einbildungen aufgeräumt haben, die ein schlimmes Spiel in mir treiben. Doch besann ich mich. Jener Mann kannte mich so wenig; die Neigung, von der er mit großer Gewandtheit sprach, schien mir verdächtig. Ich galt als reiche Erbin; das dumme Märchen wird, dank

Digitized by Google

dem Auftreten meines Bruders Albert, noch immer geglaubt. Da hielt ich es doch für ratsam, etwaige Illusionen des Bewerbers zu zerstören. Ich erzählte ihm, was es mit der Erbschaft für eine Bewandtnis habe und verhehlte ihm nicht, daß ich von dem Schmeling'schen Gelde niemals etwas zu sehen erwarte. Der Biedermann beteuerte, daß er zwar als Geschäftsinhaber den Wert von Geld und Gut zu schätzen wisse, daß ihm jedoch bei der Wahl einer Gattin kein pekuniäres Interesse leite. Vorsichtig setzte er hinzu, mit einem halben Lächeln, er sei allerdings nicht so situiert, daß er jede Mitgift entbehren könne. Es sei ja heutzutage leider so, daß ein Mann, der einen Haushalt zu gründen beabsichtige, im beiderseitigen Interesse rechnen müsse. Da wußte ich genug. Ich wies ihn ab. Vielleicht hatte er Recht. Mein Vater lobte ihn. Wer bauen wolle, meinte er, müsse zuerst für ein gutes Fundament sorgen. Er war froh, glaube ich, daß alles im alten Geleise blieb. Ich sagte mir hinterher: Hätte mir Krösus' Schatzkammer zur Verfügung gestanden, jenem Manne würde ich nicht den Schlüssel in die Hand gedrückt haben. Wo ich liebe, wo ich mich selbst zu geben bereit bin — was gilt mir da alles Übrige! Aber Handel treiben — pfui! Ich könnte es nicht."

Im nächsten Briefe erzählte Klara weiter: „Meine Offenheit gegen jenen Mitgiftspekulanten hat unerwartete Folgen nach sich gezogen. Der schlechte Mensch, in seinem Ärger darüber, daß er sich verrechnet hatte, sprach überall aus, das Erbgut der beiden Malchiens liege im Monde. Die Geschichte von der halben Million, die sich in irgend einem Krähwinkel für die Brauereikinder ansammle, sei eitel Schwindel; dies wisse er aus allersicherster Quelle. Meinetwegen mochte er dies aussprechen, ich blieb deshalb genau dieselbe. Wie sich aber bald ergab, schwand meinem Bruder der Boden unter den Füßen. Er hatte versucht, auf einer Lüge seine Existenz aufzubauen. Es war ihm Kredit entgegengetragen worden, und es schien, daß er ein großartiges Börsenspiel getrieben hat. Wir sahen wenig mehr von ihm. Plötzlich erschien er vor mir und erschreckte mich durch einen Ausbruch wildester Verzweiflung. Ich verstand ihn nicht ganz; nur soviel wurde mir klar, daß er bis an den Hals in Verbindlichkeiten steckte. Wenn sich jetzt das Glück von ihm wandte, streckte niemand mehr den kleinen Finger aus, um ihm zu helfen. Und mit dem Glück schien er bereits nicht mehr auf gutem Fuße zu stehen. Ich versuchte, ihm Mut einzusprechen, so gut ich konnte, obgleich ich selber einen schlimmen Ausgang fürchtete. Er stürzte dann hinweg, versicherend, er wolle den Kopf oben behalten und den Leuten eine freie Stirn zeigen.

„Nach einigen Tagen kam er wieder. Vor irgend jemand mußte er die Angst ausschütten, die ihn unherrieb. Vor mir konnte er's; ich verriet ihn nicht. Es mußte schlecht mit seinen Aussichten stehen; er hatte einen Schritt gethan, bei dem er von allen guten Geistern verlassen war. Sie werden nicht wissen, daß er einst, ehe die Villa Wülfrath Ihnen ihre Pforten öffnete, bei Gundel in Gunst stand. Es war die Gundel von ehedem. Sie zog sich zurück, als die Sinnesänderung über sie kam. Jetzt, in seiner Not, hat er an die verschlossene Thüre geklopft. Die Millionen ihres Vaters sah er hindurchschimmern. Darüber verlor er den Verstand. Gundel hat ihn freundlich angehört; sie hat ihm gesagt, daß sie die Liebe, die er bei ihr suche, nicht zu vergeben habe. Weiter nichts. Und dann hat sie von anderen Dingen angefangen. Albert aber ist so außer sich geraten, als diese Hoffnung vor ihm versank, daß er einen hastigen, verwirrten Abschied genommen hat. Vor mir stampfte er mit dem Fuße auf den Boden: ‚Welch ein Narr war ich doch!' Und ich konnte ihn nicht Lügen strafen. Aber ein gehetztes Wild macht die gewagtesten Sprünge, um sich zu retten.

„Auf dieses Bild komme ich, weil er selbst bis zu mir verfolgt wurde. Ein Herr Klimpermann schickte seine Karte herein. Er müsse ihn unverzüglich sprechen, ließ er ihm sagen. ‚Es ist eine neue Hiobspost,' sagte Albert. ‚Ich fühl' es an den Schlägen meines Herzens. Dieser Klimpermann hat mich verführt. Geschmeidig wie eine Schlange wand er sich um mich; jetzt öffnet er den Rachen und schickt sich an, sein Opfer zu verspeisen. Der Halunke! — Gieb mir ein Glas Portwein, Klara! Ich muß mir das Zittern aus den Gliedern schaffen!' — Einige Minuten darauf sah ich ihn Arm in Arm mit Klimpermann aus der Hausthür gehen. Ich habe die Ahnung, daß die beiden Spekulanten sich gegenseitig zu betrügen versuchen. Wie das Ende sein wird, mag ich mir nicht vorstellen. So bin auch ich plötzlich in neue, schwere Sorgen geraten. Wenn ich morgens aufwache, liegt es wie ein Alp auf mir, und die Frage grinst mich an: Was wird dieser Tag uns bringen?"

Vierzehn Tage später berichtete Klara: „Die

Digitized by Google

Katastrophe, die ich erwartete, ist erfolgt. Albert ist verschwunden; man nennt eine kolossale Summe, die er schuldig geblieben sei. Damit noch nicht genug: Klimpermann hat ihn der Staatsanwaltschaft als Betrüger denunziert; wahrscheinlich wird er verfolgt und wenn man seiner habhaft wird, droht uns das peinliche Schauspiel einer Gerichtsverhandlung, droht uns die Schande seiner Verurteilung. Das ist noch nicht alles. Eins zieht das andere nach sich. Unser Name ist verdächtig geworden; auch die Korrektheit von meines Vaters Geschäftsführung wurde angezweifelt. Der Aufsichtsrat seiner Brauerei, der jahrelang nichts gethan als Tantièmen eingeheimst, hat eine Revision des ganzen Betriebes angeordnet. Die Untersuchung kann sich durch Wochen, durch Monate hinziehen. Mein Vater sagt zwar, er habe nichts zu fürchten, doch ist ihm aller Humor vergangen. Die alten Bekannten meiden ihn entweder gänzlich oder dulden ihn nur an den Stammtischen. Speise und Trank mundet ihm nicht mehr; zu Hause sitzt er gedrückt in den Ecken mürber. Es ist traurig anzusehen. Ich thue, was ich kann, um ihn aufzurichten. Er hört mich an und schüttelt den Kopf. Und ich — zu meiner Schande muß ich es gestehen — ich bin so argwöhnisch geworden, daß ich mich zuweilen des Gedankens nicht erwehren kann, sein Gewissen sei nicht ganz rein. So komme ich aus Angst und Sorge nicht heraus. Gestern hat mich Gmndel besucht, um mir ihre Teilnahme auszusprechen. Es war ein Lichtblick in dem Dunkel, das mich umzogen hat. Sie hat wirklich ein goldenes Herz. Mit keinem Worte erwähnte sie Alberts abscheulichen Versuch, sie zwischen sich und seine Gläubiger zu schieben. Ihre Güte rührte mich so; ich mußte mich an ihrer Brust ausweinen. Sie ist wirklich ein Geschöpf, von Gott den Menschen zur Freude und zum Trost gegeben. Jetzt verstehe ich ein ähnliches Wort, das Sie einst mit Beziehung auf Gmndel Wülfrath gesagt haben."

Wiederum nach vierzehn Tagen fuhr Klara fort: „Sie antworten mir nicht, und doch würden mir ein paar Worte von Ihnen so wohl gethan haben. Fassen Sie aber diese Bemerkung nicht als Vorwurf auf; nichts liegt mir ferner als der Gedanke, Ihnen mit meinem Jammer lästig zu fallen. Mein kleines Geschick — was kann es Ihnen bedeuten? Wer sich mit dem Wohle der Menschheit beschäftigt, hat keine Zeit, dem Einzelnen seine Teilnahme zu widmen. Wenn ich mir dies nur immer gegenwärtig halten könnte! Aber zuweilen vergesse ich's und dann werde ich traurig und fühle mich unendlich verlassen.

„Ich will heute meine Geschichte zu Ende führen; dann sollen Sie Ruhe vor mir haben. Ein Unglück kommt nie allein, sagt das Volk; es ist immer ein Haufen. Mein Vater ist seiner Stellung enthoben worden. Es heißt freilich nur: ‚vorläufig suspendiert', aber ich habe keine Hoffnung mehr, daß man ihn rehabilitieren wird. Er soll, wie ich durch Gmndel gehört habe, deren Vater im Aufsichtsrat sitzt, die Gesellschaft nicht eigentlich geschädigt, sondern nur durch stark geschmeichelte Abschlüsse die Aktionäre getäuscht und nebenbei seinen Vorteil gesucht haben. Ich verstehe von diesen Dingen nichts; ich weiß aber, daß Corporationen unbarmherzig sind, und geneigt, die eigenen Sünden an ihren Beamten zu strafen. Gmndel versichert mir, daß etwas Schlimmeres als Entlassung meinem Vater nicht drohe. Als ob diese nicht schon schlimm genug wäre! Entlassung unter diesen Umständen! Und für einen Mann in seinen Jahren! Dazu kommt noch, daß der Sturm, der in unser Haus eingebrochen ist, ihn gebeugt und in den Wurzeln erschüttert hat. Es ist, als ob ihm alle Energie abhanden gekommen wäre. Naturen wie die seinige erliegen leicht dem ersten Schicksalsschlage. Er wagt sich kaum noch aus dem Hause, und die gezwungene Unthätigkeit macht dem an Arbeit gewöhnten Manne dickes Blut. Wir werden voraussichtlich Westerfelde verlassen, sobald dies angeht. Hier kann mein Vater nicht wieder frei atmen.

„Das Weihnachtsfest liegt hinter mir. Unser Verein hatte in seinem provisorischen Lokal eine Feier veranstaltet. Ich wollte nicht hingehen, aber Gmndel holte mich im Wagen ab und entführte mich mit sanfter Gewalt. Sie meinte es gut mit mir, doch bedachte sie nicht, daß die vielen Gemütserschütterungen mich schwach gemacht hatten. Der Anblick freudig bewegter Menschen, die Musik, der Hauch andachtsvoller Stimmung, der durch die Herzen wehte — es war zuviel für mich. Ich brach in Thränen aus und mußte mich entfernen. Gmndel folgte mir und nahm mich in den Arm — dieser Engel! Sie brachte mich nach Hause und saß bei mir, bis sie mich wieder gefaßt sah. Und doch hat auch sie zu tragen. Ihre Eltern drängen sie, eine Verbindung einzugehen. Sie möchten für ihr einziges Kind ein irdisches Glück, wie sie es verstehen.

Digitized by Google

Wer kann es ihnen verdenken? Gundel aber kämpft für ihre Freiheit. Sie glaubt, sie mit Schmerzen verdient zu haben. Und so bringt ihr fast jeder Tag peinliche Erregung. Auch die Liebe, die nur bittet, kann sehr weh thun. Denn ein Tyrann ist Herr Wülfrath nicht gegen seine Tochter; der harte Mann hat einige weiche Stellen in seinem Herzen."

Mehrere Wochen vergingen, dann kam endlich eine Antwort von Johannes Trost. Es waren nur wenige Zeilen: „Übermorgen bin ich dort. Eine ungelöste Frage hängt schwer über mir; ich muß mich von ihr befreien. Empfangen Sie mich freundlich: Leidende müssen Geduld miteinander haben."

Klara erschrak. Was konnte der Freund meinen? Wollte er einen verzweifelten Ansturm auf die Geliebte wagen? Hatte er nicht zu entsagen vermocht, wie sie?

Mit schwerem Herzen sah sie den kommenden Tagen entgegen.

(Fortsetzung folgt.)

In tiefer Nacht.

In tiefer Nacht, da rauh der Ostwind blies,
Stand ich bei dir. Wir sprachen das und dies
Und haderten — es ward uns schon zum Brauch,
So stritten wir in dieser Stunde auch.
Doch, was sonst heil'res Spiel, gelöst vom Kuß,
Heut trieb es hin, in wildem Redefluß
Vorsprudelnd aus des Meeres tiefstem Quell;
Gedanken stürzten auf einander hell,
Und Willen stieß auf Willen eisenhart
Und wich um Fußbreit nicht dem Widerpart.
Und jählings war's geschehen: Blitzerhellt
Lag hüben meine, drüben deine Welt,
Ein breiter Spalt dazwischen, bis zur Stund
Noch überbrückt, doch jetzt uns beiden kund.
Und meiner Träume ragender Palast,
Er wankte, fiel, begrub im Sturz mich fast,
Und eine Stimme hört' ich, welche schrie:
„Du Blinder wähnst sie dein? Sie war es nie!" —
Denn dich hatt' ich erkoren, mein zu sein,
An Worten, Wünschen und Gedanken mein,
Des Armen einzig Gut, mein zweites Ich,
Und alles dieses, meint' ich, füge sich;
Und dieses alles — niemals war's geschehn!
Was nie gewesen, kann es denn vergehn?
Ein Liebeseissen war's, das ich verlor,
Derselbe Bettler wieder wie zuvor.

Und also wiederum: allein, allein.
Und diesmal, merk' ich, wird's für immer sein.
So mag der Bergmann fühlen, dem sein Licht
Auf Schachtes Grund entgleitet und zerbricht. —

Wir gingen langsam, harter Worte satt,
Hin durch den Schutthumm der Millionenstadt;
Und inn' und außen war es kalte Nacht.
Ich weiß es nicht, woran dein Herz gedacht,
Als du, die Wangen noch vom Streit erhitzt,
An meinem Arm durch öde Gassen schrittst.

Doch gestern hätt' ich's auf ein Haar gewußt,
Heut sah ich nur das Wogen deiner Brust
Und bei der Lampen ungewissem Licht
Dein rätselvolles, süßes Angesicht,
Den Blick gesenkt, die Lippen ungepreßt;
Und regelmäßig war dein Tritt und fest.

Du schwiegst und ich. Doch umso lauter sprach
Der Wind, der heulend durch den Regen brach.
Er schlug mir in's Gesicht und lachte hohl,
Und alles war dahin, das sah ich wohl,
Was ich gehofft, geträumt, gewähnt, gemeint.
Und könnt' ich weinen, hätt' ich jetzt gemeint . . .

Robert F. Arnold.

Ruhe!

Wie so oft lag ich am Fenster
In den kalten Winternächten,
Blickte auf den alten Friedhof,
Der zu meinen Füßen lag.
Einen übermächt'gen Zauber
Übte diese Grabesruhe
Auf das ruhedurst'ge Herz.

Und mein Auge bohrte lang sich
In die undurchdringlich tiefen,
Mitternächtig schwarzen Schatten
Regungsloser Bäume ein.

Wählich wachsend kam ein Zittern,
Kam ein Frösteln über mich,
Trieb mich von dem offnen Fenster —:
War es nur die grimme Kälte
Oder Grauen vor Entläuschung?
Auch in diesen Schatten webt' es
Wie ein stilles Frühlingshoffen.

Johannes Grebling.

Digitized by Google

Georg Herweghs Briefwechsel

mit

Robert Prutz und Ludwig Feuerbach.

Mit einer Einleitung von Wilhelm Gokin.

Herausgegeben von Marcel Herwegh.

Einleitung.

Seiner Zeit weit voraus zu sein, ist ein Vorzug, den der damit Bedachte in der Regel hart zu entgelten hat. Wie nur je einer hat Georg Herwegh das an sich erfahren müssen, und das um so schmerzlicher, als er von dem dringenden Verlangen erfüllt war, mit seiner Zeit in förderlicher Verbindung zu bleiben, sie vorwärts zu bringen, die Ideale, die er ihr ans Herz zu legen suchte, der Verwirklichung entgegen zu führen. Hieran fühlte er sich um so mehr aufgefordert, als sein erstes Hervortreten in der Öffentlichkeit entschieden zustimmend begrüßt worden war. Welchen lebhaften Wiederhall die „Gedichte eines Lebendigen“ gefunden, davon kann sich die gegenwärtige Generation kaum einen Begriff machen. Für das damalige Geschlecht, das der litterarischen Entwicklung mit wärmerem Interesse folgte, weil sie damals weit mehr als jetzt einen Hauptfaktor des öffentlichen Lebens bildete, hatte jene Gedichtsammlung wie eine Offenbarung gewirkt. Aus der Litteratur heraus wiesen die Gedichte in dasjenige Lebensgebiet, das nunmehr, wie sichs für reife Kulturzustände gehört, im Vordergrunde des allgemeinen Interesses steht. Das Interesse an der Politik angeregt und zu einem dauernd wirksamen gemacht zu haben, gehört zu den Errungenschaften, an denen mitbeteiligt gewesen zu sein als Herweghs unbestreitbares Verdienst erkannt werden muß.

Dessen scheint man heute kaum eingedenk zu sein; um so mehr Grund daran zu erinnern. Vielerlei hat allerdings zu diesem Vergessensein mitgewirkt. Der Umschlag in der öffentlichen Meinung und den sie bedingenden Zuständen, die dem Aufschwung der vierziger Jahre gefolgt, hat zunächst dahin geführt, über jene Zeit der Hoffnung und Erwartung hinwegzusehen, der es versagt gewesen, was sie erstrebt und zu fördern gesucht, zu voller Wirklichkeit zu bringen. Jetzt erst, nach Ablauf eines halben Jahrhunderts, beginnt die Einsicht dessen zu tagen, was damals der Trost der in ihren Erwartungen und Bemühungen Getäuschten gewesen: daß sie die Richtung erkannt und angebahnt, die in der Entwicklung der späteren Geschicke Deutschlands hat eingehalten werden müssen. Je näher wir dem gekommen, was dazumal von den Besten der Nation gewünscht und erstrebt wurde, um so leichter muß das Verständnis und die Würdigung ihrer Verdienste uns werden.

Wir befinden uns aber erst am Anfang einer richtigen Stellungnahme zu jener Epoche, die man langehin als eine Zeit der Schmach und heillosen Verwirrung hat ansehen wollen. Von dieser Anschauung mußte natürlich der zumeist betroffen werden, der wie Herwegh die damaligen Erwartungen und Forderungen nicht nur zu Wort, sondern auch zur That hat bringen wollen. Das Fehlschlagen der badischen Bewegung, an der sich zu beteiligen er vermocht worden, ward ihm selber zum Verhängnis; und für sein ganzes Leben sollte er sich dessen Folgen nicht entwinden können. So sicher der Erfolg, auch wo er sich nicht immer unbedingt löblicher und statthafter Mittel bedient, auf überwiegende Zustimmung rechnen kann, eben so sicher hat der Mißerfolg, zumal wo außergewöhnliche und nicht tadellose Auswege ergriffen worden, auf eine eben so einmütige Verdammung gefaßt zu sein. Wer den Schaden hat, braucht bekanntlich für den Spott nicht zu sorgen, und dies hat sich an Herwegh auf Anlaß seiner Mitbeteiligung an jenem Aufstand in grausamster Weise

Digitized by Google

bewährt. Jetzt endlich weiß man, was man eigentlich auch schon damals hätte wissen können*), daß die öffentliche Meinung über sein Verhalten und Thun bei ebengedachten Vorgängen in schmählichster Weise irregeführt worden. Nur gar zu lange haben die damals in Umlauf gesetzten Verunglimpfungen und böswilligen Erfindungen sich im Andenken der Nation erhalten, und der Dankesschuld, die ja überhaupt eine ungern getragene, fühlte man sich einem angeblich Unwürdigen gegenüber nur zu gern enthoben.

Mit einer richtigen Einsicht über sein damaliges Verhalten, welches ein den obwaltenden Umständen völlig angemessenes und in keiner Weise entehrendes gewesen, wird auch eine mildere Beurteilung seiner Anteilnahme an den Vorgängen sich einstellen. Es war diese, wie er selbst zu seinem Schaden erfahren sollte, doch nur durch jugendliche Begeisterung und ungenügende Kenntnis der ganzen Sachlage veranlaßt. Auch für die untergeordnete Stellung, die er betreffendenfalls innegehabt, war mehr praktischer Sinn und einsichtsvolle Thatkraft erforderlich, als sie einem Manne der Feder in der Regel eigen. Zu dem Unglück, einer aussichtslosen Sache sich ergeben zu haben, worüber allerdings nicht nur ihn, sondern alle Mitbeteiligten erst der Ausgang belehrt hat, kam bei Herwegh noch das hinzu, daß er, als zu praktischem Thun durchaus nicht beanlagt, sich nicht hätte darauf einlassen sollen. Nicht in den Begebenheiten, in die er flüchtig eingegriffen, liegt seine Bedeutung: er hat sie lediglich als Dichter, und zwar als einer, der sein ganzes Selbst in diesen Beruf eingelegt. Dafür geschätzt und gewürdigt zu werden hat er berechtigte Ansprüche, und das wird ihm nicht ausbleiben, sobald man sein Mitwirken an jener unheilvollen Bewegung als ein vorübergehendes Abirren von der seinem wahrhaften Wesen allein zukömmlichen Thätigkeit erkannt haben wird.

Für die Nachwelt ist Herwegh, wie vorhin angedeutet, in erster Reihe jedenfalls Dichter, und daß von diesem Wirken nur zwei mäßige Bände vorhanden, darf doch schwerlich über den Wert seiner Leistungen entscheiden. Ihrer vollen Würdigung stehen aber noch gewisse Vorurteile entgegen, wie solche bei der langanhaltenden Vorherrschaft einer abstrakten Kunstlehre nur allzusehr das Denken und Fühlen der Gebildeten in Deutschland beeinflußt hat.

Diese auf willkürlicher Begriffspicklerei gegründete Ästhetik, die sich die Führerschaft im künstlerischen Wirken und Genießen angemaßt, hat bekanntlich das Dogma aufgebracht: Politische Dichtung sei eigentlich unpoetisch. Wer nun wie Herwegh vorwiegend für politische Ideale empfänglich und diesen humanen Lebenselementen einen dichterischen Ausdruck zu geben beanlagt ist, hat nach besagter Theorie auf den Namen eines Dichters zu verzichten, der jedoch harmlosen Tugendlurikern der strikten Observanz unbeanstandet zuerkannt wird. Offenbar deckt sich die ebenso engherzige wie schiefe Doktrin mit jenen armseligen Anschauungen aus der ersten Hälfte des nun ablaufenden Jahrhunderts, wo noch „Ruhe die erste Bürgerpflicht“ war und mancher brave Mann ein besonderes Verdienst darin sah, „sich um Politik nicht zu bekümmern,“ was dann von maßgebender Seite ganz folgerichtig als dem „beschränkten Unterthanenverstande“ durchaus entsprechend ausgelegt ward. Statt die Hinwendung der Lyrik zum politischen Gebiet als Bereicherung dieser Dichtungsart zu begrüßen, sollte es als Ungehörigkeit angesehen werden, als ein Abschweifen zur Rhetorik im Dienste der „Tendenz“, der man von vornherein alle künstlerische und poetische Berechtigung aberkannte. Daß es hierbei auf das Wie der künstlerischen Behandlung, genau wie bei jedem andern Kunstwerk, in erster Reihe ankomme, indem, wo diese unzulänglich, auch die theoretisch zulässigen Leistungen durchaus wertlos bleiben, wurde gänzlich übersehen. Auf die Lehren der zünftlerischen Geschmacksorakler eingeschworen, mochte man die politische Dichtung nicht für vollgiltig erkennen. Zweifellos hat sie dauernden Wert, soweit sie künstlerisch, und wo dies der Fall, da bleibt die Dichtung schön, obwohl die von ihr erfaßte „Tendenz“ längst der Vergangenheit verfallen; nur wo die Tendenz die alleinige Bedeutung einer Dichtung bedingt, büßt diese allen eigentlichen Wert ein.

Wer heute unbefangenen Sinnes die Gedichte Herweghs liest, wird sich ihrem bestrickenden Zauber nicht entziehen können. Eine gewisse Vertrautheit mit den Zeitverhältnissen ist dabei allerdings unerläßlich, doch ohne einen bedeutenden Bildungsfond gibt es ja nur einen äußerst bemessenen Kunstgenuß. Auch jetzt, wo die ins Auge gefaßten Zustände längst der Vergangenheit angehören, fühlt man dem Dichter in jeder Zeile nach, daß es ihm mit seiner Begeisterung wahrer Ernst sei, und wenn auch mitunter Wendungen und Voraussetzungen ohne reelle Unterlage vorkommen und mehr einem jugendlichen Verlangen nach Freiheit überhaupt, als einer sicheren Thatfähigkeit entspringen, so gilt das nur von den allerfrühesten Dichtungen, die gleichwohl der allgemeinen Stimmung und dem damaligen Stande des politischen Bewußtseins entsprachen. Auch von gegnerischer Seite ward dem Dichter zuerkannt, daß eine thatsächliche „Macht der Zeit und große öffentliche Bewegung in ihm ihre Stimme gefunden hat.“ Solch jugendlicher Ungestüm, der ja naturgemäß nicht klar weiß, was er will, äußert sich aber nur in den Anfängen seiner Dichtung, die mit fortschreitender Entwicklung immer deutlicher, immer fester, entschiedener und männlicher wird, so daß der spätere Cyklus der „Gedichte eines Lebendigen“ — seiner Zeit gesondert

*) Vergl. „1848“: Briefe von und an Georg Herwegh (Alb. Langen, München 1896), dazu J. V. Widmanns beherzigenswerten Artikel „Herweghs Flucht“ in No. 45 der Wochenschrift „Die Nation“ vom 8. August 1896.

Digitized by Google

erschienen, bald darauf jedoch mit dem zuerst herausgegebenen zu einem gemeinsamen Band vereinigt — nicht mehr das Gepräge des Werdens, sondern das der glücklich erreichten Reife trägt, wie dies auch seitens der strengsten und nicht immer ganz vorurteilslosen Kritik hat zugegeben werden müssen.

Diese Gedichtsammlung, die es zu einer ganz hübschen Zahl von Auflagen gebracht, sollte langehin das einzige bleiben, was den Namen des Dichters der Aufmerksamkeit der Zeitgenossenschaft gegenwärtig gehalten. Seine Feder hat allerdings inzwischen nicht gefeiert: außer zu einer kritischen Thätigkeit, wie er sie bereits vor der Veröffentlichung seiner Gedichte ausgeübt, verwendete er sie als Berichterstatter über bedeutendere Vorgänge, von denen er Augenzeuge gewesen, und auch für metrische Übersetzungen, womit er sich namentlich an einer der vielen Shakespeare-Ausgaben in Deutschland beteiligte. Erst nach seinem Tode gelangte ein Band „Neue Gedichte“ an die Öffentlichkeit, der größte Teil davon politischen Inhalts, der Zeit nach an die mit dem Jahre 1843 abschließenden „Gedichte eines Lebendigen“ anknüpfend und bis 1875, dem Jahre seines Todes, sich erstreckend.

Von den Gedichten sind, wie aus einem ihnen beigegebenen Nachwort ersichtlich, die meisten in schweizer Blättern, recht viele aber auch im „Kladderadatsch“ in der Periode von 1859 bis 1867, also in der sogenannten Konfliktszeit erschienen. Die damalige Gesinnung einsichtiger Deutscher hat darin einen durchaus zutreffenden Ausdruck. Nach einer eben so getreuen Wiedergabe der Stimmung in Deutschland während, vor und unmittelbar nach den großen Ereignissen von 1864—66 würde man sich vergeblich umsehen. In den allgemeinen Begeisterungsjubel einzustimmen, der heute noch in einem reichlich chauvinistisch angehauchten Nationalismus nachklingt, war dem Dichter ebenso unmöglich, wie während der langen Zeitspanne seines scheinbaren Schweigens durch Pflege einer konventionellen Lyrik mit den Goldschnittpoeten um die Gunst der Leserwelt zu wetteifern. Seine Abkehr von der um die erste Hälfte der siebziger Jahre vorwiegend in Deutschland herrschenden Gesinnungsweise hat man ihm dazumal übel verdacht; man dürfte heute anders darüber urteilen. Auch in dem, was ihn hinderte, die Freude über die erlangte Einigung unbedingt zu billigen, zeigte er sich als seiner unmittelbaren Mitwelt voranstehend, denn die Erbitterung, die ihn damals die Leyer ergreifen ließ, hat inzwischen ihre genügende Rechtfertigung gefunden. Sein prophetisches Gemüt ließ ihn erkennen, daß mit der Einheit allein, die eines bewaffneten Friedens zu ihrer Erhaltung heischte, die innere Freiheit noch nicht gesichert sei, so lange dem mündigen Volk versagt blieb, „sein Geschick in den eigenen Händen zu halten,“ und Machtverhältnisse, die einer früheren und für abgethan geltenden Zeit entstammten, noch zu Kraft bestehen durften. Bangen Herzens sah er einer Wendung entgegen, wie sie thatsächlich nach den Befreiungskriegen gegen den ersten Napoleon eingetreten, die schließlich doch nur „zum Schutz der kleinen Tyrannen gegen den großen“ geführt worden, und der nun erworbene Ruhm dünkte ihm gar zu teuer erkauft um den Preis der einzig wahren Freiheit, derjenigen nämlich, „wo als Recht das Rechte gilt.“

Sein Verhalten ist ihm damals als „Französelei“ ausgelegt worden. Nichts wäre irriger, als in seinem tiefen Groll über gewisse Zustände Deutschlands eine Schweifwedelei gegen die westlichen Nachbarn zu erblicken. In ihm hatte das zweite Kaiserreich, wie auch aus eben der Gedichtsammlung ersichtlich, einen erbitterten Widersacher zu einer Zeit, wo deutsche Fürsten um die Gunst der „gekrönten Sphinx“ buhlten und sogar deutsche Geschichtsschreiber, die späterhin an dem Großziehen des einheimischen Chauvinismus eifrig mitgewirkt, es nicht verschmähten, dem Urheber des Dezemberstaatsstreichs ihre volle Anerkennung zu zollen, als demjenigen, der „die ungeheure Schuld auf sich genommen, die keiner scheuen darf, der einen Thron zu gründen sich vermißt,“ und „seit Heinrich IV. der erste Regent Frankreichs gewesen, der die europäischen Fragen mit verständiger Sorge für das Wohl des Weltteils behandelt habe.“ Herweghs Groll gegen Deutschland entstammte lediglich seiner tiefen, aufrichtigen Liebe für dasselbe, die ihn in der Gestaltung der dortigen Verhältnisse all das schmerzlich vermissen ließ, was einem tüchtigen und wahrhaft gesunden Staatsleben durchaus unerläßlich. Vor allen Dingen erbitterte ihn das feindliche Verfahren, das dort bald nach erworbener Reichseinheit gegen die Arbeiterschaft, unter Zustimmung eines guten Teils der besitzenden Klassen, zum Zwecke der Staatserhaltung zur Anwendung gelangte. Im Hinblick hierauf war es ihm nicht zu verdenken, daß er für das bei den Franzosen der Achtung würdige nicht blind war und seinen siegestrunkenen Landsleuten warnend das sühnvolle Geschick dieses Volkes vorhielt, das „durch einen Cäsar“ gefallen.

Herwegs politisches Ideal war dasjenige, wofür ein Garibaldi gewirkt und geblutet, und wer seine diesem Helden gewidmeten Dichtungen kennt, wird ihn ebenso von einer ungerechten Gesinnung gegen Deutschland wie von einer unbegründeten Voreingenommenheit für Frankreich freisprechen. Und wer noch hiernach an seiner Liebe und Verehrung für das Echte und Gediegene in Deutschland irgend zweifeln kann, der lese den mit gutem Bedacht an den Schluß der Sammlung verlegten herrlichen Prolog zur Schillerfeier in Zürich am 10. November 1859. Aber weil es ihm mit dieser Liebe voller Ernst war, wollte er, wie dies seine Dichtung vom ersten Auftreten an bis zum letzten Federstrich darthut, sich nicht mit Zu-

Digitized by Google

ständen zufrieden geben, bei denen das nationale Leben auf die Litteratur allein beschränkt blieb.

In dieser durchaus gesunden Beschaffenheit seiner Ideale, die eine zopfige Ästhetik als Tendenz im übeln Sinne hat auslegen wollen, und in der wandellosen Treue, womit er seiner Gesinnung angehangen, liegt ein besonderer Reiz der beiden auch durch ihre Formgewandtheit*) ausgezeichneten Gedichtbände. Daß es deren nicht mehr geworden, hängt genau mit der Natur der Lyrik überhaupt zusammen, die ja auch auf dem von der zünftlerischen Ästhetik für zulässig angesehenen Gebiete des allgemein menschlichen Fühlens in ihren besten Vertretern es vorwiegend nur zu einer mäßigen Produktivität bringt. Befremdend hierbei wirkt nur das erst nach des Autors Tode stattgehabte Veröffentlichen seiner späteren Gedichtsammlung, die durch ein volles Menschenalter von der früheren, inzwischen allerdings mehrfach neuangelegten Sammlung getrennt ist. An lebhaften Aufforderungen, die späteren Früchte seiner Muse dem Druck zu übergeben, hat es nachweislich nicht gefehlt. Daß sie erfolglos blieben, dürfte sich hinlänglich aus der Verstimmung des Dichters erklären, wie sie angesichts der traurigen politischen Zustände nach dem Fehlschlagen der achtundvierziger Bewegung ihn überkam. Und sich aus ihr herauszulösen, scheint ihm nicht vergönnt gewesen, weil er die schmerzliche Erinnerung an sein persönliches Eingreifen in die Vorgänge und die verleumderische Deutung seines Verhaltens dabei offenbar nicht hat verwinden können. Einer Zeitgenossenschaft, der er sich entfremdet und verkannt fühlte, mit einer seinen Namen wiederum in die Öffentlichkeit bringenden Leistung gegenüber zu treten, bereitete ihm ein Unbehagen, dessen seine überaus empfindlich geartete Dichternatur nicht Meister werden konnte. Darin eben zeigte sich seine verunglückte Anteilnahme an der badischen Erhebung als ein nicht genug zu beklagendes Verhängnis: die ihm dabei gewordene bittere Enttäuschung war ein Schlag, der für ihn selbst die unheilvollsten Folgen haben sollte.

Seine Dichtungsfähigkeit allein, innerhalb der anfänglich von ihm eingeschlagenen Richtung, schien ihm erhalten geblieben; versagt war ihm, seine glänzende Begabung auf anderen Gebieten fruchtbar auszunutzen. Aus erhaltenen Aufzeichnungen, wie sie seinen vielseitigen und weitausgedehnten Studien entstammen, tritt eine überaus glückliche Empfänglichkeit für Probleme der Kunst und der Philosophie entgegen, die unzweifelhaft treffliche Leistungen gezeitigt hätte, wenn Kraft und Stimmung ihn dauernd dabei gefördert hätten. Bei sonstiger Ungunst der Verhältnisse, die mit der Zeit auch schwere Alltagssorgen über ihn verhängten, kam es leider über die bloßen Ansätze nicht hinaus, und so blieb er auf die ihm unentwindbare Göttergabe der Sangeskunde allein angewiesen, die ihm gestattete zu sagen, was er leide: sein Weh über die politischen Mißstände in der Heimat.

Immerhin bleibt es bedauerlich, daß namentlich seine gediegenen Kunstanschauungen nicht zu gebührender Ausgestaltung in einem der landläufigen Zunftästhetik entgegentretenden Werke gelangen sollten. Die gesunden Eindrücke von einem längeren Verweilen in Italien, allerdings zur Zeit seiner äußersten Erniedrigung, die ihm tief zu Herzen ging, wären zweifellos in wirksamster Weise für solchen Zweck verwerthar gewesen. Zusammengefaßt sind sie in den treffenden Worten, die schon 1860, jedoch durch Freundeshand übermittelt, zur öffentlichen Kenntnis gelangten. In dem damals erschienenen Werk über Stil*) von Gottfried Semper bringen die Prolegomena eine Betrachtung über das grundverschiedene Verhalten des Künstlers und des spekulierenden Ästhetikers zum Schönen, die einem Briefe von Herwegh entnommen ist.

Da heißt es mit Bezug auf die seit den Tagen der Romantik beliebt gewordene Auffassung der Kunst als einer „Manifestation" der Welt, es sei dem Kunstphilosophen immer nur um die Lösung seines Problems zu thun, das mit dem des Künstlers nichts gemein habe. Während diesem als Ausgangs- und Zielpunkt seiner Thätigkeit die Erscheinungswelt gilt, ist dem Ästhetiker das erste und das letzte die Idee, die ihm als der Keim und Samen alles Daseienden, als die befruchtende Kraft gilt, welcher alles, auch das Schöne, seine Existenz verdankt. „Die spekulative Ästhetik", heißt es wörtlich weiter, „ist für die Bildenden und Bauenden fast ebenso unfruchtbar wie für die Beschauenden schädlich. Es fehlt dieser Ästhetik an konkretem Verständnis des Schönen, sie hat zwar viel Kunstrhetorik, aber wenig Kunstempfindung verbreitet. Eine Ableitung des Formellschönen gelingt ihr nicht; sie muß sich in der Regel damit begnügen, aus der vollen Traube nur den abstrakten Schnaps des Gedankens abzudestillieren. Seit die Kunst unter diese spekulative Aufsicht gestellt worden, ist weder der Sinn für schöne Raumerfüllung neubelebt, noch sind die Nerven für die vis superba formae empfänglicher gestimmt worden. Das unmittelbare anschauende Denken wird durch diese Ästhetik in keiner Weise gefördert. An der Unfähigkeit so vieler Menschen, das Schöne als solches rein zu genießen, findet sie eine große Stütze. Sie hilft dieser Unfähigkeit nach, indem sie das für das Auge bestimmte für das Ohr übersetzt, die Kunst in Nichtkunst, die Formen in Begriffe, das Vergnügen am Schönen in Gott weiß welches Vergnügen, und Scherz und Humor der Kunst in pedantischen Ernst verwandelt. Wenn aber Form, Farbe, Quantität, um sie recht zu empfinden, erst in der Kategorienretorte sublimiert werden müssen,

*) Vereinzelte kleine Verstöße in den allerfrühesten Dichtungen kommen füglich nicht in Betracht.

*) Frankfurt a. M. Verlag für Kunst und Wissenschaft.

Digitized by Google

wenn das Sinnliche als solches keinen Sinn mehr hat, wenn das Leibliche, wie in dieser Ästhetik, sich erst entleiben muß, um seinen Reichtum aufzuschließen, — geht da nicht für die Kunst der Grund selbständiger Existenz zu Grunde?"

Nicht minder treffend sind noch folgende, ebenda mitgeteilten Bemerkungen. „Auch über die Kunstjournale", lesen wir, „die mehr oder weniger das Echo der spekulativ-ästhetischen Handbücher sind, wäre Manches zu sagen. Auch sie leisten dem stofflichen Interesse mehr Vorschub als gebührlich: das Was dominiert auch in ihnen das Wie, das Meinen das Erscheinen. So erinnert die spekulative Ästhetik in manchen Beziehungen an die Naturphilosophie. Wie diese die exakte Forschung, wird jene die empirische Ästhetik zur Nachfolgerin haben".

Auf den Urheber der Naturphilosophie, unseligen Andenkens, hatte Herwegh sein besonderes Augenmerk gerichtet. Unter den uns erhaltenen Aufzeichnungen finden sich eine Menge beachtenswerter Aussprüche, deren Richtigkeit im Verlauf der mittlerweile erfolgten Entwicklung zur Genüge bestätigt worden. Allem Anschein nach waren die treffenden Bemerkungen für eine Reihe von Epigrammen bestimmt, deren einige noch ungedruckt vorhanden. Schelling hat uns von jeher, heißt es hier, entweder unter oder über die Erde geführt, auf der Erde höchstens die blaue Blume suchen gelehrt. Vierzig Jahre führte er uns verheißend in der Wüste herum, ehe er uns ins gelobte Land seiner Philosophie brachte. Damit wollte er der Philosophie eine Burg, ja eine Bastille gründen. Von der „positiven" Philosophie wird behauptet, es sei ihr Vorzug, bis zu den „Lebensfragen" vorgedrungen zu sein, doch bleibe die Hauptsache bei Schelling allemal die Erklärung der „Mysterien", wobei es doch im Grunde nur auf eine Veranicking des „. . . . . Protestantismus und des . . . . . Katholicismus" herauskomme. „Im Himmel wie auf Erden scheint er geheimer Rat, und klügelt aus den rohesten Dogmen des Mittelalters eine Welterklärung heraus," wobei es sich erweist, der Mensch sei schuld am Umsturz des Schöpfungszweckes, wiewohl die Welt, „durch die drei Potenzen geschaffen, nach der Neigung aller edeln Geister, nur damit sie ruhmvoll anerkannt würden", ins Dasein getreten.

Noch wertvoller sind die Aufzeichnungen, die seinem Studium der Schriften Ludwig Feuerbachs entstammen. Von Herweghs großer Verehrung für diesen Denker, an den ihn alsbald lebenslängliche Freundschaft knüpfen sollte, geben die beiden Gedichtsammlungen hinlänglich Zeugnis: sowohl direkt in den an ihn gerichteten Xenien, wie auch in all den Gedichten, worin er seinen religiösen Freisinn offen bekundet, zum deutlichen Beweise, daß dichterische Gesinnung und Thätigkeit des ihm von gewisser Seite her für zuträglich erklärten Glaubens und Aberglaubens gar wohl entraten könne. Die ihm von Feuerbach aus gewordene Anregung war eine so mächtige, daß Herwegh sich sogar mit dem Plane einer besonderen Schrift über Theologie und Philosophie getragen, worin beide, wie aus einem ziemlich ausführlichen Entwurf ersichtlich, nach ihrem dermaligen Stande abgeschätzt werden sollten: als Schluß des Ganzen war eine Würdigung Feuerbachs mit Hinzuziehung der ihn ergänzenden Leistungen von Dav. Fr. Strauß und Bruno Bauer gedacht.

Mit den Hauptwerken Feuerbachs war Herwegh mutmaßlich bei einem Aufenthalte in Rom näher bekannt geworden. „Hier auf der Höhe", bemerkt er in seinen Aufzeichnungen, lese er sein Buch — dem Zeitpunkte nach kann es nur „Das Wesen des Christentums" gewesen sein. Ihm entnahm er, im Gegensatz zum Gesamteindrucke von Rom, „das nur Asche, kein Feuer mehr hat, die große Urne der Welt, berühmt nur durch seine Todten", das erhebende Bewußtsein der „Freude mit stolzen Menschen zu leben, wo keiner dient und keiner herrscht". Von der Religion im landläufigen Sinne sagt er sich los. Ihre Bedeutung, eine Quelle des Trostes zu sein, will er nicht gelten lassen, denn „wir sollen uns nicht trösten", so weit es sich um abstellbare Mißstände handelt, und wo es Unabänderliches gilt, da sei die Religion selbst macht- und ratlos. Auch die ihr zuerkannte Berechtigung, eine Stütze der menschlichen Schwäche zu sein, hält er für eine unbegründete, indem die Religion, so gefaßt, lediglich „die Krücke ist, nachdem sie erst der Prügel gewesen, der uns Arm und Bein entzwei geschlagen". In der religiösen Entwickelung betont er mit Feuerbach die „tiefe Wahrheit der Annahme einer Menschwerdung Gottes, nämlich die Wesenseinheit von Gott und Mensch," deutlich ausgesprochen in den durchaus menschlichen Eigenschaften, welche der Gottheit von der Religion beigelegt würden. Die Grundlehre des Christentums, daß Gott zum Heile der Menschen gestorben sei, ist für ihn, wie er ausführt, „durchaus atheistisch"; und von den Bemühungen, den dahinschwindenden Glauben zu restituieren, erwartet er nur eine weitere Zersetzung desselben, weil das Christentum seinem Grundcharakter nach den Armen und Bedrängten eine wesentliche Beweisesstütze gegen diejenigen biete, die es zu eigenen Gunsten erhalten und beschützen wollten. Mit wachsender Erkenntnis müsse das Christentum zur Selbsterkenntnis des Menschen führen, denn nicht nur sei, wie dieses ausdrücklich behauptet, „Gott Mensch geworden — er war von jeher nichts anderes als Mensch".

Sollte es auch hier nicht über bloße Ansätze kommen, so zeigt es doch, ein wie sicheres und genaues Verständnis für die Lehre Feuerbachs unser Dichter gehabt. Während die Mehrzahl der damaligen Gesinnungsgenossen vorwiegend die negative Seite der Religionskritik Feuerbachs gewürdigt, hatte Herwegh, bei aller Hinneigung zum Polemischen und

Digitized by Google

Aggressiven, doch auch deren positive Seite ins Auge zu fassen gewußt. Es entsprach dies durchaus der Universalität, der allseitigen Empfänglichkeit seines reichbeanlagten Wesens, das ihn allem Bedeutenden der gleichzeitigen Kulturbestrebungen seine Aufmerksamkeit zuwenden ließ, alle hervorragenden Persönlichkeiten gleicher und verwandter Geistesrichtung, die in seine Nähe kamen, dauernd an ihn fesselte. Allem wahrhaft Menschlichen brachte er einen offenen, teilnehmenden Sinn entgegen, und daß er dies auch Feuerbach gegenüber bewährte, sei bei einer Würdigung Herweghs unvergessen, wiewohl es ihm versagt war, dies auch in den geplanten Schriften darzulegen. Daß dieses wie so manches andere nicht zur Ausführung gelangte, hängt sicherlich mit Herweghs Hinneigung zur Politik zusammen, deren Gewoge ihm Zeit und Kräfte fast ausschließlich in Anspruch nahm, bis die unheilvolle Katastrophe, in die er hineingerissen ward, seinem innern Wesen eine Erschütterung versetzte, aus der er nie mehr zum vollen Gleichgewicht seiner Kräfte kommen sollte.

Was ihm nun noch, außer den in der späteren Gedichtsammlung aufgenommenen Erzeugnissen, seiner Feder zu entlocken vergönnt war, konnte ihm die Teilnahme der Mitwelt nicht in dem Maße sichern, daß er die ihm von dorther gewordene Entfremdung hätte bannen und zu Leistungen gelangen können, die ihm selbst das sichere Gefühl freier ungehemmter Schaffenslust verliehen hätten. Bei der rückläufigen Zeitstimmung nach dem Fehlschlagen der achtundvierziger Bewegung ward die über ihn verhängte Verurteilung zu einem Dogma verhärtet und seine eigene Verstimmung darüber eine gar zu nachhaltige geworden. Um so wichtiger ist aber der Umstand, daß alle die bedeutenderen Persönlichkeiten, deren Sympathie und Verehrung er vor dem harten Schicksalsschlage, den er über sich heraufbeschworen, zu erwerben das Glück gehabt, an seinem hohen Menschenwert, an der Lauterkeit seines Denkens und Wollens nicht irre wurden und der allgemeinen Verdammnis entgegen, der sich nur Schwächlinge unter den ihm genauer Kennenden anschlossen, ihm treue Anhänglichkeit bewahrten.

In Überfülle zeugen dafür die herrlichen Briefe, die sich in seinem Nachlaß erhalten. Aus allen tritt, direkt oder indirekt, eine Persönlichkeit entgegen, die mit dem unfehlbaren Zauber echten Menschentums begabt gewesen. Mit allen Reizen der äußeren Erscheinung ausgestattet, der sich ein durchaus edles Gebaben beigesellte, übte er durch Geist und gediegenen Charakter eine herzgewinnende Anziehung auf alle Gemüter von gleicher Sinnesrichtung aus. Wie jeder bedeutenden Größe, zumal bei der ihm eigenen Gesinnung, ward auch ihm eine durchaus entgegengesetzte Beurteilung nicht erspart, die nach der badischen Katastrophe eine nur gar zu willige Aufnahme fand.

Es ist kürzlich auf die erbitterte Stimmung gegen Herwegh bei den Flüchtlingen hingewiesen worden, die damals zugleich mit ihm eine Freistatt in der Schweiz gefucht. Von diesen Leuten hat er sich fern gehalten und damit deren Unwillen auf sich geladen. Seine Abwendung von ihnen, die sich außerdem in sehr scharfen Urteilen über sie und ihr Gebaben äußerte, ist allerdings insofern nicht zu billigen, als es doch Schicksalsgenossen betraf, mit denen ein gleiches Streben für die politische Wiedergeburt Deutschlands ihn zusammengeführt. Daß er jedoch, nachdem „das Kind tot war, die Gevatterschaft“ mit ihnen für erloschen ansah, erklärt sich wohl hinlänglich aus seiner damaligen Niedergeschlagenheit, wenn auch ein entgegengesetztes Benehmen in seinem eigenen Interesse erwünschter gewesen wäre. Immerhin bleibt sein Unwillen gegen die Leute begreiflich, deren Ungeschick mit zum Fehlschlagen der gemeinsamen Hoffnungen beigetragen, um so mehr begreiflicher, als ihre Erbitterung gegen ihn der verleumderischen Deutung seines Verhaltens bei den Vorgängen entsprang, die nach erfolgter Niederlage der Freischärler stattgehabt; nicht minder begreiflich auch bei seinem Unwillen über sich selbst, der er sich zur Beteiligung an der Umsturzbewegung hatte hinreißen lassen, welche zu wecken er durch seine Dichtung wesentlich mit beigetragen.

Unter so bewandten Umständen kann das Urteil dieser Leute über Herweghs Charakter kein endgiltiges sein. Zudem gründeten sich ihre gegenseitigen Beziehungen lediglich auf die revolutionäre Bewegung, mithin auf einen durchaus vorübergehenden Zustand, der nicht ausschließlich über Herweghs ganze Persönlichkeit entscheidet. Auch würde die seitens der Flüchtlinge gegen ihn gehegte Erbitterung keine so nachhaltige geworden sein, wenn nicht zufällig die ehemaligen Kampfgenossen nach erlittener Niederlage am nämlichen Ort zusammengetroffen wären, wo sie von sich aus eine Gemeinschaft beanspruchte zu haben scheinen, die er seinerseits in keiner Weise gelten lassen wollte. Schließlich trat hierbei doch nur die absolute Verschiedenheit der betreffenden Naturen zu Tage und dabei die völlige Unabhängigkeit des Verkehrs für sich gewahrt zu haben, dürfte Herwegh immerhin als sein gutes Recht beanspruchen mögen, so vorteilhaft es auch für ihn gewesen wäre, wenn er seine Zurückhaltung mit größerer Klugheit hätte ausüben können.

Noch weniger in Betracht kommen abfällige Urteile über ihn aus der vormärzlichen Epoche. Sie erweisen sich leicht als Ausflüsse verletzter Eitelkeit oder anderer kleinlicher Ursachen, von den Fällen zu schweigen, wo sich anmaßende Oberflächlichkeit an ihn herangedrängt und eine kühlere Behandlung seinerseits ihm als Vornehmthuerei und eingebildetem Wesen entsprungend ausgelegt wurde. Einstimmig widersprechen einer derartigen Auffassung seines Wesens alle, die ihn wirklich gekannt und ihm ihre Freund-

Digitized by Google

schaft dauernd erhalten. Der diesem entsprechende Gesamteindruck faßt sich kurz und treffend in den Worten Jacob Henle's*) zusammen, die er Anfang der vierziger Jahre brieflich einem Freunde gegenüber äußerte: „Alles ist voll von Herweghs Lob, und mit Recht. Er ist ein ausgezeichneter Dichter, dabei ein trotz aller Verwöhnung bescheidener, anspruchsloser, natürlicher Mensch, durchaus edel und gut, voll Feuer und Aufopferung."

Mehr als ein volles Menschenalter später läßt sich Jacob Moleschott in den kurz vor seinem Hinscheiden verfaßten Lebenserinnerungen**) durchaus übereinstimmend mit diesem seinem hochverdienten Lehrer vernehmen. Anläßlich seines langjährigen Aufenthaltes in Zürich schreibt er: „Zu den anregenden, geisterfreuenden Unterhaltungen im vertrauten Kreise gehörte als sündendes und bindendes Element der Dichter Georg Herwegh. Er war auf jedem Gebiete des Wissens zu Hause, frei von den Fachschranken, die für so viele ein Schutzleder sind, und von anderen nur so emsiger aufgepflanzt und um so eifriger verrammelt werden, damit sie auf dem beschränkten Felde desto erfolgreicher die Alleinherrschaft erstreben können. Bei Herwegh hatte jene allgemeine Bildung nicht zu Oberflächlichkeit, wohl aber zum Ebenmaß, zum Ineinanderklingen von Kunst und Wissenschaft geführt. Das zeigte sich schon in seiner Sprache. Ich habe keinen anderen Schwaben gekannt — Herwegh war geborener Stuttgarter — vielleicht keinen anderen Deutschen, der seine Sprache so rein, so frei von jedem Klange der Mundart, und doch so klangvoll, so weich und reich, so natürlich und doch so künstlerisch gesprochen hätte. Wenn sich die Unterhaltung belebte, wenn sie feurig ward, vielleicht gar drohte hitzig zu werden, hatte Herwegh immer Nebenwurzeln, mit deren Saft er das Feuer dämpfen und den Gedanken beleben konnte; er vermittelte zwischen Kunst und Wissenschaft, zwischen Anschauung und Grundsätzen, und keine Götzen anerkennend sprach er, der Dichter, oft das entscheidende, zusammenfassende Wort."

Genau wie Moleschott dachten über Herwegh die beiden Männer, deren Briefwechsel mit ihm im Folgenden zur Mitteilung gelangt. Er war ihnen wahlverwandt durch die Ideale, die er als Dichter in seinem Wirken, als Mensch in seinem Leben unverdrossen bethätigt. Mit Robert Prutz, dessen Verdienste um die Bildung seiner Zeit dem gegenwärtigen Geschlecht nicht in gebührender Weise geläufig sind, verband ihn das Streben nach politischer Freiheit; in Ludwig Feuerbach verehrte Herwegh den Verkündiger einer kirchen- und glaubensfreien Religion, für die auch er in dichterischer Begeisterung manch treffendes Wort gesprochen. Zu den litterarischen Beziehungen, die ihn anfänglich den wackern Männern nahe gebracht, kamen bald persönliche hinzu, die zu lebenslänglicher Freundschaft mit beiden sich ausgestalteten.

Robert Prutz, dessen hier vorliegende Briefe besonders geeignet sind, sein Andenken über den Werth eines bloßen Namens in der neuern Litteraturgeschichte zu heben, hat Herwegh gegenüber nicht nur die Bedeutung ihn als Mensch stets richtig beurteilt und geschätzt zu haben; er ist auch, wie aus dem in dieser Briefsammlung im Auszug mitgeteilten Artikel aus der „Rheinischen Zeitung" zu ersehen, muthig für den Freund eingetreten, als die ihm anfangs wohlgeneigte öffentliche Meinung an ihm irre zu werden begann. Auch für das heutige Geschlecht sind die damals gesprochenen Worte beherzigenswert, und wie die Briefe werden sie der allgemeinen Aufmerksamkeit den Mann näher bringen, der in einer vielfältigen Thätigkeit, unter harter Bedrängnis, muthig und unverdrossen für Erwecken einer freien bürgerlichen Gesinnung bei seinen Zeitgenossen gewirkt. Wiewohl im wesentlichen nunmehr das erreicht ist, was dazumal von den meisten nur geahnt, von den Besten allein als festes Ziel ins Auge gefaßt war, haben wir auch heute noch, zumal bei der wiederum eingetretenen rückläufigen Bewegung, viel bei denen zu lernen, die wie Herwegh und Prutz dessen voll bewußt waren, was zur gedeihlichen Entwicklung des deutschen Kultur- und Geisteslebens vor allen Dingen erforderlich ist.

Auch den hier mitgeteilten Briefen Feuerbachs wird manches Interesse abzugewinnen sein, wiewohl sie ihn mehr von Seiten seiner liebenswürdigen Persönlichkeit als bezüglich seiner eminenten Bedeutung einer bahnbrechenden Denkrichtung vorführen. Weil aber diese selbst, wie es im Verlauf der wissenschaftlichen Entwicklung unseres Zeitalters notwendig gegeben war, im Begriffe ist zu ihrem Rechte zu gelangen, wird auch eine Bereicherung des Bildes willkommen sein, das uns Feuerbach als Menschen näher bringt. Seine wandellose Freundschaft für Herwegh unmittelbar auch dessen im Briefwechsel mit zu Wort kommende Gattin, deren Bekanntschaft schon deshalb eine lohnende ist.

Die brieflichen Beziehungen zwischen Ludwig Feuerbach und Georg Herwegh wurden im Jahre 1842 angeknüpft; persönlich lernten sich Beide drei Jahre später in Heidelberg kennen. Über diese Begegnung schreibt Feuerbach an einen seiner Freunde: „Die werteste Bekanntschaft, die ich hier gemacht, war Georg Herwegh, den ein glücklicher Zufall gerade um die Zeit meiner Anwesenheit hinführte. In ihm fühle ich eine verwandte Seele; er ist grundfrei, ernst, tief,

*) Mitgeteilt in dem biographischen Gedenkbild dieses Anatomen von Fr. Merkel, Braunschweig 1891.

**) „Für meine Freunde", erschienen 1894 in Gießen, kaum ein Jahr nach dem Tode des Autors.

Digitized by Google

wahrhaft. Er ist Communist*) von Profession, kein orthodoxer, kein buchstäblicher, kein absolutistischer Communist„ — denn leider kommen auch hier schon die Unterschiede der menschlichen Natur auf eine ebenso erfreuliche wie daneben auch traurige Weise zum Vorschein!“ — Welchen Eindruck wiederum Feuerbachs Erscheinung auf Herwegh machte, besagen folgende Zeilen, die dieser um eben die Zeit (am 3. Juli 1845), an seine Frau richtet. Unter Bezugnahme auf den beiden Männern befreundeten Karl von Pfeufer, damals an der Heidelberger Universität als Kliniker wirkend, wird der durch ihn vermittelten Bekanntschaft mit Ludwig Feuerbach erwähnt. „Obschon Letzterer das Aussehen eines bayrischen Lieutenants hat“, schreibt Herwegh, „ist er ein Mensch von großer Energie und mir durchaus sympatisch. Wir fanden uns auch gleich zusammen. Er ist eine komplete Natur und über die Einseitigkeiten und Geschmacklosigkeiten Ruge's und Marx's sehr im Klaren. Er trägt einen grünen Rock, eine Weste von ich weiß nicht wie viel Couleurs und eine feuerfarbene Halsbinde. Das thut Deinen Augen weh wenn sie es lesen“, heißt es mit Bezug auf den überaus entwickelten Farbensinn seiner Gattin, „schadet aber nichts; es gefällt mir sehr und wir werden wohl einen Monat zusammen verbringen. Er war im Begriff abzureisen, bleibt nun aber längere Zeit auf meine Bitte in Heidelberg“. Einige Wochen später, am 21. Juli, meldet Herwegh: „Feuerbach verschiebt seine Abreise von einem Tag zum andern, zu meinem großen Vergnügen. Wir lieben uns gegenseitig und harmonieren in unserer ganzen Weltanschauung. Er ist ein Mensch, ein kompleter, und schämt sich nicht bei allem Hochsinn zuweilen ein Kind zu sein. Bei aller Schärfe so viel weiches, und die größte Entschiedenheit bei aller Humanität. Ich glaube, ich könnte mit ihm zusammen leben, und Du weißt, was das für mich heißen will“.

*) Näheres über den Sinn dieser Bezeichnung ersehe man aus Herweghs im nächsten Hefte zum Abdruck gelangenden Briefe an Prutz vom 25. Juli 1843. Weder für ihn noch für Feuerbach ist das Wort in buchstäblicher Bedeutung zu nehmen. Beide wenden es auf sich nur als einen Gegensatz zu den partikularistischen Interessen eines mittelalterlich gearteten Staatslebens an.

Noch vor der Trennung von Herwegh, schreibt Feuerbach seinerseits am 26. Juli an seinen Bruder Anselm, damals Professor der Altertumskunde und Kunstgeschichte in Freiburg: „Ehe ich scheide, noch ein paar Zeilen, die Dir mein Geistes- und Leibesfreund Herwegh überbringt. . . . . Ich werde Dir hoffentlich Herwegh nicht zu empfehlen brauchen, da er sich selbst genug empfiehlt. Es ist nichts gemeines, nicht unedles in seinem Wesen; er ist eine echtpoetische Natur. Ich habe ihn verehrt, jetzt liebe ich ihn“.

Wie der Bund zwischen Prutz und Herwegh wurde auch der vom Tage seiner Begegnung mit Feuerbach geknüpfte Freundschaftsbund zu einem die beiden Familien unschließenden und währte ununterbrochen, allen Verleumdungen und Schicksalsschlägen zum Trotz, bis zu ihrem Tode fort.

Beide Freunde wurden Herwegh im nämlichen Jahre, innerhalb nur etlicher Monate entrissen. Der um ein Jahr ältere Robert Prutz starb am 21. Juni 1872. Der um dreizehn Jahre ältere Ludwig Feuerbach am 13. September. Über den zuerst Dahingegangenen bringt die Sammlung einen weihevollen Brief seiner Gattin; dem Andenken des später Hingeschiedenen hat Frau Emma Herwegh in einem Briefe an eine Freundin einen Nachruf gewidmet, der sein Bild in treffenden Zügen wiedergiebt. Auch dieses Schreiben ward der vorliegenden Briefsammlung eingereiht.*)

Wilhelm Bolin.

*) Dem Leser, der diese Zeitschrift und den Standpunkt ihres Herausgebers kennt, braucht gewiß nicht erst gesagt zu werden, wie Vieles in dieser Einleitung den an dieser Stelle sonst vertretenen Anschauungen und Empfindungen widerspricht. Gleichwohl haben wir an der geistvollen Darstellung, die zudem den bleibenden Verdiensten Herweghs voll gerecht wird, nichts unterdrücken zu dürfen geglaubt. Gewiß ist es z. B. ein Irrtum des Herrn Verfassers, zu glauben, man urteile über die politischen Gedichte Herweghs von 1870 ab heute in Deutschland zustimmender, als vor zwanzig Jahren; der Irrtum ist ein so völliger, daß er wohl nur durch den Aufenthalt des Autors im Ausland erklärlich wird; in Wahrheit ist das Urteil über jene Gedichte heute ruhiger, gerechter, aber gewiß nicht zustimmender, als damals. Mag man also in dieser und mancher anderen Hinsicht mit Herrn Dr. Bolin nicht einverstanden sein — lesenswert bleibt sein Aufsatz auch für Jene, die anders darüber denken. Und darum haben wir ihn gebracht.
Anm. d. Red.

Litterarische Notizen.

— Von Tag zu Tage. Dichtungen von Otto Roquette. Aus dem Nachlaß des Dichters herausgegeben von Ludwig Fulda (Stuttgart, J. G. Cotta Nachf.) Reichlich die Hälfte dieses Buches („Das Wormser Schießen“, „Der Findling“, das Schauspiel „Zangelor“, viele Gedichte und die meisten Sprüche) ist in den Spalten der „Deutschen Dichtung“ erschienen; Otto Roquette war ein allzeit getreuer Freund dieser Zeitschrift, vielleicht der Treueste unter den Treuen — und nun ist er tot und dies Buch soll sein Andenken wach halten — wäre da eine kühl abwägende, kritische Würdigung am Platze? Indem ist über Roquette, den Menschen wie den Dichter, an dieser Stelle bereits wiederholt so eingehend gesprochen worden, daß wir mehr und Anderes nicht zu sagen wüßten. Nur eines wollen wir aussprechen: uns wiegt diese Sammlung an dichterischem Werte unter den Bänden, die Roquettes Namen tragen, mit am schwersten; eben darum hätten wir die Auswahl im Einzelnen noch strenger gewünscht. Fulda's Einleitung ist warm und pietätvoll geschrieben; daß sie in der Charakteristik des Menschen richtig ist, können wir aus eigener Kenntnis bestätigen. Möge das schöne Buch so viele Leser finden, als es verdient. Fr.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist unerlaubt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von G. Lezius & Co. in Berlin.

Digitized by Google

Originale.

Geschichten von **Karl Emil Franzos.**

(Fortsetzung.)

Der Zündhölzchen-Künstler.

Weder an der Tracht, noch an dem Benehmen, war dem guten Hauptmann Alois M. anzusehen, daß auch er ein Sonderling sei. Ich lernte ihn im Herbste 1869 im „Café Sch." kennen, einem freundlichen Lokal, das in der Grazer Vorstadt St. Leonhard liegt und ausschließlich von zwei sehr verschiedenen Menschenkasten besucht wird: von jungen Studenten und alten k. k. Offizieren des Ruhestandes, wie sie bekanntlich sehr zahlreich in der anmutigen „Pensionopolis" den Rest ihrer Tage verleben. Beide Kasten vertragen sich neben einander, weil sie sehr geringen Verkehr haben und schon äußerlich streng geschieden sind: die rechte Hälfte des Cafés gehört den Offizieren, die linke den Studenten. Wenigstens war es damals so und ist es vielleicht noch heute, denn in einem so konservativen Etablissement ändert sich auch während einiger Dezennien nichts. „Konservativ" ist vielleicht nicht einmal ein zureichender Ausdruck, um den Geist ehrwürdiger Ordnung zu bezeichnen, der in diesen Hallen waltete. Hier gab es nur Stammgäste und jeder Gast hatte seinen Stammsitz, seine Stammpfeife und seine Stammzeitung, dafür sorgte Herr Sch., und nicht minder aufmerksam wachte er darüber, daß jeder Verkehr zwischen den alten Helden und den jungen Musensöhnen unterblieb. „Es thut nicht gut," pflegte er zu sagen — der erfahrene Mann wußte wohl, warum . .

Daraus erklärt es sich, daß Hauptmann M. und ich einander wochenlang zwei Stunden täglich auf fünf Schritte Distanz gegenüber saßen, ohne es auch nur zum Gruß zu bringen. Seinen Namen und Stand kannte ich natürlich; das hatte mir Herr Sch. mitgeteilt und hinzugefügt, daß der alte wackere Herr 1859 bei Solferino wahre Wunder von Tapferkeit verrichtet, freilich gleichzeitig auch so schwer verwundet worden, daß er sofort seinen Abschied habe nehmen müssen. „Die Kugel schlug in den Unterleib," schloß er, „die Wunde ist gottlob längst geheilt, aber man sagt, daß der alte Herr doch eigentlich auch im — Hirn getroffen ist!"

„Wie so?" fragte ich.

„Er soll sich mit sehr sonderbaren Künsten die Zeit vertreiben," erwiderte der Cafétier diplomatisch und wandte sich einem andern Gaste zu.

Daraufhin studierte ich einige Tage lang mein Gegenüber recht aufmerksam, ohne an ihm etwas gewahren zu können, was jene Andeutung hätte bestätigen können. Hauptmann M. zeigte in seinem Wesen und Betragen so recht den Typus des Militärpensionisten: hagere, schlanke Gestalt, stramme Haltung, laute, schnarrende Stimme und — pedantische Ordnung bis ins Kleinste. Sein Gesicht, obwohl tief gefurcht und mit einem sehr martialischen Schnurrbart geziert, hatte doch einen überaus gutmütigen und offenen Ausdruck — jede Empfindung war davon abzulesen. Ich konnte dies zu meinem großen Ergötzen studieren, wenn er mit seinem ständigen Partner, einem gichtbrüchigen Obristwachtmeister, seine obligate Partie Schach spielte. Drang er siegreich vor, so leuchtete sein Antlitz, verlor er eine Figur, so verfinsterte es sich.

Durch dieses Spiel sollten wir trotz alles Kastengeistes doch mit einander bekannt werden. Eines Tages fehlte der Obristwachtmeister, die Gicht hielt ihn zu Hause fest; hilfesuchend blickte M. umher und ich erbot mich, die Partie mit ihm zu spielen. Herr Sch. runzelte die Stirn, der Hauptmann aber nahm das Anerbieten freundlich an.

Von da ab saßen wir täglich von zwei bis vier Uhr einander am Schachbrett gegenüber und führten vor und nach der Partie höchst nützliche und gleichgültige Gespräche: über Krieg und Frieden, über das römische Recht, über die Bedeutung des Läufergambits und so weiter. Obwohl diese Themen gerade nicht geeignet waren,

Digitized by Google

sein Tiefstes zu enthüllen, so konnte ich mir doch bald sagen, daß mich der Zufall hier mit einem guten, wackeren, verständigen und recht gebildeten Manne zusammengeführt. Vergeblich grübelte ich darüber, was wohl mit jener Andeutung vom lädierten Hirn gemeint gewesen.

Da sollte mich ein Ungefähr darauf bringen. Ich wollte mir einmal während des Spiels eine Cigarre anzünden und hatte kein Feuerzeug zur Hand. Er reichte mir das seine, ich öffnete es und betrachtete die Hölzchen ganz erstaunt, denn ihre Köpfchen schillerten in allen Farben des Regenbogens und als ich ein rosenfarbiges entzündete, verbreitete es einen recht eigentümlichen Geruch.

„Wo kaufen Sie diese Hölzchen?“ fragte ich.

„Nirgendwo,“ erwiderte er mit einigem Stolze. „Ich fabriziere sie selbst — das heißt, ich färbe sie selbst.“

„Wozu?“

„Zu künstlerischen Zwecken,“ war die Antwort. „Ich benütze sie, um daraus Gemälde in Mosaik nachzubilden!“

„Eine Zündhölzchenmosaik?“ rief ich.

„Warum nicht?“ erwiderte er sehr ernst. „Der Stoff eignet sich gut dazu. Gegenwärtig bilde ich die Sixtinische Madonna nach. Als Vorlage benütze ich eine gute alte Kopie, die ich in Mantua billig erworben habe.“

Ich starrte ihn an. Die Sixtina durch Zündhölzchenköpfe! dachte ich. Der Mensch ist ja ein Narr. Und etwas von diesem Gedanken mochte auch auf meinem Antlitz sichtbar geworden sein. Denn er blickte mich mit ruhigem, überlegenem Lächeln an und sagte dann:

„Seltsam, welch' ein Gewohnheitstier der Mensch ist! Sie sind noch ein Jüngling und vermögen gleichwohl meine Idee nicht zu fassen, weil sie neu und originell ist. Ich verüble es Ihnen nicht — ich bin daran gewöhnt. Ist einmal meine Mosaik fertig, dann wird sich freilich das Blatt wenden. Ich arbeite rastlos weiter, weil ich überzeugt bin, auf diesem Wege einen neuen Zweig der Kunst oder doch des Kunstgewerbes zu begründen.“

Darauf mochte ich nichts weiter erwidern, wir spielten die Partie schweigend zu Ende. Dann aber begann er noch einmal:

„Es wäre mir angenehm, wenn Sie die Arbeit in Augenschein nehmen wollten. Ich wohne Heinrichsstraße Nr. 15 und arbeite täglich von sieben bis zwölf Uhr vormittags, vier bis sechs Uhr nachmittags. Also auf Wiedersehen!“

Schon am nächsten Tage ging ich hin. Der Hauptmann schien aufrichtig erfreut darüber.

„Ich danke Ihnen!“ rief er. „Hier — treten Sie ein — hier ist mein chemisches Laboratorium. Etwas eng, aber für meine Bedürfnisse genügend.“

Ich stand in einer kleinen, kahlen Kammer, die von den schauderhaftesten Gerüchen erfüllt war. An der Wand stand ein Repositorium mit Farbtiegeln, gefärbte Zündhölzchen waren auf einem Tische zum Trocknen ausgebreitet, in einer anderen Ecke war ein riesiger Haufe noch ungefärbter Schwefelzünder aufgehäuft.

„Und nun in das Atelier!“ rief der Hauptmann. „Hier ist die begonnene Arbeit. Prüfen Sie unbefangen und geben Sie Ihr Urteil!“

Das Atelier war ein Wohnzimmer, in welchem ein riesiger Tisch stand und auf demselben ein hölzernes Gerät, das einer gewaltig langen und breiten, aber ganz flachen Schublade ähnlich sah. Am untern Ende war die Arbeit begonnen, da standen die Zündhölzchen aufrecht an einander gereiht und die bunten Köpfchen schillerten. Erst ein Blick auf die Kopie belehrte mich, daß hier offenbar eine Nachbildung der beiden Engelsköpfe am Fußende des Bildes versucht war.

„Nun?“ rief der Hauptmann.

„Sehr schön!“ stammelte ich verlegen. Dann aber fragte ich: „Sind nicht Zündhölzchen denn doch ein zu feuergefährliches Material? Warum nehmen Sie nicht farbige Holzstifte?“

Der Hauptmann schüttelte das Haupt. „Erstens wäre dies nicht originell,“ erwiderte er, „und zweitens eignen sich ja diese runden, erhabenen Köpfchen ganz ausgezeichnet zu künstlerischen Zwecken. Meinen Sie nicht auch?“

Ich hustete ein wenig und empfahl mich bald darauf — es war mir fast unheimlich geworden . . .

Einige Wochen darauf verreiste ich und bezog, als ich wiederkam, ein Stübchen in einer andern Stadtgegend. So verlor ich den armen alten Mann aus dem Gesichte.

Erst im Frühling 1871 begegnete ich ihm wieder, in den Anlagen vor dem Paulusthor. Es war ein wunderschöner Maitag, die Sonne schien heiß, er aber saß, in Decken gehüllt, auf einer Ruhebank, und der morsche Körper zitterte wie in Fieberfrost. Das Antlitz war bleich und verfallen.

Ich trat auf ihn zu und begrüßte ihn herzlich.

Digitized by Google

„Ah, Sie sind's!“ flüsterte er. „Haben Sie von meinem großen Unglück gehört?“

Ich verneinte.

„O,“ klagte er, „mir ist es furchtbar ergangen. Schon im Winter 1869 befiel mich eine ernstliche Affektion der Lungen — der Arzt schob es auf die Schwefelatmosphäre in meiner Wohnung und verbot mir die Arbeit. Ich konnte ihm nicht ganz gehorchen, denn das Werk meines Lebens stand ja auf dem Spiele, aber ich arbeitete weniger und war doch guten Muts — bis zur Weltausstellung von 1873 hoffte ich fertig zu sein. Dann kam der Sylvesterabend und zernichtete all' meine Hoffnung. Mein Diener kam nachts heim, machte im Atelier unvorsichtig Licht — ein Zündhölzchen fiel auf die Arbeit und mein Werk verprasselte in einer Sekunde. Seitdem siehe ich dahin, diesen Unglücksfall kann ich nicht überleben . . .“

Einige Monate später trugen sie den alten Hauptmann zu Grabe.

Gleichfalls ein Original und nur ein Original führen auch die folgenden Zeilen vor.

Der Religionen-Sammler.

In der guten Stadt Czernowitz am Pruth, der fremdlichen Hauptstadt der Bukowina, wo Menschen verschiedensten Glaubens und verschiedenster Nationalität im tiefsten Frieden beieinander wohnen, lebte vor nicht allzu vielen Jahren ein alter, kleiner, buckeliger, steinreicher Junggeselle, Rosenheim mit Namen, der mit Recht von sich sagen durfte, daß er nach einer bestimmten Richtung nicht seinesgleichen auf Erden habe. Denn der Mann hatte fast alle Formen des Glaubens, die unter den Menschen zu finden sind, durchgeprobt, nicht etwa theoretisch, sondern praktisch, indem er in den betreffenden Religionsverband eintrat, eine Zeitlang seinen Geboten genau und mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit nachkam und nach einigen Jahren das Verhältnis mit aller Energie und trotz der größten Hindernisse wieder löste, um ein neues einzugehen.

Fast alle Formen, wiederhole ich, denn es ist schwer, eine ausfindig zu machen, der er gänzlich ferne geblieben. Er hehlte dies auch durchaus nicht, betonte es im Gegenteil mit vielem Stolze, erzählte gern von seinen Wandlungen und nahm es gar nicht übel, wenn man ihn mit der Frage empfing: „Welche Religion haben Sie jetzt?“ Er pflegte darauf ruhig die Auskunft zu geben, die zur Zeit die richtige war, und auf die weitere Frage: „Wie lange bleiben Sie dabei?“ entweder zu erwidern, das wisse er noch nicht, oder mit dem ernstesten Gesicht von der Welt: „Noch drei Monate.“

Was ihn zu solchem Treiben bewog, blieb Allen, die mit ihm verkehrten, rätselhaft, gewiß ist, daß die gewöhnlichen Erklärungsgründe nicht ausreichten — der Mann war weder verrückt, noch frivol, noch ein Schwärmer. Aber hiervon später, hier seien vor Allem seine Wandlungen gewissenhaft verzeichnet, so weit mein Erinnern reicht. Ist eine Lücke in dem Register, so wird man sie bei dieser Sachlage verzeihlich finden.

Rosenheim war als Jude geboren, sein Vater hatte durch den Branntweinhandel ein großes Vermögen erworben und der kleine Arthur, recte Aaron, erhielt eine Erziehung, so gut, wie sie eben in einem elenden galizischen Dorfe irgend zu erzielen war. Der einzige Sohn, seit seiner frühesten Kindheit kränklich und mißbildet, durfte er thun und lassen, was ihm beliebte, und machte von dieser Freiheit größtmöglichen Gebrauch. Bald warf er sich mit Heißhunger auf die Bücher, bald waren sie ihm ein Greuel. Trotz dieses unstäten Wesens erwarb er sich gleichwohl, von einem trefflichen Gedächtnis unterstützt, ein reiches, wenn auch ungeordnetes Wissen. Ähnlich trieb er es in praktischen Dingen, so im Geschäfte seines Vaters, in welches er mit siebenzehn Jahren eingetreten war. Es gab Monate, wo er fieberhaft schaffte und durch kluge Energie großartige Resultate erzielte, und wieder Zeiten, wo ihn keine Macht der Welt hätte bewegen können, einen Federstrich zu thun oder auch nur das Comptoir zu betreten. Der Vater sah dies mit schwerer Sorge, und als er zum Sterben kam, beschwor er den jungen Mann, die großen Brennereien zu verkaufen und in irgend einer größeren Stadt als Privatmann von seinen Renten zu leben, denn zum Chef eines Unternehmens, das ständige Aufsicht und Arbeit erfordere, tauge er nicht.

Aus Pietät, vielleicht auch aus richtiger Einsicht, fügte sich Arthur in diesen Wunsch. Er realisierte nach dem Tode des Vaters sein großes Vermögen und ließ sich in Czernowitz nieder, um da ein ebenso behagliches als vernünftiges Leben zu führen. Ohnehin reich genug, beteiligte er sich nur zuweilen, und dann immer glücklich, an irgend einer Spekulation,

Digitized by Google

die meiste Zeit aber verwendete er dazu, die Lücken seiner Bildung auszufüllen, ohne darüber ein Bücherwurm zu werden; er war ein Freund und Pfleger heiterer Geselligkeit. So gab es Viele, die ihn trotz seiner körperlichen Mißbildung für einen beneidenswerten Menschen hielten, und Niemand, der nicht den heiteren, liebenswürdigen, gebildeten Mann gern gesehen hätte.

Um diese Zeit begann er, sich auch mit Geschichte und Wesen der Religionen zu beschäftigen, nicht aus Herzensdrang, sondern um seinen Wissenstrieb zu befriedigen. Nun trat er zum erstenmale dem Judentum näher, dem er bisher fast nur dem Namen nach angehört hatte. Diese genauere Bekanntschaft mit den Vorschriften des angestammten Glaubens machte ihn jedoch keineswegs frömmer; im Gegenteil behauptete er, an dem Judentum scheine ihm für seine Person nur Eines schätzbar: die völlige Meinungsfreiheit, die in aufgeklärten Gemeinden dem Einzelnen gegönnt sei. Alle Religionen, versicherte er oft, seien ihm gleich ehrwürdig, weil in ihrem ethischen Kern so ziemlich gleichwertig, — freilich vermöchten sie ihn nur insoweit zu interessieren, wie andere Objekte wissenschaftlicher Erkenntnis. Da er dies Jedermann offenbarte, der es hören wollte, so war er bald bei allen Gläubigen als Freigeist verschrieen, dem nichts heilig sei.

Und nun male man sich das namenlose Erstaunen, die tiefgehende Aufregung der kleinen Stadt aus, als sich plötzlich die Kunde verbreitete, daß Arthur Rosenheim Christ geworden, Protestant.

Man wollte es nicht glauben, bis der kleine Mann selbst ruhig und freundlich, wie immer, erzählte, daß er von dem ehrwürdigen Pastor Jenkner in der That in den Schoß der Augsburgischen Konfession aufgenommen und auf den Namen Friedrich getauft worden sei. „Warum haben Sie es gethan?“ schrieen Christen und Juden auf ihn ein; worauf er lächelnd die Achseln zuckte und erwiderte: Der Protestantismus interessiere ihn und er wünsche ihn genauer kennen zu lernen, dies könne er aber nur, wenn er innerhalb dieser Konfession stehe.

„Er ist verrückt geworden!“ klagten seine Verwandten und lachten die Übrigen — aber Friedrich Rosenheim betrug sich ebenso ehrbar und vernünftig, wie es Arthur gethan. Die Protestanten waren sehr mit ihm zufrieden; er versäumte keinen Gottesdienst und gab sich auch sonst alle erdenkliche Mühe, ein treuer Sohn der neuerwählten Kirche zu werden. Hierzu gehörte auch, daß er den Pastor allwöchentlich einmal besuchte, um sich mit ihm über Glaubensdinge zu unterreden. „Seine innersten Gedanken,“ äußerte dieser würdige Mann, „vermag ich natürlich nicht zu erraten, aber ich glaube, er meint es ehrlich, weil mir sonst dieser heilige Eifer nach Erkenntnis unerklärlich wäre.“

Zwei Jahre später trat Rosenheim eine längere Reise an, nach Deutschland und der Schweiz, und als er heimkehrte, erwiderte er auf die Frage, was er mitgebracht, kurz und bündig:

„Eine neue Konfession.“

Er war noch Protestant, hatte sich aber von dem Augsburgischen Bekenntnis abgewendet und war in Genf Calvinist geworden.

„Warum?“ fragten Alle.

„Diese Konfession ist sehr interessant,“ erwiderte er, „besonders die Prädestinationslehre.“

„Das ist ein unwürdiges Spiel,“ rief man ihm entgegen, „jede Religion ist schon deshalb ehrwürdig, weil ihr Millionen Trost und Stütze verdanken.“

„Genau so denke auch ich,“ erwiderte er, „darum nehme ich auch keine Religion zum bloßen Scheine an, sondern suche ihren Geboten nach Kräften nachzuleben.“

So hielt er es in der That auch mit dem Calvinismus. Da in Czernowitz keine Gemeinde dieser Konfession besteht, so reiste er zweimal im Jahre, zu Ostern und Weihnachten, nach Klausenburg, um dort die hohen Festtage mit seinen Glaubensgenossen zu verbringen.

Er hat im Ganzen sechs solche Reisen gemacht, denn nur drei Jahre ist er Calvinist geblieben. Dann trat er zur katholischen Kirche über, und es schien fast, als ob ihn diese sein Lebenlang festhalten sollte. Denn Jahr um Jahr verstrich und er ließ nichts von neuen Abenteuern hören, lebte still und fromm vor sich hin und ging jeden Sonntag zur Messe in die kleine katholische Kapelle in der Lemberger Gasse. Ob er da mehr zu „studieren“ fand als früher, ob ihn nur äußerer Zwang festhielt (denn vor 1860 war in Österreich der Abfall von der katholischen Kirche durch Hindernisse erschwert), muß unentschieden bleiben. Freilich ist dies Letztere wahrscheinlicher, denn unmittelbar nach Erlassung der Februarverfassung nützte er ihre freisinnigen Bestimmungen, sagte sich vom Katho-

Digitized by Google

lizismus los und trat zur griechisch-orthodoxen Kirche über.

Da dieselbe in Czernowitz die mächtigste ist und viel auf ihre Würde hält, so musste er manches Opfer bringen, bis sein Wunsch erfüllt war. Ein prächtiges Weihegeschenk, das er einem der Basilianerklöster des Landes machte, rührte endlich des Bischofs Herz und Rosenheim ward zum dritten Male getauft, diesmal nach byzantinischem Ritus. Dieser aber scheint wohl sehr leicht ergründet werden zu können, denn schon nach einem Jahre sagte sich Rosenheim von ihm los, verkaufte Haus und Gut und verließ Czernowitz.

Er wendete sich nach der Türkei und bekehrte sich in Varna zum Islam. Ob er in der That, wie Viele erzählen, Derwisch geworden und eine Pilgerfahrt nach Mekka mitgemacht, weiß ich nicht, möchte es aber glauben, da es nicht in dieses Mannes Art lag, etwas halb zu thun. So viel jedoch steht fest, daß ihn auch Allah und sein Prophet nicht auf die Dauer zu fesseln vermochten; 1869 kam das kleine Männchen, jählings gealtert und morsch geworden, in seine Heimat zurück. Er nützte die Wohlthat der ein Jahr vorher erlassenen Gesetze, indem er sich konfessionslos erklärte.

Bald darauf verließ er Czernowitz wieder, angeblich um nach Amerika auszuwandern. Ob er dies gethan und es vielleicht später auch ein wenig mit den Mormonen versuchte, ob er überhaupt noch lebt, weiß ich nicht zu sagen.

Die Erklärung dieses sonderbaren Lebens lässt sich natürlich nicht mit der Sicherheit einer arithmetischen Deduktion geben. So viel kann ich verbürgen, daß Aaron-Arthur-Friedrich nicht verrückt war, auch nicht partiell verrückt. Er war ein geschäfts- und lebenskluger Mann, ruhig, bedächtig und scharfsinnig. Ich habe mit ihm über alle erdenklichen Dinge gesprochen und nie auch nur die leiseste Störung seines Denkvermögens gewahren können. Auch dann nicht, wenn wir über Religionen sprachen; sein Urteil blieb auch darüber klar, mild und — so weit ich's beurteilen konnte — gerecht, fern von aller Gehässigkeit und allem Fanatismus. Schon daraus geht hervor, daß Rosenheim kein Schwärmer war; er war Theist, aber ohne konfessionellen Zug. Ebensowenig lässt sich seinem soliden, ernsten Wesen nachsagen, daß er sein Lebenlang ein frivoles Spiel mit dem getrieben habe, was Anderen teuer ist. Er war kein Betrogener, aber auch kein Betrüger; seine verschiedenen Wandlungen haben ihn schweres Geld gekostet und keinen Heller eingebracht. Und so bleibt nur Eines zur Erklärung übrig: der Mann war wirklich der Überzeugung, daß man das Wesen jeder Religion nur dann zu erkennen vermöge, wenn man ihr selbst angehöre, und handelte darnach, indem er eine nach der andern durchnahm. Er gehörte in die Kategorie der Sammler unter den Originalen: wie Andere Pfeifenköpfe, Dosen oder Münzen sammeln, so legte er sich eine Kollektion von Religionen an.

Es giebt sicherlich keine Abart des Genus „Homo sapiens", die so viele Originale aufwiese, wie die Zunft der Sammler — wer nach derlei Bekanntschaften dürstet, braucht nur fleißig Auktionen zu besuchen und wird sein Ziel erreichen.

Kann ihm das Gleiche gelingen, wenn er die Gerichtssäle besucht?! Man hört so oft von merkwürdigen, „originellen" Verbrechern reden, im Ton des Staunens, ja der Beschönigung. Nichts ist gefährlicher, denn es verwischt die Grenze zwischen Gut und Böse. Aber in den meisten Fällen ist es auch ein Irrtum. Nicht Jeder, der ein unerhörtes Verbrechen ausheckt, ist ein Original, und unter jenen Angeklagten, die für ihren Frevel irgend ein seltsames Motiv angeben, sagt von tausend vielleicht einer die Wahrheit, und der nur halb. Es giebt auch unter den Verbrechern Originale, aber sehr wenige, und man mag es sich hundertmal überlegen, ehe man einen von ihnen so bezeichnet. Einer dieser sehr Wenigen war unzweifelhaft der rätselhafte Mensch, von dem ich nun erzählen will.

Peter von Boor.

Niemand, der mitten im Leben steht, wird auf die Dauer bezweifeln, daß die Wirklichkeit fast immer an Kühnheit der Erfindung die Dichtung übertrifft und psychologisch verblüffender ist, als diese. Ein lehrreicher Beleg dafür ist die Geschichte dieses Originals unter den Verbrechern. Kein Poet ersten Ranges, aber ein höchst geschickter Erzähler von wohlgeübter Phantasie, Hackländer, hat diese Geschichte zu seinem Roman: „Das Geheimnis der Stadt", verarbeitet. Es ist ein Werk, das, so gering auch sein Kunstwert ist, durch drastische Gruppierung des Stoffes und alle erdenkliche Zuthat romantischen Flitters sicherlich Spannung und Interesse genug bietet. Aber wer nun die Wahrheit kennen lernt, wird

Digitized by Google

sie unendlich interessanter finden, ja die Ohnmacht der dichterischen Phantasie gegenüber jener des Schicksals peinlich empfinden. Alle Zuthat und Änderung berührt fast läppisch, wenn man sie mit der Merkwürdigkeit der nüchternen Thatsachen vergleicht, und vollends erscheint es unbegreiflich, wie der Autor aus einem der sonderbarsten und schärfsten ausgeprägten Menschen, die je gelebt haben, nur eine so verwaschene Romanfigur gestalten konnte. Freilich resultiert dies Verschulden größtenteils aus dem Mißgriff im Stoff. Menschen wie Peter v. Boor taugen nicht zu Romanhelden. Das Schicksal darf sie schaffen; wir müssen sie ihm glauben, weil sie gelebt haben: vom Dichter fordern wir Motivierung und Glaubwürdigkeit der Charaktere. Und nun motiviere man ein solches Unikum der Gattung Mensch! . . .

Ein Unikum — das Wort sagt nicht zu viel. Von ihm zu sprechen, wäre an sich berechtigt, auch wenn dieser unerhörte Mensch eine geringere Rolle gespielt hätte. Nun war diese Rolle zudem glänzend und einflußreich, wie nicht allzu viele andere. Boor war ein Liebling des Kaisers Franz, der Begründer der Ersten Österreichischen Sparkasse und der Anreger der Donau-Dampfschiffahrt-Gesellschaft, der kräftigste Förderer und Mäcen der graphischen Künste und — einer der raffiniertesten Verbrecher, mit denen sich die Rechtspflege je beschäftigt hat! Noch mehr: dies Alles war er zu gleicher Zeit, und es bleibt eine offene Frage, ob er all seine guten Thaten nur vollbracht, um unentdeckt zu bleiben, oder ein Verbrecher geblieben, um sie ausführen zu können. Erwägt man dies Alles, so erscheint es fast unfaßlich, wie er so gänzlich vergessen werden konnte, mindestens von den Gebildeten, vom Volke freilich nicht, wie wir später sehen werden. Aber den meisten Lesern dürfte es ergehen wie mir, als ich vor Jahren bei einem Besuche auf dem kärntnerischen Schlosse Rosegg, seinem einstigen Besitze, zuerst von dem Manne hörte; ich hatte seinen Namen nie vorher vernommen. Diese Verschollenheit erklärt sich wohl hauptsächlich durch den Zwang, der im Vormärz auf der öffentlichen Meinung lastete: keine Zeitung, keine Broschüre durfte in Österreich über den Prozeß berichten. Wer heute darauf zurückgreift, ist auf die gleichzeitigen Berichte auswärtiger Zeitungen und ein kurioses, vor dreißig Jahren erschienenes Buch des sattsam bekannten Polizeirats Felsenthal angewiesen. Beide Quellen sind nur mit Vorsicht zu benützen; ich habe sie nach Kräften geübt, und die folgende Schilderung, so abenteuerlich sie klingen mag, enthält nur actenmäßige Details.

Peter Boor (er schrieb seinen Namen auch „Bor“ und in seinen späteren Lebensjahren, wahrscheinlich um ihn zu germanisieren, auch „Bohr“) wurde 1774 in Österreichisch-Flandern als Sohn wenig bemittelter Eltern geboren, verlor sie früh und konnte nur durch die Freigebigkeit von Verwandten ein Lyceum, dann die Malerschule zu Ovwald (Flandern), später die Pariser Kunst-Akademie besuchen, wo er bald ein ungewöhnliches Talent bewährte. Mit ganzer Seele seiner Kunst, der Malerei, ergeben, trat er gleichwohl schon 1792 als Freiwilliger in die französische Armee; der Sturm der Zeit und jugendliche Unbesonnenheit scheinen ihn seinem Streben entrissen zu haben. Bald darauf zum Artillerie-Lieutenant avanciert, machte er bis 1795 die Feldzüge gegen Deutschland mit und quittierte dann den Dienst, nach seiner Angabe aus Loyalität, als einstiger k. k. Unterthan. Doch klingt dies wenig glaubhaft, da er ja freiwillig in die Revolutions-Armee getreten: wahrscheinlich trieb ihn sein wieder erwachter künstlerischer Drang zu fernerer Ausbildung und Bethätigung, die er in Wien am leichtesten zu finden hoffte.

Sein weiteres Verhalten bestätigt diese Vermutung. Im Herbst 1795 taucht er im Hauptquartier des Erzherzogs Karl zu Frankfurt auf, doch strebt er nicht Aufnahme in die kaiserliche Armee an, sondern einen Paß zu freiem Aufenthalte in Wien, der ihm auch gewährt wird. Zu arm, um sich einen Civil-Anzug zu kaufen, wird er auf der Reise seiner abgetragenen französischen Uniform wegen wiederholt angehalten, endlich in Linz interniert. Alle Beteuerung seiner Loyalität nützt ihm nichts; der Wiener Hof, von den royalistischen Emigranten überlaufen und ausgesogen, hat den gemessenen Befehl gegeben, ferneren Zuzug abzuwehren. So finden wir Boor während seiner ersten Wochen in Österreich in verzweiflungsvoller Lage: ohne Geld und Erwerb, verhindert, das ersehnte Ziel zu erreichen, und trotz des Passes von der Ausweisung bedroht.

Ein Zufall rettet ihn aus diesen Nöten. Sein Landsmann, der Feldzeugmeister Beaulieu, läßt sich in Linz nieder. Stracks eilt Boor zu ihm und erhält von dem kunstfreundlichen Manne sofort den Auftrag zu einem Porträt. Es fällt zur Zufriedenheit des Gönners aus, größere Aufträge folgen. Auch eine andere Gefahr

Digitized by Google

wendet des Generals Gnade von ihm ab: als die Regierung den Emigranten beim großen Aufgebot von 1796 nur die Wahl stellt, in die Armee zu treten oder das Land zu verlassen, macht Beaulieu seinen Schützling zum Kadetten in seinem eigenen Regiment und behält ihn in Linz. Er ist dienstfrei, darf ungestört seine Kunst betreiben und findet sein Auskommen. Gleichwohl sehnt der ehrgeizige Künstler die Stunde herbei, wo er so viel erworben haben wird, um Linz verlassen und sich sorgenfrei bei den Wiener Meistern ausbilden zu können. Da tritt plötzlich ein Ereignis ein, welches seine Träume vernichtet, ihn an die Provinzstadt fesselt: er hat ein Verhältnis mit einem ehrbaren Mädchen, einer Putzmacherin, angesponnen und muß sie heiraten. Sie errichtet ein kleines Modegeschäft, er malt seine Porträts; so hilft sich das junge Paar knapp durch.

Dies ist 1798 die Lage Boor's. Wir brauchten es nicht erst aus den Akten ausdrücklich zu erfahren, wie höchst unglücklich sich der junge Künstler zu dieser Zeit fühlt; das lehren die Thatsachen. Dürstend nach Ruhm und Geld, mußteten Weseys und durch die Kriegsdienste nicht sanfter gemacht, hat er nun die Aussicht, als Porträtist der Linzer Bürger und Besitzer eines Modegeschäftes sein Leben in Dunkel und Armut hinzuschleppen. Es gibt nur Einen Weg zur Höhe: Vervollkommnung in seiner Kunst. Voll glühenden Eifers betritt er diesen Weg; er wirft sich auf die Landschaftsmalerei, die seinem Talente mehr zu entsprechen scheint. Schon will es ihm glücken — Fürst Lamberg gibt ihm große Aufträge, in Wien beginnt man von seinen Bildern zu sprechen — da trifft ihn ein furchtbarer Schlag: ein Augenleiden. Er kann noch zur Not zeichnen; die Farben sind ihm versagt. Der Traum von Glück und Glanz ist zerstoben. Es ist eine wahrhaft tragische Lage, in welcher eine leidenschaftliche, moralisch haltlose Natur zur Verzweiflung oder zum Verbrechen getrieben wird.

Welchen Weg hat Boor gewählt?

Nun, verzweifelt hat er nicht, wozu auch von Jahr zu Jahr weniger Grund vorlag. Staunend sahen die guten Linzer zu, welche Goldgrube ein Putzwarengeschäft unter geschickter Leitung werden könne. Schon fünf Jahre nach seiner Verheiratung kaufte Boor ein großes Haus, kurz darauf ein zweites; um 1810 galt er bereits als einer der reichsten Männer der Stadt. Doch tauchte kein ernstlicher Verdacht auf, daß dies mit unrechten Dingen zugehe. Gerade die Linzer Kaufleute schätzten Boor um der Tapferkeit willen, mit der er sein Unglück in Glück gewandelt und aus einem guten Maler einen trefflichen Geschäftsmann gemacht. Neben dem Modegeschäfte, hieß es, betreibe er Geldvermittelungen in großem Stil, die ihn auch zu seinen häufigen Reisen nach Wien und ins „Reich" zwängen. Nur im Volke wollte das Gerede nicht verstummen; die Einen meinten, er sei ein französischer Spion, die Anderen, daß er einst mit einer Kriegskasse ans Frankreich desertiert sei. Niemand konnte unbefangener darüber scherzen, als Boor selbst.

Ein anderes Gerücht jedoch, welches um 1812 zu kursieren begann, ertrug er nicht mit demselben Gleichmut: er habe in seiner Wohnung ein geheimnisvolles Zimmer, wo er oft tagelang verweile, das niemand außer ihm betreten dürfe, nicht einmal seine Frau. Dieser Umstand entlassener Dienstleute, klagte er oft, mache ihn nervös. Auch schien ihm Linz überhaupt nicht mehr zu behagen. Denn 1814 verkaufte er seine ganze liegende Habe und übersiedelte nach Wien; man sah den reichen, gefälligen, gebildeten Mann ungern scheiden.

In Wien richtete sich Boor anfangs behäbig, aber bescheiden ein. Er kaufte zunächst nur ein Landgut bei Erlaa um 6000 Gulden, dann eine Besitzung „auf der Mauer" um 20,000 Gulden. Seine Geschäfte setzte er fort, sie zwangen ihn zu immer größeren Reisen. Durch persönliche Liebenswürdigkeit wie die Solidität seines Gebahrens schaffte er sich auch in Wien sehr rasch eine geschäftlich und sozial gleich angenehme Position, sah in seinem Hause die beste Wiener Gesellschaft und verkehrte auch viel mit Künstlern, insbesondere mit Malern und Kupferstechern. Als seine Gattin 1818 starb, trauerte er ihr aufrichtig nach, änderte dann jedoch den Stil seines Hauses fast jählings ins Prunkvolle.

Nun kaufte er die Herrschaft Kottingbrunn bei Wöslau und ein Wiener Stadthaus um eine Viertelmillion Gulden, richtete sich mit größtem Luxus ein und verzehnfachte die Summen, die er auch schon früher bereitwillig zu wohlthätigen oder patriotischen Zwecken gespendet hatte. Fast schien es, als hätte er nur den Tod seiner Gattin abgewartet, um der Welt zu zeigen, wie reich er sei. Bald sprach man davon, daß Kaiser Franz den trefflichen Mann in den Adelsstand zu erheben gedenke. Aber einen solchen neuen Adel

Digitized by Google

hatte Boor nicht nötig; nun, da sich sein Leben freundlicher gestaltet, — erzählte er seinen Freunden — wolle er den uralten Adel seines Geschlechtes nicht länger verbergen, wie dies seine verarmten Eltern in vielleicht falscher Scham gethan. Er reiste nach Flandern und holte sich die nötigen Dokumente, legte sie der kaiserlichen Hofkammer vor und wurde von dieser als „Ritter v. Boor" anerkannt. Nun erschlossen sich ihm auch die Salons der hohen Aristokratie, und kurz darauf, im Sommer 1821, vermählte er sich zu Klagenfurt mit einem jungen, schönen Fräulein aus einem der vornehmsten, wenn auch wenig begüterten Grafenhäuser Österreichs, der Comtesse Mathilde v. C. Binnen einem Vierteljahrhundert war aus dem verzweifelnden Abenteurer ein enorm reicher, hoch angesehener Großgrundbesitzer geworden, der nicht nur mit der hohen Aristokratie verschwägert, sondern selbst von altem Adel war.

Und höher und höher stieg des Mannes Stern. Er war in Klagenfurt mit dem Fürsten Franz von Rosenberg-Orsini, — damals wohl der größte Latifundien-Besitzer Innerösterreichs — bekannt geworden, der ihm die Verwaltung seiner Güter auf Grund eines Vertrages übertrug, wie er vielleicht noch nie geschlossen worden ist: Boor erhielt im vorhinein ein vollständiges Absolutorium für sein künftiges Gebahren! Was den Fürsten hierzu bestimmte, war nicht blos der Zwang seiner zerrütteten Verhältnisse, die das Eingreifen eines so energischen und reichen Mannes erforderten, sondern auch sein schrankenloses Vertrauen in Boor's Charakter. Schon hier sei die zweifellos festgestellte Thatsache verzeichnet, daß Boor dies Vertrauen glänzend gerechtfertigt hat, nicht blos durch sein seltenes administratives Talent, sondern auch durch Opferwilligkeit und Rechtschaffenheit der Gebahrung. Doch vermochte er des Fürsten Ruin nur aufzuhalten, nicht zu verhindern; schon 1826 geriet Rosenberg in Konkurs, Boor war einer der schwerstgeschädigten Gläubiger und brachte dann bei der zwangsweise erfolgten Feilbietung die fürstlichen (jetzt den Liechtensteins gehörigen) Güter Rojegg, Teuttendorff und Rosenbach, die Gewerkschaft Rosenbach und das Klagenfurter Palais der Rosenberge an sich. Wie schwer auch seine Verluste bei diesem Geschäft gewesen, sein ebenso rücksichtsvolles als rechtliches Vorgehen vermehrte den Glanz seines Namens so sehr, daß der moralische Gewinn den materiellen Verlust aufwog. Auch verschlug ja diesem Krösus eine halbe Million nichts; nach wie vor schien seine einzige Sorge in Geldsachen nur, wie er seine Kapitalien anlegen könnte. Und darum mehrte er nicht blos seinen großen Landbesitz durch neue Erwerbungen, sondern wendete sich auch industriellen und finanziellen Unternehmungen zu.

Was er da geleistet, stellt die geistige Bedeutung des Mannes vollends ins Licht. Er war's, der den Wiener Holzhandel zuerst im Großen betrieb und die Änderung einführte, den Kunden das Brennholz bereits verkleinert zuzubringen. Er war's, der das Actien-Unternehmen der „Fosses mobiles" gründete, eine Art Vorläufer der Wiener Bankanten. Er war's, der zuerst die Idee zur Einführung des Sparkassenwesens in Österreich faßte, den Gründungsplan der „Ersten Österreichischen Sparkasse" entwarf, den Fonds zur Kanzlei, zur ersten Einrichtung spendete, durch zwei Jahre, wie selbst Felsenthal rühmen muß, „mit aller Kraft und mit allem Feuer seines Geistes" für das junge Institut thätig war und durch weitere drei Jahre als Curator an der Spitze desselben stand. Und wieder ist die Thatsache zu verzeichnen, daß Boor die Pflichten dieser hohen Ehrenstelle, welche nach ihm Männer wie Graf Goëß, Graf Colloredo und Anton v. Schmerling innegehabt, mit untadeliger Redlichkeit und Selbstlosigkeit erfüllte. Endlich dankt ihm die Donau-Dampfschiffahrt-Gesellschaft zwar nicht direct ihre Gründung, aber die Anregung und Vorarbeit. Mit dem Prinzen Montfort associiert, ließ er das erste Dampfschiff für den Donauverkehr bauen und legte mit demselben, um die Furcht und das Vorurteil der Menge zu brechen, persönlich den Weg von Wien nach Pest nicht weniger als siebenundzwanzigmal zurück. Man muß die Zeitungen jener Zeit lesen, um zu erfassen, welches Aufsehen diese Fahrten machten!

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nachhall.

Kein Nachhall schöner Stunden
Kann mehr erfreu'n
Als wenn wir überwunden
Und nichts bereu'n.

Und kein Schmerz hat die Süße
Wie der um Glück,
Das nie mehr kehrt zurück
Und uns noch sendet Grüße.

Hermann Lingg.

Nach dem Ball.

Erloschen sind die letzten Kerzen,
Verklungen ist der letzte Ton;
Mit müden Augen, matten Herzen,
Wie Schatten, schleichen sie davon. —

Die Liebste zögert auf der Treppe,
Bis Ihn ihr suchend Auge fand;
Indeß sie hebt die seidne Schleppe,
Entsinkt ein Röslein ihrer Hand.

Schon faßt' es seine Hand, die rasche,
Sie winkt Ihm noch einmal zurück, —
Wie auf ein armes Häuflein Asche,
Starr' ich auf mein gestorb'nes Glück.

Ludwig Bauer.

Hier wie dort.

Eine Grille zirpt im Kraut
Süße Sommertöne,
Drüber all der Himmel blaut
Tief in Märchenschöne.

Nur ein Wölkchen oben schwimmt
Und zerrinnt mit Beben; —
Also mählich auch verglimmt
Und erlischt mein Leben.

Carl von Arnswaldt.

Mahnung.

Geh' nie zurück die eignen Lebenswege,
Erinnrung nur laß' leise schaffend walten,
Wie heißer Wunsch sich Dir im Busen rege,
O bleibe fern der Jugend Lichtgestalten.

Nicht was sie wurden, ist für Dich die Wahrheit,
Dein sind sie, wie sie weltentrückt Dir lebten,
Heil, leise trübend ihres Bildes Klarheit,
Der Dichtung Schleier schimmernd sie umschweben.

So tragen sie mit lichtverklärten Mienen
Zum Port des Alters warme Südlandssonnen;
Die eigne Jugend rinnt fort in ihnen
Aus unberührten heil'gen Lebensbronnen.

Es sind der Sehnsucht selbstgeschaffne Götter,
Die einzigen, die jemals wir verstehen,
Ein Heiligtum, entrückt dem Aug' der Spötter,
Ein Sonnenheim in aller Stürme Wehen.

O mit den Augen, die die Welt entweihte,
Wah' ihnen nie im heißen Drang zu schauen!
Ihr Blick ist Tod! und das Gebenedeite
Versinkt mit Deinen letzten Jugendauen.

Dann deckt die Hand umsonst die Wahrheitsbolen,
Die schnell gedient, Dir eine Welt zu rauben,
Und höhnend klingt's am Grab der heil'gen Toten:
Nicht schauen darf man Götter, nur sie glauben!

Paul Driese.

Digitized by Google

Die Rast des Todes.

Auf einem Eichenstamme, sturmgefällt,
Saß jüngst der Tod und ruhte von der Arbeit.
Durch Asien war er mit der Cholera
Gefahren; hunderttausende von Leichen
Bezeichneten die Spuren seines Weges.
Nun war er müd und ruhte. Vöglein sangen
Im Busche; Veilchen blühten, und ein Bächlein
Sprang fröhlich über moosbewachs'ne Steine
Ins Thal hinunter, wo die Wohnungen
Der Menschen traulich lagen, von den Strahlen
Der Frühlingssonne zauberisch umflossen.
Und niegekanntes Mitleid überkam
Den Tod, und er beschloß hinfort zu rasten,
Aus Liebe zu den Menschen und aus Mitleid.

Da klomm ein altes Pärchen zu der Höhe,
Woselbst der Tod ausruhte, unsichtbar
Für Menschenangen. Und sie setzten beide
Sich auf denselben Eichstamm, wie der Tod.
Ein Bauer war's mit seiner Bäuerin.
„Schau, Hanne," sprach er, „fünfzig Jahre gingen,
Seit wir auf diesem Hügel und im Maien
Uns Treue angelobten. Trenlich hielten
Wir unser Wort und unsre Liebe ward
Gesegnet. Fünfzig lange Jahre haben
Wir Freud und Leid geteilt; wir haben Kinder
Bekommen und begraben; unserm Hofe
Blieb doch der Erbe, und schon Enkelkinder
Erfreuen uns, und ist an Hab und Gut
Kein Mangel. Aber, mein' ich, jetzo ist es
Zu sterben Zeit, ich spür' es an den Füßen.
Sie wollen nimmer mit, und Ruhe, Ruhe
Verlangt das Herz. Mein einz'ger Wunsch, den ich
Noch hege, ist, mit Dir zu sterben, Hanne,
Zur selben Stunde und im gleichen Grabe
Zu ruhen."

„Lieber," sprach die Alte, „Lieber,
Hast Recht, die Jugendtage sind vergangen.
Wohl waren schön sie, aber niemand kann
Sie wiederbringen; wir sind alt geworden,
Und gleiche Sehnsucht ruft uns hin zum Grabe!
Wir wollen beten, daß ein sanfter Tod
Uns beide holt zur selben Stunde. Amen."

So sprach das alte Paar und faltete
Die Hände zum Gebet und betete
Inbrünstig um den Tod.

Jedoch der Tod
Sprach voller Gram zu sich: „Wie kann ich ruhen?
Kann ich den Menschen ew'ge Jugend geben?
Einfält'ges Paar, wie hast Du recht! Ich darf
Nicht ruhen!" Und er nahm vom Boden auf
Die Sense, und dem ersten Streich erlag
Das alte Paar; sein Flehen war erhöret.

Und fürder schritt der Tod und fürderhin . .
Aus Liebe zu den Menschen und aus Mitleid.

Hans M. Grüninger.

So kalt und klar ist die Mondennacht . . .

So kalt und klar ist die Mondennacht.
Weh, wenn ein Hoffnungsloser wacht
Und zu ihr in leiderpreßtem Gebet
Um gütige Schleier der Dunkelheit fleht —
O, schärfer zeigt als Tagesstrahl
Dir Mondnacht jedes Daseins Qual!

Mein Leben liegt vor mir so kalt und klar.
Ich muß vergellen, wie reich es war.
Rings schlafen alle, nur ich bin wach
Und horche auf meines Herzens Schlag —
O mein Herz voller Gluten — o Einsamkeit:
Wann schweigst Du, quälender Widerstreit?

Bit der Hand auf dem Herzen sein Klopfen gedämpft
Und tapfer sein weiches Sehnen bekämpft!
Bald tagt es, drum rühe die Schlafenszeit,
Daß frisch du morgen zur Arbeit bereit,
Daß klar dein Auge und heiter deß acht',
Wie du geweint in der Mondennacht!

Und bist du einsam und trägst du Pein —
Dein Heiligtum sei sie, laß niemand hinein;
Dann hast nicht umsonst in der Mondennacht
Du deines Lebens Rechnung gemacht:
Ertragen, was ist, vergessen, was war —
Die Nacht und mein Leben sind kalt und klar!

H. Robertin.

Die Mittagsgöttin.

Das blühende Kornfeld liegt im Mittagssonnenbrand,
Kaum daß ein leiser Hauch kühlt den erhitzten Sand.

Aus tausend Kelchen ringt sich schwerer Duft empor,
Der Lerche Schlag sich längst in dieser Glut verlor. —

Und weit und breit ist's still, nicht eines Menschen Spur,
Der Fliegen summend Schwirr'n belebt die Stille nur.

Da! — Überm Felde wallt's wie schleierart'ger Schein
Und taucht bald hier, bald da, wie segnend tief hinein.

Und hebt sich dann empor, ein hehres Frauenbild,
Und schwindet und vergeht im Mittagswinde mild! — —

Die Mittagsgöttin ging heut ungesehn durchs Land
Und segnete das Korn im märk'schen Haideland.

P. Strauß.

Digitized by Google

Die Mücke.

Der Wald umfängt mich schweigend
In Mittagssonnenglut;
Ich ruh' auf Moos und Blumen;
Fürwahr, da ruht sichs gut.

Die Sonnenstrahlen huschen
Wohl durch der Zweige Grün,
Durch halbgeschloss'ne Lider
Seh' ich sie leuchtend sprüh'n.

Und seitab rauscht die Quelle
Und singt ein Schlummerlied;
Geheimnisvolles Sinnen
Wir durch die Seele zieht.

Es schwirrt und summt das Mücklein
In leiser Melodie,
Es summet seinen Beitrag
Zur Sphärenharmonie.

Das Schlagen seiner Flügel
Dünkt mir solch süßer Ton
Wie der Gestirne Reigen
Einst Hellas' großem Sohn.

Chr. Rodeck.

Lenzabend.

Noch liegt in Sonnenhelle
Das weite Dünenland,
Blauschillernd rollt die Welle
Einkönig auf den Strand.

Strandhafer wogt im Winde,
Die Mantelmöve lacht;
Und ich ersehn' die linde
Dunstfeuchte Lenzesnacht.

Auf eines Eilands Mitte,
Von Röhricht halbversteckt,
Lehnt eines Käthners Hütte,
Bemoost und schilfgedeckt.

Draus kuistert durch die Stille
Vom Herd des Feuers Glut,
Und das Gezirp der Grille
Bebt auf der braunen Flut.

Schon hält des Zephyrs Wehen
Im Weidenblattwerk Rast,
Indeß auf fernen Höhen
Das Abendrot verblaßt . . .

Blauschillernd rollt die Welle
Einkönig auf den Strand;
Nun liegt in Rosenhelle
Mein schönes Heimatland!

Max Kiesewetter.

Gute Nacht!

Nun schweigen rings die Lande
Auf weitem Erdenrund,
Die Sterne leise wandern
Auf lieſem Himmelsgrund.

So friedlich weithin ruhet
Die Erd' im dunklen Kleid,
Als wär sie nie erklungen
Von wildem Kampf und Streit.

Schlaft wohl, Ihr Brüder alle,
Ruht aus von Tages Pein,
Laßt Eure Angst und Sorge
Im Schlaf vergessen sein!

Der gütige Vater oben
Im sternbesäten Zelt
Streckt segnend seine Hände
Aus über alle Welt.

F. P. Dochnahl.

Zigeunerschönheit.

Zigeunerschönheit! Geist und Leben
Im Schimmer deines Augenpaars!
Doch einen Zug von Trauer geben
Die Schatten, die Dein Haupt umschweben
Die Nacht des bläulich-schwarzen Haars.

Und spricht aus Deinem Purpurmunde,
Aus Deinem Kätselblick der Schalk,
Ist's wie ein Scherz in ernster Stunde,
Wie Rosen auf dem Marmorgrunde
Vor einem Königskatafalk.

Mir träumt von düstern Schloßgemäuern,
Dahinter Scherz und Liebe lacht,
Von kecken Liebesabenteuern
An malerischen Lagerfeuern
Erzählt, in wilder Waldesnacht.

Rudolf Knußert.

Digitized by Google

Schmelings Erben.

Roman von **Wilhelm Berger.**

(Fortsetzung.)

Sechstes Kapitel.

Und wieder saß er vor ihr, in Fleisch und Blut. Doch wie verändert war er — wie zusammengefallen in den paar kurzen Monaten! Und dabei so fieberhaft in der Flucht seiner Gedanken!

„Sie sind krank, sehr krank," sagte Klara, nachdem sie ihn einige Minuten beobachtet hatte.

Er wich ihr aus: „Wer kann sich immer auf gleicher Höhe halten? Auf und nieder geht das Leben."

„Was macht die ‚Fackel'?" fragte Klara.

„Sie ist tot."

Klara sah ihn erschrocken an.

„Tot," wiederholte Trost. „Der Verleger kam nicht auf seine Kosten. Da habe ich ihm einen Abschied an die Leser abfassen müssen — die Grabrede — und war entlassen. Der Mann that mir leid; sein Herz war bei der Sache gewesen."

„Und Sie? Was wird jetzt aus Ihnen?"

„Wenn ich das erst wüßte!"

Der klägliche Ton dieses Ausrufs schnitt Klara ins Herz.

„Leiden Sie Not?" fragte sie rasch.

„Noch nicht. Aber der Augenblick wird kommen, so sicher wie der nächste Vollmond.

„Das ist ja schrecklich!" — Sollte es denn nicht irgendwo eine Stelle für Sie geben — eine Beschäftigung, die Ihnen das wenige einbringt, was Sie nötig haben . . . Mein Gott! Sie, mit Ihren Gaben — es ist kaum denkbar, daß Sie keinen Unterschlupf finden können . . ."

Trost blickte vor sich nieder. „Es ist kaum denkbar," wiederholte er langsam. „Ja, wenn ich noch derselbe wäre wie im letzten Sommer! Aber — ich weiß nicht, was mit mir vorgegangen ist. Ich habe keine Energie mehr. Zu nichts. Auch die Gedanken wollen sich mir nicht mehr aneinander fügen; wie ein Traum fliegen sie vorüber."

„Haben Sie schon einen Arzt zu Rate gezogen?"

„Mir kann kein Arzt helfen."

Klara schüttelte den Kopf. „Nun denn," sagte sie endlich verzweifelnd, „so wenden Sie sich an Gundel Wülfrath; dazu sind Sie doch hergekommen."

„Dazu bin ich hergekommen — das ist wahr. Obgleich — was ich eigentlich von ihr will — ich weiß es nicht. Auch jetzt noch nicht. Es ist mir nur so, als ob alles gut werden müßte, wenn ich sie noch einmal sprechen könnte. — Was glauben Sie?"

„Gundel Wülfrath ist ein Engel."

„Nicht wahr? — Und doch — ich bin so verzagt — sollten Sie es für möglich halten? — am liebsten machte ich mich jetzt gleich wieder auf und davon und verkröche mich in einem entlegenen Erdwinkel."

Klara hatte ihren Entschluß gefaßt: sie selbst wollte ihn zu der Freundin hinführen.

Sie erhob sich: „Entschuldigen Sie mich; ich bin gleich wieder bei Ihnen."

Kaum war sie gegangen, als sich eine Seitenthüre öffnete und Fritz Malchien auf der Schwelle erschien. Verlegen blieb er stehen, als er Trost erblickte.

„Ich suchte meine Tochter," stammelte er.

Dann besann er sich darauf, was die Höflichkeit von ihm erforderte. Langsam schob er sich in das Zimmer und streckte Trost die Hand hin.

„Wir haben uns in besseren Tagen gekannt," sagte er wehmütig.

„Das haben wir," erwiderte Trost. „Seitdem ist uns der Stolz aus dem Rückgrat geschüttelt worden."

Verwundert sah Malchien den alten Be-

Digitized by Google

kannten an. Es war ihm höchst befremdlich, daß es außer ihm noch andere Unglückliche gebe.

„Sie haben keinen Sohn, hinter dem die Polizei her ist," murrte er.

„Es gibt größere Übel als das," entgegnete Trost.

„Zum Beispiel die Behandlung, die ich mir gefallen lassen muß," fiel Malchien eifrig ein. „Und was haben die Esel davon, daß sie mich auf den Sand gesetzt haben? — Die Aktien der Brauerei sind um dreißig Prozent gepurzelt. Aber sie können es leiden, während meine ganze Existenz in Frage gestellt ist. — Es ist eine niederträchtige Welt, Herr Trost!"

Klara trat wieder ein, zum Ausgehen angekleidet.

„Ich komme bald zurück, Vater," sagte sie. „Ich will Herrn Trost nur auf einem Besuche begleiten."

„So . . . Und wohin soll die Reise gehen, wenn ich's erfahren darf?"

„Zu Wülfraths."

Malchien lachte höhnisch auf. „Recht so!" sagte er. „Halte Sie Dir nur recht warm, die reiche Freundin! Ich werde Dich doch nicht mehr lange ernähren können. Was kann mir noch blühen? Wenn's hoch kommt, eine kleine Buchhalterstelle mit hundert Mark Gehalt den Monat. Damit kann ich allein bequem fertig werden."

„Hast Du den Onkel Schmeling schon vergessen?" scherzte Klara.

„Rede mir nicht von dieser vertrackten Erbschaft!" versetzte Malchien heftig. „Deinem Bruder ist sie zu Kopf gestiegen; mich hat er mit ins Unglück gerissen. Ich will nichts davon hören. Es ist ein fauler Schwindel — die ganze Geschichte. Im Mai stehen die Erben vor einem leeren Topfe. Alberts Gläubiger haben seinen Anteil mit Beschlag belegen lassen. Wohl bekomm's ihnen!"

„Kommen Sie, Herr Trost!" mahnte Klara.

„Du bringst Herrn Trost doch zu Tisch mit zurück," sagte Malchien.

Trost fiel ein: „Sie sind sehr freundlich, aber —"

Der gestraubte Direktor brauste auf: „Wenn Sie besser thun können — selbstverständlich — auf mich brauchen Sie keine Rücksicht zu nehmen. Ich bin eine geknickte Existenz und bedeute nichts mehr. Es wäre mir eine Ehre gewesen . . . Guten Morgen, Herr Trost!"

Mit rotem Kopfe schoß er davon.

Klara seufzte auf. „So ist er jetzt. Und woher soll eine Änderung kommen?"

„Ich sehe, wie schwer Sie es haben," sagte Trost im Hinausgehen.

„Etwas Gutes ist dabei: in der Sorge um fremdes Schicksal vergesse ich mein eigenes."

Trost antwortete nicht; peinlich kam ihm zum Bewußtsein, wie schlecht er Klaras Neigung vergalt.

Schnee fiel in großen, feuchten Flocken und haftete, wo der leichte Wind ihn hintrieb. Es fröstelte Trost in der naßkalten Luft.

Er schritt in die Pforte hinein, an der Stelle vorüber, wo er Gundel einst in die Arme geschlossen hatte. Einst! O wie lange war das schon her! Damals lag der scheidende Sommer noch weich und warm über der Erde; der Festjubel, der ihm gegolten, brauste ihm noch in den Ohren. Und jetzt? — Der Winter herrschte; tot schien die Natur. Der Rasen, die Blumenbeete, die Wege — alles lag begraben unter einer dichten Schneedecke, auf die hüßlicher Ruß sich abgelagert hatte. Verhallt war der Festjubel. Den Johannes Trost, der zur Stätte seiner Triumphe zurückkehrte, feierte niemand mehr. Schlimmer noch: Niemand fragte nach ihm. Sein Stern war erloschen.

Und damals — wohl stürmte er hinaus in die Nacht wie ein Berauschter, der soeben auf sein kostbarstes Gut hat verzichten müssen; aber dennoch: in allem Weh jener Abschiedsstunde war ein Geschmack von himmlischer Süßigkeit gewesen. Gundel liebte ihn. Dies Bewußtsein nahm er mit sich davon als Stecken und Stab auf seinem fernern Lebenswege. Jetzt aber — durfte er erwarten, sie unverändert zu finden? Vor der Thüre ihres Hauses stehend verstand er erst Klaras Briefe. Für Gundel war der Abschied an der Pforte der Ausgangspunkt einer neuen Entwicklung gewesen; sie hatte sich abgefunden mit dem, was nicht sein konnte und sich neuen Aufgaben zugewandt. Auf eigenen Wegen war sie weitergewandelt; die Liebe zu dem Einen war aufgegangen in die größere Liebe zu Vielen — in eine Liebe höherer Ordnung.

Trost stand plötzlich still. „Ich bin ein Thor, zu hoffen," sagte er, wie ratlos. „Da drinnen ist nichts für mich zu holen, als ein Sturzbad von kaltem Wasser. Ich hätte bleiben sollen, wo ich war. Hier bin ich nur ein spukendes Gespenst aus abgethaner Zeit."

Klara sah ihn groß an.

Digitized by Google

„Kleinmütiger!“ rief sie aus. „Kennen Sie denn das Herz eines Weibes?“

Trost stand unschlüssig. Um ihn vorwärts zu treiben, erstieg Klara rasch die wenigen Stufen der Treppe und zog die Glocke.

„Was machen Sie?“ fragte Trost erschrocken.

„Ich öffne Ihnen die Pforte von besseren Tagen.“

Aber ein Anfall von Angst verwirrte den Unglücklichen.

„Ich kann nicht betteln — lieber Gundel nie wiedersehen!“ stieß er hervor, wandte sich um und floh in großen Schritten.

„Unseliger, was thun Sie?“ rief Klara ihm nach.

Er antwortete nicht; nur rascher setzte er seinen Weg fort.

Die Hausthüre öffnete sich. Noch einen schmerzlichen Blick warf Klara dem verstörten Freunde nach; dann trat sie ein und fragte den Bedienten, ob Fräulein Wülfrath zu Hause sei.

Eine Stunde später traf Klara in Begleitung von Gundel wieder zu Hause ein. Sie suchte sofort ihren Vater auf.

Ungnädig empfing er sie: „Was soll's nun wieder? Wer ist jetzt da, der mir seine Verachtung zeigen will?“

„Fräulein Wülfrath ist in der Vorderstube. Wir bitten Dich, uns zur „Krone“ zu begleiten. Herr Trost ist dort abgestiegen und —“

„Trost?“ fiel Malchien ihr heftig in die Rede. „Mit ihm will ich nichts mehr zu schaffen haben. Er hat mich beleidigt.“

Klara wurde ungeduldig. „Niemand verlangt von Dir, daß Du Trost unter die Augen trittst. Nur in den Gasthof sollst Du uns begleiten. Es macht sich besser; wir beiden Damen können nicht gut allein dorthin gehen und einen Herrn besuchen.“

Noch zögerte Malchien. „Hast Du noch nicht genug von dem Schulmeister?“

„So begreife doch endlich: es ist Fräulein Wülfrath, die ihn zu sprechen wünscht. Trost hat sie in ihrem Hause verfehlt. Sie wird Dir dankbar sein, wenn Du ihr gefällig bist.“

Endlich entwölkte sich die Stirne des verabschiedeten Direktors.

„Warum hast Du mir die Sache nicht gleich richtig vorgestellt?“ sagte er vorwurfsvoll. „Aber das ist so Deine Manier: zu des Pudels Kern kommst Du immer erst, wenn mir ungefähr die Geduld ausgegangen ist. Sage Fräulein Wülfrath, ich würde in einer Minute zu ihrer Verfügung sein.“

Als Gundel ihm dann einige freundliche Worte sagte, wurde er vollends guter Laune. Draußen auf der Straße spähte er umher, ob seine Stadtgenossen auch genügend Notiz von der Thatsache nahmen, daß das reichste Mädchen der Stadt sich in seiner Gesellschaft befand. Er bemühte sich, sie zu unterhalten und bemerkte gar nicht, daß Gundel, vorwärts hastend, ihm keine Aufmerksamkeit schenkte.

Fritz Malchien war früher in dem Restaurant „Zur Krone“ fast täglicher Gast gewesen und hatte mit Wirt und Kellnern auf dem vertraulichsten Fuße verkehrt. Jetzt, in der Sonne von Gundels Huld, kehrte ihm das Gefühl seiner Wichtigkeit zurück. Er ließ den Wirt rufen, mit einer Miene, als ob er der beste Kunde des Hauses sei.

Herr Modersohn, ein behäbiger, bartloser Mann mit beständig lächelndem Gesicht und leiser Stimme, kam herbeigedienert und erkundigte sich unterthänig nach dem Begehr der Herrschaften. „Wir wünschen Herrn Trost zu sprechen,“ erklärte Malchien.

„Sehr wohl“, wandte der Wirt sich an Gundel. „Einen Augenblick. Belieben die Herrschaften in den Salon zu treten!“

Modersohn folgte. „Ich bitte um Entschuldigung,“ sagte er mit sichtlicher Verlegenheit, „wenn ich mir erlaube, die Herrschaften darauf aufmerksam zu machen, daß der Herr Trost —“

Er scheute sich, den Satz zu vollenden, den er im Sinn hatte. Nach einer kurzen Pause, worin er eine Tischdecke gerade zog, begann er wieder: „Ich habe den Herrn Trost früher auch gekannt und sogar einige seiner Vorträge angehört — großartig, wahrhaft großartig, das muß ich sagen — wo der Mann das nur alles herhatte? — Aber — was ich sagen wollte — damals wurde von einigen meiner Kunden — studierten Herren — schon die Befürchtung ausgesprochen, daß er sich zu viel geistige Arbeit zumute. Die Herren meinten, bei seiner schwachen Konstitution dürfe er seinen Kopf nicht so unausgesetzt strapezieren, das würde er nicht lange aushalten. Und so scheint es denn auch gekommen zu sein. Es thut einem ja in der Seele leid, meine Herrschaften — mein Gott, wir sind alle Menschen . . . Ich hätte viel darum gegeben, wenn ich dies nicht hätte zu erleben brauchen.“

Gundel verstand nicht, wo er hinauswollte; ungeduldig fragte sie: „Was meinen sie eigentlich, Herr Modersohn?“

Digitized by Google

Der Wirt führte den Finger an die Stirne. „Unmöglich!“ rief Gundel empört. „Woraus schließen Sie das?“

„Erlauben Sie, mein Fräulein,“ erwiderte Modersohn gekränkt. „Unsereiner hat einen Blick dafür, wenn ein Gast seine fünf Sinne nicht vollständig beisammen hat. Heute früh schon kam Herr Trost mir etwas wunderlich vor. Aber er war über Nacht in einem ungenügend geheizten Coupee gefahren, kam steifgefroren an und hatte sich einen Grog geben lassen, um sich aufzuthauen. Das ist für einen nüchternen Menschen ein gefährliches Getränk. Ich dachte also, er würde seine Gedanken schon wieder auf den richtigen Weg bringen. Dann ging er aus. Es mag jetzt anderthalb Stunden her sein, da suchte er mich in meinem Contor auf, sein Köfferchen in der Hand tragend. Wann der nächste Zug nach Berlin gehe, erkundigte er sich. — Heute Abend sieben fünfzehn, sagte ich, erstaunt, daß er schon wieder abreisen wollte. — Er stierte mich zornig an und sagte dann heftig, so lange könne er nicht warten, er müsse gleich fort. — Ich zuckte nur die Achseln. Da befahl er mir, ich möge einen Sonderzug für ihn bestellen. Ich merkte schon, daß es nicht richtig mit ihm sei und begnügte mich damit, einzuwenden, daß solch ein Sonderzug ein Heidengeld kosten würde. Gleichmütig hörte er's. „Legen Sie es nur aus,“ sagte er. Ich lachte, als ob er seinen Scherz mit mir triebe. Aber es war ihm bitterer Ernst. Er nahm mich beim Rockknopf und versicherte mir, in kurzer Zeit würde er ein reicher Mann sein. Bisher habe er die Menschen bessern wollen. Dabei müsse jeder auf den Hund kommen, der es ehrlich meine. Und nutzlos sei es auch; das Treiben auf Erden bleibe doch stets dasselbe. Nur die Dummen plagten sich um ihre Seele ab und gingen dabei aller Herrlichkeiten der Erde verlustig. Er aber wolle auch sein Teil aus dem Glückssäckel haben. In diesem Tone ging es noch eine Weile weiter. Darüber vergaß er glücklicherweise den Sonderzug nach Berlin. Ich wurde dann abgerufen und hörte hernach, daß er sich ein Zimmer habe heizen lassen und sich zum Schreiben niedergesetzt habe.“

Gundel und Klara sahen einander fragend an.

„Wir müssen ihn auf seinem Zimmer überraschen, sonst hält er uns nicht Stand,“ sagte Klara.

„Das glaub' ich auch,“ erwiderte Gundel. Leise fuhr sie fort: „Was aber können wir noch auszurichten hoffen?“

„Soll er von allen verlassen werden — auch von uns?“

„Nein, das soll er nicht, gewiß nicht . . . Nur fürchte ich mich, ihn so wiederzusehen.“

„Wenn er den innern Halt verloren hat, Gundel — Sie wissen, was daran die Schuld trägt.“

Einen Augenblick noch zögerte Gundel; dann wandte sie sich an Modersohn: „Bitte führen Sie uns zu Herrn Trost's Zimmer.“

Dienststeifig bot Malchien an, er wolle vor der Thüre Wache stehen; Gundel indessen hatte jetzt die Anwandlung von Schwäche überwunden und erwiderte: „Wir haben nichts zu fürchten. — Kommen Sie, Klara!“

Trost schrieb eifrig, mit fliegender Feder. Als es an seiner Thüre klopfte, antwortete er mechanisch: „Herein!“ Aber er blickte nicht auf. Erst als er das Rauschen weiblicher Gewänder hörte, hob er den Kopf. Erschrocken sprang er auf und raffte die beschriebenen Blätter zusammen.

„Sie brauchen mir nicht zu schreiben, Herr Trost,“ sagte Gundel. „Hier bin ich selbst. Was haben Sie mir zu sagen?“

Sie reichte ihm die Hand, und als er sich nicht sofort zu fassen vermochte, fuhr sie fort: „Ich freue mich, daß Sie mir Ihre Freundschaft bewahrt haben. Als wir auseinandergingen, dachte ich nicht, daß das Geschick uns sobald wieder zusammenführen würde.“

Klara hatte sich still in eine Ecke gesetzt.

Allmählich gewann Trost einige Selbstbeherrschung zurück. Er führte Gundel zum Fenster und setzte sich ihr gegenüber.

„Ich bin ein Schiffbrüchiger, Gundel,“ begann er stockend. „Auf dem Ozean treibe ich und die Tiefe will mich verschlingen. Mit dem Reste meiner erlöschenden Kraft klammere ich mich an Sie — retten Sie mich — geben Sie mir Glauben und Hoffnung wieder!“

Während er sprach, hatte sie ihm in das bleiche Gesicht, in die tiefliegenden Augen gesehen. Der Verfall, den sie dort gewahrte, erschütterte sie bis zu Thränen.

„Mein armer Freund!“ sagte sie weich. „Der Kampf ist zu schwer für Sie gewesen; Sie müssen eine Weile die Waffen ruhen lassen.“

„Wie kann ich das?“ fuhr er auf. „Ich habe keine Zeit zu verlieren. Angestrengter wie je muß ich arbeiten. Auf neuen Bahnen, Gundel. Mit den alten Göttern bin ich fertig; sie haben

Digitized by Google

nichts zu geben. Erhaben sind sie, aber arm. Sie haben uns getrennt. Und das, Gundel, halt' ich nicht aus. Ich will mich in das praktische Leben werfen. Warum sollte mir's nicht glücken, wie tausend Andern? Nur muß ich die Gewißheit haben, daß mir am Ziele der Kranz wird, nach dem ich strebe. Wollen Sie mir vorausschweben, Gundel, und mich empfangen, wenn ich die Bahn durchmessen habe?"

Gespannt hingen seine Augen an ihren Lippen.

Aber die Werbung des exaltierten Mannes berührte Gundel peinlich. „Erlauben Sie, daß ich nüchtern bleibe, Herr Trost," antwortete sie, freundlich zwar, aber bestimmt. „Um Ihretwillen. Niemand kann lebhafter wünschen als ich, daß Sie eine Stellung erringen, die Ihnen Befriedigung gewährt. Und kann ich dazu helfen — ich werde es jederzeit gerne thun. Zunächst jedoch handelt es sich darum nicht. Zu der Jagd nach weltlichem Erfolg, die Sie unternehmen wollen, fehlt Ihnen in diesem Augenblicke die allernotwendigste Vorbedingung — die physische Kraft."

Trost wollte auffahren; Gundel legte ihm die Hand auf den Arm und sprach eindringlich weiter: „Das Auge einer Frau sieht scharf. Ihr körperlicher Zustand erfüllt mich mit großer Sorge. Sie sind krank, Herr Trost, — viel kränker, als Sie selbst ahnen. Wir — Ihre Freunde — müssen vor allen Dingen Ihnen behilflich sein, daß Sie die Gesundheit zurückgewinnen."

Trost starrte vor sich nieder. „Ja, es ist wahr: ich bin krank," sagte er dumpf. „Brausende Nervenströme schießen unaufhörlich durch mein Hirn und ich kann ihnen nicht gebieten. Was aber soll ich thun? — was soll ich thun?!"

Er rang die Hände und blickte Gundel verzweifelnd an.

„Gestatten Sie mir, daß ich für Sie handle," versetzte sie. „Und zwar sofort. Ich werde Ihnen unseren alten Hausarzt, den Medizinalrat Brockmeyer, zusenden."

„Und wenn er mir befiehlt, nur zu vegetieren?"

„Was er auch verordnen möge — Sie müssen folgsam sein."

„Ich bin zu arm, mich kurieren zu lassen!" rief Trost ratlos aus.

„Sie vergessen, daß Sie Freunde haben. Ich nehme es als mein Recht in Anspruch, bis zu Ihrer vollständigen Genesung Ihre Schatzmeisterin zu sein."

Trost ergriff ihre beiden Hände. „Das wollten Sie thun, — für mich thun? — O, es sieht Ihnen ähnlich!" Plötzlich gab er sie wieder frei: „Nein — nein — ich kann es nicht annehmen — ich müßte mich verachten!"

Gundel neigte sich zu ihm: „Sind Sie nicht zu mir gekommen, um sich von mir leiten zu lassen? blindlings und ergeben? Und jetzt wollen Sie mir den Gehorsam verweigern? — Keine Einwendung mehr, mein lieber Freund! Wie? bin ich Ihnen auf einmal so fremd geworden, daß Sie meine Freundschaft zurückweisen?"

Trost schlug die Hände vor das Gesicht: „Ich darf es nicht — ich seh' es ein, ich darf es nicht. — O wie klein bin ich geworden!"

Gundel erhob sich. „Also abgemacht!" sagte sie. „Mut, mein Freund! Der alte Gott lebt noch, und verlassen wird er Sie nicht, wenn Sie auch Seiner in Stunden bitterer Not vergessen haben."

Sie reichte dem Kranken die Hand; schluchzend beugte er sich darauf nieder. Da entzog sie sich ihm sanft und eilte zur Thüre, wo Klara schon bereit stand.

Draußen klammerte sie sich an die Freundin: „Länger hätte ich's nicht ausgehalten. Welch ein Jammer!"

Klara legte stumm den Arm um sie. Weh war ihr ums Herz. Von ihr würde der geliebte Mann nichts angenommen haben. —

Als am Abend Wülfrath nach Hause zurückkehrte, fing ihn Gundel auf dem Hausflur ab: „Schenke mir ein paar Minuten, Vater; ich habe ein Anliegen an dich."

„Komm mit in mein Zimmer," erwiderte Wülfrath, das Haar der Tochter streichelnd. „Und mach' es kurz, hörst du? Ich habe Hunger. — Wie viel hast du nötig?"

Gundel rückte ihm einen Lehnstuhl hin, und als er verwundert Platz genommen, holte sie einen Schemel und kauerte darauf zu seinen Füßen nieder.

„Bist du endlich mit deinen Vorbereitungen fertig?" fragte Wülfrath und sah sie scharf an. „So viel hab' ich schon gemerkt: um eine Bagatelle handelt es sich nicht."

„Nein, Vater. Johannes Trost ist wieder hier."

Wülfrath machte eine heftige Bewegung. „Da soll doch gleich . . . War er hier im Hause? Hast Du ihn gesprochen? Was will er?"

Digitized by Google

Gundel erzählte, was sich zugetragen hatte, nichts verhehlend, nichts beschönigend. Sie hatte den Arzt nach seinem Besuche gesprochen. Sein Bericht lautete ungünstig: Schwinden der Körperkräfte, verbunden mit weit vorgeschrittener Neurasthenie. Und sein Rat war, den Kranken ohne Verzug in ein Sanatorium für Nervenkranke in Lichterfelde zu schicken, dessen Leiter ihm bekannt war. Vollständige Heilung werde indessen schwerlich gelingen.

Während Gundels Erzählung hatte Wülfrath keine Miene verzogen.

„Das also ist das Ende vom Liede!“ sagte er nachdenklich. So habe ich mir's nicht gedacht. Trost! Er hatte etwas in sich, das nicht nach Kohlen schmeckte. Und auch ihn hat der schwarze Dämon untergekriegt! — Wenn er sich doch selber treu geblieben wäre! Zu Grunde gegangen wäre er doch — es war sein Fatum; aber wir hätten sein Andenken verehren können, Du und ich . . .“

„Und was nun?“ fuhr er in seinem gewöhnlichen Tone fort, indem er Gundel unter das Kinn faßte und ihren Kopf in die Höhe hob. „Wir fühlen uns mitschuldig, nicht wahr? Wir möchten jemand, den wir geliebt haben, nicht verlassen, wenn es ihm schlecht geht? — Ich verstehe Dich. Du hast recht gethan. Sende Trost nach Lichterfelde; erhalte ihn — meinetwegen bis an sein Lebensende. Ich will ihn auf meine Tasche nehmen. Bist Du zufrieden mit mir?“

„Nur ich weiß, Vater, wie gut Du bist.“

Sie küßte ihn auf die Stirne.

Wülfrath hielt sie fest: „Es war ein trauriges Kapitel in Deinem Leben, Kind. Mach' einen Strich darunter und schlage eine neue Seite auf. Du weißt, was ich meine.“

„Ich will es versuchen; nur laß mir Zeit.“

„Gut, Dein Wort genügt. Und nun komm; wir wollen zu Tisch gehen.“

Am nächsten Morgen fuhr Trost nach Lichterfelde. Auf Anordnung des Arztes begleitete ihn ein Wärter, — ein Arbeiter, der ihn verehrte. Überflüssige Vorsicht! Der Kranke hatte sich Gundels Willen unterworfen — blindlings und ergeben.

(Fortsetzung folgt.)

Zweierlei Gebot.

Wem auf die Erde dumpf der Blick beschränket,
Der soll im Weib das Höhere verehren,
Das ihm zur Liebesreinheit mög' verklären
Den Sinn, in Selbstsucht nur bisher versenket.

Doch wessen Geist, von fein'rem Tau getränket,
Sich hoch verstieg in des Gedankens Sphären,
Daß er den Pfad verlor, zurückzukehren,
Und immer höher nur die Schritte lenket:

Er wird des Weibes eng'ren Sinn durchschauen.
Doch flieh' er nicht, will sie ihn liebend führen
Zurück von schwindelnd steilen Abgrunds Fährde!

Daß nach den fernen Höh'n, den ätherblauen,
Er mög' den kräft'gen Odem wieder spüren
Der Heilung spendenden, der Mutter Erde!

J. Schubert.

Ungarische Volkslieder.

Durch den Sand des Alföld braust der Sturm daher,
Brause, Sturm; mein zornig Herz, es tobt noch mehr.
Über Theiß und Donau blitzt das Firmament,
Heller nicht, als meine wilde Seele brennt.

*

Stern ist darum, daß er scheine,
Mädchen, daß man um sie weine.
Aber ich kam nur zur Erden,
Um der tollste Bursch zu werden.

Such' mein Glück nach allen Winden,
Ach, und kann es nirgends finden.
Todwund liegt's in einem Strauche;
Fänd' ich's vor dem letzten Hauche!

*

Sieben Sterne schließt der Himmelswagen ein;
Sieben allerliebste Mädchen waren mein.
Treulos von den sieben war nur eine nicht,
Und die eine deckt im Friedhof Rasen und
Vergißmeinnicht.

Im Versmaß des Originals übersetzt von **Robert S. Arnold.**

Digitized by Google

Nachts.

Es regnet still — die Tropfen fallen sacht.
Es ist ein Flüstern in der Frühlingsnacht.

Ein weiches Flüstern, traurig süß und lind,
Leis durch die Bäume geht der Frühlingswind.

In meiner Brust fühl ich das kühle Weh'n: —
Nun ist's ein Jahr, daß ich Dich nicht geseh'n. —

Karl Gustav Vollmöller.

Nur Du kommst nicht!

Der Frühling kommt, — sein Hauch zieht linde
Durch's Wiesenthal am Waldessaum,
Und löst die diamant'ne Rinde
In Tropfen hell von Busch und Baum.

Nur Du kommst nicht! — Dort liegt der Bachen
Am Teich, umkreist vom Wellenspiel, —
Doch höre ich Dein Lied, Dein Lachen,
Wenn durch die Flut uns trug sein Kiel.

Schon treibt aus tausend schwanken Zweigen
Der jungen Blütenspitzen Pracht,
Und heimwärts kehrt der Vögel Reigen
Vom fernen Süden über Nacht.

Die Sonne sinkt, — schon aus der Ferne
Grüßt mild herab des Mondes Licht,
Es winkt das Wandelheer der Sterne
Zur frohen Fahrt, — doch Du kommst nicht!

Weh mir! — Vergeblich ist mein Klagen!
Dich hat empor zum Sternenlicht
Des Todes Genius fortgetragen —
Der Frühling kommt, — doch Du kommst nicht!

W. W. Mozny.

Es fiel ein Stern —

Es fiel ein Stern
In der Finsternis;
Am Himmel fern
Blieb leuchtend ein Riß.

Ich sah hinein —:
Was blühte heraus?
Ein heller Schein
Vom Vaterhaus.

R. C. Knodt.

Sommerabend.

Berauscht Dich nicht der Blütenduft,
Der von den Linden niedergeht? —
Berauscht Dich nicht die Abendluft,
Die spielend hin und wider weht? —

Berauscht Dich nicht der Wolken Zug,
Der still und groß am Himmel schwebt,
Daß dich's hinaus in Traumesflug
Aus niedrigem Getümmel hebt?

Berauscht Dich nicht der Säuselwind,
Der Dir im Haare leise wühlt?
Ist's nicht, als ob ein Himmelskind
Die Stirne Dir, die heiße, kühlt?

Und fern und immer ferner schon
Tönt uns der Klang der Geigen nun.
Bald schweigt der letzte laute Ton:
Laß uns in diesem Schweigen ruhn!

Bei nicht vor meinem Kuß mehr bang,
Wenn er den Mund Dir sacht verschließt!
Berauscht Dich nicht der Liebesdrang,
Der sich durch diese Nacht ergießt? —

Hans Müller.

Digitized by Google

Berliner Theater.

Von **Karl Emil Franzos.**

Es hat auch sein Gutes, wenn man die Wintermonate in der Einsamkeit seiner Krankenstube verbringt; man will's zwar freilich zunächst nicht glauben und wünscht sich auch für die Zukunft jeden anderen Segen mehr, aber hinterdrein auch aus der bittersten Blume etwas Honig saugen zu wollen, ist ja Menschenart. Und so freut es mich jetzt, daß ich nicht dreißig Premièren mittelmäßiger Stücke habe mitansehen müssen, nur damit mir nicht etwa ein bedeutendes darunter entgehe, sondern daß ich mich auf das Wenige beschränken konnte, das den Winter überdauert hat und längeres Leben führen wird, sicherlich auf der Bühne, ein und das andere Stück aber auch in der Geschichte unserer Dichtung.

Das war ein guter Theater-Winter; von den neuen deutschen Werken, die gegeben wurden, haben vier Erfolg gehabt, wirklichen, ernsten Erfolg, wenn auch von verschiedener Stärke; das ist nicht wenig, jedenfalls mehr, als wir's seit langen Jahren erlebt haben. Diese vier Werke sind: Wildenbruchs „Kaiser Heinrich", Hauptmanns „Versunkene Glocke", Sudermanns „Morituri" und Fuldas „Sohn des Kalifen".

Über Wildenbruchs Drama kann ich mich am kürzesten fassen; sein wuchtiger Fünfakter „Kaiser Heinrich" teilt mit dem „König Heinrich", dessen zweiter Teil er ist, nicht blos den Stoff, die Geschichtsauffassung und die Technik, sondern auch alle dichterischen Vorzüge und Schwächen und schließlich auch den starken Erfolg. Ich habe die Empfindung, daß ich diesmal nur wiederholen könnte, was ich als meinen Eindruck über den ersten Teil im Hefte dieser Zeitschrift vom 15. März 1896 gesagt habe, und ziehe es daher vor, auf diesen Aufsatz zu verweisen. Wieder kein historisches Drama großen Stils, aber ein vortreffliches, höchst wirksames Theaterstück und in Einzelheiten von dichterischem Wert. Die Kritik hat den ersten Teil vorgezogen; ich kann die Gründe nicht recht verstehen. Man hat behauptet, die Handlung des ersten Teils sei straffer, klarer, übersichtlicher geführt; in Wahrheit scheinen mir die drei Akte des ersten Teils nach dieser Hinsicht besser gezimmert; was aber die beiden letzten Akte betrifft, so nehmen sie im ersten, wie im zweiten Teil eine Wendung, welcher der Hörer nicht ganz zu folgen vermag, weil ihn weder die psychologische Kunst des Dichters, noch auch — was freilich ein dürftiger, unkünstlerischer Notbehelf wäre, der aber doch eben ausreichen könnte — seine eigene Kenntnis der geschichtlichen Thatsachen auf diese Entwickelung vorbereitet haben. Noch unzutreffender scheint es mir, wenn man die Charakterisierungskunst des Dichters im ersten Teil höher anschlägt, als im zweiten. Dramen zu schreiben, deren Konflikte sich einzig aus den scharf umrissenen, folgerichtig entwickelten Charakteren ergeben, ist ja überhaupt Wildenbruchs Sache nicht, aber sollen die beiden Hälften seiner Dichtung gegen einander abgewogen sein, so muß doch gesagt werden, daß der zweite Teil keine so jähe, seltsame Wandlung eines Charakters aufweist, wie er sich im ersten Teil an Wildenbruchs Papst Gregor darstellt. Einen so meisterhaft gebauten Akt, wie den ersten des „König Heinrich", eine so rührende Scene, wie die Weihnachtsfeier in der Pfalz zu Worms, wird man allerdings im „Kaiser Heinrich" nicht finden, aber andrerseits hat der erste Teil keine Scenen von so glücklicher genrebildlicher Verkörperung großer weltgeschichtlicher Gegensätze, wie das Dreiständespiel, und keine dichterisch so wertvolle, wie Heinrich IV. Tod. Soviel aber ist gewiß, daß beide Teile dem Publikum gleich gut gefallen haben, und diesen Erfolg wird man dem Dichter, welche kritischen Bedenken man auch haben mag, schon deshalb gönnen, weil er sich auch in diesem Werke als das bewährt, was er ist: edlen Sinns, wahrhaft frei und human und darum echt deutsch. Es ist unter einigen Berliner Jünglingen, die in den vier oder fünf Jahren, wo sie die Feder führen, bereits die Zeit gefunden haben, ihr bischen Wissen aus Tertia oder Sekunda zu vergessen, hingegen alle litterarischen Moden, die uns seither beschieden waren, mitzumachen, feststehender Stil, über Wildenbruchs Dichtungen zu spötteln — mit Unrecht; was aber nun gar den Menschen Wildenbruch betrifft — Hut ab, ihr jungen Herren, das ist ein Charakter, wie wir ihrer im heutigen Deutschland wahrlich nicht allzuviele haben.

Digitized by Google

Wildenbruchs Stück wurde am „Berliner Theater“ aufgeführt, hingegen sind Hauptmann und Fulda dem „Deutschen Theater“ treu geblieben und Sudermann hat sich ihm zugewendet — mit Recht, denn das „Lessing-Theater“, dem er seit der „Ehre“ treu geblieben, ist nachgerade tief herabgekommen. Ohne eine so vortreffliche Darstellung aber, wie sie ihnen am „Deutschen Theater“ zu teil wurde, wären zwei von den drei Einaktern, die Sudermann hier mit unglaublichem Geschick — er ist ganz zweifellos derzeit der geschickteste Schriftsteller Deutschlands —, und sehr wirksam zu einer Einheit — „Morituri“ — zusammengebunden hat, nicht zur Geltung gekommen. Anders der dritte: „Fritzchen“; denn er ist unzweifelhaft ein Meisterstück und, wie ich glaube, das Beste, was Sudermann überhaupt jemals geschrieben hat. Es ist immer auch ein Stück Zufall, ob ein Dichter auf einen Stoff gerät, der ihm ganz und gar liegt, und den Rahmen dann so spannt, um ihn nach seinen Kräften mit vollem Leben erfüllen zu können; in diesem Sinne darf man hier, ohne das Verdienst Sudermanns zu schmälern, von einem glücklichen Griff sprechen. Dieselbe beispiellose Geschicklichkeit, der Sudermann sehr viel von seinen Erfolgen verdankt, ist auch eine Gefahr für sein dichterisches Wesen. Denn ein Talent, wie das seine nun einmal im Guten, wie im minder Guten geartet ist, wird sehr selten den Anforderungen der Bühnen und den inneren, dichterischen Bedingungen des Stoffs in gleicher Weise gerecht werden können; ihm ist vom Schicksal das Los auferlegt, immer von neuem vor der Wahl zu stehen, welchen Göttern er dienen will, ob der Poesie oder der — Tantième; schon aus der „Ehre“, diesem Unikum unter den bedeutenden Erstlingswerken, denn es hat nie ein solches gegeben, das mit geringerer Naivetät und größerer Klugheit verfaßt worden wäre, war deutlich zu entnehmen, wie in diesem Manne der Theatraliker und der Dichter mit einander rangen. Nur einmal hat Sudermann seither die Selbstüberwindung geübt, auf Kosten der äußeren Wirkung dem einmal erwählten Problem sein volles Recht werden zu lassen: in „Sodoms Ende“; die Leute von Geschmack waren darüber erfreut, aber das Publikum nicht, und seither hat in allen folgenden Stücken Sudermanns der Theatraliker den Dichter besiegt. Dafür aber glaube ich zunächst der Geschicklichkeit Sudermanns die Schuld beimessen zu müssen; ohne sie hätte der ehrgeizige Mann sich anders entschieden; nur das Vollgefühl seiner Geschicklichkeit ließ ihn hoffen, es so machen zu können, daß man den Sieg des Machers über den Dichter kaum merken werde. Man merkte es doch und war betrübt darüber — wirksame Theaterstücke, wie „Heimat“, sind gewiß für die Bühne nötig und auch an sich nicht gering zu schätzen, aber Sudermann, mußte man sich sagen, kann mehr, wenn er nur wollte! Als ihm „Fritzchen“ aufging, war der Zwiespalt in der Brust des Dichters überhaupt nicht vorhanden; hier ließ sich der Stoff so gestalten, daß allen Anforderungen der Bühne genügt war, ohne der dichterischen Absicht irgendwie Abbruch zu thun. Dieser Einakter ist eine erschütternde Tragödie, wie nur je eine geschrieben worden ist, durch und durch lebenswahr und durch und durch poetisch; ganz und gar vom Atem der Gegenwart durchweht, und dabei so menschlich wahr, daß man sie noch voll verstehen wird, auch wenn unsere gesellschaftlichen Zustände sich längst gewandelt haben werden. Die Kraft der Charakteristik wie die poetische Ökonomie sind des höchsten Lobes wert; da ist kein Wort zu wenig oder zu viel. Gleichermaßen muß die Tonart erfreuen, Alles wahr und schlicht, nirgendwo ein Hinneigen zum Brutalen oder Sentimentalen, wie wir es bei Sudermann zuweilen gewahren, und nirgendwo störender, als im „Glück im Winkel“, das geradezu aus diesen beiden Elementen zusammengesetzt ist.

Hingegen scheint mir „Teja“, das Drama, das die Trilogie eröffnet, wieder nicht viel mehr, als ein geschickt gemachtes Stück. Ich bin weder im Lesen, noch bei der Aufführung zu einem tieferen Eindruck gekommen. Am Stoff liegt dies nicht; warum sollte ein Dichter uns nicht auch 'mal gothisch kommen dürfen? — aber aus dieser Handlung, aus dieser Prosa, die ab und zu kräftig, aber auch dann wieder nur kraftmeierisch klingt, um zuweilen auch ganz ins Banale zu fallen, — „Es ist schad um uns!“ sagt Teja, als er in den Tod geht, — aus dieser Prosa, sag' ich, schlägt mir nicht der Atem der Geschichte oder eines großen Menschenschicksals, sondern nur der Hauch Felix Dahns entgegen. Weit besser gefällt mir das satirische Schlußstück der Trilogie: „Das Ewig Männliche“. Das ist wieder in Stimmung und Führung echter Sudermann. Das Stück ist in Versen geschrieben, in recht gewandten und gutklingenden Versen, aber daß Sudermann kein Versdichter ist, hört man ihnen doch ab. Ich möchte dies näher zu erklären suchen, um nicht mißverstanden zu werden. Jeder Dichter denkt das, was er in Versen sagen will, in der Regel, nur Momente der höchsten Extase abgerechnet, zunächst in Prosa, ganz so wie Jeder, der eine fremde Sprache spricht, zumeist — freilich ein Prozeß, der sich so rasch vollzieht, daß er den Wenigsten bewußt wird — in seiner Muttersprache denkt und dann übersetzt. Gut und schlecht sprechen wir also eine fremde Sprache nicht nach der Fähigkeit, ursprünglich in ihr zu denken, sondern nach dem Grad von Raschheit und Fertigkeit, das in der Muttersprache Gedachte ganz im Geiste der fremden Sprache wiederzugeben. Wie sich dies nach dem Sprachtalent und der Übung richtet, so auch das Umsetzen von Prosa-Gedanken in Verse nach dem formalen Talent und der Übung. Wie wir — allerdings selten genug — Leuten begegnen, die eine fremde Sprache so völlig beherrschen, daß wir niemals, auch nicht durch eine

Digitized by Google

einzige Wendung, daran erinnert werden, daß sie sich nicht in ihrer Muttersprache mit uns unterhalten, so Dichtern, deren Verse in nichts daran mahnen, daß der Gedanke immer oder doch sehr häufig in Prosa gedacht war. Ein solcher Dichter ist z. B., um einen Mitstrebenden Sudermanns zu nennen, Ludwig Fulda. Anders dieser selbst. Seinen Versen merkt man es an, daß sie aus Prosa übersetzt sind. Man höre selbst:

„Nun, lieber Meister, sprecht! Denn selten ward
Mir der Genuß, wenn Denken reg' und reger
Von eines andern Denken mitbewegt zu sehn."

* * *

„So wehrt euch doch und schleppet nicht die Last,
Die täglich neue meines alten Hohnes,
Den ich euch schenke, wenn mir so gefällt,
Wie Gottes Fügung wehrlos durch die Welt."

* * *

„Jetzt senden wir zum Marschall eil'ge Boten aus,
Wir halten selbst im Vorsaal uns versammelt."

* * *

„Mein müder, flügellahmer Sinn
Entschwebt in ferne Zukunft nie,
Denn ach! ich arme, arme Zauberin,
Ich leide schwer an der Melancholie."

Ich will mich aus Raumgründen auf diese Proben beschränken, die sich aus dem, nur 47 Oktav-Seiten umfassenden Werke mühelos um das zwanzigfache vermehren ließen. Nirgendwo, oder doch nur äußerst selten, ein Verstoß gegen die Gesetze der Metrik, aber auch nirgendwo jene Melodie, die den Versen des wirklichen Versdichters eingeboren ist. Sudermann kann viel, aber das kann er nicht, obwohl das Gegenteil in manchen Blättern zu lesen stand. Hingegen ist mir nicht klar, warum man den Zusammenhang der drei Einakter unter einander „zu locker und gemacht" befunden hat. Der innere Zusammenhang fehlt nicht und scheint nach meiner Empfindung genügend.

Ich habe vorhin der glänzenden formalen Begabung Ludwig Fulda's gedacht; die Verse, in denen sein neues Märchen „Der Sohn des Kalifen" geschrieben ist, bringen nicht blos einen neuen, sondern vielleicht den stärksten Beleg für diese Begabung, den er bisher erbracht hat; es scheint kaum möglich, Verse, die nicht deklamiert, sondern gesprochen sein sollen, leichter, anmutiger, wohllautender und bei aller Kunst ungezierter zu gestalten, als er dies hier tut. Seltsame Welt, in der man den Dichter tadelt, wenn er seine Gaben nicht unterdrückt, sondern entwickelt, und seine volle Kunst zeigt! Wirklich und wahrhaftig ist, und nicht etwa bloß in einem, sondern in mehreren Blättern zu lesen gewesen, wie verdammenswert diese Verskunst Fulda's sei, weil sie den Hörer über die „seelische Leere" des Stücks hinwegtäusche. Damit verglichen sind die biederen Patres Kapuziner, die vor schönen Frauen warnen, weil sie nicht immer auch gut seien, noch ansehnend geistreiche Leute. Ich möchte meinen, daß es doch ein wenig klüger und gerechter ist, sich an der formalen Schönheit des Werkes zu freuen und dabei doch für seine Schwächen nicht blind zu sein.

An solchen Schwächen fehlt es allerdings nicht, und es hat seine guten Gründe, wenn auch der Erfolg dieses jüngsten Stücks den des „Talisman" nicht erreicht hat, ebensowenig, als dies Fulda mit seinen Tramen, die er unmittelbar auf diesen großen Wurf folgen ließ, geglückt ist. Am Grundgedanken liegt dies nicht, im Gegenteil, dieser Grundgedanke des neuen Märchens ist vortrefflich, ist das beste an dem Stück, wie er an der „Wilden Jagd", dem „Verlorenen Paradies" und „Robinsons Eiland" das beste war. Das darf nicht wundern, Fulda ist geistvoll, dabei von seltener Lebensklugheit und einen Gedanken scharf auszuprägen und zuzuspitzen, versteht er wie Wenige: das erweisen ja auch seine Epigramme. Man hat dies hier nicht gelten lassen und gemeint, der Grundgedanke sei diesmal im Gegenteil ein trivialer, es laufe doch alles auf den altehrwürdigen Spruch hinaus: „Was du nicht willst, daß dir geschieht — Das thu' auch keinem andern nicht." Wäre dies zutreffend, dann entginge kein Dichter, dessen Werk ein altes und ewig neues Sittengesetz verkündet, diesem Vorwurf, denn aus den Fingern gesogen wird er sich dies Gesetz nicht haben. Neu, originell und dabei so einfach und schlagend, wie alles wirklich Gute, ist die Art, wie Fulda die uralte abstrakte Mahnung in dramatische Handlung umsetzt: Prinz Asad empfindet alles Gute und Schlimme, das er anderen zufügt, sofort an seinem eigenen Leibe als Wonne oder Qual. Ich betonte, dies sei originell, weil ich mich erinnere, irgendwo eine Andeutung gelesen zu haben, Fulda habe diesmal ein Raimund'sches Motiv benutzt, wie im „Talisman" ein Märchen von Anderen. Dies letztere ist richtig, es steht auch auf dem Titelblatt und jedem Theaterzettel des „Talisman" zu lesen, das erstere nicht. Gemeint kann nur Raimunds „Diamant des Geisterkönigs" sein. In diesem Zauberspiel verspricht (II. Akt, 4. Scene) der Geisterkönig Longimanus dem Eduard, ihm eine „diamantene Statue" zu schenken, „aber — Du mußt mir dafür ein Mädchen aufsuchen, welches in ihrem achtzehnten Jahr' ist und noch in ihrem Leben keine Lüge über ihre Lippen gebracht hat." Als Kennzeichen soll es ihm dienen, was Eduard's Diener Florian empfindet, wenn Eduard die Hand eines Mädchens ergreift: hat sie bereits gelogen, so wird es den Diener „reißen und stechen", ist sie wahrheitsliebend, so wird es dem Florian so leicht und froh zu Mut werden, „als wie einem Menschen, der's erstemal einen Langans tanzt." Nach diesem Rezept findet denn auch Eduard schließlich seine Amine. Das ist alles. Man sieht, hier ist nicht einmal eine Anregung wahrscheinlich, geschweige denn gar eine Anlehnung festzustellen.

Wäre alles in diesem Drama so vortrefflich, wie der Grundgedanke und die Verse, es hätte doch vielleicht den Erfolg des „Talisman" nicht erreicht, eben weil es wieder ein orientalisches Märchen ist und dasselbe Problem der Prinzen-Erziehung zu lösen sucht: wie wird aus einem von Größenwahn verblendeten

Digitized by Google

Fürsten ein guter Regent? Nun steht es zudem an Schärfe der Charakteristik dem „Talisman“ nach: nur die humoristischen Gestalten sind ebenso frisch und klar herausgearbeitet, aber Asfad kann sich mit dem König des „Talisman“ an psychologischem Interesse nicht messen, „Morgiane“ ist schattenhaft und der Derwisch, eine Art Ahasver, läßt vollends kalt, wenn er nicht eben von einem ganz ausgezeichneten Schauspieler gegeben wird, dem die Rolle liegt. In Wien hat Sonnenthal als „Derwisch“ geradezu einen Triumph gefeiert und der Erfolg, den das Stück am Burgtheater fand, ist zu gewissem Teil auch ihm zuzuschreiben; der Berliner „Derwisch“, gleichfalls ein bedeutender Künstler, Herr Reicher, half der Dichtung nicht, sondern that ihr Eintrag. Alles in allem aber: Fulda kann besseres und wir erwarten besseres von ihm, aber wie gut stünde es nun die deutsche Bühne, wenn sie nur solche Novitäten bieten könnte, wie dieses von der Kritik mit sehr wenigen Ausnahmen entweder kühl und oberflächlich gelobte oder rüpelhaft abgelehnte Stück!

Hingegen ist Gerhart Hauptmanns neuestes Werk, das deutsche Märchendrama: „Die versunkene Glocke“, von den unverständigen Parteigenossen des Dichters mit Verzückung, von den verständigen mit Begeisterung, und von jenem Teil der Kritik, der auch Hauptmann bei allem Wohlwollen ruhig und gerecht gegenüberstellt, mit warmer, wenn auch bedingter Anerkennung aufgenommen worden. Das Publikum aber, das sich in Paris ablehnend, in Wien kühl, in den anderen deutschen Städten hier kalt, dort warm verhielt, drängt sich in Berlin zu jeder Aufführung, mindestens zu jeder, bei welcher Herr Kainz als „Heinrich“ und Frau Sorma als „Rautendelein“ zu bewundern sind, und so hat das merkwürdige Werk in Berlin unter allen Novitäten dieses Winters den stärksten Erfolg gefunden. Man darf dies mit Vergnügen verzeichnen, denn es ist unter diesen Novitäten keine, die stärkeren Erfolg verdient hätte, und angenommen, daß es überschätzt wird, so verschlägt dies auch nichts: es ist viel besser, wenn das Publikum zehn bedeutende Dichtungen überschätzt, als wenn es auch nur eine einzige unterschätzt.

Zudem ist die Frage der Überschätzung hier, wie in den meisten Fällen, gar nicht so leicht zu entscheiden. Das bedeutende Werk eines wirklichen, wahrhaftigen Dichters, das an vielen Stellen ergreift, rührt, ergreift und immer interessiert, ein Werk voll poetischer Stimmung, aus der ich wenigstens — denn mehr als persönliche Eindrücke zu geben, ist ja nur den Neunmalweisen vom kritischen Handwerk gegönnt, zu denen ich mich nicht zähle — im Lesen selten, im Hören nicht viel öfter gerissen wurde, — wer traute sich da zu entscheiden, ob es etwa zu viel Erfolg hat?! Nur gegen zweierlei sträube ich mich. Man verlange nicht von mir, daß ich in das Feldgeschrei einstimme: „Dies ist Gerhart Hauptmanns bestes Werk! Alles andere, was er geschrieben hat, ist herrlich, aber die „Versunkene Glocke“ dreimal herrlich!“ Nun, Ihr Herren, ich schätze die „Weber“ viel, viel höher, weil ich hier alles verstehe und weil mich alles in noch ganz anderer Weise packt, ergreift, ja ins tiefste Herz hinein erschüttert, und soll ich ganz offen sein, so sind mir auch die „Einsamen Menschen“ lieber, weil sie dasselbe Problem, wie dies Märchen, aber schlicht und menschlich wahr vor mich hinstellen. Man soll nicht prophezeien wollen, aber ich glaube, daß diese beiden Werke in einigen Jahren, sobald nur der Symbolismus und die Märchenjagd ebenso abgethan sein werden, wie der Naturalismus, viel mehr gelten werden, als heute, und „Die versunkene Glocke“ weit weniger. Denn es läßt sich sehr viel für, aber nicht minder läßt sich sehr viel dagegen sagen.

Vor allem: es ist das erste Werk dieses Dichters, das zum guten Teil unklar und dunkel ist, und, was weit schlimmer, in dem das Unklare mit einem gewissen Behagen, mit dem Anspruch, als besonders tief zu gelten, sich breit macht. Das hat in der seltsamen Zeit, in der wir leben, der Dichtung freilich zum Mindesten nicht geschadet, vielleicht sogar genützt. Es ist zunächst der Naturalismus, der dies verschuldet hat: er hat uns mit seiner schrecklichen Verständlichkeit, mit seiner Nüchternheit so lange gequält, daß wir uns nun ordentlich freuen, wenn etwas nicht ganz klar ist, wenn wir Spielraum für unsere Phantasie haben. Aber andererseits hat auch der Ibsen-Fanatismus mächtig dazu mitgewirkt, die Dichter nach dieser Hinsicht mehr wagen zu lassen, als sie sich sonst herausnehmen würden. Als die starke Hand, die „Nora“ und den „Volksfeind“, „Kaiser und Galiläer“ und die „Stützen der Gesellschaft“ formte, zu erlahmen begann, als der alternde Mann die Gestalten nicht mehr so plastisch herausarbeiten konnte, wie früher, da brachte er eben Schleier an, die dies verhüllen sollten: er that es — nach berühmten Mustern — halb bewußt, halb unbewußt, aber gewiß bewußter, als die meisten greisen Dichter vor ihm: ich glaube immer, wenn ich eines seiner letzten Werke lese, die dünnen Lippen sarkastisch lächeln zu sehen: „Plag't Euch nur — sucht doch den Schleier zu durchdringen — thäte ich ihn weg, Ihr würdet von der Sache nicht viel mehr halten!“ Und sie plagen sich und wissen, was hinter dem Schleier steckt, das heißt, nicht alle. Als ein Kuriosum, von dem ich hoffe, daß es dereinst einem Litteratur-Historiker der Zukunft gute Dienste leisten wird, bewahre ich mir die Nummer einer großen Berliner Zeitung auf, in welcher der damalige Theater-Kritiker des Blattes eine begeisterte Rezension über Ibsens „Baumeister Solneß“ veröffentlichte, die mit dem offenherzigen Bekenntnis schloß, der Sinn des Drama's sei ihm noch nicht aufgegangen; er fahre aber fort, zu grübeln und hoffe in einigen Tagen dahinter zu kommen. Als ich unserm Ibsen-Forscher etwa einen Monat später begegnete, fragte ich ihn, ob er nun dahinter gekommen sei.

Digitized by Google

„Nein!“ sagte er, „und was die Anderen sagen, leuchtet mir nicht ein! Aber was halten Sie für den richtigen Sinn?“ — „Ich glaube,“ erwiderte ich, „daß gar kein besonderer Tiefsinn dahinter steckt. Kein Künstler kann selbst so hoch steigen, als er bauen kann, der Mensch ist nie von gleichem sittlichem Adel, wie sein Werk — das ist alles!“ — „Unmöglich! Das wäre ja fast trivial! Ibsen!!“ Er hob den Zeigefinger und sucht vielleicht noch immer . . . Aber andere fanden, und jeder fand etwas anderes, und weil das die einflußreichsten Berliner Kritiker thaten, so that's das Publikum mit und gewöhnte sich schließlich daran, eine Dichtung, die es sofort verstand, leicht zu finden. Aber der „Othello“, oder der „Wallenstein“ oder der erste Teil des „Faust“?! Nun, das ist altes Eisen, das „Moderne“ muß unklar sein. Ich halte Hauptmann keiner anderen, als einer rein künstlerischen Spekulation fähig, aber welche Verlockung bedeutet diese Kritik und diese Stimmung des Publikums für einen Dichter, unklar zu werden, und sich in tönenden Worten zu berauschen, statt sich über jedes Wort Rechenschaft zu geben. Möglich, daß Hauptmann wirklich über jedes Wort in der Unterredung Heinrichs mit dem Pfarrer sich selbst klaren und bündigen Aufschluß gegeben hat, möglich, daß es gute Gründe hat, warum die Elbe, die eines Menschen Kind unter dem Herzen trägt, sich schließlich mit dem Wassergeist vermählen muß, aber dann hätte er es uns anders sagen müssen.

Störend ist mir ferner die allzubunte Mischung der Elemente in dieser Märchenwelt. Diese Geister stammen denn doch von gar zu verschiedenen Vätern: von Shakespeare, von Böcklin, vom deutschen Volksmärchen, ab und zu taucht mir sogar ein Handbuch der germanischen Mythologie als Erzeuger auf — denn wie käme sonst der Schatten des seligen Balder zu Waldschrat und Nickelmann?! Aber auch in der Form stört mich ein unorganisches Gemisch von Naturalismus und Idealismus, beides im Sinn der Kunstform verstanden. Ich finde es nicht schön, wenn ich mitten zwischen hochdeutschen Versen, aus denen mir die blaue Blume entgegenduftet, die Wittichen auf gut schlesisch poltern höre:

„Woas macht ihr fer a Gequerlle
Ihr klen'n Murdskerle?
Doas giht nit a su.
Nanu!
Dalle for helte!“

Und dennoch ist auch auf den Leser und Hörer, der sich all dessen, was ich eben gesagt habe, bewußt ist, der Eindruck ein tiefer, wenn auch nicht ganz harmonischer. Man versteht nicht alles, was Heinrich thut, und noch weniger alles, was er sagt, aber es ist völlig genügend, wenn man so viel versteht, wie jeder verstehen kann, um tief erschüttert zu sein. Das ist ein reiner hochstrebender Künstler, der in der Ehe mit einer braven, liebevollen, aber nüchternen Frau keine Anregung und Befriedigung findet, sich darum innigst einer Anderen anschließt, die ihm jene helle Freude, jenes innige Verständnis gewährt, das er daheim entbehrt hat, der im Bund mit dieser Anderen sein Bestes leisten zu können glaubt, bis ihn das beleidigte Sittengesetz, das auch für den höchsten Menschen gilt, in den Staub niederschmettert. Ob mit der Glocke, die im Waldsee versinkt, des Dichters mißratener „Florian Geyer“ gemeint ist, ob sich sonst selbstbiographische Anklänge in die Dichtung mischen (gerade die fenrigsten Anhänger Hauptmanns waren so taktvoll, die Welt davon zu unterhalten) — was geht das uns an?! Wir brauchen es nicht, um mit dem Manne zu fühlen und über sein Ende erschüttert zu sein! Vor allem aber — welche starke, herrliche, echt poetische Stimmung schwebt über dem ganzen Werke und schlägt uns, aufregend und kräftigend zugleich, daraus entgegen, wie Erdgeruch im Frühling! Die Berge, die deutschen Berge, der Wald, der deutsche Wald, welcher Dramatiker hätte die je schon so vor uns hingestellt?! Tiefer Nickelmann — gewiß wäre er ohne Böcklin nicht da — aber auch nicht ohne das deutsche Gemüt! Und das Rautendelein — das holde, liebe, arme Rautendelein — die reizendste Gestalt, die ein Dichter dieser Tage geschaffen hat! Freilich, ein Teufel muß man sein und Wald und Berg lieben, um diese Dichtung mitempfinden zu können. Es war ein Unsinn, dies Werk den Parisern vorzuführen; was können die davon verstehen?!

Von dem Mittelmäßigen, was ich noch im März sehen konnte, will ich nicht sprechen — es genügt zum geringsten Teil dem Theater-Bedarf, mit der Litteratur hat es vollends nichts zu schaffen. Nur ein Werk sei erwähnt. Das Lustspiel eines dänischen Schriftstellers Hoyer, welches das „Berliner Theater“ in ganz passable Besetzung aufführt. Warum, hat der und jener Kritiker gefragt, überhaupt man auch noch derlei Mittelmäßigkeiten?! — das können unsere deutschen Theater-Schriftsteller auch! Ich meine aber, die Übersetzung ist berechtigt, denn das können in Wahrheit unsere Stücke-Fabrikanten nicht. Das Lustspiel ist mittelmäßig, auch mittertraisch, aber es beleidigt nirgendwo den guten Geschmack und hält einen behaglichen Ton — Sentimentalitäten gegen den Schluß hin abgerechnet — mit Glück fest. Es wäre gut, wenn man die Herren Moser, Schönthan, Koppel-Ellfeld, Blumenthal, und wie sie alle heißen, dazu verurteilen könnte, dieses Stück des Tänen dreißigmal hinter einander anzusehen. Denn erstens könnten sie etwas daraus lernen und zweitens wäre es auch eine gerechte und für sie noch sehr milde Strafe. Ich aber will mich von dem Schrecknis des Gedankens, daß ein Mittenwich Hoyers „Kinder der Bühne“ dreißigmal ansehen müßte, dadurch erholen, daß ich die Feder rasch aus der Hand lege, um mir — die „Versunkene Glocke“ zum zweitenmal anzusehen . . .

Berlin, Ende März 1897.

Digitized by Google

Litterarische Notizen.

— „Dichter lieben nicht zu schweigen, Wollen sich der Menge zeigen", und weil der Raum der Zeitschriften ein begrenzter ist, und die Verleger, die Lyrik auf eigene Kosten drucken, so selten sind, wie Zaunkönige im Winter, so thun sich einige junge Dichter zusammen, um „den Winden ein fliegend Blatt zu geben". Das ist so von altersher, seit dem XVII. Jahrhundert, in Deutschland Sitte gewesen, und darum kann's uns nicht wundern, wenn es die jungen Prager Poeten auch einmal versuchen. Ihr hübsch ausgestattetes Heftchen trägt die Aufschrift: „Moderne Dichtung", gesammelt von Alfred Guth — Josef Adolf Bondy; sie haben sogar einen „Verlag der Modernen Dichtung" gegründet und laden für die folgenden Nummern zur Einsendung von Manuskripten ein; offenbar ist einer oder der andere der Poeten nicht blos mit dichterischem Streben sondern auch mit Moneten ausgestattet, sonst wäre ein solcher himmelstürmender Optimismus der auf hundert Käufer oder gar mehr für ein Sammelbüchlein rechnet, sogar bei jungen deutschen Lyrikern unerklärlich. Nun, sollte es zu einem zweiten Heft kommen, so werden die Herren gut thun, einige Fehler des ersten zu vermeiden. Dazu gehört vor Allem die Kritiklosigkeit in der Aufnahme. Mit Beiträgen wie den Prosa-Skizzen dieses Heftes werden die Herren nicht mehr kommen dürfen, wenn sie ernsthaft genommen sein wollen, ebenso werden sie ihren fleißigsten Mitarbeiter anhalten müssen, seine „Tränne" für die „Moderne Dichtung" anders „singen" zu lassen, als jetzt, wo sie „wie ein Kind im bleichen, bloßen Hemde" singen, und auch die Gedichte der jungen czechischen Symbolisten xaraset, Machar, Sova, sind entweder, was wir nicht beurteilen können, an sich unerlaubt schlecht oder stümperhaft übersetzt. Dies letztere sagen zu müssen, bedauern wir um so mehr, als es uns herzlich freuen würde, wenn sich Jung-Czechien und Jung Deutschland am Moldaufstrand im Ahalum der Dichtung friedlich zusammenfänden; das stinge bei aller nationalen Gesinnungstüchtigkeit sehr wohl an. Aber auch Hübsches genug findet sich in der Sammlung; vortreffliche Gedichte bieten Alfred Klaar und Jaroslav Vrchlicky, aber auch Hans Benzmann („Pleia"), Josef Adolf Bondy, Paul Wertheimer, Emil Faktor treten hier mit Versen auf, die uns Gutes für ihre Zukunft hoff n lassen; von Wertheimer namentlich könnte es der oben erwähnte Trämne-Sänger lernen, daß Symbolismus und manierirte Stimmungsjagd keine Synonyma sind. Friedrich Adlers Gedicht: „Tränne" war bereits in der „Deutschen Dichtung" zu lesen. Sehr erfreulich war uns das Gedicht von Otto Sachs, an dem nur der geschmacklose Titel: „Italienische Reminiscenz" zu tadeln ist. Alles in allem: spricht die Redaktion mit einigen Mitarbeitern vorher ein crstes Wort, so soll uns das zweite Heft der „Modernen Dichtung" willkommen sein. — bz —

— Lieder eines Narren. Von Gustav Weinberg. Frankfurt a. M. und Leipzig, Kesselring'sche Hofbuchhandlung. — „Wer heutzutage Gedichte veröffentlicht", sagt der Herr Verfasser in seiner Vorrede, „ist ein Narr" und er schließt mit dem Rat an den „lieben Leser und die liebliche Leserin", es für den Fall, daß ihnen die Lieder nicht behagen sollten, ebenso mit ihnen zu machen, wie König Jojakim mit den ihm vorgelesenen Prophezeiungen des Jeremias: die Blätter ins Feuer zu werfen. „König Jojakim ist vergessen, aber Jeremias ward unsterblich!" Nach dem Genuß dieser Vorrede sind wir an die Lektüre der Gedichte gegangen, namentlich derjenigen, welche ein vom Verleger zum Zweck des Abdrucks beigelegtes Rezensions-Schema als „wahre Kabinetsstücke dichterischer Geistesmalerei" bezeichnet. Wir finden dieses Urteil noch etwas zu kühl, denn unter den nur eben so wie mitgeteilt charakterisierten Gedichten findet sich auch „Das Brede-Denkmal", welches mit folgenden Strophen anhebt:

Zu Heidelberg der Brede steht
Ganz ohne Heim im bloßen Kopfe.
Einst in einer Maiennacht
Schmückten mit dem schönen Topfe,

Den der Mensch nur insgeheim
Braucht zu nächtlicher Verrichtung —
Studenten ihm das kopfe Haupt.
Das ist Wahrheit, keine Dichtung.

Dieses Stück „dichterischer Geistesmalerei" ist doch blos in gewissem Sinne nur eben ein „kabinets"-Stück; in Wahrheit ist hier kaum ein Wort der Anerkennung stark genug. Gerechter wird das Rezensions-Schema einem anderen Gedicht: „Hiob im Norden." „Letztgenanntes Gedicht gehört unbedingt zu dem Besten, was die neuere Litteratur auf diesem Gebiete hervorgebracht hat." Ein „bleicher Mann" ist ausgespändet worden; man trug Alles fort

Zum Zwangsverkauf, kraft Urteil des Gerichts. —
Er ist allein mit sich und seinem — Nichts.

Da tritt sein Kind ein und verweist ihn auf Gottes Hilfe. Er aber: „Gott hilft! Ha! Ha!", worauf das Kind zur Großmutter läuft:

„Großmutter!" ruft's, „denk, was Papa gemacht —
Er hat den lieben Gott ja ausgelacht!" —

Wieder etwas zu kühl, aber doch treffend bemerkt das Rezensions-Schema darüber: „In wenigen Strophen hat es hier der Dichter verstanden, uns ein soziales Gemälde vorzuführen, das in seiner herben und doch ergreifenden Realistik an ein Hauptmann'sches Drama erinnert." Wir würden sagen: „. . . das „die Weber" weit übertrifft." Alles in Allem ein Buch, dessen Titel nicht treffender gewählt sein könnte. K. B.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Werke sind der Redaktion zur Rezension zugekommen:

Litter, Gottfried. Frühlingsreif. Eine soziale Tragikomödie in fünf Akten. Weinheim, Fr. Ackermann. 1896.

Hennig, Alfred. Timophr. Erzählung aus dem alten Ägypten. Weinheim, Fr. Ackermann. 1896.

Elsenmann, Oskar. Schwarzwald-Lieder. Zweite stark vermehrte Auflage. Kassel, Th. G. Fischer & Co. 1897.

Leiningen-Westerburg, Josephine Gräfin zu, geb. von Sprunner. Dichtungen. Kassel, Th. G. Fischer & Co. 1897.

Jessinghaus, W. Sehnsuchtsklänge. Gedichte. Erfurt, Leipzig, Zürich, Eduard Moos. 1897.

Stillfried, Felix. In Lust und Leid. Nebst Nachdichtungen zu Horaz und Scenen aus Homer. Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchhandlung, Verlagskonto. 1896.

Musiker und ihre Werke: Beethovens Symphonien. Frankfurt a. M., H. Bechhold. o. J.

Musiker und ihre Werke: R. Wagner. Der Ring der Nibelungen, erläutert von Adolph Pochhammer. Frankfurt a. M., H. Bechhold. o. J.

Weiß, W. R. Lieder. Weinheim, Fr. Ackermann. 1897.

Wachler, Ernst. Unter den Buchen von Saßnitz. Ein Sommer-Festspiel in fünf Aufzügen. Berlin, Richard Heinrich. 1897.

Jacobsen, Hans Peter. Gedichte. Aus dem Dänischen übersetzt von Robert F. Arnold. Leipzig, G. H. Meyer. 1897.

Kunert, August. Auf stillen Wegen. Gedichte eines Handwerkers. Mit einem Geleitwort von Heinrich Stümke. Berlin, E. Eberling. 1897.

Doehler, Gottfried. Gedichte. Mit 16 Bildern aus dem Vogtland. Gera, A. Nagel. 1896.

Jacobi, Johannes. Herzog Bernhard. Vaterländisches Drama in fünf Akten. Bremen, M. Heinsius Nachfolger. 1896.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von G. Lezius & Co. in Berlin.

Digitized by Google

Originale.

Geschichten von **Karl Emil Franzos.**

(Fortsetzung.)

Peter von Boor.

(Fortsetzung und Schluß.)

Aber all die ungeheure Thätigkeit als Groß-grundbesitzer und Groß-Industrieller, die ihm so viel Ansehen und scheinbar auch so viel Geld brachte, genügte dem Ehrgeiz, dem Thatendrang des Mannes nicht. Daneben ward er einer der eifrigsten Förderer der technischen Künste und Wissenschaften. Selbst ein trefflicher Mechaniker, hatte er für jeden Erfinder, jede Erfindung Zeit und Geld. Ähnliches leistete er auf dem Gebiete der schönen Künste; seines eigenen Jugendstrebens eingedenk, förderte er Maler und Bildhauer mit fürstlicher Freigebigkeit. Daneben interessierten ihn hauptsächlich der Holzschnitt und der Kupferstich; oft und schmerzlich beklagte er die Schwäche seiner Augen, die ihn verhinderte, selbst auf diesen Gebieten zu dilettieren, und so that er wenigstens Alles, Anderer Arbeit zu fördern. „Man darf getrost sagen," urteilte einer seiner Zeitgenossen, „daß kein Privatmann in Österreich je für die graphischen Künste mehr gethan." Eine seiner eigenen Erfindungen, ein neues Guillochier-Verfahren, war von großer Bedeutung, und das Werk, bei dem es zuerst in Anwendung kam, das von Boor im Vereine mit dem berühmten Kupferstecher und Xylographen Blasius Höfel herausgegebene Prachtwerk „Österreichs Ehrentempel", ist eine für jene Zeit bewundernswerte Leistung.

Man wird es nach alledem erklärlich finden, daß auch die sociale Stellung dieses Emporkömmlings eine glänzende war. Noch mehr, dieser Glanz war weit größer, als man selbst nach solchen Leistungen und Erfolgen für möglich halten sollte. Erwägt man die damalige Exklusivität der Hof- und Adelskreise, so bleibt es trotz der Zauberkraft, die Geld und Talent stets geübt, verwunderlich, wie dieser Mann der rätselhaften Karriere einer der geachtetsten Männer Österreichs wurde, der Freund des Fürsten Metternich und ein Liebling des Kaisers. Nur der persönliche Zauber seines Wesens macht dies erklärlich. Er spielte nicht den Grandseigneur; er schien es zu sein. In seinem Wesen verband sich die Liebenswürdigkeit des vollendeten Cavaliers mit der biederen, etwas grobkörnigen Geradheit des alten Soldaten. Ein stattlicher Mann, von militärischer Haltung, in That und Wort die verkörperte Vornehmheit und Ehrbarkeit, errang er sich wie im Fluge das Vertrauen, die Liebe der Menschen. Seine schöne, hochgeborene Gattin stand ihm würdig zur Seite; seine Kinder galten als Muster echt aristokratischer Erziehung. Während der letzten Regierungsjahre des Kaisers Franz stand er im Zenith seines Glückes. Der greise Monarch erschien zur Sommerzeit, wo er in Baden wohnte, sehr häufig als Boor's Gast auf Schloß Kottingbrunn, und noch öfter ward Boor nach Baden befohlen. „Das is a Mann! 's gibt nix Zweit's!" soll ihm der Kaiser nachgerühmt haben. Die Wahrheit dieses Wortes sollte sich später grauenhaft genug offenbaren; es hat wirklich „nichts Zweites" gegeben, wie Peter v. Boor . . .

Dies gilt auch von der Art, wie sich sein Schicksal erfüllte.

Um 1833 begann die Schwäche seiner Augen zuzunehmen, ein Jahr später war der graue Star an beiden Augen ausgebildet und Boor ein blinder Mann. Professor Rosas unternahm die Operation an einem Auge; sie glückte, aber die Sehkraft blieb eine geringe, und Boor mußte sich vor jeder Anstrengung hüten, sogar der Lektüre enthalten. Man begriff, daß dies Unglück den thatfreudigen Mann zur Verzweiflung brachte, umsomehr, da gerade damals seine Verhältnisse mehr als je die volle Kraft zu erfordern schienen.

Digitized by Google

Das Ende des fürstlich Rosenberg'schen Konkurses brachte ihm große Verluste, ebenso stockten seine industriellen Unternehmungen, weil er die Kapitalien zum Fortbetriebe nicht aufbringen konnte. Es ging abwärts mit dem Krösus, rapid, von Monat zu Monat. Er mußte Gut auf Gut verkaufen, ein Unternehmen nach dem andern aufgeben, endlich auch sein herrlich eingerichtetes Palais in der Jägerzeile opfern. Um 1838 stand es bereits in der öffentlichen Meinung fest: Boor sei ein ruinierter Mann. Aber es ist bezeichnend, daß diese Kunde keine Schadenfreude weckte, nur das innigste Mitgefühl. Er galt als Opfer seiner Hochherzigkeit, seines Genies, das an den engen wirtschaftlichen Verhältnissen Österreichs gescheitert sei. Seine meisten Gläubiger kannen ihm rücksichtsvoll entgegen; als sich im Frühling 1839 seine Verhältnisse zu bessern schienen, gewann er sogar neuen Credit.

Doch währte dies nicht lange. Schon am 13. Dezember 1839 mußte er den Konkurs ansagen. Als Barvermögen gab der einstige Millionär an diesem Tage 7, sage sieben Gulden Conventions-Münze an! Und dies war die Wahrheit!

Die Affaire machte ungeheures Aufsehen; die bei jedem Bankerott übliche Untersuchung wurde streng durchgeführt. Sie richtete sich nur darauf, ob Boor sein Vermögen mit rechten Dingen verloren, nicht, wie er es gewonnen, und das Ergebnis war für ihn ehrenvoll. Wie bereits oben erwähnt, wurde festgestellt, daß er sich in seinen Geschäften mit dem Fürsten Rosenberg, der Sparkasse, sowie in allen anderen Beziehungen durchaus redlich benommen und nur ein Märtyrer seines kühnen Wagens, seiner noblen Zimesart geworden. Und darum folgte dem so hart geprüften Manne auch die allgemeine Sympathie, ja Verehrung, als er aus der Welt des Glanzes, wo er so schön gewirkt, verschwand und sich in ein stilles Asyl flüchtete.

Es war dies eine Villa in Meidling, wo er mit seiner Gattin wohnte. Das Paar führte eine bescheidene, aber behäbige Existenz; die Mittel hierzu flossen nach Boor's Angabe aus dem Vermögen, das er seiner Gattin einst gesichert hatte. Nur Eingeweihte wußten, daß dies Vermögen von Gläubigern beschlagnahmt sei, doch vermuteten auch sie nichts Schlimmes; wahrscheinlich, dachten sie, wende die Gnade des Hofes und seiner fürstlichen Freunde dem verdienten Manne das Nötige zu. Rätselhaft aber berührte es doch, als allmählich, 1844—1845, der Aufwand Boor's wieder wuchs. Obwohl der halbblinde Mann nichts verdienen konnte, bezog er nun eine hübsche Stadtwohnung, so daß jene Villa nur noch als Sommerfrische diente, und nahm nun auch den Verkehr mit seinen Freunden wieder auf. Da sollte dieses Rätsel jählings enthüllt werden, und damit das ganze Geheimnis dieser unerhörten Existenz . . .

Im Sommer 1845 erhält die Wiener Polizei von der Nationalbank die Anzeige, daß meisterhafte Falsifikate zu 100 und 10 Gulden zirkulieren. Polizeirat Felseuthal wird mit der Untersuchung betraut. Er vermutet anfangs eine Fälscherbande im Ausland, bis der Umstand, daß die Fälschungen nur in Wien auftauchen, seinen Verdacht hierher lenkt. Die Verfertiger müssen Künstler ersten Ranges sein; daher werden sämtliche Wiener Lithographen, Kupferstecher u. s. w. unter strengste Aufsicht gestellt, aber ohne Resultat. Da die Ausgabe trotzdem unausgesetzt, jedoch spärlich fortwährt, so wittert man nun, daß der Verbrecher wenige sind. Bald erfährt Felseuthal auch, daß unter ihnen ein alter Herr von würdigem Aussehen ist, wenigstens hat ein solcher bei einem kleinen Juwelier eine eigentümlich geformte Uhrkette mit einer falschen Note bezahlt. Nun werden die Bankiers, Juweliere und einige größere Handlungen ins Vertrauen gezogen: man teilt ihnen das unscheinbare Kennzeichen der Falsifikate, ein zu breites Wasserzeichen, mit und verpflichtet sie, die Verbreiter der Polizei anzuzeigen. Auch dies nützt zunächst nichts; man fängt nur brave Leute, die selbst die falschen Noten für echt genommen haben.

Zu diesen Enttäuschungen scheint es auch zu gehören, als der Spezereihändler R. am Peter anzeigt, daß seine langjährige Kundin, Frau von Boor, geborene Gräfin C., ihre Rechnung mit einer falschen Note zu begleichen gesucht habe. Wahrscheinlich nur der Form wegen ersucht die Polizei das hochgeachtete, vornehme Paar um Aufschluß über die Provenienz der Note; die Antwort wird unbefangen gegeben und klingt ganz glaubhaft. Als vollends jener Juwelier, unauffällig mit Boor confrontiert, in diesem den Käufer der Uhrkette nicht erkennt, läßt Felseuthal jeden Verdacht fahren und ist ratlos wie zuvor. Da läßt ihn ein Zufall im Polizei-Akt über die letzte Fälschung (1840) die Entdeckung machen, daß Boor bereits damals vom Mißgeschick be-

Digitized by Google

troffen worden sei, eine falsche Note auszugeben und deshalb vernommen zu werden. Das scheint dem Beamten doch seltsam genug, um unter einem Vorwande einen Besuch in der Meidlinger Villa zu machen. Er entdeckt nichts, aber als er beim Abschied scheinbar unbefangen nach der Zeit fragt, zieht Boor seine Uhr an der gesuchten Kette hervor.

Nun weiß Felsenthal, daß Boor einer der Verbreiter ist, doch fällt es ihm nicht entfernt bei, in dem 71jährigen halbblinden Greise den Verfertiger zu suchen. Das Vorleben des Mannes, sein jähes Reichwerden, seine Vorliebe für Kunst und Künstler bestärken diesen Verdacht: er war nur deshalb ein Mäcen der Kupferstecher, um sie zu Verbrechern zu erziehen! Aber als der Rat dieses Material seinen Oberen vorlegt, wird er glattweg ausgelacht: der allverehrte Herr v. Boor ein Helfershelfer von Verbrechern! Gleichwohl giebt der schlaue, zähe Polizist seinen Verdacht nicht auf und läßt jeden Besuch in der Villa, jeden Gang des Ehepaares überwachen, um die Mitschuldigen, vor Allem aber den Künstler, der die Ware liefert, auszukunden. Dies führt zu nichts; Boors verkehren jetzt, wie immer, nur mit der Blüte der Wiener Gesellschaft. Da erhält Felsenthal eine Nachricht, die ihn auf die richtige Fährte lenkt; eine seiner Agentinnen ist mit der Köchin Boor's bekannt geworden und diese hat ihr geklagt, der Herr sei „im Kopfe nicht richtig"; tagelang verweile er eingeschlossen in einer Rumpelkammer! Nun weiß Felsenthal: Boor ist der einzige Verbrecher, Fälscher und Verbreiter zugleich. Er erbittet sich von seinem Chef, Herrn v. Muth, die Erlaubnis zu einer Hausdurchsuchung; sie wird erst dann gewährt, nachdem die Nationalbank sich direkt bei Graf Sedlnitzky verwendet. Endlich darf Felsenthal in die Meidlinger Villa dringen; das Resultat ist glänzend: in der Rumpelkammer werden alle Materialien zur Erzeugung falscher Banknoten gefunden. Nicht weniger als 22 verschiedene Lupen beweisen, wie der halbblinde Mann seine Sehkraft künstlich zu steigern verstanden hat! Das Ehepaar wird verhaftet und zum Geständnis gebracht, zuerst die unglückliche Frau, dann mit Hilfe ihrer Aussagen Boor selbst.

Kein Wort beschreibt die fieberhafte Erregung, welche diese Enthüllung in Wien, dann im Auslande hervorrief. Man riß sich um die deutschen und französischen Blätter, um aus ihnen einiges über den Gang des Prozesses zu erfahren, der in Wien mit keiner Zeile erwähnt werden durfte.

Das Gerichtsverfahren war ein relativ rasches. Bereits am 10. März 1846 sprach das Wiener Kriminalgericht Boor und seiner Gattin das Urteil; es lautete, dem Gesetze gemäß, für beide auf Adelsverlust und Tod durch den Strang. Kaiser Ferdinand milderte es für Boor auf acht, für seine Gattin auf zwei Jahre Kerkers. Als der Unselige ins Gefängnis gebracht wurde, vernahm er aus dem Korridor der weiblichen Sträflinge ein markerschütterndes Klagegeschrei; es war seine Gattin, die beim Einkleiden ins Zuchthausgewand in Krämpfe verfallen war.

Das war der letzte Ton, den Peter Boor aus der Außenwelt vernommen hat. Bereits am 18. Oktober 1847 erlöste ihn der Tod von einem Dasein, dessen Qualen sich keine Phantasie vorstellen kann. Seiner Gattin wurde kurz darauf der Rest der Strafzeit erlassen; ihr war das Schicksal nicht so barmherzig, sie hat noch lange gelebt. Vor Sorgen blieb sie bewahrt, Dank der Großmut der Nationalbank, die auf jeden Schadenersatz verzichtete, gleichsam als Entgelt für die wichtigen Dienste, die ihr Boor nach seiner Verhaftung geleistet hatte. Da teilte er nämlich dem General-Sekretär der Bank, v. Salzmann, seine Erfahrungen mit, und man sagt, daß sie dem Institut sehr förderlich gewesen sind.

Wer die Thätigkeit des Mannes überdenkt, wird dies glaubhaft finden. Wer konnte bessere Aufschlüsse geben als er? Boor war unstreitig der kühnste, geschickteste und erfolgreichste Banknotenfälscher, der je gelebt hat. Durch nahezu ein halbes Jahrhundert (1799—1845) trieb er, eine vierjährige Pause (1834—1838) ausgenommen, sein trauriges Handwerk. Höchst wahrscheinlich hat er nicht blos den österreichischen Staat betrogen, sondern auch ausländische Noten fabriziert; mit Sicherheit ist dies nicht festzustellen, er hat darüber nichts gestanden. Auch ziffernmäßige Aufschlüsse waren nie von ihm zu erlangen. Erwägt man, daß er bei ungeschwächter Sehkraft Noten machte, die von den echten unmöglich zu unterscheiden waren, daß sich selbst das kranke Auge nur in der Erzeugung der Wasserzeichen vergriff, daß von all seinen „Emissionen" nur die beiden letzten als Falsifikate erkannt wurden, so begreift man auch, wie unsicher jede Schätzung ist. Die geringste geht auf eine, die höchste auf fünf Millionen Gulden.

Natürlich steigerte auch diese Ungewißheit damals die Aufregung, die sich auch jener Schichten bemächtigte, die sonst, von der Sorge

Digitized by Google

uns tägliche Brod erdrückt, nicht auf der Welt Lauf achten. Schwer dringt die Kunde eines ungewöhnlichen Ereignisses in diese Kreise, aber dann bleibt sie auch haften, vererbt sich von Geschlecht zu Geschlecht und wird zur Sage. Die Gebildeten haben Boor's vergessen, das Volk in Österreich, namentlich in jenen Städten und Gegenden, wo ihn die Väter und Großväter noch mit eigenen Augen gesehen, fabuliert noch von ihm. Ich habe dies zu meiner Verwunderung erfahren, als ich vor mehreren Jahren eine Schilderung seines Lebens in einem Wiener Blatte veröffentlichte. Nun, wo man wieder von Boor sprach, tauchte auch an die Oberfläche empor, was man da unten von ihm erzählte. Einiges daraus, das Merkwürdigste nur, sei hier mitgeteilt. Es ist ein lehrreicher Beitrag zur Erkenntnis der Art, wie sich bedeutsame Ereignisse in der Phantasie des Volkes spiegeln und festsetzen.

Zunächst kann das Volk unmöglich fassen, wie Boor auch noch als ein fast blinder Mann jene Fälschungen habe ausführen können; in der Sage war er sogar immer nahezu blind. Natürlich hat ihm der Teufel geholfen, nachdem er ihm die Seele verschrieben; die so fabrizierten Banknoten sind dann in Rauch aufgegangen; Mancher, der sie in gutem Glauben genommen, hat am Morgen nach Boors Tode nur ein Häuflein Asche in der Geldlade gefunden. Minder naiv und für die Denkweise des österreichischen Volkes über die Metternich'sche Zeit charakteristisch ist die Sage, daß der halbblinde Mann nur eben das Haupt einer Bande gewesen sei, welche die Noten heimlich mit Zustimmung der Regierung angefertigt habe, „um die armen Leute auch dadurch noch ärmer zu machen". Der Kern der Sage ist darauf zurückzuführen, daß die „National-Bank", die das Noten-Privilegium genoß, das Vertrauen der Bevölkerung hatte, während dies bezüglich der Regierung nicht ganz der Fall sein mochte; auch mögen die Versuche der Regierung, den Noten-Umlauf gegen den Einspruch der Bank zu erhöhen, in dieser Form fortleben. Eine dritte Sage weiß zu berichten, Boor habe sich bei der Arbeit so scharfer Gläser bedient, „daß Alle, die später hineingeguckt haben, davon blind geworden sind." Hier ist insofern ein thatsächlicher Kern vorhanden, als Boor wirklich seine Sehkraft mit ungemeiner Kunst zu steigern verstand. So erklärt sich auch die Thatsache, daß ein am linken Auge starblinder, am rechten vom Star operierter Greis derartige Arbeiten ausführen konnte. Das Gutachten des Gerichtsarztes sagt darüber, Boor's Starleiden, ursprünglich gichtischen Ursprungs, sei durch seine außerordentlich anstrengende Beschäftigung und mancherlei schädliche Dämpfe, denen er die Augen aussetzte, z. B. von Salpetersäure, Jod u. dgl., sehr rasch zur Reife gediehen. Die Operation des rechten Auges sei vollkommen geglückt und die Kraft des Sehnerv noch immer eine außerordentliche. Daß Boor trotzdem das linke Auge unoperiert ließ, habe in Motiven seine Ursache, die den Arzt nichts angingen. (Boor wollte dadurch den Verdacht von sich abhalten.) Dann fährt das Gutachten wörtlich fort: „Es wurde von dem Herrn Untersuchungs-Kommissär noch vor dem Geständnisse des Kranken die Frage gestellt, ob es überhaupt möglich sei, daß ein Mann mit den eben geschilderten Gebrechen an den Augen solche Arbeiten, wie sie in diesem Falle vorliegen, verfertigen könne, und der Unterzeichnete erklärte, daß es wohl möglich, aber keineswegs wahrscheinlich sei. Da aber beides nun thatsächlich erwiesen wurde, so findet sich der Unterzeichnete, um dem scheinbaren Widerspruche zu begegnen, veranlaßt, vorliegenden Fall als zu den seltensten Ausnahmen gehörend zu bezeichnen, da uns hier eine an sich schon wunderbare Kraft des Sehnerv, noch durch das innigste Vertrautsein mit den Gesetzen der Optik sowohl als auch dem Mechanismus des Auges selbst unterstützt, und mit dem seltensten Scharfsinn in Auffindung und Benützung der Mittel, die Sehkraft auf das höchste zu potenzieren, vereint begegnet, welche Eigenschaften zusammen vielleicht nie mehr an einem Individuum gefunden werden." Im Anschlusse hieran sei bemerkt, daß Boor nicht blos in der Anfertigung der Noten ein Meister war, sondern auch die höchste Geschicklichkeit bewährte, denselben durch mechanische und chemische Mittel das Ansehen alter, seit Jahren im Umlaufe befindlicher Scheine zu geben.

Daraus erklärt sich auch, im Zusammenhang mit den bereits mitgeteilten Thatsachen, die an sich rätselhafte Erscheinung, wie Boor so lange unentdeckt bleiben konnte. Auch dafür hat das Volk neben dem Bund mit dem Teufel den mit der Regierung zur Erklärung bei der Hand; wer nicht daran glaubt, erzählt doch wenigstens das Folgende gläubig nach. Als Kaiser Franz einmal unerwartet nach Kottingbrunn kam und in Boors Zimmer trat, ertappte er ihn bei der Fälscher-

Digitized by Google

arbeit. Doch verzieh ihm der Kaiser unter der Bedingung, daß er den Frevel bleiben lasse und fortab nur noch für den Staat arbeite. Erst als Boor sein Wort gebrochen habe, sei er eingekerkert worden. Ältere Wiener haben mir versichert, daß dies Gerücht vor 1848 ganz allgemein geglaubt worden ist, auch von gebildeten Leuten — wieder ein Beweis, wie sehr sich jedes Vertuschungs-System rächt!

In zwei Fällen hingegen haben sich Sagen über Boor, die man nur für Erzeugnisse der Volksdichtung gehalten hat, nachträglich und zwar erst in jüngster Zeit, als nahezu ganz begründet erwiesen.

Aus dem Rosenthale in Kärnten hat ein bekannter Sagenforscher, Dr. V. Pogatschnigg, vor langen Jahren folgende Sage veröffentlicht:

„Im Schloß Rosegg ist ein geheimer Gang, der aus dem ersten Stockwerke zu einem tiefen, tiefen Keller führt. Diesen Gang hat ein Baron angelegt, dem das Schloß einst gehört hat, um unentdeckt aus seinem Schlafzimmer in den Keller zu gelangen. In diesem Keller, den außer ihm nie ein Mensch betreten, hat er falsches Gold gemünzt, so viel, daß er eine zeitlang so reich war wie der Kaiser, und wer den Eingang zum Keller entdecken könnte, fände gewiß noch viel."

Als ich das Schloß besuchte und den Verwalter darnach befragte, lachte er mir ins Gesicht: einen solchen Gang gäbe es nicht. Er war aber doch vorhanden und ist vor Kurzem wieder entdeckt worden. Er führte thatsächlich aus dem Wohnzimmer Boors in einen, von den übrigen Kellern gesonderten Raum; man fand noch Vorrichtungen für Beheizung und Beleuchtung vor, sowie die Bruchstücke einer Handpresse, die einst sichtlich viel gebraucht worden war.

Noch seltsamer ging es mit der Linzer Boor-Sage. Das Haus, das er dort bewohnt hat, stand noch vor Kurzem; die Leute erzählten, in einem Keller sei sehr viel falsches Geld vergraben; wer es auffände und kein Gewissen hätte, könne dadurch leicht ein reicher Mann werden. In der That soll, so lange die von Boor nachgeahmten „Wiener Währungs-Scheine" Geltung hatten, mancher Versuch dazu unternommen worden sein; später hatte das natürlich keinen Sinn mehr. Als nun das Haus 1890 niedergerissen wurde, fand man in einem der Pfeiler, welche die Kellerwölbung trugen, eine kleine Eisentruhe eingemauert; sie enthielt — Boor'sche Banknoten! Offenbar hatte er bei seinem Wegzug von Linz ganz den verborgenen „Schatz" vergessen.

Sehr merkwürdig ist auch, wie der Hackländer'sche Roman, der natürlich in Österreich sehr viel gelesen wurde, der Sage neue Züge zuführte. So erzählt man sich z. B., daß die National-Bank Boor, bevor er entlarvt worden, über die Herstellungsweise der Falsifikate um Rat gefragt habe. Der Zug ist von Hackländer frei erfunden; ebenso staunt das Detail, daß Boor in demselben Augenblicke verhaftet wurde, wo sich seine Tochter verloben sollte, aus dem Roman. Von Boor's Töchtern war die eine zur Zeit seiner Verhaftung bereits tot, die andere seit sechsundzwanzig Jahren mit einem Grafen und k. k. Kämmerer vermählt. Seine sämtlichen Nachkommen leben heute in großer Dürftigkeit in und bei Wien.

Mit dichtem Geraunk hat die Volksdichtung die endliche Verhaftung Boor's umsponnen. „Als die Polizei," wird erzählt, „bereits alle Beweise für Boor's Schuld in Händen hatte und den Kaiser Ferdinand um die Einwilligung zu seiner Verhaftung ersuchte, zögerte dieser lange, weil es sich um einen Freund seines Vaters handelte, und gab endlich am späten Abend schweren Herzens seine Zustimmung. Er konnte aber lange nicht einschlafen und als dies endlich geschah, erschien ihm Kaiser Franz im Traume und sagte ihm: „Das war nicht gutgethan, mein Sohn, denn dieser Mann ist ein Vater der Armen!" Erweicht, widerrief Ferdinand sofort den Befehl, aber da war Boor schon verhaftet." Über die Art, wie Boor endlich entlarvt wurde, wird erzählt: „Als mehrere Haussuchungen vergeblich blieben, verkleidete sich Felsenthal als armer Student, bat Boor um Unterstützung, wurde von diesem erbarmungsvoll in sein Haus aufgenommen und schnüffelte so das Geheimnis aus. Als Felsenthal nun selbst diese Spionage bekannte, war die Entrüstung darüber so allgemein, daß die Sache von der Polizei vertuscht werden mußte." Auch diese Sage ist charakteristisch für die Beliebtheit, die sich Boor im Volke durch seine Wohlthätigkeit erworben, und für die Unbeliebtheit der vormärzlichen Polizei; namentlich Felsenthal war ebenso gehaßt als gefürchtet; er war in der Volksphantasie ein Proteus, der tausend Gestalten annehmen konnte. Der innere Widersinn liegt übrigens auf der Hand; Boor und Felsenthal kannten einander seit langen Jahren, so daß diesem die Verkleidung nichts genützt hätte; auch hatte er dies Mittel garnicht nötig; nachdem er endlich die Erlaubnis zur Haussuchung erhalten, fiel ihm bei derselben,

Digitized by Google

am Morgen des 8. Oktober 1845, alles Beweismaterial in die Hände. Kaum minder sagenhaft klingt eine andere Mitteilung, wonach Felsenthal den Verhafteten dadurch zum Geständnisse gebracht, daß er den Greis mehrere Tage lang habe hungern lassen und dann zu Protokoll genommen, während er bei einem luxuriösen Souper gesessen; für einige Brocken Fleisch habe der Verhungernde sein Geständnis abgelegt. Thatsächlich gebrauchte Felsenthal solche und noch ganz andere Mittel, aber in diesem Falle gewiß nicht; ihm war hohenorts Schonung gegen den Gefangenen aufgetragen, und er war nicht der Mann, einen solchen Befehl in den Wind zu schlagen. Man sieht, Boor ist auch in der Art, wie er sich einem halben Jahrhundert noch unter den Armen und Elenden fortlebt und sicherlich noch lange fortleben wird, das Unikum eines Verbrechers.

Ebenso in psychologischer Beziehung. Die Motive, die ihn zum Verbrecher machten, sind nicht einzig — „Flectere si nequeo superos, Acheronta moveho," das ist das gemeinsame Motiv für die häßliche Laufbahn vieler, einst reiner und hochstrebender Naturen. Aber einzig ist die Art, wie er sich als Verbrecher benahm. Boor hat nichts gefälscht als Noten, sogar sein Adelsdiplom war echt. Millionen Menschen, die keines Verbrechens fähig sind, hätten Vertrauensposten, wie zum Beispiel jenen beim Fürsten Rosenberg, schlau ausgenützt; dieser Verbrecher that es nicht. Boor betrog den Staat; allen einzelnen Menschen begegnete er redlich, hilfreich, aufopferungsvoll. Welches Rätsel einer Menschenseele! Hielt es Boor für keine Sünde, den Staat zu bestehlen? Hielt er's für eine Sünde und beruhigte er sein Gewissen, indem er ihn indirekt, durch Förderung von Industrie und Wissenschaft, zu bereichern suchte? War er ein zweiter Crispinus, der den Staat bestahl, um die Armut und das Talent unterstützen zu können? Unterstützte er sie, um straflos stehlen zu dürfen? So viel ist gewiß: leichtblütig, ohne Gewissensqual, hat ein Mann wie Boor seine Verbrechen nicht begangen. Ist vielleicht seine enorme, fieberhafte Thätigkeit auf so verschiedenen Gebieten nur dadurch zu erklären, daß er das verbrecherisch erworbene Geld redlich mehren, durch soliden Erwerb so bald als möglich der Notwendigkeit fernerer Frevel überhoben sein wollte? Mir scheint einzig in dieser Auffassung eine halbwegs plausible Lösung dieses psychologischen Rätsels zu liegen. Doch wie dem auch sein mag, gewiß ist, daß auch hier schon in dem Verbrechen selbst die Strafe lag. Es lastete ein Fluch auf diesem Gelde; was er Redliches begann, mißglückte; Unternehmungen, die seine Nachfolger zu Millionären machten, brachten ihm riesige Verluste; als er nicht mehr fälschen konnte, ward er ein Bettler. Und so erweist sich auch an diesem Geschick das Walten jener ehernen Macht, die über allen Menschen ist, die Alle empfinden, wie verschieden auch der Name sei, mit dem sie sie nennen . . .

Wie sich die Gegensätze im Leben berühren, so mag es auch in diesen Skizzen sein. Dieser Schilderung eines ebenso unglücklichen wie verbrecherischen Mannes folge die eines der edelsten und unglücklichsten Menschen, die mir je begegnet sind.

(Schluß folgt.)

Der Vermittler.

Ich seh das Männlein jeden dritten Tag.
Es mag schon mehr als zwanzig Jahre sein,
Daß es zuerst mir in die Augen fiel,
Und immer ist es noch das gleiche Männlein,
Beweglich, munter, nicht nur mit den Gliedern,
Der Mund vor allem gönnt sich keine Rast.
Und das thut not, denn viel hat er zu regeln.
Und all die Jahre stets dieselbe Scene.
Ein Bursche, sechzehnjährig oder jünger,
Hoch aufgeschossen, mit gesunden Wangen —
Die sind nicht in der Stadt so rot geworden —
Stampft neben dem Vermittler durch die Straße.
Zu kurz die Ärmel und zu kurz die Hosen,
Weil aus den Kleidern er herausgewachsen,
Eh Geld für neu Gewand beisammen war,
Und ungeschlacht die Biene, die Bewegung.
Je massiger er, so munterer unser Mann.

Der junge Riese neben ihm horcht auf,
Ein Siegfried, der das Schmieden lernen soll,
Wie man gewandt ins Haus tritt, wie die Mütze
Vom Kopfe nimmt — und solcher Weisheit mehr.
Des Jungen Auge strahlt von guter Hoffnung,
Und hängt gebannt an seines Meisters Lippen.
So seh ich ihn an jedem dritten Tag.
Und wann ich auch den alten Mann gefragt,
Wie es ihm geht, er hat noch nie gemurrt, —
Es trägt recht wenig, ihm ist es genug.

Doch neulich sah ich ihn wie nie vorher.
Den Blick voll Haß, mein voll Verachtung karrte
Er einem nach: „Bicht einmal danken, Lump!"
Der Herr, der langsam schreitend vor ihm ging,
War wohlbekannt, Direktor der Centralbank,
Und Ehrenmitglied sämtlicher Vereine —

Digitized by Google

Doch kaum hat der Vermittler mich erblickt,
Spricht er mich an, es brennt ihm auf der Zunge:
„Da schauen Sie ihn an, den Herrn Direktor!
Ich grüß' ihn höflich, und er dankt mir nicht.
Der Gruß ist Höflichkeit, der Dank ist Pflicht,
So heißt es ja! — Nicht zwanzig Jahre sind's,
Da trampelte der Mann mit mir im Kot,
Daß ihm der Schmutz bis an die Weste sprang.
Ein Bär hat mehr Geschick, als er gehabt.
Und zehnmal mußt' ich knien, endlos reden,
Eh ich den Bengel angebracht als Lehrling.
Die Hände hält' er damals mir geküßt.
Und traf ich ihn, so lief er auf mich zu
Und sprach von lebenslanger Dankbarkeit.
Mein Gott, ein alter Mensch nimmt das nicht ernst.
Nicht lang darauf erhielt er fünfzehn Gulden,
Sein erst Gehalt. Er hat mir's gleich geschrieben.
Doch auf der Gasse grüßt' er mich nur scheu
Und herzlich nur, wenn niemand sonst dabei war.
Doch freut' ich mich, er war ein hübscher Junge
Und wußte sich recht elegant zu tragen:
Der bringt es weit, so dacht' ich, der versteht's.
Zwei Jahre drauf ward er Commis, ein Herr.
Er wartete auf meinen Gruß. Ich grüßte —
Und er, so gnädig, wie's die Großen thun,
Er dankte lächelnd, zog den Hut vertraulich,
Und fragte manchmal mich nach dem Befinden.
Es ging ihm gut. Er wurde Prokurist.
Und bot' ich dann bescheiden meinen Gruß,
So tippte vornehm er an den Cylinder
Und ging vorbei mit eisernem Gesicht.
Was that's: Ich grüßte ihn und war bedacht
Den Stolz des Herrn nicht gar zu sehr zu prüfen.
Wollt' er nicht sehn auf voller Promenade,
Ich drängte mich nicht auf. Doch ganz vergessen
Wollt' ich nicht sein — derlei Bekanntschaft brauch' ich.
Direktor ist er jetzt und Schwiegersohn
Des Herrn von ..... und jetzt geht er vorüber,
Ich ziehe bis zur Erde meinen Hut,
Er schaut mich an, gerade ins Gesicht,
Und geht vorüber, ohne mir zu danken.
Ohne zu danken! Dieser — Herr Direktor!
Doch er hat Recht. So wird man heute groß.
Behüt' Sie Gott!" Und damit lief er weg.

Den Herrn Direktor sah ich oft seitdem.
Die Brust deckt lang ein ganzer Wald von Orden
Und alle Welt singt preisend seinen Ruhm.
Ich aber seh, das Auge aufgehellt,
Dem vornehm stolzen Herrn hinein ins Herz,
Das arm geblieben ist in allem Reichtum.

Friedrich Adler.

Die lange Strasse.

An meinem Fenster sih' ich und ich blicke
Hinaus auf eine lange, lange Straße.
Wohin sie sich verliert, ich weiß es nicht
Und weiß nicht, was an ihrem Ende ist.
Doch Menschenströme seh ich auf ihr hasten,
Nach einer Richtung Alle. Keiner findet
Zurück. Doch wunderbarer aber ist es:
Ihr Ziel verrückt sich — kommt dem Einen näher,
Dem Andern weicht es ferne. Niemand weiß
Wer früher es erreicht: der müde Greis,
Der thatenkräft'ge Mann, die Jungfrauknospe,
Vielleicht das Kind, das eben noch hier spielte — — —
Warum, wenn ihnen Allen es gewiß
Dasselbe Ziel, die wilde Jagd nach Gütern,
Die spurlos schwinden, wenn dies Ziel erreicht?
Und da sie wissen: jählings stets kann winden
Der dunkle Mächtige aus ihrer Hand
So Spiel- wie Werkzeug, — warum trifft sie immer
Der Augenblick, wo ihre Straße endet,
Unvorbereitet wie ein schrecklich Wunder?
Aus meinem stillen Winkel seh' ich zu,
Und kann so wenig mir ihr Treiben denken
Als wie den Zweck der Straße und des Ziels.

S. Ottmer.

Frühling.

Jauchzend auf die Berge steigen
Laßt uns heut mit frohem Mut!
In der Schöpfung Jubelreigen
Klingt ein Menschenhymnus gut.

Von den Höhen muß man schauen
Diese Weltenherrlichkeit,
Himmel über Himmel bauen,
Kühn das Aug', die Seele weit!

Eia, Sonne! eia, Erde!
Weiter als ihr Leben tragt,
Hat der Mensch mit seinem Werde
Seines Schaffens Bau gewagt.

In die Flammen fernster Sonnen
Wirft er seines Geistes Strahl,
Zeugt in seines Lichtes Bronnen
Lebensvoll sie noch einmal.

Treffen könnt' ihr mit Verderben
Meines Geistes Staubesschrein,
Und ich jauchze noch im Sterben:
Erd' und Himmel, sie sind mein!

Und wo ihm kein Strahl mehr hellte
Weltenbahnen, baut er hühn
Seiner Sehnsucht Traumgezelte,
Drin nur seine Sterne glüh'n.

Richter allen Weltenmächten,
Wie so hoch und hehr ihr Thron,
Singt er, trotzend ihren Rechten,
Seines Hymnus stolzen Con:

Paul Driese.

Digitized by Google

Schmelings Erben.

Roman von **Wilhelm Berger.**

(Fortsetzung.)

Siebentes Kapitel.

In einer kleinen Singspielhalle im Osten Berlins war die abendliche Vorstellung in vollem Gange. Es war zehn Uhr vorüber. Die auftretenden Künstler und Künstlerinnen hatten ihre Anfangsnummern hinter sich, die sie, wie gewöhnlich, einem kleinen, wenig aufmerksamen Publikum hatten vortragen müssen. Inzwischen war die Schar der Zuhörer gewachsen, so daß endlich fast jeder Stuhl an den gemalten kleinen Holztischen besetzt war. Auch die Stimmung im Saale war eine animiertere geworden. Es lohnte sich für die Herren und Damen auf der Bühne, ihr bestes Können zu zeigen. Der Mimiker, mit seinem Vorrate von abgegriffenen Perrücken und Überkleidern, bemühte sich im Schweiße seines Angesichts, auszusehen wie Friedrich der Große, Napoleon, Bismarck und andere Berühmtheiten der Geschichte; der Coupletsänger setzte sein verschmitztestes Gesicht auf und kitzelte die Lachmuskeln der trinkenden und rauchenden Menge mit seinen erprobtesten Pointen; die „Chansonetten" kokettierten immer dreister mit ihren Fremden jenseits der Rampe. Und das Publikum, zusammengesetzt aus knappbesoldeten Handlungsgehilfen mit ihren Liebchen, jugendlichen Arbeitern und einer Anzahl von Leuten, die jedes Gewerbe trieben, das ihnen zu einer Einnahme verhalf — das Publikum johlte und applaudierte.

Auf halb elf Uhr verhieß das Programm die Glanznummer des Abends: die berühmte Solotänzerin Polly Pitt, von dem Unternehmer mit großen Kosten gewonnen, sollte ihre bedeutendste Leistung, den Serpentinentanz, vorführen. Es stand gedruckt zu lesen, daß Miß Polly Pitt diesen graziösesten aller Solotänze während ihres kürzlichen Aufenthaltes in Egypten kennen gelernt habe. Hinzugefügt war als biographische Notiz, daß die reizende Amerikanerin den jungen Vizekönig derartig bezaubert habe, daß sie auf Anweisung des Ministeriums schleunigst aus dem Lande entfernt worden sei, wobei der Polizeichef nicht vergessen habe, die kostbaren Geschenke des Vizekönigs für sich zu konfiszieren.

Schwerlich war jemand im Saale naiv genug, diesem Reklamemärchen irgend welchen Glauben beizumessen; aber man lachte über seine Dreistigkeit und sah dem Auftreten der Heldin desselben mit einer gewissen Spannung entgegen.

Polly Pitt hatte den Schauplatz ihrer Triumphe verlegen müssen. Ihr letzter Direktor sagte ihr eines Tages ohne Umschweife, sie zöge nicht mehr und er könnte sie in seinem Etablissement nicht länger beschäftigen. Entrüstet ging sie und ließ sich von einem Agenten in aller Welt ausbieten. Kein Unternehmer indessen meldete sich, der Pollys Kunst nach ihrer Schätzung bezahlen wollte. Endlich wurde sie mürbe und ließ sich, nachdem sie nach Beschreibungen den Serpentinentanz eingeübt hatte, auf Probe für jene Singspielhalle engagieren, hoffend, nach kurzer Zeit ihren Flug wieder in höhere Regionen nehmen zu können.

An einer Wand, an der Mitte des Saales, vor sich ein erkaltetes halbes Glas Grog, saß der Professor der höheren Magie Rabattini, verdrießlich vor sich hinbrütend. Auch ihn hatte das Glück verlassen. Erstlich war Polly von ihm gegangen und dann war auch er gekündigt worden wie sie. Seine Kunststücke seien veraltet, hatte ihm der Direktor gesagt. Sobald er sich ein neues Repertoire zusammengestellt habe, möge er wieder vorfragen. Das aber erforderte eine größere Geldanslage für Apparate, als Rabattini machen konnte, und er hatte außerdem, mit dem nahenden Alter anfangend, bequem zu werden, keine Lust dazu, neue Studien zu machen. Sobald die Zeit der Jahrmärkte begann, wollte er auf Reisen gehen; in den kleinen Städten werde

Digitized by Google

man seine Leistungen noch zu würdigen wissen, meinte er.

Es fehlten noch einige Minuten an halb elf, als Erich Malchien in den Saal trat. Der Grocer aus Chicago befand sich in sichtlicher Aufregung. So rasch es ihm die Menschenmenge gestattete, bewegte er sich der Bühne zu, nach einem leeren Stuhle suchend.

Rabattini sah ihn eintreten und verzog das Gesicht zu einem schadenfrohen Grinsen. Dann stand er auf und winkte mit beiden Armen; aber Erich sah ihn nicht. Da gaukte er einen Kellner hinter ihm her. Erich runzelte die Stirn, als ihm die Botschaft überbracht wurde; er hatte seine guten Gründe, ein Zusammentreffen mit dem Zauberkünstler nicht zu wünschen. Als er sich indessen überzeugt hatte, daß er weiter nach vorne keinen Platz finden würde, entschloß er sich doch, seiner Einladung zu folgen. Er kehrte um und wand sich zur Wand durch, wo jener noch immer stand und ihn mit Argusangen beobachtete.

Rabattini empfing den früheren Kumpan mit vergnügtem Augenzwinkern. „Ich habe mirs gedacht," sagte er, „daß Sie, als alter Freund von Polly, nicht fehlen würden."

Erich schlug mit der Faust auf den Tisch, daß die zunächst Sitzenden unwillig nach ihm umschauten.

„Die Verräterin!" stieß er zwischen den Zähnen hervor.

„Ruhig Blut!" mahnte der Professor und legte ihm die Hand auf den Arm. „Glauben Sie denn, Sie würden der letzte sein? Nehmen Sie mirs nicht übel: das war thöricht. Erst ich, dann Sie, jetzt — ein Anderer. In Pollys Kreisen ist das so Sitte. Und was wollen Sie denn, Herr Malchien? Sie sind kein Jüngling mehr, ebensowenig wie ich. Und die Goldstücke in Ihrer Tasche machen auch nur noch eine magere Musik. Da ist der Neue ein ganz anderer Kerl."

„Wer ist er?" fragte Erich finster.

„Er nennt sich Schering und ist mindestens zehn Jahre jünger als Polly. Mit weiterer Auskunft kann ich noch nicht aufwarten; aber ich werde schon dahinter kommen, wessen Geld er durchbringt. Ich habe mich wieder freundschaftlich mit Polly gestellt. Sie wird nächstens plaudern, wenn sie etwas weiß; sie ist mir verschiedene Geheimnisse schuldig."

Das Publikum wurde ungeduldig. Es war zehn Minuten nach halb elf und die Heldin des egyptischen Abenteuers geruhte noch immer nicht, mit dem angekündigten Serpentinentanz zu beginnen. Man fing an zu stampfen.

Rabattini lächelte spöttisch. „Die kleine Hexe versteht's," sagte er. „Etwas warten lassen ist auch Reklame." Und plötzlich ein teilnehmendes Gesicht aufsetzend, fragte er: „Was machen die lieben Ihrigen in Chicago?"

Erich fuhr auf. „Zum Henker, lassen Sie mich mit derartigen Fragen ungeschoren!"

„Nun, nun . . . man darf sich doch erkundigen . . . Oder" — er blinzelte dem Amerikaner mit einem Auge zu — „oder haben Sie uns die ganze Geschichte aufgebunden?"

„Welche Geschichte?"

„Thun Sie doch nicht so unschuldig! Ich meine die von dem eignen Hause, dem famosen Geschäft und der musterhaften Familie. Das müssen Sie doch selber zugeben: ein vermögender Mann, der nicht Mittel und Wege zu finden weiß, an seinen Geldschrank zu kommen, sieht aus wie ein Fabelwesen."

Der Hohn des Taschenspielers brachte den verkannten Grocer auf.

„So! Also für einen Lügner halten Sie mich? Das ist stark. Aber gedulden Sie sich nur noch kurze Zeit und ich werde Ihnen beweisen, daß alle meine Angaben die lautere Wahrheit sind. Ich habe meine Fremde drüben auf die Beine gekriegt; sie werden mich befreien. Ich sauge jetzt an, mir selbst zum Ekel zu werden. Nur eins möchte ich noch ausrichten, ehe ich diesem Sodom den Rücken kehre — ich möchte mich an Polly rächen und ihr —"

Rabattini unterbrach ihn: „Da kommt er aus der Bühnenthüre; nun wird der Serpentinenschwindel gleich losgehen."

„Wer kommt?" fragte Erich emporschnellend.

„Schering; wer sonst? — Er hat sich schon gesetzt und dreht uns den Rücken zu."

„Wo?"

Die Klingel ging, der Klavierspieler begann einen langsamen Walzer, die Gardine teilte sich und zeigte eine dunkle Bühne.

Noch immer stand Erich und reckte den Hals.

„Niedersitzen!" wurde hinter ihm gerufen.

„Nehmen Sie doch den Leuten nicht die Aussicht!" erinnerte Rabattini, ihn am Rocke zupfend. „Der Jüngling läuft uns nicht weg."

Widerstrebend nahm Erich Platz und knurrte vor sich hin.

Digitized by Google

Polly Pitt trat auf, in eine rotierende Wolke von Seidengaze gehüllt. Von rechts und links, von oben und unten warfen Hydroxygengasslampen durch verschiedenfarbige Gläser blendendes Licht auf die leichtfüßig hin und herschwebende Gestalt.

Der gänzlich unerwartete Anblick, das Feenhafte der von glänzendem Stoffe umwirbelten Figur entfesselte einen Sturm von Beifall.

Der Zauberkünstler studierte den Effekt mit kritischen Augen.

„Sehr hübsch!“ sagte er dann beifällig. „Das hätten wir Beide ihr nicht zugetraut, Malchien — wie?“

Erich hörte nicht; er hatte die Arme vor sich auf dem Tische gekreuzt, beugte sich vor, so weit er konnte und verschlang gleichsam die Tänzerin mit den Augen.

Kaltblütig kommentierte der Andere weiter: „Alle Achtung! Mit dem Dinge kann sie noch ihr Glück machen. Wo sie die Idee nur herhaben mag, das vertrackte Frauenzimmer? Das ist einmal etwas ganz Neues . . .“

Dann bemerkte er, daß Erich ihm keine Aufmerksamkeit schenkte. Er lächelte verächtlich und murmelte zwischen den Zähnen: „Narr!“

Als die Gardine sich schloß, brach ein tumultuarischer Beifall aus. Rabattini rührte keine Hand, der Amerikaner dagegen zeichnete sich durch wahnsinniges Klatschen aus.

Polly Pitt ließ sich nicht bewegen, den Tanz zu wiederholen. Nachdem sie dreimal auf die Bühne gegangelt war, wie eine Motte die farbigen Lichtströme durchflatternd, war das Publikum so großmütig, von seinem Verlangen abzustehen.

Auf einmal sagte Rabattini: „Das ist stark! Sehen Sie nur nach vorne: Schering ist aufgestanden und sieht sich triumphierend im Saale um, als ob er seinen Anteil an dem Erfolge einkassieren wollte. Der Esel!“

Diesmal bekam Erich den verhaßten Nebenbuhler zu Gesicht, der ihm Pollys Gunst geraubt hatte. Er erschrak und duckte sich nieder, als ob er sich verstecken wollte.

„Was ist Ihnen in die Krone gefahren?“ fragte Rabattini verwundert.

Erich beugte sich zu ihm und flüsterte: „Sie brauchen sich nicht weiter zu bemühen; ich kann Ihnen sagen, wer der Mann ist.“

„Sie?“ versetzte der Taschenspieler ungläubig.

„Ja, ich. Ich kann mir nicht helfen: es ist mir ein peinliches Zusammentreffen. Jenen jungen Menschen habe ich im vorigen Frühjahr in Guntershausen kennen gelernt. Er ist ein Neffe von mir.“

„Einer von Schmelings Erben?“

„So ist es. Ich begreife seine Tollkühnheit nicht. Sich hier in Berlin öffentlich zur Schau zu stellen!“

„Wieso? Hat er etwas auf dem Kerbholz?“

„Er wird seit sechs Wochen wegen betrügerischen Bankerotts verfolgt.“

Rabattini that einen leisen Pfiff. „Das trifft sich ja ausgezeichnet. Wir wollen der Behörde zu einem guten Fang verhelfen.“

Erich trommelte unschlüssig mit den Fingern auf dem Tisch.

„Sie wollen doch nicht gar den lieben Verwandten schonen?“ entrüstete sich der tugendhafte Zauberkünstler. „Beispiellose Großmut! Legen Sie ihn doch selbst in Pollys Arme! — Da schlüpft er hinein hinter die Bühne und holt sich den Lohn für die Ausstattung seiner Serpentine.“

Erich stammte auf. „Der Halunke!“ knirschte er. „Wo ist ein Schutzmann?“ — Er sah sich aufgeregt im Saale um.

„Die Säulen der öffentlichen Ordnung fehlen,“ erwiderte Rabattini. „Selbst ist der Mann. Fassen Sie das Bürschlein da hinten ab. Das Personal wird gemeinsame Sache mit Ihnen machen, sobald Sie erklären, um was es sich handelt.“

„Wollen Sie mit dabei sein?“

„Warum nicht? — Es ist die Pflicht eines jeden guten Bürgers, einen Verbrecher der Gerechtigkeit zu überliefern.“

Erich sah ihn zweifelhaft an; in seinem bisherigen Verkehr mit Rabattini war er einem so löblichen Grundsatze noch nicht begegnet. Aber er enthielt sich jeder Bemerkung, stand auf und schob sich zwischen den Stühlen durch nach vorne. Der Professor der Magie folgte ihm; seine Augen funkelten vor Vergnügen.

Die Thüre, die hinter die Bühne führte, trug die Aufschrift: „Der Zutritt ist Unbefugten verboten.“ Erich stutzte und wandte sich mit fragender Gebärde nach seinem Gefährten um. Rabattini zuckte geringschätzig die Achseln: „Das ist nur für die Dummen. Gehen Sie dreist hinein und fragen den ersten besten nach Ihrem Freunde Schering.“

Erich trat in einen schmalen Gang und verfolgte ihn, ohne angehalten zu werden. So kam er zu einer dreistufigen Treppe, die auf die Bühne

Digitized by Google

ging. Als er dort unentschlossen stehen blieb, hörte er ganz in der Nähe die Stimme Albert Malchiens. Ihr folgend erstieg er die Stufen und gewahrte unn den Gesuchten, wie er, in der Mitte der Bühne stehend, das Abnehmen der kostbaren Hydrooxygenlampen mit ängstlichen Blicken beobachtete.

„Vorsichtig!“ rief er hinauf. „Die Dinger kosten eine Masse Geld!“

Erich holte noch einmal tief Atem; dann schritt er auf den Neffen zu und tupfte ihn auf die Schulter.

„Was soll's?“ fragte Albert, ganz von seinen Lampen in Anspruch genommen, ohne sich umzuwenden. „Ich habe jetzt keine Zeit . . . warten Sie einen Augenblick . . .“

„Lieber nicht, Herr Albert Malchien,“ erwiderte Erich.

Wie der Blitz fuhr Albert herum. Sofort erkannte er den jovialen Grocer aus Chicago, der ihm bei dem Leichenbegängnis in Guntershausen soviel Kurzweil bereitet hatte.

„Ach so, Sie sind es,“ sagte er beruhigt: „Aber hier ist nicht der Ort . . . Sie sehen ja, daß ich alle Hände voll zu thun habe . . . Gehen Sie wieder in den Saal; ich suche Sie dort gleich auf . . .“

„Das werden Sie höchstwahrscheinlich bleiben lassen,“ versetzte Erich.

Der Ton des Amerikaners belehrte den Flüchtling, daß ihm Gefahr drohe. Er warf einen raschen Blick nach den Ausgängen und fragte dann patzig: „Was wollen Sie von mir?“

In diesem Augenblick steckte Polly ihren Kopf aus der letzten Kulisse und rief: „Albert, bist Du noch nicht fertig?“

Das Erscheinen Pollys machte dem Zaudern Erichs ein Ende.

„Festhalten will ich Sie, bis Ihnen Handschellen angelegt werden,“ schnaubte er und machte zugleich den Versuch, seinen schmächtigen Neffen mit den Armen zu umfassen.

Polly, die jetzt Erich erkannte, schrie auf und floh.

Es gelang Albert, sich dem ersten Griff seines Gegners zu entwinden. Er wandte sich zu der Treppe, die Erich gekommen war. Dort aber sah er einen unbekannten Mann stehen, der ihm angeschcinlich den Weg verlegte. Da wußte er, daß er zu dem äußersten Mittel greifen müsse, um seiner Freiheit nicht verlustig zu gehen. Auf einen solchen Augenblick der höchsten Not hatte er sich vorbereitet. Während er zur anderen Seite der Bühne lief, von dem weniger gewandten Erich hitzig verfolgt, zog er einen Revolver aus der Brusttasche, und als er um eine Kulisse bog, drehte er sich um und schoß. Er sah noch, daß sein Bedränger niederstürzte, dann verlor er sich in die ihm wohlbekannten Gänge hinter der Bühne.

Die mit den Lampen beladenen Arbeiter waren während dieser Vorgänge langsam auf den Leitern hinabgeklettert. Was unter ihnen vorging, war ihnen nicht recht klar; sie bemerkten nur, daß sich eine Schlägerei zwischen Schering und einem Fremden entspann. Als sie unten ihre Lampen niedergesetzt hatten und Schering zu Hilfe eilen wollten, fiel der Schuß.

Vor ihnen noch war Rabattini bei dem Niedergeschossenen. Erich rührte sich nicht.

„Dumme Geschichte!“ sagte der eine Arbeiter. „Die nächste Nummer müßte schon angefangen haben. Wir müssen ihn schleunigst wegschaffen. Wo ist er getroffen, Herr?“

Rabattinis scharfe Augen hatten inzwischen das kleine Loch entdeckt, das die Kugel gerade über dem Herzen in Erichs Weste gerissen hatte. Da wußte er genug und war nun nur noch darauf bedacht, mit guter Manier davon zu kommen.

„Ich weiß es noch nicht,“ erwiderte er und fuhr fort, sich an der Leiche zu schaffen zu machen.

Der Knall hatte das Künstlerpersonal aufgestört, das sich in den naheliegenden Ankleidezimmerchen aufhielt. Zuerst eilte der Komiker herbei, zum Auftreten fertig kostümiert und geschminkt; ihm folgten auf dem Fuße halb angekleidete Weiber mit rasch übergeworfenen Mänteln. Auch im Zuschauerraum war der Schuß gehört worden; die vorne Sitzenden drängten zum Podium, schoben die Gardine beiseite und kletterten die Bühne. Der Tumult wurde mit jeder Sekunde größer; jeder begehrte zu wissen, was vorgegangen sei und Niemand wartete auf Antwort. Die beiden Arbeiter waren zur Seite gedrängt worden.

Jetzt nahm Rabattini seinen Vorteil wahr. Er erklärte den Nächststehenden: „Es scheint mir bedenklich mit dem Verwundeten auszusehen. Ich will sehen, daß ich einen Arzt auftreibe.“

Hastig entfernte er sich nach der Gegend, wo er Pollys Garderobezimmer vermutete. Man machte ihm bereitwillig Platz.

Durch einen schmalen Thürspalt spähte Polly klopfenden Herzens hinaus. Leise rief sie den alten Freund an, als er sich näherte.

Digitized by Google

„Geschwind — laß mich ein!“ rief Rabattini.

Sie gab ihm den Weg frei; er schlüpfte in das Zimmer und verriegelte hinter sich die Thüre. „Kleide Dich an — rasch! In drei Minuten müssen wir auf der Straße sein. Ich habe keine Lust, in diese Angelegenheit verwickelt zu werden und Du wahrscheinlich auch nicht.“

„Was ist denn geschehen?“

„Eine schöne Geschichte hast Du eingerührt! Draußen liegt der Amerikaner massetodt und hinter dem Mörder, Deinem sauberen Schering, wird noch in dieser Nacht eine wilde Hetzjagd angestellt werden. Polly, Polly! Du bist eine gefährliche Person!“

Die Tänzerin verlor ihre Geistesgegenwart nicht. Während sie ihr Kleid zuknöpfte, fragte sie: „Sind meine Lampen heil geblieben?“

„Es ist alles mögliche, daß Du daran noch denkst,“ erwiderte der Zauberkünstler. „Ich bewundere Dich, Polly! Deine Lampen — jawohl, sie sind unversehrt.“

Einige Minuten später schlich sich das Paar durch eine Nebenthüre, die dem inneren Betrieb des Etablissements diente, in das Freie. Sämtliche Gänge waren leer; selbst das Küchenpersonal hatte seine Töpfe verlassen, um, wenn möglich, einen Blick auf den Ermordeten zu thun.

Draußen nahm Polly den Arm des Geführten. Sie schöpfte tief Atem; dann sagte sie im Tone innerster Überzeugung: „Es geht doch nichts über einen treuen alten Freund!“

(Fortsetzung folgt.)

Der Nibelunge Wacht.

Tief versenkt in Schlaf und Dunkel
Lag des Hunnenkönigs Schloß,
Selten nur ein matt' Gefunkel
Aus den Wolken niederschoß,
Und im Zwielicht von der Warte
Gleißte geisterhaft sodann
Die gefürchtete Standarte,
Die gewebt ein Zauberbann.

Auf dem grünen Grunde bäumte
Sich ein schwarzes Rabentier,
Und vom bärt'gen Munde schäumte
Gift und Geifer, Groll und Gier;
Aufgesträubten Haares stand es
Sprungbereit und queren Blicks,
Und die starken Pranken wand es
Um den Ball des Weltgeschicks.

Manchmal fährt ein Windstoß sausend
In das seid'ne Bannertuch,
Das dann hochauf flattert brausend,
Daß es klingt wie Zornesfluch.
D'rauf sich Ruhe wieder breitet
Um den schlafenden Palast,
Und wie zögernd leise läutet
Der Fontäne Silberglast.

Da — mit einem Mal ein Klingen
Langhinzitternd durch die Nacht,
Gleichwie Aeolsharfen-Singen,
Wenn der Morgenwind erwacht,
Und die wundersame Weise
Wird zum jauchzenden Gesang,
Schmachtend jetzt zum Frauen-Preise,
Grollend jetzt im Schlachtendrang.

Wie auf eines Adlers Flügeln
Schwebt das Lied voll Majestät
Ob den Thälern, ob den Hügeln,
Bis er fern im West verweht,
Wie ein Schwan, den Tod im Herzen
Singend schifft ins Sturmgebraus,
Also jubelt seine Schmerzen
Auch der Spielmann laut hinaus.

Wo die Lampen Rast gefunden,
Die der grimmen Rache Ziel —
Von der Halle der Burgunden
Cönt das süße Saitenspiel,
Dort vorm Chor, im Säulenschatten
Regungslos zwei Mannen stehn,
Künstlerbildern gleich im matten,
Wirren Scheine anzusehn.

Seine Hand am blanken Eisen
Und den Körper vorgestreckt,
Lauscht der Eine still den Weisen,
Die des Andern Bogen weckt;
Von der Schulter bis zur Sohle
Hängt am linken Arm der Schild
Breit und schwer, und schwarz wie Kohle,
Ohne Spruch und Sinngebild.

Auf dem Sturmhelm Zwillingsdrachen
Mit gewaltigen Schwingen droh'n,
Gierig züngell's aus den Rachen,
Blutigrot die Augen loh'n.
D'runter Mienen eines Helden,
Farbenvoll und altersgrau,
Die von schwerem Schicksal melden,
Sommerheiß und herbstlich-rauh.

Digitized by Google

Unter buschigen Borsten-Brauen
Streng und stolz ein Auge starrt,
Läßt das Herz im Busen schauen,
Kalt wie Stahl und diamanthart —
Eine Seele nur wir diese
Wahrlich! furchtbar, mitleidsleer,
Stieß auf heiliger Waldeswiese
Siegfried in das Herz den Sperr.

Droht Herr Hagen unheilsfinster
Wie des Hochgewitters Schein,
Ist Herr Volker wie am Giller
Morgenthau, so frisch und rein;
Feuerblonde Locken quellen
Unter'm Adlerhelm hervor,
Und aus seinen treuen, hellen
Augen jauchzt ein Lerchenchor.

An die Scheide an der Lende
Ruht der blaue Stahl gebannt,
Und es halten seine Hände
Einer Geige Holz umspannt,
Sinnend blickt er in die Weiten,
Und dem Bogenstrich entrollt
Aus den reingeklimmten Saiten
Voll der Ton wie laut'res Gold.

So die Nibelunge schildern
Vor der deutschen Fürsten Haus,
Wo umspielt von Traumesbildern
Ruhen die Verrat'nen aus;
Chriemhild trachtet nach wilder Rache
Und im Dunkel giert der Tod,
Ahnungsvoll zu treuer Wache
Sich das Heldenpaar erbot.

Horch! ein Zischeln hier und Keichen —
Schlingeln Ottern sich heran? —
Dort ein tückisch Funkeln — schleichen
Rahen pirschend über'n Plan?
Und es schiebt sich nah und näher — —
Klirrt es da nicht? — Gottes Blut!
Das sind Meuchler, das sind Späher!
Die gesendet Chriemhilds Wut.

Schlummert nun, ihr müden Recken —
Hagen, Volker steh'n bereit,
Zu begrüßen jene Recken,
Wie erheischt die Höflichkeit;
Volker gar hat aufgezogen
Neue Saiten wie der Blitz,
Und er schwingt den Fiedelbogen
Mächtig lang und scharf und spitz.

„Ha? wohin, ihr guten Leute?"
Ruft der Fiedelärr, „sagt!
Zieht nach Fröschen ihr auf Beute,
Oder gar auf Mäusejagd?"
Drob erschreckt die Hunnen schweigen,
Schleichen fort nach Rakenart —
Grollend lauscht Chriemhild den Feigen:
„Eitel, Herrin, war die Fahrt!"

Volker faßt die Geige wieder —
Langhinhallend durch die Nacht
Liebesweisen, Schlachtenlieder,
Bis der junge Tag erwacht;
Lässig überm blanken Schwerte
Seine Hände kreuzend steht,
Regungslos sein Wachtgefährte,
Und sein Aug' ins Dunkel späht.

Ottokar Stauf von der March.

Gesang der Gothen des Vitigis.

Weinend, weiße Frauen, wallt Ihr
Durch das Lager in der Nacht,
Umgekommen sind die Tapfern,
Eure Männer in der Schlacht.
Wehret nicht der Klage Strom,
Doch es zage Rom!
Vitigis, der König, hört!
Vitigis, der König, schwört
Euch den Weg zum Sieg zu bahnen!

Hoffet, Gothen, seid nicht mutlos!
Tücke nur hat unsern Mut
Und im Dunkel übermächtigt;
Doch um Rache ruft das Blut!
Aus dem Leichenfelde her
Tragt Ihr Garben schwer,
Senket Roß und Schwert mit ein!
Trinket, Gothen, Feuerwein
Aus der Feinde bleichen Schädeln.

Hermann Lingg.

An ihrem Sarge.

Ich bin an ihren Sarg getreten,
Für sie ein Vater-Unser zu beten.

Wir war so oft, als müßt' ich ihr sagen
Ein süßes, süßes Wort,
Allein ich mocht' es nimmer wagen
Und ging dann wieder fort.

Nun ist es für immer vorbei.

Erfahren hat sie nicht,
Wie lieb sie mir gewesen sei!

Allein ihr bleiches Angesicht,
Es lächelt so mild mir zu,
Als wollt' es im Tode mir sagen:
Ich habe mein Lieben wie Du
Stille im Herzen getragen!

Otto Hauser.

Digitized by Google

Auferſtehung.

Trauermantel, auferſtanden
Durch des Lenzhauchs erſten Kuß,
Winterſchlaf noch in den Gliedern,
Die der Larve ſich entwunden,
Taumelſt du umher wie trunken.

Menſchenherz, in Wintersbanden
Traf auch dich des Frühlings Gruß —
Und dich lockt, ihn zu erwidern,
Und gedenkend ſel'ger Stunden,
Bebſt du leiſe, traumverſunken.

Junger Falter, deine Schwingen
Werden an dein Ziel dich tragen.
Blumen blühn auf deinen Wegen!
Menſchenherz, die Glocken klingen
Dich den Oſtermorgen tagen —
Geh auch du dem Lenz entgegen!

Amalie von Ende.

Die Sirenen.

Wer abenteuernd das Goldland ſucht
Und die nach Feldern des Ruhms ſich ſehnen,
Sie müſſen vorbei an der Felſenbucht
Und dem Klippengeſtad der Sirenen.

Wie Süßres verheißen die Lippen!
Wie ſchwellen die Buſen, wie lachen die Mienen!
Doch traurig und öd ſind die Klippen
Und traurig und öd iſt das Land hinter ihnen.

Sei klug und fülle mit Wachs dein Ohr!
Halt aus an den ragenden Maſt gebunden!
Sie ſingen entzückende Lieder dir vor
Von ſeligen Zukunftsſtunden.

Sie ſingen von deinem Ruhme,
Von deinen Thaten und deinen Zielen —
Wie Tau im Kelch einer Blume
Leuchten die Blicke, die Locken ſpielen . . . .

Sie zeigen dir in der Glorioſe dein Ich,
In der du als Knabe dein Vorbild geſchaut haſt,
Dir ſtürmen aufs Neu die Paläſte ſich,
Die einſt in die Luft du gebaut haſt.

Die goldenen Harfen erklingen —
Goldadern erblickſt du im ſtarren Geſteine;
Der roſigen Lippen Singen
Umweht dir die Klippen mit roſigem Scheine.

Doch während ſie winken mit weißer Hand,
Zerſchellt dein Schiff an der Felſenküſte —
Und hinter dem Strand iſt des Hungers Land
Und des Elends traurige Wüſte.

Rudolf Knuſert.

Die Tänzerin.

Und mit welcher Grazie
Sich das Kind bewegt!
Und mit welcher Anmut
Sich das Füßchen regt!
Und wie ſie das Köpfchen
Hoch gekrönet trägt,
Und wie ſie das Köpfchen
Leicht zur Seite legt!

Und wie jedes Gliedchen
Takt lebendig ſchlägt!
Wie das Augenlidchen
Munteres Lachen regt!
— Und wie bei dem allen
Wir von Wohlgefallen
Raſch das Herze ſchlägt!

Bruno Baumgarten.

Tagesſcheiden.

Ein düſtrer Ort, wie eine Opferſtatt;
Am Waldmoor ſchweigt die letzte Abendſtunde.
Ein Scheidender, liegt ſtill und matt
Der bleiche Tag auf dunklem Waſſergrunde.

Doch ſtatt, daß er ſich niederringt,
Fängt er die Glieder prüfend an zu heben —
Ich ſeh' es, wie er durch die Wipfel ſteigt,
Um dann nach Weſten langſam fortzuſchweben.

Wilhelm von Scholz.

Digitized by Google

Georg Herwegh 1842—1843.

Mit ungedruckten Briefen von Georg Herwegh, Robert Prutz u. A.

I.

Der Briefwechsel Georg Herweghs mit Robert Prutz beginnt, so weit er erhalten ist, mit dem Frühling 1842 und schließt mit einem Brief der Witwe Prutz über den Tod ihres Gatten im Sommer 1872, umfaßt also dreißig Jahre und giebt über das Wesen beider Dichter sehr wichtige Aufschlüsse; namentlich lesen sich einige Briefe Herweghs wie Fragmente einer Selbstbiographie. Es wird das volle Verständnis des Briefwechsels fördern, wenn wir einige Mitteilungen über beider Dichter Leben bis zu der Zeit, wo sie sich in Freundschaft zusammen fanden, um einander dann nie wieder zu verlieren, voranschicken. Dies ist um so berechtigter, als weder Herweghs noch Prutz' Leben bisher zum Gegenstand einer eingehenden Darstellung gemacht worden ist[1]) und wir über des Ersteren Entwicklung verläßliche Mitteilungen aus handschriftlichen Quellen beibringen können.

Georg Herwegh wurde am Sonntag dem 31. Mai 1817 in Stuttgart von armen Eltern geboren. Sein Vater, Ernst Herwegh, aus Hessen-Darmstadt gebürtig, war ein geschickter Garkoch; die Mutter Katharina, geb. Märklin aus Balingen, eine schlichte, brave, fleißige Frau, eine treue, aufopfernde Mutter für ihre Kinder, deren sie nur zwei besaß, den Erstgeborenen Georg und eine um fünf Jahre jüngere Tochter Friederike. Über die Kindheit Georgs weiß sie zu berichten, daß er „bleich, schlank, leicht erregbar und von äußerst zarter Gesundheit gewesen sei, daß er stets große Freude an der Natur bezeugt, auch viel Liebe zu den Tieren gehabt, daß er leidenschaftlich gern gelesen, nie unbeschäftigt gewesen sei, aber stundenlang still in einer Ecke habe sitzen können, ohne ein Wort zu reden, und doch habe man seinen dunklen, glänzenden Augen das Sinnen und Denken ansehen können."[2]) Die traurigen Familienverhältnisse, unter denen der Knabe aufwuchs, mögen diesen angeborenen Hang zur Beschaulichkeit und des sich in sich Zurückziehens noch befördert, ja, auf sein Gemüt dergestalt eingewirkt haben, daß er im zwölften Lebensjahr den Folgen der frühzeitigen trüben Eindrücke fast erlegen wäre.

Wir entnehmen diese Schlußfolgerung der Erzählung eines jungen Mediziners, der die Krankheit des zwölfjährigen Knaben als Thema seiner Doktor-Dissertation wählte. Es heißt darin: „Merkwürdig ist mir bei diesem Knaben der Umstand, daß durch den häufigen Zwist der Eltern, der zuweilen sogar zu Thätlichkeiten Anlaß gab, ohne Zweifel eine Mißstimmung des Gemüts veranlaßt wurde, die bei mehreren Frauenzimmern durch ganz ähnliche Veranlassungen bedingt war und dem Ausbruche des magnetischen Zustandes längere oder kürzere Zeit vorausging".[3]) Bis zu seinem zwölften Jahre hatte Georg das Stuttgarter Gymnasium besucht, war dann seiner zarten Gesundheit wegen nach Balingen, einem hochgelegenen, gesunden Ort, auf die dortige lateinische Schule gegeben worden, mußte jedoch schon im Dezember 1830 der eben erwähnten Krankheit wegen wieder ins Haus genommen und dem Stuttgarter Gymnasium übergeben werden. „Merkwürdig ist dabei," bemerkt die Dissertation, „daß die Krankheit den Knaben in seinen Kenntnissen nicht zurückbrachte und er auch im Gymnasium das Examen gut bestand." Die schließliche Heilung soll durch den Gebrauch eines Mittels gelungen sein, das der in magnetischen Schlaf verfallene Knabe seinem Arzt selbst diktierte.

Nach vollendetem 14. Jahre (1831) wurde Georg Herwegh als Seminarist in das Kloster Maulbronn zu vierjährigem Kursus aufgenommen. Dieser Zeit pflegte sich der Dichter mit besonderer Liebe zu erinnern. Dort, wo ein gleiches Streben so viele

[1]) Die relativ besten Lebensskizzen sind die der Allgemeinen Deutschen Biographie: Herwegh von Franz Muncker (XII, 253 ff.), Prutz von Jakob Mähly (XXVI, 678 ff.)

[2]) Handschriftliche Mitteilungen der Frau Emma Herwegh.

[3]) Geschichte eines St. Veits-Tanzes, welcher mit dem tierischen Magnetismus behandelt und zum Teil geheilt wurde. Dargelegt von Friedrich Achill Schmid aus Ulzen. (Tübingen 1831).

Digitized by Google

begabte Jünglinge vereinigte, wurden denn auch die ersten Jugendfreundschaften geschlossen, die das spätere Leben nie ganz entwurzeln, und mit solche Urfrische nie ersetzen konnte. Einer dieser Jugendfreunde, E. Feuerlein, später Pfarrer in Weil im Dorf bei Stuttgart, hat über Herweghs Aufenthalt in Maulbronn Aufzeichnungen gemacht, denen wir folgende Stellen entnehmen:

Mein unvergeßlicher Kamerad Herwegh erschien seinen Altersgenossen in Maulbronn alsbald als ein Sonderling, der aber nicht zu lange darauf warten ließ, Spuren von Genialität und poetischer Anlage kund zu geben. Er stand im Verdacht, ein liebesempfängliches Herz zu haben, und wechselte in seiner äußeren Erscheinung zwischen ziemlicher Nachlässigkeit und glänzendem Sonntagsputz. Er hatte Momente gesteigerter Nervenaufregung, Anwandlungen von Veits-Tanz, die sich jedoch bald gänzlich verloren haben und jedenfalls für ein interessives Phantasieleben zeugten.

Er hatte Sinn für schwärmerische Jugendfreundschaften und fügte sich im Ganzen willig in die Seminarordnung. Er galt allgemein für gutmütig und gemütlich, für einen Menschen, der nie aufs Beleidigen ausging, wohl aber, wenn er gereizt wurde, hitzig werden konnte. Die Politik interessierte ihn damals eigentlich wenig, er, als die Litteratur der Alten, namentlich die poetische, sowie unsere Klassiker, dann aber mehr und mehr das damals aufkommende Junge Deutschland.

Doch erinnere ich mich, wie der künftige Mann der Politik noch im letzten Semester hervortrat.

Der Repetent hatte die Wahl zwischen einem Aufsatz über Mignets „Geschichte der französischen Revolution“ oder über die Macht des Beispiels gelassen. Achtundzwanzig Jünglinge wählten den letzteren, nur zwei zur Verwunderung des Lehrers, Herwegh und meine Wenigkeit, die erstere Aufgabe. Während ich sie akademisch korrekt löste, lieferte er eine originelle Arbeit, die auf die Darstellung des Buches sachlich kritisch von einem politischen Parteistandpunkt aus einging.

Der Dichter und Schriftsteller mag sich in ihm produktiv im 16. Lebensjahre gezeigt haben. Er und sein Freund Gustav Diezel, schon am 1. August 1838 in Nordernei gestorben, durch mehrere Schriften geschichtsphilosophischen Inhalts verdient geworden, gaben miteinander eine, natürlich geschriebene Zeitschrift: „Der lachende Kosmopolit“ heraus, die den Übergang der strebenden Geister von Rotteck und Menzel zu Heine, Gutzkow und dem Jungen Deutschland erkennen ließ. Herwegh hat sich durch einige frische, leicht hingeworfene Poesien, Lieder oder Epigramme, besonders durch ein Gedicht: „Sum fidelis studio, semper ego fidei“ im Andenken der Promotion erhalten. Ein specifisch freiheitsdürstendes Produkt von ihm ist mir aus dem „Lachenden Kosmopoliten“ nicht in Erinnerung geblieben. Etwas geschafft hat Herwegh stets, nur daß er dabei auf den geistigen und ästhetischen Genuß ausging, z. B. einen Aristophanes, der den Andern allerdings auch so unbekannt blieb, lieber deutsch, als griechisch lesen mochte. Diesen Hang zur geistigen Gourmandise hatte wohl auch unser trockener Ephorus Hauber im Auge, als er in der Mathematikstunde, in der's bei Herwegh, der sonst für den tüchtigsten Schüler galt, haperte, diesem vorhielt: „Sie dichtet zu viel und denkt zu wenig.“ Nicht als ob die Produktionskraft, die in dem jungen Menschen lag, von den Lehrern verkannt worden wäre. Den Repetenten Reiff, dann Professor in Tübingen, soll in der ganzen Promotion Herwegh am meisten interessiert haben.

Ergänzend sei hinzugefügt, daß die Zeugnisse aus der Maulbronner Zeit das „poetisch-deklamatorische Talent“ des Knaben mit Lob, seinen „Hang zum Ungeheuren“ rügend verzeichnen.[1])

Am 23. Oktober 1835 wurde Herwegh als Student der Theologie in Tübingen immatrikuliert und trat zugleich in das evangelisch-theologische Seminar, das berühmte „Stift“ ein. Auch über diese Zeit mag uns zunächst die Aufzeichnung jenes Studiengenossen Aufschluß geben:

Als Herwegh in das Stift kam, herrschte auf dem Erdenrund und insbesondere auf der Hochschule völlige politische Ebbe. Louis Philipp und der Bundestag hatten die politischen Leidenschaften gänzlich zum Schweigen gebracht. Kleine Fenerreiter, kleine Burschenschaft machten Tübingen musiker. Nur eine entfernte Abzweigung der alten Burschenschaft existierte damals im Stift unter dem Namen „Patrioten“, mit einiger Fühlung in der Verbindung der „Giovannen“ an der Universität.

Die „Patrioten“, die neuerdings Gerück, ohne selbst ihnen anzugehören, zu seinen Jugenderinnerungen zur verdienten Anerkennung gebracht hat, waren mehr ein erweiterter Freundeskreis als eine Verbindung zu nennen, daher sie als Studentengesellschaft nicht viel länger als fünf Jahre auf der Hochschule selber florieren mochten.

Nachdem der alte Stamm der Freunde die Universität verlassen hatte, verlief sich unter den Zurückbleibenden die Gesellschaft im Sande. Herwegh, obwohl er seinem Naturell gemäß in eine Gesellschaftsdisziplin sich nicht gut schicken mochte, schloß sich längere Zeit den „Patrioten“ an, die den originellen, geistbelebten Fuchs nach Gebühr zu würdigen wußten.

Als sich seine äußere Lage änderte und als er vom Stift in die Stadt kam, hielt er zu den mit den „Patrioten“ befreundeten „Giovannen“, die sich nach seiner Zeit in das Corps Westphalia und in eine neuerstehende Burschenschaft umbildeten.

Mit Stift, Theologie, Stiftszwang stand er keineswegs, wie man seinen kommenden Schicksalen nach schließen könnte, von Anfang an auf einem gespannten Fuß. Er fügte sich so ziemlich in die äußere Ordnung, war nicht unfleißig in dem vorgeschriebenen Studienpensum, kümmerte sich sogar um seine Lokation in der Promotion. Aber von oben faßte man ihn bereits prinzipieller auf, als er es selber that.

Sein Stubenrepetent sagte ihm am Schluß des Semesters, daß man ihn und seinen Freund Diezel „in schlimmen Verdächten mit dem Jungen Deutschland“ habe, und daß man ihnen sogar schon zugetraut, sie seien mit dessen Häuptern bereits in Korrespondenz getreten; allerdings habe man sich überzeugt, daß dies noch nicht geschehen. Es scheint, daß Herwegh sich durch solche und ähnliche Äußerungen der Kluft bewußter geworden, die ihn und das Repetentenkollegium von einander trennte. Kurz, als er anfangs des zweiten Se-

[1]) Vergl. Muncker (Allg. D. Biogr. XII. 254.)

Digitized by Google

mesters einmal wegen eines Lärms, den er, in wenig erbaulichem Zustand nach Haus gekommen, in seinem Zimmer verführte, von seinem Repetenten tüchtig verzankt worden war, rief er diesem eine das ganze Repetenten-Kollegium beleidigende Äußerung nach. Diese Äußerung wurde betreffenden Orts sehr schwer genommen. Er wurde alsbald ins Carcer gebracht; nach acht Tagen aus demselben vorgeführt, erhielt er die amtliche Mitteilung seiner Ausweisung aus dem Stift und mußte es noch selben Tages[5]) verlassen, nachdem er den in solchen Fällen üblichen Verpflichtungsscheln, die ihm bewilligten Stipendiengelder (3—400 Gulden) von dem ersten selbstverdienten Gelde zurückzustellen, unterschrieben hatte. Herwegh hatte es bei der Affaire so wenig auf einen Bruch mit seinem Stiftsdasein abgesehen, daß er in gemütlichen Augenblicken ein Heimweh nach dem Stift äußerte und sich empfindlich über den Repetenten aussprach, der sein Schwergesessen an die große Glocke gehängt habe.

Obgleich diese Darstellung eines Nächststehenden sicherlich glaubhaft ist, wäre doch die Schlußfolgerung verfehlt, daß Herwegh ohne diesen Zwischenfall Theologe geblieben wäre. Sein ganzes Wesen, namentlich auch der Eindruck, den David Friedrich Strauß' 1835 erschienenes „Leben Jesu" auf ihn geübt hatte, widerspricht dieser Annahme; zudem überliefert uns August Lewald, damals Herausgeber der „Europa" in Stuttgart, aus demselben Jahre (1836) Herweghs ihm geäußerten Wunsch, „die Universität zu verlassen und sich nach eignem Trieb und Gefallen den Wissenschaften hinzugeben."[6]) Herweghs Vater war dagegen; er hätte es am liebsten gesehen, wenn Georg das theologische Studium außerhalb des Stifts fortgesetzt hätte; endlich kam zwischen den Wünschen Beider das Kompromiß zustande, daß Herwegh Student in Tübingen blieb, sich aber an der juristischen Fakultät immatrikulieren ließ. „Auf die erittene Deprimirung," erzählt jener Studiengenosse, „erfolgte naturgemäß bei dem feurigen Jüngling einige Exaltation. Er richtete sich flott ein, träumte in der neu ergriffenen Laufbahn als Jurist von Minister werden u. s. w." Es blieb bei den Träumen; jedenfalls belegte Herwegh im Winter-Semester 1836—37 ein einziges Kolleg (über Pandekten bei K. G. von Wächter), und ob er es gehört hat, ist fraglich. Auch übersiedelte er schon im März 1837 nach Stuttgart. Was ihn dorthin zog, erfahren wir von seinem einzigen Gönner aus jener Zeit, August Lewald:

Er wollte vor allen Dingen frei von dem Umgange der Studenten, in der Umgebung der größeren Stadt, seinem stillen Denken und Brüten nachhängen, dann und wann angeregt durch den Besuch des Theaters, durch den Genuß einer Musik, — vielleicht auch irgend eines gleich ihm Strebenden, wenn er ihn zu finden so glücklich sein sollte . . . Ein hochaufgeschossener, bleicher Mensch, mit straff herabhängendem Haare, ein brennendes, schwärmerisches Auge im Kopfe; früher bedeutenden Nervenkrankheiten ausgesetzt, lag in seinem Gange etwas Schwebendes, Schwankendes; so kam er und saß mir stundenlang gegenüber, ohne ein Wort zu sprechen; so kam er dann wohl allabendlich, und saß im Kreise junger Genossen, der sich um meine kleine Tafelrunde versammelt hatte und im lauten Wechsel seine Ideen austauschte, mit dem tiefen, ruhigen Blicke, vollkommen gegenwärtig, dabei fest und bestimmt, und sein schroffer, derbschwäbischer Dialekt verlieh stets seinen Worten einen sehr ernsten Nachhall. Die Urteile, die in dem Kreise über ihn laut wurden, waren geteilt. Manche nahmen ihn sehr oberflächlich und sprachen nur so obenhin von ihm, Andere merkten bald, daß was in ihm stecke, fanden jedoch, daß er den Sonderling spielen wolle, noch Andere nannten ihn überspannt, absprechend und was weiß ich. Niemand von den Jüngern fühlte sich zu ihm hingezogen, und wahrlich, er that auch nichts dafür; so blieb er denn äußerlich einsam, und nur, wie es schien — auch sprachen dies seine Lieder aus — von der Liebe zu einem jungen Mädchen erfüllt. Von der Überfülle seiner Poesie zeugten seine Gedichte, von denen er mir nur den kleinsten Teil, das Gelungenste, übergab. Jeder Gegenstand, jeder Vorfall ward in seiner Anschauung zum Gedicht; ich hatte noch nie das Beispiel einer solchen Fruchtbarkeit erfahren.

Herweghs Vater, der dem Sohn fortgesetzt Opfer brachte, die weit über seine Verhältnisse gingen, sah diese Wendung zur Schriftstellerei nicht ohne Besorgnisse: um ihn zu beruhigen, nahm Lewald zu den „extravagantesten Ueberredungsmitteln" seine Zuflucht, und versicherte ihn, sein Sohn werde „ein neuer Schiller" werden. Doch begnügte er sich damit nicht, sondern verschaffte seinem Schützling auch einen kleinen Posten in der Redaktion der „Europa". Der junge Poet trug sich mit weittragenden Plänen, namentlich zu dramatischen Dichtungen; Moritz, der treffliche Stuttgarter Schauspieler und Dramaturg, dem er durch Lewald zugeführt wurde, förderte ihn mit Rat und That. Welchen Eindruck Herwegh damals seinen einstigen Commilitonen machte, mag uns der handschriftliche Bericht E. Feuerleins sagen:

Ich erinnere mich eines Besuchs, den er uns Epigonen der „Patrioten" auf unserer Herberge in Tübingen machte. Er fiel uns durch weiße Hosen, die er trug, auf und sah etwas genial fremdartig aus. Er befand sich damals in einem rein ästhetischen Stadium.

Herwegh redete damals so, als ob ihm Theater und Oper und Umgang mit kleineren oder größeren Theatergrößen sein Element wären. Ohne Zweifel war er damals Theaterrecensent.

Davon erzählt Lewald nichts, wohl aber von zahlreichen neuen lyrischen und novellistischen Beiträgen für die „Europa" und der begonnenen Ausführung eines Dramas, dessen Scenarium unter Moritz' Mithülfe entworfen war. Da griffen Vorfälle in sein Leben ein, die ihm eine andere Richtung gaben: seine Rekrutierung, dann seine Flucht. Über diesen Abschnitt seines Lebens ist von Feind und

[5]) Am 5. August 1836; Ephorus des Stifts war damals Prof. Dr. C. H. Sigwart. Drei Tage später (8. August) erhielt Herwegh auch vom Rektorat der Universität eine amtliche Verwarnung. Vergl. Muncker (Allg. D. Biogr. XII. 254.)

[6]) Europa. Herausgegeben von August Lewald. IV. Band. 4. Lieferung 1841. Die Zeitschrift war uns nicht zugänglich; wir citieren Lewalds Mitteilungen nach dem Abdruck in der Broschüre: Georg Herwegh, Fragmente zur Geschichte des Tages. Herausgegeben von Alcyls Publicola. Nürnberg. Winter'sche Buchhandlung. O. J. (1843), 14 ff.

Digitized by Google

Freund viel gefabelt worden: unsere Darstellung, die sich auf jenen handschriftlichen Bericht, auf Lewalds Mitteilungen und die von Muncker besorgten Auszüge aus den Akten des Württembergischen Kriegsministeriums und Königlichen Kabinets stützt, darf den Anspruch auf unbedingte Verlässlichkeit erheben:

Die Stiftler waren vom Militärdienst befreit; Herwegh hielt sich dieses Privilegs auch nach seiner Ausschließung nicht für verlustig und berücksichtigte daher die wiederholten Vorladungen zur Stellung nicht. Endlich vorgeführt, erklärte er dies auch auf der Polizei und wollte die Einwendungen des Commissars nicht gelten lassen. Die Folge war, daß er am 7. März 1838 der Rekrutierungs-Commission vorgeführt, abgestellt, sogleich als Rekrut eingekleidet und in der Kaserne behalten wurde. Nachdem Lewald durch einen verzweifelten Brief Herweghs davon erfahren, eilte er in die Kaserne, erwirkte bei den Offizieren der Kompagnie die Zusage, den Rekruten mit besonderer Rücksicht zu behandeln und entwarf auch sogleich eine Bittschrift an den König, worin er in beweglichen Worten um Befreiung des jungen Dichters vom Militärdienst bat. Ein Lewald gewogener Mann des Hofes übergab die Bittschrift dem König, der sie sofort las und zustimmend zu erledigen versprach. Mit dieser Nachricht eilte Lewald zu seinem Schützling und da er diesem Befreiung vom Exerzieren, sowie eigene Beköstigung und beliebige Beschäftigung mit Lektüre und schriftlichen Arbeiten erwirkt hatte, so durfte er nun auf eine gute Beendigung der Angelegenheit hoffen. Doch ließ sich Herwegh wiederholt in seinem Unmut Äußerungen entschlüpfen, die ihm am 12. März eine vierzehntägige Arreststrafe bei Wasser und Brod zuzogen. Aus dem Arrest richtete er an Lewald die verzweiflungsvolle Bitte, „seine Freisprechung zu betreiben, da er es nicht länger aushalten könne und noch zum wirklichen Verbrecher werden müsse, wenn ihn nichts aus seiner Lage erlöse.“ Nun bot Lewald Alles auf, jenen Gnaden-Erlaß des Königs zu beschleunigen und in der That traf dieser Erlaß auch am selben Tage, wo die Arreststrafe beendet war, 26. März 1838, ein, lautete jedoch, angesichts des inzwischen Vorgefallenen, nur auf zeitweilige Beurlaubung. Herwegh nahm nun seine litterarische Thätigkeit wieder auf, begann im Auftrage eines Stuttgarter Verlegers seine Übersetzung von Lamartine's Werken, und konnte, dadurch vor Not geschützt, den Redaktions-Posten bei der „Europa“ aufgeben. Da geriet er nach mehr als einem Jahr, Anfang Juli 1839, bei einem Ball[7]) mit einem Offizier in Streit, that in seinem Zorn eine den Stand beleidigende Äußerung und wurde zur Strafe am 6. Juli 1839 wieder einberufen, entzog sich jedoch dem Antritt des Dienstes durch die Flucht[8]). Über diese berichtet die uns vorliegende Handschrift:

> Die Flucht gelang mit Hilfe einiger Stuttgarter Freunde, unter denen sich auch der bereits genannte Diezel befand und wurde von Ballingen aus, woselbst der Deserteur noch Nachts eintraf, durch den Beistand eines dort lebenden Vetters Jakob Märklin, stud. med. und dessen Freund Rösler, eines später rühmlichst bekannten Arztes, glücklich zu Ende geführt.

In der Schweiz fand Herwegh zunächst in Emmishofen (Kanton Thurgau) eine Zufluchtsstätte und ernährte sich dort kümmerlich durch seine Feder. Zwar ließ er den Hauptverwerb aus der Stuttgarter Zeit, die Nachdichtung Lamartine's, selbst fahren, weil die Leistung seinem eigenen Geschmack nicht mehr genügte,[9]) hingegen blieb die Verbindung mit Lewald rege — bis 1843 brachten die Beiblätter der „Europa“, das „Lyrische Album“ und das „Album der Boudoirs“ Gedichte von ihm —; die eifrigste Thätigkeit aber wandte er als Mitarbeiter und Mitredakteur der eben von Wirth[10]) im nahen Belle-Vue bei Konstanz begründeten „Deutschen Volkshalle“ zu; neben einer langen Reihe litterarischer Aufsätze und Recensionen ließ er dort (im Jahrgang 1840) auch viele Gedichte erscheinen. Fünf Jahre später fruktifizierte der Verlag die Berühmtheit, die sich sein junger, kärglich be-

[7]) Nach Feuerlein: „bei einem Hofball“. Dieselbe Angabe erhielt Frau Emma Herwegh (nach handschriftlicher Mitteilung) von anderen Stuttgarter Bekannten Herweghs aus jener Zeit, so von Karl Mayr, Friedrich Hausmann und seinem Schulkameraden Härtin. Da es ja nicht undenkbar ist, daß der junge Schriftsteller bei einer Hofgesellschaft anwesend war, so geben wir die Version mindestens an dieser Stelle wieder.

[8]) So Muncker, dem die Akten vorlagen. Nach jenem handschriftlichen Bericht trat Herwegh den Dienst an, erschien aber „auf dem Exerzierplatz in reglementswidrigem Anzug. Sein Hauptmann, ein ihm sonst wohlgesinnter und humaner Mann, rügte diesen Fehler mit dem Bemerken, er solle sich sofort zum Arrest melden, bekam jedoch von Herwegh eine höchst unparlamentarische Antwort, welche die ihm bereits angekündigte Strafe nur noch verschärfte. So blieb die Flucht aus dem Kerker das einzige Rettungsmittel“.

[9]) Es ist für Herweghs rasche künstlerische Entwicklung bezeichnend, wie er schon 1840 das im Vorjahr Geschriebene öffentlich beurteilte. „Wo man in Stuttgart hinblickt,“ so äußerte er 1840 in der „Deutschen Volkshalle“, „Nichts als Uebersetzungen. Alle miteinander ganz schlecht, schlecht, mittelmäßig. Jeder Band soll in einem Monat fertig sein, damit kein anderer Buchhändler zuvorkommt. So habe ich denn Lamartine treu, aber keineswegs schön übersetzt. Der unendliche Wohlklang seiner Verse ging durchaus verloren. Man hat Lamartine, aber keinen Rhythmus mehr, der vielleicht das beste an ihm ist.“ (Wieder abgedruckt in: Gedichte und kritische Aufsätze aus den Jahren 1839 und 1840 von Georg Herwegh, Belle-Vue bei Konstanz 1845, II. 76.) In Herweghs Vertrag mit dem Stuttgarter Verleger trat Gustav Diezel ein und lieferte den Schlußband.

[10]) Johann Georg August Wirth, geb. 20. November 1798 zu Hof in Bayern, zuerst praktischer Jurist in seiner Heimat, seit 1831 Redakteur des ministeriellen „Inland“ in München, ging mit der Gründung seiner „Deutschen Tribüne“ in das liberale Lager über und mußte seine journalistische Thätigkeit, sowie seine Rede beim Hambacher Fest (27. Mai 1832) wiederholt mit längerer Gefängnißstrafe büßen. Nach seiner Enthaftung unter polizeiliche Aufsicht gestellt, flüchtete er 1836 nach Frankreich, lebte dann seit 1839 in der Schweiz, seit 1847 in Karlsruhe, und starb, als Mitglied der deutschen Nationalversammlung, am 26. Juli 1848 in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

soldeter Mitarbeiter inzwischen erworben hatte, indem er diese Beiträge aus dem inzwischen längst eingegangenen Blatte eigenmächtig in Buchform herausgab.[11]) So fragwürdig das Recht, so fraglos der Charakter dieser Spekulation war, so ermöglicht die Sammlung doch in dauerndwerter Weise einen Einblick in den Entwicklungsgang des jungen Schriftstellers. Er will zunächst nur der Poesie neben der Politik die öffentliche Aufmerksamkeit sichern: „Hat die Politik die Aufgabe, die Bürger zu emancipiren, so übernimmt die Literatur das vielleicht nicht minder schöne Amt, den Menschen in uns frei zu machen .... Wir dürfen über dem Bürger nicht den Menschen vergessen, über der Politik nicht die Poesie ... Werde ich mich auch Erscheinungen mit Vorliebe hingeben, in denen das Herz der Zeit pulsirt, es soll mir doch nie begegnen, daß ich bedeutsame Individualitäten unter Standpunkte nöthige, wodurch die persönliche Berechtigung derselben geschmälert werden könnte." Demgemäß rühmt er Achim von Arnim, Hölderlin, Jean Paul, Platen, Burns, aber auch geringere Dichter, so Hermann Kurtz und Josef Emanuel Hilscher ohne Rücksicht auf ihre Tendenz, wogegen mittelmäßigen demokratischen Dichtern, wie Friedrich Clemens u. a. scharf heimgeleuchtet wird. Dieser ästhetische Standpunkt verwischt sich auch in der Folge nicht, doch tritt die politische Gesinnung immer mehr hervor. Der junge Kritiker nimmt leidenschaftlich für Börne gegen Heine Partei, weil es „Börne Zeit seines Lebens mit jeder Silbe Ernst, fürchterlicher Ernst gewesen", weil er „als unerbittlicher Sansculott gestorben", während ihm bei Heine „alles Spiel, wenn auch genialisches Spiel" zu sein scheint; demgemäß tritt er auch für Gutzkow gegen Laube, Kühne und Mundt ein. Dann aber werden Sätze verfochten, wie die folgenden: „Jeder Dichter steht in Opposition mit dem Staate, auch mit dem besten." — „Im Anfange schuf Gott die Freiheit." — „Der Salon hat nicht mehr Poesie, als die Hütte: die neue Literatur wird beweisen, daß er deren viel weniger hat." So sehen wir den jungen Poeten gleichsam vor unseren Augen zum „Lebendigen" der „Gedichte" emporwachsen; selbst der Gegensatz zum „Verstorbenen" (Pückler-Muskau), findet sich schon hier von Anbeginn (I. 10) klar ausgesprochen.

Des Näheren aber mag uns auch über diesen Abschnitt in Herweghs Leben ein Genosse aus jenen Tagen orientieren. Im März 1840 kam Johannes Scherr, der Landsmann und Altersgenosse unseres Dichters, als Lehrer in die Schweiz und besuchte einen anderen schwäbischen Flüchtling, Dr. Elsner in Emmishofen. Auf dem Tische lag die neueste Nummer der „Deutschen Volkshalle", auf der letzten Seite stand ein Gedicht: „An die deutschen Dichter":

Seid stolz! es klingt kein Gold der Welt
Wie Eurer Salten Gold;
Es ist kein Fürst so hoch gestellt,
Daß Ihr ihm dienen sollt ...

gezeichnet: „Herwegh". Nun erzählt Scherr:

Das Gedicht brachte einen mächtigen Eindruck auf mich hervor. „Wo lebt Herwegh?" fragte ich. „Hier, bei mir im Hause," erwiderte Elsner, „und wenn Sie heute Abend eine Bowle Punsch mit uns trinken wollen, sollen Sie seine Bekanntschaft machen." .. Als ich Abends, in Elsners Zimmer getreten, einen jungen Mann neben ihm erblickte, sagte ich sogleich zu mir: „Der hat das Lied „an die deutschen Dichter" gemacht" ... Damals trug er Haupthaar und Bart, beide von glänzender Schwärze, so lang, wie sie eben wuchsen und seine feine, schmächtige Gestalt umschlotterten die Fragmente eines Schlafrocks. Auf dem Kopfe trotzte beim Ausehen eine Jakobinermütze, unter welcher die schönsten Männeraugen hervorfunkelten, die ich je gesehen. Das blasse, ausdrucksvolle Gesicht, die ganze persönliche Erscheinung versprach etwas Bedeutendes und nahm die Theilnahme sofort in Anspruch. Er war damals noch ein armer, bedrängter Flüchtling, der von den meisten seiner Bekannten nur als ein Phantast und Thunichtgut angesehen wurde.... Sein Verhältnis zur Katheder-Weisheit und Stubenwissenschaft schien mir trefflich bezeichnet durch folgenden Ausruf: „Daß mir doch Gott nicht die Seele eines deutschen Professors gegeben, die jedes Gefühl immer hübsch hinter Schloß und Riegel zu halten versteht! Daß ich beharrlich mein Herz immer höher trage, als meinen Kopf! Daß tausend fremde Gedanken in mir sich kreuzen, wo die Wissenschaft nur einen im Auge hält!"

... Hielt Herwegh seine Liebe meist sorgsam unter dem Schild des Hasses verborgen, so hat er dagegen einen weiteren Charakterzug wiederum alle Zeit offen dargelegt. Ich meine seinen „göttlichen Leichtsinn," jenes leichte Nehmen des äußerlichen Lebens und seiner Anforderungen, welches ihn nicht nur gedruckt und gelungen, sondern immerfort als Poeten erscheinen läßt. Ich habe in der That nie einen Menschen gekannt, der das mehr en bagatelle behandelt hätte, was man im gemeinen Leben Existenz nennt. Sorglos lebte er, für seine Person, die Gegenwart hin, brach ihre Rosen und schaute sorglos in die Zukunft. Nicht bald hat ein Dichter etwas Wahreres über sich ausgesprochen, als Herwegh in den Worten:

Ich hab' mir die Beschaulichkeit erkoren
Und niemals hirteng gerechnet mit den Horen;
Ich denke fromm: Gott giebt's im Schlaf den Seinen!

Daß er durch eine solche Sorglosigkeitstheorie und eine ihr vollkommen entsprechende Praxis die Geringachtung aller soliden Leute, die keinen anderen Wertmesser als den Geldbeutel kennen, erworben, das ist ganz in der Ordnung.

Mit Herweghs Sorglosigkeit verbindet sich ein hoher Grad von Gutmüthigkeit, nicht die Gutmüthigkeit der Dummheit, sondern jener liebe Drang des Herzens, welcher stets darauf hingeht, mit Menschen Mensch zu sein. Daher ist auch sein Umgang von so unwiderstehlicher Anziehungskraft. Gegen Fremde verschlossen, öffnen sich im Freundeskreise alle Schleusen seines Geistes, und aus dem gewöhnlichen Ernst seiner Unterhaltung schlagen nicht selten die Funken des Witzes und der Laune.[12])

[11]) Der Titel ist unter [*]) zitiert. Das vom Juni 1845 datierte Vorwort der „Verlags- und Sortiments-Buchhandlung zu Belle-Vue bei Konstanz" sucht den merkantilischen Zweck vergeblich durch allerlei Phrasen zu verdecken. Als Curiosum mag verzeichnet sein, daß der „Eigenthümer des besagten Verlages, mithin (!) auch der damaligen publizistischen Leistungen Herweghs" den Dichter in demselben Vorwort mahnt, sich auch ferner „von jeder Berührung gemeiner Selbstsucht" fernzuhalten: „Möchte dieser Genius auch ferner in reinem Lichte glühen!" — und kein Honorar für unberechtigte Buchausgaben verlangen. Herwegh hat es auch nicht gethan.

[12]) Georg Herwegh. Litterarische und politische Blätter. Von Dr. Johannes Scherr. Winterthur 1843.

Digitized by Google

Diese persönlichen Eigenschaften Herweghs waren es auch, die ihn, freilich im Bunde mit seiner Begabung, aus der Enge seiner Thurgauer Verhältnisse befreiten. Neben der Armut drückte ihn in Emmishofen auch bald der Widerstreit der politischen Überzeugungen mit seinem Verleger; Wirth war und blieb gemäßigt demokratisch, während Herwegh ein Radikaler geworden. Da lernte er, auf dem Heimweg von einem Ostern-Ausflug nach dem Vierwaldstätter See, den er mit Dr. Elsner unternommen, in Zürich einen Kreis von Männern kennen, der ihn liebreich aufnahm. Es war der Kreis der deutschen Flüchtlinge, der sich damals in der größten deutschen Stadt der Schweiz zusammengefunden hatte: August Follen, Julius und Karl Froebel, Wilhelm Schulz und seine Frau Karoline u. a. In enger Fühlung mit ihnen standen die aus Deutschland stammenden Professoren der jungen Züricher Hochschule; um nur die hervorragendsten zu nennen: Lorenz Oken, Karl Pfeufer, Jakob Henle, Ferdinand Hitzig. Auch von ihnen hatten die meisten vor ihrer Berufung nach Zürich den Druck der heimatlichen Verhältnisse am eigenen Leibe erfahren. Einige dieser Männer haben für Herweghs Leben große Bedeutung; da wir zudem hier auch ihren Briefwechsel mit dem Dichter mitzuteilen haben, so seien sie, je nach ihrer Wichtigkeit für Herweghs Entwicklung, eingehender oder kurz charakterisiert.

Den ersten Platz verdient Herweghs erprobtester Freund, August Follen; um mehr als zwei Jahrzehnte älter, in behaglichen Verhältnissen lebend, hat er sich des heimatlosen Jünglings wie ein Vater angenommen. August Adolf Ludwig Follenius, der sich von 1813 ab — „Deutschen geziemt ein teutscher Name“ — Follen nannte, war am 21. Januar 1794 zu Giessen geboren, studierte an der dortigen Universität Philologie und Theologie, dann, nachdem er 1814 als Freiwilliger den Feldzug gegen Napoleon mitgemacht, in Heidelberg Jura, privatisierte hierauf in Gießen und wurde 1817 Leiter der „Allgemeinen Zeitung“ in Elberfeld. Ein begeistertes Mitglied der Burschenschaft, neben seinem jüngeren Bruder Karl (1795—1839) und August Binzer ihr geistiger Leiter, Redner und Dichter[13], war der stattliche feurige Jüngling, der noch leidenschaftlicher, als die meisten andern für ein deutsches Kaisertum schwärmte, von den Genossen, allerdings in der Bierlaune, aber doch nicht völlig im Scherz, zum „deutschen Kaiser“ bestimmt worden, und mußte dies, wie seine Anteilnahme an der Burschenschaft überhaupt durch zweijährige Untersuchungshaft (1819—1821) in der Berliner Hausvogtei büßen. Nach seiner Freilassung wandte er sich nach der Schweiz, wurde Professor der deutschen Sprache und Litteratur in Aarau, lebte dann, mit einer reichen Schweizerin verheiratet, in und bei Zürich, hierauf seit 1847 zu Liebenfels im Thurgau, endlich in Bern, wo er am 25. Dezember 1855 gestorben ist. Seine Gedichte, namentlich die wertvollen Nachdichtungen aus dem Mittelhochdeutschen, sind heute mit Unrecht vergessen, wogegen man sich seiner kleinen Schwächen und Absonderlichkeiten noch immer erinnert. Im Ganzen gerecht und wahr zugleich hat ihn Julius Froebel geschildert:

> Einen besonderen geselligen Mittelpunkt bildete A. L. Follen — ein Mann, welcher mit den persönlichen Vorzügen auch die Fehler eines Exromantikers verband, und vor allem es nicht vergessen konnte, daß er einmal von einer patriotisch schwärmenden Jugend zum deutschen Kaiser bestimmt gewesen war. Mit einer vermöglichen Schweizerin verheiratet, befand er sich in einer ökonomisch und gesellschaftlich unabhängigen Stellung, die er in sehr liberaler Weise zur Annehmlichkeit seiner Freunde benutzte. Er ließ sich eben damals ein burgähnliches Haus bauen, welches scherzweise die Kaiserburg genannt wurde. Ein darin eingerichteter Saal, in welchem gelegentlich von auserwählten Freunden des gastlichen Hauseigentümers das edle Gewächs aus dessen eigenen Weinbergen oder vom Rheine verteilt wurde, war in der Mitte seiner gewölbten Decke mit dem kaiserlichen Doppeladler geziert, welcher Scepter und Reichsapfel wohlgefällig über die kleine Gesellschaft geistvoller Männer streckte. Seine Glanzperiode hatte dieser Follenische Freundeskreis, dessen ausgezeichnetste Persönlichkeiten die Professoren Pfeufer, Henle und Hitzig waren, als Herwegh nach Zürich kam und in der Kaiserburg wohnte. Follen, ein großer, breitschultriger, stattlicher Mann, von holder Haltung und edler Gesichtsbildung mit selbstbewußtem Ausdrucke, im Hause in einem mittelalterlichen Talarschlafrock gekleidet und mit einem Barett bedeckt, welches eine vielleicht ebenso unabsichtliche Ähnlichkeit mit einer Krone wie ein selten aus der Hand gelegter goldknopfter Stock mit einem Scepter hatte, vereinigte seine Freunde wie einen Hofstaat um sich. Der Follen'sche Kreis war auf Männer beschränkt; indessen hatte Fran Follen, ihrerseits auch eine stattliche Gestalt, sich hinreichend in die Rolle der Burgfrau eingelebt, um die würdige Gattin ihres Herrn und Gemahls zu sein. Als ich eines Tages auf dem unterhalb der Stadt an der Anhöhe über Limmat gelegenen Follen'schen Landsitze zum Rothen Ackerstein einen Besuch machte und den Mann nicht im Hause fand, sieh die in Sammet gekleidete Frau in eh an silberner Kette an ihrer Hüfte hangendes Horn und Follen, durch das Signal herbeigerufen, kam in der beschriebenen kaiserlichen Hauskleidung aus seinen Weinbergen herab, um mich zu empfangen.[14])

Follens Verhalten gegen Herwegh tritt erst dann ins rechte Licht, wenn man erwägt, daß die Eitelkeit, mit dem berühmten Gast zu prunken, kein Teil daran haben konnte; Herwegh war, als er Anfang Mai 1840 nach Zürich kam, kaum bekannt; erst die Gedichte, die er hier, durch Follens Fürsorge vor jeder Not behütet, schrieb, schufen ihm, zunächst im engeren Züricher Kreise, den klingenden Namen. Wie Follen sein Anteil daran gebührt, daß Herwegh 1840—1841 die Gedichte eines Lebendigen schreiben konnte, so noch mehr daran, daß sie in die Welt hinausgingen. Frau Herwegh berichtet darüber:

[13]) Sein einst überall gesungenes Lied: „Vaterlandssöhne, traute Genossen“ ist jetzt verschollen, während seines Bruders „Brause, du Freiheitssang“ und Binzers „Wir hatten gebauet . .“ noch heute auf allen deutschen Hochschulen erklingen.

[14]) Ein Lebenslauf. Aufzeichnungen, Erinnerungen und Bekenntnisse von Julius Froebel. Stuttgart 1890. I, 75 ff.

Digitized by Google

Daß die Sammlung im Druck erschienen ist, ist lediglich dem Machtspruch und der Fürsorge Follens zu verdanken, der die fertigen Manuskripte dem jungen Dichter eines Tags einfach entführte, einige Gedichte, denen der Namen noch fehlte, nach eigenem Ermessen selbst taufte und dem Verleger zum Druck übergab. Ohne ihn wären sie vielleicht niemals gesammelt erschienen. Denn so gewiß die folgenden Strophen aus einem der ersten Sonette[15]) Herweghs auf ihn selbst passen:

Doch mir däucht nur ein Dichter, der noch sänge,
Der sein in Wohllaut noch verströmen müßte,
Wo keines Menschen Stimme zu ihm dränge —

ebenso wahr ist es auch, daß ihm jeder Sturm, das, was er aus innerstem Drange geschaffen, anderweitig zu verwerten, nicht nur absolut fehlte, nein, daß es ihm sogar widerstand, seine poetischen Ergüsse als Erwerbsquelle zu benutzen. Er sang, weil er mußte und wann er mußte, und hätte für alle Schätze Indiens nie anders gesungen, als aus innerstem Herzensdrang.[16])

Der Verleger der Sammlung war Julius Froebel, und dies Geschäft sein erstes in der für ihn neuen Thätigkeit. Am 16. Juli 1805 im thüringischen Dorfe Griesheim als Sohn eines Pfarrers geboren, nach dem frühen Tode des Vaters von seinem Oheim Friedrich, dem berühmten Pädagogen, erzogen, mußte er sich bereits von 1824 ab als Geometer sein Brot verdienen, konnte dann 1826 die Münchener Hochschule beziehen, wo er Naturwissenschaften studierte und daneben zu schriftstellern begann, nahm 1828 in Weimar einen Posten als Übersetzer für eine dortige Verlagshandlung an, promovierte zwischendurch in Jena, lebte dann in Berlin, ohne festen Fuß fassen zu können, und nahm daher[17]) 1833 die Stelle als Lehrer der Geographie an der Industrieschule zu Zürich an; 1836 wurde er dann auch Professor der Mineralogie an der Universität. Seit 1837 mit einer wohlhabenden Schweizerin verheiratet und Schweizer Bürger geworden, schloß er sich, gleich Follen, der radikalen Partei des Kantons an und wurde durch die Züricher Vorgänge von 1839—1842, die wir, da sie Herwegh empfindlich in Mitleidenschaft zogen, später zu erwähnen haben werden, immer weiter nach links gerissen; sein jüngerer Bruder Karl (geb. 1808), damals gleichfalls Lehrer in Zürich, folgte ihm auch darin. Wie nun Julius Froebel auf den Gedanken kam, eine Verlagshandlung zu gründen, erzählt er selbst, wie folgt:

> Der Kreis der Freunde, zu welchen ich gehörte, kannte den Inhalt des damals noch ungedruckten ersten Bandes seiner [Herweghs] Gedichte, deren Veröffentlichung zu jener Zeit in Deutschland eine Unmöglichkeit war und so wenig, wie bald nachher das deutsche Volk, konnten wir uns der erregenden Wirkung der politischen Leidenschaft entziehen, welche sich darin zum Teil in hinreißender Form aussprach. Indem uns nun lebhaft die Frage beschäftigte, wie diese Gedichte in die Welt gebracht und in Deutschland verbreitet werden könnten, entstand bei mir der Gedanke, eine Verlagsbuchhandlung zu gründen, welche sich die Uebernahme und Verbreitung zeniurflüchtiger Schriften zur Förderung des in Deutschland erwachten politischen Geistes und zugleich den litterarischen Kampf gegen die in der Schweiz ausgebrochene Reaktion zur Aufgabe machte. In Winterthur hatte damals ein Buchdrucker, namens Hegner, unter der Firma „Litterarisches Komptoir“ ein kleines Verlagsgeschäft begonnen. . . . Mein Antrag, sich mit mir zu verbinden, wurde gern angenommen, und es entstand . . . das „Litterarische Komptoir in Zürich und Winterthur“, in dessen Verlage sogleich die „Gedichte eines Lebendigen“ erschienen.[18])

Über Wilhelm und Karoline Schulz werden wir später zu sprechen haben; hier seien nur noch die Gelehrten, mit denen Herwegh damals in nähere Verbindung trat, kurz charakterisiert. Der älteste und berühmteste unter ihnen war Lorenz Oken (eigentlich „Ockenfuß“), der Begründer der Naturphilosophie. Am 1. August 1779 im Badischen geboren, hatte er, seit 1812 Professor in Jena, seit 1817 Herausgeber der encyklopädischen, entschieden liberalen „Isis“, sich 1819, als ihn die weimarische Regierung vor die Wahl stellte, entweder die Professur oder die „Isis“ aufzugeben, zum Ersteren entschieden und war 1832 als Professor nach Zürich gekommen, wo er dann auch (11. August 1851) gestorben ist. Nicht allein ein großer Gelehrter, sondern auch ein Mann von großer, freier Weltanschauung und eine durch und durch wohlwollende Natur, nahm er Herwegh ebenso freundlich auf, wie fünf Jahre zuvor einen anderen deutschen Dichter und Flüchtling, Georg Büchner, und hat später, wie wir sehen werden, für unseren Poeten in einer Art das Wort genommen, die ihm zu hoher Ehre gereicht.

War Herweghs Verhältnis zu dem um vierzig Jahre älteren Mann naturgemäß schon dadurch in bestimmte Schranken gewiesen, so gestaltete sich jenes zu dem Kliniker Karl Pfeufer um so herzlicher. Am 22. Dezember 1806 zu Bamberg geboren, seit 1832 Arzt in München, war er fast gleichzeitig mit Herwegh an Schönleins Stelle, der nach Berlin berufen worden, nach Zürich gekommen. Nach Froebels Zeugnis[19]) „ein Mann von Geist und hoher Bildung, eine aristokratische Natur“, hatte er auch, als intimer Freund Platens, dessen Tagebuch er dann herausgegeben hat, feinstes Verständnis für Poesie und Poeten, und konnte sich mit dem Platen-Bewunderer Herwegh nun so besser verstehen. Pfeufer ist am 13. September 1869 in Pertisau gestorben.

Noch näher wurde die Beziehung Herweghs zu Jacob Henle, der damals, gleichfalls seit 1840, Professor der Anatomie in Zürich war. Am 19. Juli 1809 zu Fürth bei Nürnberg geboren, als Mitglied der Burschenschaft verurteilt, hatte er sich erst 1837 in

[15]) Sonett VII in den „Gedichten eines Lebendigen“.

[16]) Handschriftliche Mitteilung der Frau Emma Herwegh.

[17]) So nach Froebels Darstellung in: „Ein Lebenslauf“ I. 68. Die Notiz fast aller biographischen Quellenwerke, Froebel habe sich nach der Schweiz gewendet, weil er „politisch kompromittiert“ gewesen, ist also nicht richtig

[18]) Ebd. I. 95 ff.

[19]) Ebd. I. 76.

Digitized by Google

Berlin als Privatdozent habilitieren dürfen, und war dem Ruf nach der Schweiz um so lieber gefolgt, als er auf eine Professur in Deutschland nicht hoffen konnte. Er ist am 13. Mai 1885 als Professor in Göttingen gestorben; wie er Herwegh bis an sein Lebensende die Treue gehalten, werden wir später zu verzeichnen haben.

Dies waren die Männer, welche die „Gedichte eines Lebendigen" aus der Taufe hoben, wenn anders dieser Ausdruck von dem Erstlingswerk des Verfassers des „Heideliedes" gebraucht werden darf. Im Sommer 1841 erschien der Band als erstes Verlagswerk des „Litterarischen Comptoirs zu Zürich und Winterthur" und in einer Ausstattung, die einem Kritiker den drolligen Tadel abnötigte, „sie sei zu aristokratisch für den Inhalt".[20]) Der Erfolg fand sich sofort ein und er war größer, als ihm Dichter und Verleger in ihren kühnsten Träumen erwartet hätten.

Über diese Wirkung, wie die Gründe derselben, sei die Stimme eines der competentesten Beurteiler angeführt. Im Jahre 1856 urteilte Robert Prutz:

> Die politische Lyrik war damals das getreue Abbild der Zeit und ihrer Stimmung, eben so verlangend, eben so sehnsuchtsvoll, eben so leidenschaftlich, aber auch eben so unklar in ihren Ausgangspunkten, eben so phantastisch in ihren Zielen, eben so schwankend und widerspruchsvoll in ihren Aeußerungen. Gleich wie die politische Bewegung der Zeit sich zum größten Teil um eine Anzahl von Schlagwörtern drehte, die obenein von den Wenigsten wirklich verstanden wurden, so bewegte auch die junge politische Lyrik sich vorzugsweise auf dem Gebiet der Phrase; so lange hatte das nationale Interesse geschlummert und so plötzlich war es jetzt wieder aufgewacht (oder vielmehr es tappte noch immer wie ein Schlaftrunkener), daß selbst die bloßen Wörter Freiheit, Volk, Vaterland genügten, das Ohr des Hörers gefangen zu nehmen. Ja gerade was das größte ästhetische Gebrechen dieser neuen Dichtung war: ihre Inhaltlosigkeit, ihr Mangel an Objektivität und plastischer Gestaltung — gerade das mußte ihr zur Empfehlung gereichen in den Augen einer Zeit, die ebenfalls noch um ihren Inhalt rang und der gleichfalls noch unter den Händen zerfloß, was sie berührte; es war eine andere Art von Romantik, nur daß sie der Freiheit und der Zukunft zugewandt war, wie jene ältere der Vergangenheit und dem Feudalismus.
>
> Unter den zahlreichen Schriften, in denen diese neue Richtung sich aussprach und die alle rasch ihr Publikum fanden, besonders unter der Jugend, hatte keine ein so allgemeines Aufsehen erregt und war von Kritikern und Laien so einstimmig als der Anfang einer neuen poetischen Epoche begrüßt worden, wie die „Gedichte eines Lebendigen", die zuerst im Sommer 1841 in der Schweiz erschienen waren. Georg Herwegh hatte in Zürich, im Umgang, teils mit jenen älteren Demagogen, die zu anfang der zwanziger Jahre ebenfalls in der Schweiz eine Zuflucht gefunden hatten, teils mit dem jüngsten Nachwuchs des Schweizer Radikalismus, jene Gedichte geschrieben, welche sich bald darauf wie auf Sturmesflügeln durch ganz Deutschland verbreiteten und überall den lautesten und ungeteiltesten Wiederhall fanden. Die „Gedichte eines Lebendigen" waren keineswegs frei von den allgemeinen Gebrechen ihrer Gattung; auch ihnen fehlte es an politischer Konsequenz, an Klarheit und Sicherheit des Standpunktes, sowie an eigentlichem historischen Inhalt; auch in ihnen überstimmte zuweilen der Rhetor den Poeten. Aber wenn es auch nur erst Most war, brausender, gährender Most, kein abgeklärter Wein, so war es doch ein so edler und reiner Most, es loderte in diesen Gedichten eine so aufrichtige, innige Begeisterung, selbst die Phraje, wo sie den Dichter einmal beschlich, trat noch in so glänzendem Gewande auf, daß Niemand dem Eindruck zu widerstehen vermochte. Es war wie ein Rausch, der das ganze Publikum ergriffen hatte; selbst Männer, bejahrte Männer, die ihrer politischen Überzeugung nach einer ganz anderen Richtung angehörten, vermochten sich dem Wohllaut dieser Verse, der Pracht dieser Rhythmen, der Glut dieser Begeisterung nicht zu entziehen. Die Jugend aber, die ihr innerstes Denken und Fühlen gleichsam kristallisiert sah in diesen stolzen schwungvollen Versen, war völlig hingerissen; seit dem ersten Auftreten Goethes und Schillers war kein ähnlicher litterarischer Triumph erlebt worden, hatte kein Dichter die Herzen der Nation so im Fluge erobert; überall verzehrte man sich „in Gluten eines Makagers", überall riß man die „Kreuze aus der Erde", überall sehnte man sich nach einem „Trauerspiel der Freiheit für der Sklaverei Idylle".[21])

Noch deutlicher vielleicht, als der Jubel der Freunde, ließ die Art, wie sich die Gegner verhielten, die tiefe Wirkung dieser Gedichte erkennen. Selbst die konservative Presse tadelte nicht ohne gleichzeitige Anerkennung des poetischen Talents; unter den Gemäßigt-Liberalen wagte sich nur Emanuel Geibel mit einem Streitgedicht hervor, aber auch hier lautete die erste Strophe:

> Es schallt Dein Lied mir in das Ohr
> So schwertersicht, so glockentönig,
> Als wär' aus seiner Gruft empor
> Gewallt ein alter Dichterkönig!
> Und doch, ich weiß' es nicht von mir,
> Ich muß Dich in die Schranken laden,
> Komm an in voller Harnischzier,
> Auf Tod und Leben Kampf mit Dir,
> Kampf, Du Poet von Gottes Gnaden.[22])

Nachdem die zweite Auflage der „Gedichte eines Lebendigen" erschienen war (Herbst 1841) ging Herwegh nach Paris. Die Landsleute empfingen ihn jubelnd, Heine, den er in der „Deutschen Volkshalle" so scharf angegriffen, was dieser freilich nicht wissen mochte, sehr freundlich. Ebenso hatte sich ein anderer politischer Lyriker, der kurz nach Herwegh in der französischen Hauptstadt eintraf, der „politische Nachtwächter", Franz Dingelstedt, der freundlichsten Aufnahme bei dem berühmten Dichter zu erfreuen. Beide begrüßte Heine sogar mit Gedichten; freilich wurde nur das an Dingelstedt:

> Nachtwächter mit langen Fortschrittsbeinen,
> Du kommst so verhört einhergerannt —

sofort gedruckt, während Heines Gedicht an Herwegh erst im Januar 1863 ans Licht trat.[23]) Es lautet:

[20]) Publicola, Georg Herwegh. 35.

[21]) John Jahre. Geschichte der neuesten Zeit. 1840 bis 1850. Von Robert Prutz. Leipzig 1856. I. 378 ff.

[22]) „Kölnische Zeitung" vom 1841. Nr 183. Herwegh entgegnete nicht. Nach Publicola, a. a. O. 54 soll er auf die Aufforderung, zu erwidern, geantwortet haben: „Nein, Geibels Gedicht ist schön, und es ist besser so". Die Mitteilung ist nicht beglaubigt, scheint uns auch unglaubwürdig.

[23]) Das ist so charakteristisch, daß wir hier kurz die Thatsachen zusammenstellen wollen. Beide Gedichte entstanden fast um dieselbe Zeit, im Dezember oder Anfang Januar 1841. Jenes an Dingelstedt sandte Heine sofort nach Vollendung, am 6. Januar 1842, mit drei anderen:

Digitized by Google

Herwegh, du eiserne Lerche,
Mit klirrendem Jubel steigst du empor
Zum heiligen Sonnenlichte!
Ward wirklich der Winter zu nichte?
Steht wirklich Deutschland im Frühlingsflor?

Herwegh, du eiserne Lerche,
Weil du so himmelhoch dich schwingst,
Hast du die Erde aus dem Gesichte
Verloren. Nur in deinem Gedichte
Lebt jener Lenz, den du besingst.

Auch mit Dingelstedt, der damals noch der arme, landflüchtige Ex-Lehrer und Journalist war, trat Herwegh während jenes Pariser Winters in Verbindung; sie gestalteten sich bald so herzlich, daß sie in dasselbe Hotel garni zogen und Thür an Thür wohnten. Es giebt zwei merkwürdige Dokumente Dingelstedts aus der Zeit dieses Verkehrs. Das erste ist ein Brief an seinen Freund Friedrich Oetker, Paris, 24. Januar 1842, der leider nur Fragment geblieben ist:

Von Herwegh willst du wissen? 25 Jahr alt, ein echter Fanatiker, ein St. Just, ein Robespierre, nicht ein Mirabeau wie Heine; schwarzes Haar und ein wunderhübsches Auge; schwäbischer Dialekt, bei Männern unbeholfen, bei Weibern wütend. Immer von Bastilletagen in Deutschland träumend. Jetzt noch ein Schwärmer, sogar ein unschädlicher, weil er ins Allgemeine geht und mit Inspirationen statt durch die Ironie wirkt; in zehn Jahren ein gefährlicher Mensch; in zwanzig entweder tot oder — verheuratet. Er sagte neulich, als wir beide betrunken waren: „Dich lass' ich köpfen" — und ich erwiderte: „Nachdem ich deinen Kopf um zwei Hörner erhöht habe." Herwegh hat eine Zukunft, wenn Deutschland eine Revolution erlebt, sonst nicht. Wir zwei verstehen und ergänzen und vertragen uns prächtig. Er geht in 4 Wochen, und dann kommt zu meinem Troste Gutzkow her. Einen Deutschen muß ich immer besitzen.[*])

Noch interessanter sind die beiden Gedichte, in welchen die Freunde ihrem Beisammensein in Paris ein Denkmal setzten: das „Duett zweier deutscher Dichter in einem Pariser Salon". In leichten, an Berangers Ton erinnernden Versen, aber mit bitterer Ironie schreibt Herwegh sein Spottlied auf die Abtrünnigen:

Auch ich sprach einst vom Vaterland
Und solchen sonderbaren Dingen,
Ich trug mein schwarz-rot-golden Band
Und ließ die Sporen furchtbar klingen:
Doch, selig wer im Gleise geht
Und still im Joche zieht auf Erden —
Was hilft die Genialität?
Ich will ein guter Bürger werden!

Dingelstedt aber erwidert, „mit jener einzig und allein ihm angehörenden Selbstironie, die sich zugleich verspottet und verrät":

Ein guter Bürger willst du werden?
Thu Freund — ein guter Bürger — du?
Das also war dein Ziel auf Erden?
Dem stürmten deine Lieder zu?
O nimms zurück, das eitle Wort:
Wer mag sich so gemein geberden?
Nein, nein, mich reißt es weiter fort:
Ich muß Geheimer Hofrat werden!

Noch lebt ein Gott: Verdienst zu lohnen;
Noch steht manch edles Fürstenhaus;
Gott teilt den Fürsten ihre Kronen,
Die Fürsten uns die Titel aus.
Gewiß, gewiß! ich find' es noch
Mein letztes Ziel auf dieser Erden;
Wär's nur um Boigtens Nekrolog
Ich muß Geheimer Hofrat werden!

Das war im November 1841. Am 6. Oktober 1843 ernannte der König von Württemberg Dingelstedt „mit dem Charakter eines Hofrats" zum Bibliothekar. Herwegh aber ist niemals ein „guter Bürger" geworden.

Ende Februar 1842 kehrte er aus Paris nach Zürich zurück und geriet sofort in schwere, erbitterte Parteikämpfe. Sein erstes Schreiben an Robert Prutz, das erhalten ist, erzählt von ihnen. Ehe wir es mitteilen, sei auch von Prutz' bisherigem Leben und Schaffen eine Skizze gegeben.

Robert Eduard Prutz wurde am 30. Mai 1816 in Stettin geboren, der Sohn eines Kaufmanns, der sein Leben in harter Arbeit verbracht und vorzeitig in Schwermut geendet hatte. Gleich dem strengen und heftigen Vater hatte auch die weiche und schwache

[*]) Franz Dingelstedt. Blätter aus seinem Nachlaß. Mit Handbemerkungen von Julius Rodenberg, Berlin 1890 I. 199 ff.

„Die Tendenz", „Das Kind", „Verheißung" mit der Gesamt-Überschrift: „Schwarz-roth-goldne Gedichte" an Gustav Kühne in Leipzig zum Abdruck in der „Zeitung für die elegante Welt." (Vergl. den Brief Heines an Kühne in: „Heinrich Heines Sämtliche Werke," Herausgegeben von Strodtmann XIX. 537.) Der Leipziger Censor, Prof. Bülau, ließ die drei oben genannten Gedichte passieren, strich aber die beiden letzten Strophen des Gedichts an Dingelstedt, sowie den Gesamt-Titel. (Vergl. Strodtmanns Notiz darüber XVII. 236 und XIX. 338.) Kühne ließ nun die drei unverstümmelt, oder nahezu unverstümmelt gebliebenen Gedichte in der „Zeitung für die elegante Welt", Nr. 19 vom 27. Januar 1842 erscheinen, und schickte jenes an Dingelstedt, das er nicht amputiert drucken mochte, an Heine zurück. Heine sandte es darauf am 24. Februar 1848 an Campe mit dem Bemerken: „Rudel lege ich Ihnen ein Gedicht bei, das in Leipzig nicht die Censur der „Eleganten Welt" passiert und für Sie vielleicht einiges Interesse hat. Lieber Himmel, wenn ich erst die starken Töne anschlüge, wie würden die Leute erschrecken!" (Edd. XIX. 345 ff.) Nun ließ Campe das Gedicht als fliegendes Blatt drucken und versandte es unter der Hand; bald darauf ward es auch im „Weißenseer Allgemeinen Unterhaltungsblatt" Nr. 35 abgedruckt. Heine nahm es darauf in die 1844 erschienene Sammlung seiner „Neuen Gedichte", sowie die französische Ausgabe derselben auf. — Hingegen ging Heine mit dem Gedicht von Herwegh so stiefmütterlich um, wie mit kaum einem anderen seiner Gedichte; er begnügte sich, es Herwegh zu überreichen; das war Alles, was er für seine Verbreitung that. Auch Herwegh ließ es nicht drucken, selbst dann nicht, als Heine Gedichte an ihn aus ganz anderer Tonart drucken ließ; er gab das Original an seinen Freund, Professor Karl Pfeufer, damals schon in München, und behielt eine Abschrift — wohlgemerkt, derselbe Herwegh, dem erst neuerdings wieder der Vorwurf „turbulenter Reklame" gemacht worden ist! Erst als Adolf Strodtmann seine Gesamt-Ausgabe vorbereitete und Alle, die mit Heine in Verbindung gestanden, darunter auch Herwegh, dringend ersuchte, ihm etwaige in ihrem Besitze befindliche Manuskripte Heines zur Verfügung zu stellen, schickte ihm Herwegh das Gedicht. Strodtmann veröffentlichte es darauf zuerst im Eröffnungs-Hefte seines „Orion" (Band I., Heft 1 vom Januar 1863), dann in der von ihm besorgten Gesamt-Ausgabe (XVII, 246), aus der es dann auch in alle anderen Gesamt-Ausgaben übergiug.

Digitized by Google

Mutter keinen bestimmenden Einfluß auf den Knaben, um so größeren die älteste Schwester, Fanny, die sich dann mit einem Stettiner Kaufmann, Roescher, vermählte. Der Knabe absolvierte das Marienstifts-Gymnasium seiner Vaterstadt, an dem damals Lehrer wie Ludwig Giesebrecht und Hasselbach wirkten, und widmete sich 1834—1838 in Berlin, Breslau und Halle dem Studium der Philologie, schrieb und veröffentlichte aber zwischendurch zahlreiche Gedichte, so in Chamisso's Musen-Almanach. Nachdem er auf Grund einer Dissertation über die Quellen des Tacitus 1838 Doktor geworden, kehrte er nach Stettin zurück, verbrachte dort in eifriger Vorbereitung für eine akademische Laufbahn, aber auch in regem dichterischen Schaffen ein besonders arbeitsvolles Jahr und kehrte dann nach Halle zurück, wo er Mitarbeiter der von Ruge und Echtermeyer herausgegebenen „Hallischen Jahrbücher“ wurde. Neben seinen Aufsätzen in dieser Zeitschrift, die damals die kräftigste Waffe des freiheitlichen Geistes in Deutschland war, machte den jungen Schriftsteller namentlich ein 1840 erschienenes „Rheinlied“ bekannt, das einzige, das neben dem berühmten Lied Nicolaus Beckers in weite Kreise drang. Im folgenden Jahre — 1841 — ließ Prutz die erste Sammlung seiner Gedichte erscheinen; der nationale Stoffkreis, die, wenn auch mehr angedeutete, als klar ausgesprochene Fühlung mit den Forderungen der Zeit gaben dem Bändchen seine Signatur und machten den Namen des Dichters bekannt. Im selben Jahre vermählte er sich mit der Tochter eines Dresdener Beamten, Ida Bloede, und ließ sich, in der Hoffnung auf eine akademische Stellung, in Jena nieder; sein treffliches Beweisstück für seine wissenschaftliche Eignung, die Monographie „Der Göttinger Dichterbund“ war kurz zuvor erschienen. Aber der Mitarbeiter der immer radikaler gewordenen „Deutschen Jahrbücher“, wie sie nun seit ihrer Übersiedelung nach Sachsen hießen, der Dutzfreund Ruge's, des Exdozenten, der ihm einen Band seiner Schriften gewidmet, fand in Jena wohl bei den Gelehrten freierer Richtung freundliche Aufnahme, aber seitens der Regierung keine Zulassung zur Universität. Dadurch ungebeugt, ja im Gegenteil noch trotziger gemacht, lenkte er nun als Schriftsteller wie als Dichter immer weiter nach links ab.

Herweghs „Gedichte eines Lebendigen“ hatten tiefsten Eindruck auf ihn gemacht; seine politische Lyrik ist in jener Zeit so sehr von der Herweghs beeinflußt, daß man in seinen Gedichten unschwer jene Stücke bezeichnen könnte, die vor und nach dem Erscheinen der Herwegh'schen Sammlung entstanden sind: von einer Nachahmung kann hierbei keine Rede sein, wohl aber von der unwillkürlichen, ja unbewußten Beeinflussung des schwächeren Talents durch das stärkere. Auch hatte er sich, kaum, daß er das Buch gelesen, an Ruge mit der Anfrage gewandt, ob er es für die „Deutschen Jahrbücher“ anzeigen dürfe; doch hatte es dieser schon selbst angezeigt[25]). Ob Prutz das Buch nun in einem anderen Blatte rezensierte, haben wir nicht feststellen können. Vielleicht in Erwiderung auf eine solche Anzeige oder auf eine briefliche Annäherung von Prutz trat Herwegh mit ihm in Verbindung; die ersten Briefe beider sind, wie erwähnt, verloren gegangen; den ersten, der sich erhalten hat, werden wir in unserem zweiten Artikel mitteilen.

[25]) „Neue Lyrik.“ („Gedichte eines Lebendigen.“) Deutsche Jahrbücher 1841, 63 ff. Die Antwort Ruges an Prutz in: Arnold Ruges Briefwechsel und Tagebuchblätter aus den Jahren 1825—1880, herausgegeben von Paul Nerrlich I. 237 ff. Ruge schreibt: „Eben da ich Deinen lieben Brief . . . lese, bekomme ich auch schon den Abdruck der Rezension über Herwegh, die ich selbst sind, wie Du sehn wirst, im ersten Rausch über diesen trefflichen Demagogen verfaßt. Es ist sehr viel Freimütigkeit und kein Haar Legitimität in dieser Kritik. Vielleicht wäre es unendlich besser gewesen, — denn wird man dieses ferner nicht verbieten? — ich hatte Dir die Kritik gelassen; aber was hilft am Ende die Existenz, wenn man sie nicht in die Schanze schlägt? . .“ Prutz' Arbeiten waren allerdings in der Form vorsichtiger, als die Ruges.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Litterarische Notizen.

— Lottt und Compagnie. Ein Drama in zwei Aufzügen. Von Siegfried Frankl. Berlin, Schweizer und Mohr, 1897. Eine wüste Historie, von der schwer zu sagen ist, ob sie verrückter als obscön, oder obscöner als verrückt ist. Mit der Litteratur hat derlei Zeug nichts zu schaffen und darum hat auch die Kritik ihre Zeit und Kraft nicht an derlei krankhaften Auswüchsen einer, übrigens obendrein nun überwundenen Mode zu vergeuden. K. B.

— Die soziale Frage in der Poesie von Dr. Adalbert von Hanstein. Leipzig, Akademischer Zeitschriften-Verlag Freund und Möschke, 1897. Eine kleine Broschüre, die mit anerkennenswerter Unparteilichkeit, auch mit genügender Orientierung über das Thema geschrieben ist, aber selbstverständlich den ungeheuren Stoff nicht erschöpfen kann; das wäre kaum in einem Buche möglich. Immerhin wird man sich diesen ersten und anspruchslosen Versuch gefallen lassen können, ohne natürlich überall einverstanden zu sein. Sollte der Verfasser zu einer Umarbeitung seines Büchleins Gelegenheit haben, so wird ihm vor Allem zu empfehlen sein, das Unwichtige und schlechtweg Tote hinwegzuthun, um Raum für das Wichtige und Lebensfähige zu gewinnen. Die Kokotten-Romane des Herrn Tovote, oder die brutalen Nichtigkeiten des Herrn Grottewitz u. dergl. haben mit der „sozialen Frage“ nichts zu thun. Auch auf seine Axiome wird der Verfasser zu achten haben. „Lebensfähig ist nur, was wirklich lebendig ist“ und ähnliche Tiefsinnigkeiten deuten auf eine gewisse Hast der Niederschrift, nicht etwa auf Schlimmeres, das beweisen zahlreiche treffende Bemerkungen.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von E. Lezius & Co. in Berlin.

Digitized by Google

Originale.

Geschichten von **Karl Emil Franzos.**

(Schluß.)

Der Wiener Lope de Vega.

Es ist lange her, seit ich den Mann kennen gelernt habe. Damals war ich neunzehn Jahre alt und hatte ein sorgloses und doch sehnsüchtiges Herz, das auch so recht neunzehnjährig war. An einem nebeligen, fast winterlichen Oktoberabende hatte mich der Zug der Nordbahn nach Wien gebracht, ein „Comfortabel" in einen Gasthof, und am nächsten Morgen, der gleichfalls winterlich war, da standen nun wir beide auf dem Stephansplatze und schauten — es war ein Sonntag — die vielen, vielen geputzten Menschen an, von denen sich keiner um uns kümmerte, und wußten nicht, wo aus noch ein und wurden fast verzagt — ich und mein Herz.

Mein Herz blieb's, aber ich faßte mich. Ich erinnerte mich, was ich thun müsse — zuerst eine Stube suchen — „auf der Landstraße, denn da wohnen alle Juristen". So hatten mich die Herren Studenten belehrt, die vor Jahren, gleich mir, als schüchterne Abiturienten ausgezogen waren und dann alljährlich zu den Ferien immer längere Pfeifen, immer größeren Durst und immer kuriosere Mützen zurückgebracht hatten in das stille Heimatstädtchen im Osten. So erfragte ich denn meinen Weg durch die düsteren Gassen mit den himmelhohen, alten Häusern und kam zum Stadtpark. Hier wehte der Wind schärfer als in den Gassen — viel zu scharf für mein dünnes Röckchen — und eben begann auch der Regen, fein, faul, langweilig, ein echter Spätherbstregen. Die armen vergilbten Blätter zitterten nur so an den Ästen, vielleicht vor Frost, vielleicht aus Furcht, niedergeworfen zu werden in den Schlamm der Beete. Auch dieser Anblick war nicht tröstlich und doch trat ich erfreut, tief aufatmend in den Garten — auch in der Großstadt sahen die Bäume nicht anders aus als daheim, und hier gab es kein Gewühle. Immer weiter lockte mich die Einsamkeit auf die verlassensten Pfade, bis mir jählings wieder meine schwere Aufgabe in den Sinn kam und ich bestürzt stillstand, — hier konnte ich mich nicht aus und weit und breit war niemand zu sehen, den ich um den Weg hätte fragen können.

Da kam zu meinem Trost ein Mann daher, eben derselbe, von dem hier erzählt werden soll — ganz sachte kam er daher, den Schirm sorglich aufgespannt, obwohl der Regen wieder aufgehört hatte, die feine, schlanke Gestalt in saubere Sonntagskleider gehüllt. „Kommen Sie mit mir!" erwiderte er freundlich auf meine Frage und wir gingen plaudernd neben einander her, und von Schritt zu Schritt gefiel mir der liebenswürdige Greis besser. Denn obwohl er ungebeugt und stramm einherschritt, erkannt' ich doch gleich, daß er wohl sehr alt war; das Haar blinkte silberweiß und das bleiche, vornehme Antlitz wies tausend Furchen. Nur die Augen blickten so träumerisch freundlich und hell wie die eines Jünglings. „Das muß wohl ein Dichter sein," dacht' ich, so hatte ich mir immer einen Poeten vorgestellt, und war fast enttäuscht, als er mir seinen Namen und Stand nannte: „Rechnungsrat P."

Dies that er aber erst, nachdem ich ihm so ziemlich Alles mitgeteilt hatte, was überhaupt von mir zu berichten war.

„Das trifft sich gut," sagte er lächelnd, „ich habe selbst ein Stübchen zu vermieten, und wenn Sie nicht verwöhnt sind . . ."

„Nein!" durft' ich der Wahrheit gemäß beteuern, begleitete freudig den alten Herrn und pries mich im Herzen glücklich, mein Ziel so rasch erreicht zu haben. Dies behagliche Gefühl steigerte sich, als er mich in sein hübsches, spiegelblankes Heim einführte und mich seiner Gattin vorstellte,

Digitized by Google

einer kleinen, rührigen, redseligen Dame. Und da sich das Stübchen meinen Wünschen völlig genügend und obendrein sehr billig erwies, so bezog ich's noch am selben Tage und habe ein Jahr lang bei den lieben Leuten in dem stillen Hause der Reisnerstraße gewohnt.

Aber so herzlich sie mir entgegenkamen, zu einem rechten Verkehr kam es nicht, weil dies schon durch ihre Lebensweise unmöglich wurde. Von zehn bis drei Uhr war der Rechnungsrat im Bureau, dann wurde gespeist, ein größerer Spaziergang gemacht und um acht Uhr ging das alte Paar zu Bette. Eine Ausnahme machten nur jene Abende, wo an einer Bühne ein neues Stück ernsterer Richtung gegeben wurde — da fehlten sie nie und nahmen innigsten Anteil an dem Geschicke des Dichters. Ein Mißerfolg ging ihnen immer sehr nahe und in bewegten Worten beklagten sie den armen Poeten, der nun für seine Mühe nur Spott und Kränkung ernte. Das waren fast die einzigen Anlässe, wo sie sich ein wenig ereiferten, im Übrigen floß ihr Leben heiter und ruhig dahin.

„Meine Arbeit erhält mich jung und macht mich glücklich," pflegte der Rat zu sagen. Ich bezog dies auf sein Amt und war daher erstaunt, als er mir eines Tages tief aufatmend sagte:

„Heute ist mein neunundsechzigster Geburtstag. Gottlob! in einem Jahre ist die Qual zu Ende und ich kann mich pensionieren lassen."

„Aber ich dachte, daß die Arbeit Sie freut!"

„Nicht diese," erwiderte er lächelnd, „sondern jene freiwillige Arbeit, der ich seit meinen Jünglingsjahren täglich in den frühesten Morgenstunden von vier bis neun Uhr oblege." Er sagte es wirklich so; er sprach ein richtiges Buchdeutsch.

„Was schaffen Sie da?" fragte ich.

Der Greis errötete wie ein Knabe und blickte verlegen vor sich hin. „Dem darfst Du's schon sagen!" ermunterte ihn seine Gattin. — „Ich schreibe Dramen," sagte er endlich zögernd.

„O!" rief ich, „so habe ich mich denn doch nicht getäuscht. Ich hielt Sie schon bei unserer ersten Begegnung für einen Poeten."

Er lächelte, ein wenig geschmeichelt, aber doch bescheiden. „Ich selbst halte mich nicht immer dafür," sagte er.

„Haben Sie wenig Ermunterung erfahren?"

„Gar keine, aber ich habe sie auch nie gesucht!"

„Ist keines Ihrer Dramen aufgeführt?"

„Nein! Ich habe sogar nie den Mut gefunden, meine Manuskripte einer Direktion einzureichen!"

„Ist auch nichts gedruckt?"

„Nein, wozu?! Nur die Bühne kann ein Drama lebendig machen!"

„Und wie viele solcher Stücke haben Sie geschrieben?"

Er lächelte wieder. „Sie werden über die Zahl staunen! Ich bin seit einundfünfzig Jahren thätig, seit meinem neunzehnten Jahre und war immer sehr fleißig. Selbst als Bräutigam und während der Flitterwochen habe ich täglich fünf Stunden geschrieben. Und da ich bei aller Gewissenhaftigkeit sehr leicht produziere, so bin ich jetzt bei meinem dreihundertundzwölften Werke!"

„Wie?" rief ich; ich traute meinen Ohren nicht.

„Dreihundertundelf Stücke liegen fertig! Sehen Sie her!" Er trat zu einem mächtigen Wandschrank und öffnete ihn. Alle Fächer waren mit Manuskripten gefüllt, die fein gebunden und sorgsam geschichtet übereinander lagen. „Wie gesagt, dreihundertundelf Stücke mit zusammen einundsiebenddreihundertundneunzig Akten! Denn meine Stücke sind sämtlich vier- oder fünfaktig, kürzere Dramen liegen nicht in der Richtung meines Talents!"

„Dreihundertundelf Stücke," dachte ich, „der Mann ist ja ein —" Aber ich zwang den schlimmen Gedanken nieder. „Wo haben Sie nur die Stoffe hergenommen?"

„O!" rief er, „das war stets meine geringste Sorge. Die Geschichte bietet so viel — und dann das Leben! Ich notiere mir jeden Stoff, der mir einfällt, in diesem Buche," — er wies auf ein unmäßig dickes Heft — „sehen Sie her — über vierhundert Stoffe harren noch der Ausführung!"

Ich bat, eines der Manuskripte lesen zu dürfen. Er war wenig erfreut darüber.

„Vielleicht, wenn das Drama fertig ist, an dem ich jetzt arbeite: ‚Marino Falieri'. Ein vielbehandelter Stoff, den ich jedoch in ganz origineller Weise aufgefaßt habe. Von diesem Drama hoffe ich, daß es meine übrigen Arbeiten weitaus übertrifft, und verläßt mich diese Überzeugung auch nach der Vollendung nicht, so will ich es Friedrich Halm übergeben und bitten, daß er es an der Hofbühne zur Aufführung bringe."

„Aber ‚Erich XIV.' ist auch sehr gut!" rief seine Gattin. „Und ‚Heinrich IV.', ‚Ottokar', ‚Bar Cochba', ‚Sankt', ‚Ludwig von Ungarn'; dann die modernen Stücke: ‚Herz und Pflicht', ‚Der Dämon der Ehre', ‚Seelenkämpfe'. Leider fehlt es Dir an Mut, damit hervorzutreten, aber

Digitized by Google

unserem Gast kannst Du doch eins anvertrauen.“

Nach längerem Besinnen reichte er mir endlich eins der Hefte: „Ottokar“. Ich las das Drama aufmerksam, aber ohne viel Genuß. Mein kritisches Urteil war damals wahrlich kein sonderlich gereiftes, gleichwohl mußte ich erkennen, daß mir hier Dilettantenarbeit gewöhnlichsten Schlages vorlag. Der gute Rechnungsrat motivierte den Fall des unglücklichen Böhmenkönigs in recht kniroser Weise, und ließ ihn auch im Unglück so spießbürgerlich sprechen, als wäre er irgend ein behaglicher Vorstadtbürger von Prag. Die Einheit des Ortes und der Zeit war auf Kosten der Vernunft festgehalten. Nur im Dialog schimmerte zuweilen ein poetischer Funke, aber er ward ertränkt von den Fluten dieser platten Redseligkeit.

Diese wenigen Stellen hob ich hervor, als ich ihm das Manuskript zurückbrachte. Über das Ganze fällte ich kein Urteil.

Aber er fragte auch nicht danach. Mit seligem Lächeln sog er mein Lob ein. „Ja, ja,“ sagte er, „ganz schlecht ist ja der ‚Ottokar‘ wirklich nicht. Aber der ‚Marino Falieri‘ — geben Sie acht — der wird sogar sehr gut.“

Auch mit dem venetianischen Dogen war es nichts, ich bekam noch das Stück zu lesen, ehe ich meine Ferienreise antrat. Aber da war er bereits Feuer und Flamme für eine „Amalasuntha“ und ganz selig in der Zuversicht endlichen Gelingens. Wie oft ihm dies noch begegnet ist, weiß ich nicht, ich bezog eine andere Hochschule und sah den guten Mann nicht wieder. Im Sommer 1873 ist dieser glücklichste, zufriedenste Dichter, der mir je begegnet ist, gestorben.

Glücklich und zufrieden, weil er ein „Original“ war, und zwar ein echtes. Andere Menschen aber erscheinen nur uns als „Originale“, weil sie das Glück auf anderen, stilleren Wegen suchen, als wir. In Wahrheit aber sind wir in unserem Jagen und Hasten die schrullenhaften „Originale“ und sie die richtigen Weisen. Und mit der Schilderung eines solchen „falschen“ Originals seien diese Aufzeichnungen geschlossen.

Der Schulmeister von Thalfels.

. . . Es war in derselben schönen Zeit, da ich noch ein Jüngling war und die blaue Blume auf Erden suchte, so rastlos und siegesgewiß, sie müßte sie mir am nächsten Garten entgegenduften oder, in ein liebliches Menschenweiben gewandelt, um den Hals fallen. Damals machte ich noch nicht so große Reisen wie später; aber viel schönere. Wenn der Frühling seinen Einzug hielt in die alte graue Universitätsstadt, dann begann mir das Herz sehnsüchtig zu klopfen und ließ mir keine Ruhe, bis ich ihm seinen Willen gethan. Ich griff nach Stock und Käppchen und zog in der roten Morgenfrühe aus, mutterseelenallein und doch mit einem herzlieben Begleiter. Treulich ging er an meiner Seite und ließ mich nie traurig werden, und erzählte mir rastlos die schönsten Geschichten, wie gut und glücklich die Menschen seien und was ich selbst alles vollbringen würde auf Erden. Auch die Geschichte von der blauen Blume des Glücks hat er mir erzählt, und seine Eingebung war es, daß ich sie rastlos suchte; aber ihm danke ich auch die Kraft dazu, denn so lange er an meiner Seite schritt, hab' ich den Sonnenbrand des Lebens nie empfunden. Freilich hat er mich später treulos verlassen und seine Geschichten haben sich oft genug als arge Lügen erwiesen, aber ich zürne ihm doch nicht und denke bewegten Herzens an ihn zurück, den herzlieben Gesellen, den Genius der Jugend!

Es ist kaum zu sagen, wie leicht es sich an seiner Seite wandert und welche schönen Pfade man dabei, fast ohne eigenes Zuthun, findet. So war es auch an einem Junitage, und kaum zwei Stunden, nachdem ich die graue Stadt verlassen, geriet ich in ein Seitenthal der Vorberge, so entzückend schön und dabei so still und menschenleer, daß mein Begleiter sofort die Gelegenheit benützte, mir zu erzählen: ich wanderte hier im Reich eines Zauberers, der Fels und Wald, Feld und Bach sich nur zu seinem eigenen Vergnügen so ergnicklich schön geschaffen; Menschen jedoch dulde er da nur alle hundert Jahre einmal als Gäste. Aber auf diese Lüge kam ich dem unwilligen Gesellen noch in selbiger Stunde, denn auf einer der fernen Wiesen am Abhang sah ich Mähderinnen gebückt mit der Sichel hantieren, und dann holte mich gar ein kaiserlich-königliches österreichisches Briefpostwägelchen ein.

Der Postillon, ein ältlicher Mann mit schön roter Nase, nickte mir lustig zu, ich that ein Gleiches, und dann hielt er aus freien Stücken an und fragte, ob ich ein Stücklein mitfahren wolle. Es darf dies nicht verwundern, denn zwischen Postillonen und wandernden Studenten besteht seit jeher ein freundliches Verhältnis, und ferner läßt ein dienender Mann mit solcher Nase nie die Gelegenheit unbenützt, einen Silberzechser

Digitized by Google

zu verdienen, den er dann in neuen Farbstoff für seine Zierde umsetzen kann.

Ich saß also auf und wir fuhren selbander dahin und plauderten vergnüglich. Er erzählte mir, daß er nach dem Markte G. und dem Städtchen H. fahre, und wollte dann wissen, wohin meine Reise ginge.

„Der Nase nach," erwiderte ich, worüber er in einiges Nachdenken geriet und meinte, da würde ich wohl nicht weit kommen, denn des Menschen Nase weise immer nach einem Wirtshause.

„Ja," sagte ich, „Eurem Wegweiser sieht man's an!"

Das wollte er aber nicht gelten lassen und versicherte, die Röte rühre von einem Fall her, den er in seiner Kindheit gethan.

Nun bin ich nicht der Mensch, der jemand mutwillig durch Unglauben kränkt, und nahm also ohne weitere Fragen an, daß jener Schnapsgeruch, der ihn umwitterte, auch von jenem Unfall herrühre.

Dieses Schweigen aber schien ihm ungemeines Vertrauen in meine Glaubensfähigkeit beigebracht zu haben, denn nun erzählte er mir sogar, er sei als Knabe so begabt gewesen, daß man ihn für den geistlichen Beruf bestimmt habe, was nur durch Schicksalstücke unerfüllt geblieben sei. „Es ist aber," fügte er hinzu, „vom Schicksal vorbestimmt gewesen, daß eins von uns geistlich werden sollt', denn meine jüngste Schwester ist Köchin beim Pfarrer in H." Dann schilderte er mir das glückselige Leben dieser Exforenen und wiederholte immer: „Ach! wenn ich nur eine Pfarrersköchin wär'!"

Schon daraus kann man erkennen, daß er nicht jener glückliche Mensch war, den ich schildern will, und noch mehr, wenn ich hinzufüge, daß er sehr eifersüchtig war, welche Empfindung ja für einen Postillon noch viel unangenehmer sein muß, als für andere Menschen.

Wohl aber hat er mich zu jenem Glücklichen gebracht. Nachdem wir nämlich ein größeres und ein kleines Dorf passiert, sah ich fern am Wege auf einem Hügel zerfallenes Gemäuer liegen und zu seinen Füßen abermals ein Dörfchen.

„Das ist Burg Thalfels," erwiderte der Postillon auf meine Frage, „dort haben einmal Ritter mit eisernen Kleidern gewohnt, jetzt aber haust dort ein böser Geist und der Schulmeister vom Dorfe unten."

Mehr wußte er mir nicht zu sagen, und da mich jede Ruine interessiert, um so mehr eine solche, wo zwei so verschiedene Wesen freundnachbarlich neben einander hausen, so stieg ich am Fuße des Hügels aus, nahm Abschied von meinem Postillon und klomm empor.

Den bösen Geist habe ich nicht kennen gelernt, wohl aber den Schulmeister, und das war ein guter und ein glücklicher dazu.

Schon auf halber Höhe gewahrte ich einen Greis, der, tief gebückt, das wenige Gras mähte, das da an steilem Abhang wuchs. Das Antlitz konnte ich nicht sehen; nach dem Gewand schien er mir ein armer Tagelöhner.

„Ist der Schulmeister zu Hause?" rief ich ihn an. „Und kann ich die Burg besehen?"

Der Greis richtete sich auf und ich blickte in ein freundliches, ehrwürdiges, faltenreiches Antlitz, aus dem mich ein paar helle Augen in starrem Staunen anblickten.

Ich wiederholte meine Frage.

„Ei, ja freilich!" erwiderte er nun und fügte laut hinzu: „'s richtig Einer, nach dreißig Jahren wieder Einer!" Und dann kam er rasch zu mir auf den Pfad und wies mich empor. „Ich bin nämlich selbst der Schulmeister!" erklärte er nun. „In die fünfzig Jahre hause ich hier und nur zwei Fremde sind oben gewesen, die Ruine zu beschauen, das waren zwei Studenten vor dreißig Jahren, und nun kommt wieder Einer. Es freut mich sehr, sehr — ich danke Ihnen!"

Daß die Freude echt war, konnte ich wahrlich nicht bezweifeln. Mein Leben habe ich kein glückseligeres Gesicht gesehen und solche helle Kinderfreude in Greisenaugen.

„Viel werden Sie freilich nicht sehen," plauderte er, hastig vorausschreitend. „Das Gemäuer zerfällt schon seit zweihundert Jahren und die Bauern führen die Steine fleißig weg. Auch war der Bau nie ansehnlich. Es hat hier ein armes Geschlecht gehaust, ich weiß es aus einer Chronik."

In der That standen oben nur noch Reste der Ringmauer und zwei Wände des Wartturms. Bloß ein Teil, etwas tiefer gelegen, der eine Art Vorbau gewesen sein mochte, war noch leidlich erhalten, obwohl auch hier die Wände bedenkliche Risse zeigten.

„Hier ist die Schule und mein Wohnzimmer," erklärte der Greis. „Es sieht wacklig genug aus, aber als ich hierher kam mit dem Herrn Kameralverwalter aus G., um die Schule einzurichten, — es werden im Herbst fünfzig Jahre — da waren die Risse nicht kleiner, und es hat doch bisher gehalten und wird's wohl noch ferner! Die Ge-

Digitized by Google

meinde ist freilich nicht gar arm und könnte leicht ein Schulhaus im Thale bauen, aber die Leute scheuen die Ausgabe, und dann" — er lächelte — „ist hier der Aberglaube verbreitet, daß Ruinen nur Nachts zusammenstürzen. Es könnte also nicht die Kinder treffen, sondern nur mich!" Und nun ward das Lächeln zu einem Lachen und es klang so fröhlich und hell, als hätte er mir etwas für ihn sehr Freudiges berichtet.

„Sie dürfen dies aber," fuhr er ernster fort, „den Leuten nicht als Bosheit anrechnen! Es ist nun einmal Bauernart in dieser Gegend, den Schulmeister gering zu achten. Wer ein echter Lehrer ist, läßt sich durch solche Kleinigkeiten nicht erbittern, und jeder von uns findet in seinem Berufe so viele und große Freuden, daß er Gott täglich danken muß, weil er ihn gerade einen Lehrer hat werden lassen! Ich meinerseits" — ein Schimmer der Rührung überflog seine Züge — „bin auch dem Herrn da droben dies Dankgebet keinen Tag schuldig geblieben!"

Ich blickte ihn erstaunt an, mir summte das alte Diktum: „Quem dii odere, paedagogum fecere," durch den Kopf. Und dann haftete mein Blick auf seiner äußern Erscheinung, die trotz der ängstlichen Sauberkeit die bitterste Armut nicht verhehlen konnte.

Und der Mann dankte Gott täglich?!

Ich weiß nicht, ob er meinen Blick verstand, aber wieder lächelte er fremdlich und sagte:

„Ja, Schulmeister sein, ist schön! Auf Geld und Gut darf man dabei freilich nicht achten, aber das gehört nicht zum Glück, sondern daß man hat, was man braucht. Ich bin mit meinen fünfzig Gulden jährlich zufrieden, weil sie mir zu allem Nötigen reichen. Sie wundern sich über die geringe Bestallung? Vor einem halben Jahrhundert war sie allgemein üblich, seither ist den Gemeinden freilich aufgetragen worden, das Fünf- bis Siebenfache zu zahlen. Auch an die meinige kamen solche Befehle, aber sie wurden nicht ausgeführt und ich mochte gegen meine einstigen Schüler nie Klage führen. Ihre Liebe und Freundschaft ist mir wertvoller als ihr Geld. Leid thut mir nur, daß ich sie nicht zum Bau der Schule bewegen kann. Einmal waren sie schon nah' daran, weil mein Herr Kollege aus G., ein sehr munterer Mann, das Gerücht ausgesprengt hatte, daß hier ein böser Geist hause. Da fürchteten sie für ihre Kinder. Aber ich klärte die Leute auf, denn man soll aus Schlechtem nie Gutes entstehen lassen wollen. Wenn ich nur auch den andern Wahn beseitigen könnte, daß Ruinen nur des Nachts einstürzen können! Für die Kinder fürchte ich oft. Ich selbst bin auch hier glücklich!"

„Sie sind hier so allein!" rief ich.

„Ja, aber nur heute. Ich habe alle Freuden, die dem Menschen zuteil werden können: auch ein liebes Weib und brave Kinder. Meine Frau ist seit gestern in Z. bei unserer ältesten Tochter. Auch meinen Kindern geht es knapp, aber sie haben alle ihr Brot!"

Und in diesem Ton gingen auch seine weiteren Reden. Ich würde gern noch einiges hiervon mitteilen, aber ich fürchte, daß es Vielen zu schlicht und darum langweilig erscheinen könnte. Freilich ist andererseits ein glücklicher Mensch so selten, daß man eigentlich die Berechtigung hätte, ausführlich von ihm zu erzählen.

Und glücklich, vollkommen glücklich war jener gute Mensch in der Ruine Thalfels. Je länger ich mit ihm sprach, desto deutlicher wurde mir dies. Und weil ich, trotzdem jener herzliche Gesell noch an meiner Seite ging, gleichwohl schon damals ahnte, daß das eine Seltenheit ist, so faßte ich mir auch ein Herz und fragte den Greis, wie er sich sein Glück errungen.

Er wurde ernst und erwiderte:

„Das scheint Ihnen verwunderlich? Nun, mir selbst will es wie ein Wunder erscheinen! Es gelang mir nur dadurch, weil ich mir den Neid abgewöhnte, und zwar durch ein einfaches Mittel, das ich Jedem empfehlen kann. Ich beneidete nämlich, als ich jung war, durch Monate den Schulmeister des Nachbardorfes sehr heftig, weil er trotz geringerer Kenntnisse eine bessere Stellung hatte, und fühlte mich sehr elend. Da gelobte ich mir nun, ein Jahr lang nicht an ihn zu denken, noch an jemand, der in besserer Lage wäre als ich. Ich gelobte mir, überhaupt ein Jahr lang nur so weit in die Welt hinaus zu denken, als der Schatten meines Körpers fiel. Nun ist es wohl wahr, daß der Mensch nicht volle Macht über seine Gedanken hat, aber wer sie will, erlangt sie. Nachdem ich mein Gelübde lange möglichst treu gehalten hatte, fiel es mir gar nicht schwer, es ganz zu erfüllen. Später aber brauchte ich es nicht mehr! — ich hatte das Glück in mir und um mich, das innerhalb jenes Raumes lag, den mein Schatten warf, so voll erkannt, daß ich mir nicht noch mehr Glück wünschte und keinen Menschen um das Seine beneidete!" . . .

Was ist Glück? Wer ist glücklich?

Ich weiß für Dich, Leser, keine Antwort.

Digitized by Google

Mir ist es eine, daß von den beiden einzigen wahrhaft Glücklichen, die ich kennen gelernt habe, der eine es geworden ist, weil er ein überaus seltsames Steckenpferd so ernsthaft tummelte, als wäre es ein lebendiges Roß, das ihn vorwärts bringen könne, der andere, weil er nicht weiter in die Welt hinausgeschaut hat, als sein Schatten reichte.

Mögest Du Dir selbst eine tröstlichere Antwort geben können!

Beethoven.

Neunte Symphonie, vierter Satz.

Ich bin ein Mensch und will meine Freude!
Schal wird der Trunk
Den das Glück kredenzt
Millionen von Lippen;
Ungenossen und unempfunden
Bringt er nur dumpfes
Gefühl der Trägheit.
In mir aber
Sollte er aufglühn
In unendlicher Glut,
Und von dem Rausche
In meiner Brust
Sollte in tausend Herzen hinüber
Springen der Funke
Doppelten Lebens,
Doppelten Heils!

Aber vergebens!
Ein Spiegel bin ich,
Den Licht nicht trat,
Eine klangvolle Saite,
Die den Meister nicht fand,
Ein Echo, harrend auf ein erlösendes Wort,
Das nicht gekommen.

Und nun schau' ich in Bitterkeit
Zurück auf den Weg.
Mir schlägt kein Herz,
Das selig macht,
Mir ward kein Boden,
Auf dem ich ruhe,
Einsam leb' ich
Mit meiner Seele,
Und selbst die Pforte,
Durch welche die Welt des Klanges einströmt,
Ist mir verschlossen.
Und doch, du klagend Herz,
Belügst du mich nicht? —
Was immer mir gestorben,
Eins lebt in mir:
Die Kraft zu schaffen,
Die mich gleich macht dem Gott!

Laß sie zersplittern die morsche Welt!
Ich bau' sie aus Nichts
Herrlicher, reiner,
Und all das, was ich im Traum erlebnt,
Giebst Du mir, meine Kunst!
Unendliche Seligkeit,
Wonne sonder Reue,
Das Schweben über dem Abgrund,
Ohne Sorge, ohne Grauen.
Wunderbar Geheimnis,
Das aus Geräuschen Töne bildet,
Aus nüchternen Worten hehren Gesang,
Leuchtende Farben aus grauer Erde —
Du überwindest
Des Leibes Gebrechen,
Du füllst mit Göttern
Den entvölkerten Himmel,
Und überschüttest mit blühenden Blumen
Die Wüste der Seele!

Aus der Nacht,
Aus dem Trotz mit dem Schicksal
Ringt es sich auf —
Im Herzen innen
Wallt und wogt mir
Ein uferloses Meer
Und siegreich tönt
Aus Leid und Not,
Aus dem flüchtigen Tummel des Lebens,
Aus dem wilden Schäumen des Grolls,
Aus schmerzlich unstillem Sehnen
Hell und klar
Nicht die Verheißung des Glücks,
Das Glück selbst,
Und meine Seele jauchzt:
Freude, schöner Götterfunken!

Friedrich Adler.

Zwiesprache.

Unter Erlen saß ich an dem Borde
Eines Schwarzwaldbächleins. Moosbewachs'ne
Steine übersprang es; unter Wurzeln,
Wo Forellen wohnen und an Hängen,
Wo die goldnen Schlüsselblumen blühen,
Eilte es vorbei mit lautem Rauschen.
Und ich sprach: „Mein Bächlein, Glück zur Reise!
Eilst laudab durch Tannenwald und Matten,
Mündest in den grünen Rhein, den stolzen,
Und er führt dich hin zum Meere."

Digitized by Google

Weinend

Aber sprach das Bächlein: „Weinen kranken
Schwarzwald soll ich lassen? meine liebe
Heimat nimmer sehen! O so wollte
Ich zur Stunde hier verliegen unter
Meinen Heimattannen."

„Bächlein", sprach ich,
„Wieder steigst du aus dem weiten Meere,
Und in Silberwölklein fliegst du hoch am
Himmel in die Heimat, senkst dich nieder,
Wo die Schwarzwaldtannen auf den dunkeln
Höhen ragen, in dein altes Bette.
So, in stetem Wechsel, rinnst du, Welle."

Fröhlich sprach das Bächlein: „Aber du,
Lieber Wandrer, wenn du scheidest, wirst du
Wiederkehren in die Heimat? unter
Meinen Erlen ruhen, Zwiesprach halten
Und an meinem Borde wieder rasten
Froh im gold'nen Sonnenlicht?"

Und ich sprach: „Ich weiß es nicht." . . .

Hans M. Grüninger.

Vision.

Mir träumte, sie starb und nach kurzer Frist
Betrat auch ich die Hallen,
Darin in ewiger Seligkeit
Die himmlischen Scharen wallen.

Und unter den Seligen sah ich sie
Ganz nah bei des Ewigen Throne,
In aller Anmut wandelte dort
Verklärt sie mit Gott dem Sohne.

Ich durfte nicht nahen dem heiligen Kreis
Und stand nur schüchtern von ferne,
Da plötzlich sah'n mich leuchtend an
Ihrer Augen süß schimmernde Sterne.

Ich sprach: „Was wandelst Du so erhöht
Mit ihm, dem Herrn der Frommen?" —
„„Weil ich, wie er, zum Erlösungswerk
Für Dich zur Erde gekommen."" —

Ich wachte auf: Süß schlummernd lag,
Mild lächelnd sie auf dem Pfühle,
Gleichwie ein Kind aus besser Welt,
Nicht aus der irdischen Schwüle.

Des ersten Frühlichts goldener Strahl
Umwob ihr Stirne und Locken
Und feierlich klangen ins stille Gemach
Vom Münster die Morgenglocken.

Karl August Hückinghaus.

Frühlingsweben.

Holdes Frühlingsweben!
Träumerische Luft!
Weckst du neues Leben
In der müden Bruft?

Unter deinem Segen
Will sich's süß und weich
Wieder in mir regen
Ach so reich, so reich!

Himmelsweiten blauen!
Voll von Glanz die Luft!
Leis' steigt das Vertrauen
Aus der Wintergruft!

Sehnsucht, lieberhoren!
Willst du auferstehn,
Um, wenn kaum geboren,
Wieder zu vergehn?

Adolf Wilhelm Ernst.

Falten.

Du kannst an der Falte zwischen den Brauen
Die Pflugarbeit des Gedankens schauen.

Der Stirne Falten sind eingeschnitten
Vom Viel der Sorgen, die drüber glitten.

Und Falten, die an den Lidern haften,
Erzählen von Liebesleidenschaften.

Und Falten, die um die Lippe beben,
Sie lächeln Hohn über Welt und Leben.

Jedoch ein Angesicht ohne Falten
Ist wie ein Schild ohne Schwerthiebspallen.

Rudolf Anussert.

Digitized by Google

Schmelings Erben.

Roman von **Wilhelm Berger.**

(Fortsetzung.)

Viertes Buch.

Erstes Kapitel.

Verzweiflungsvoll brütete Bernhard von Altrock über seiner schriftlichen Prüfungsarbeit. Von Anfang an wußte er, daß er sich keine Ehren dabei holen würde; aber während er schrieb und strich, wieder schrieb und wieder strich, bis ihm sein eigenes Manuskript zum Rätsel wurde, gewann er die niederschmetternde Einsicht, daß er auch zu einer mittelmäßigen Leistung unfähig sei.

Er versuchte nochmals, das Thema mit seinem Vater zu erörtern. Der Präsident indessen wich ihm aus. „Meine Weisheit ist aus der alten Schule," sagte er. „Ich stehe schon lange nicht mehr auf der Höhe der Zeit. Wir alten Juristen sind in der Praxis verknöchert, der eine mehr, der andere weniger. Halte Dich an Deine eigenen Quellen; ich freue mich schon darauf, in Deiner Schrift neuen Gesichtspunkten zu begegnen."

Woche auf Woche ging hin. Endlich mahnte der Präsident: „Man kann auch zu viel geben wollen. Das ist der gewöhnliche Fehler der Jugend. Man muß nicht all sein Pulver verschießen. Mache Schluß!"

So gedrängt, mußte Bernhard sich zur Reinschrift entschließen. Und eines Tages legte er die Bogen seinem Vater auf das Pult.

Mittags bei Tisch sagte Altrock: „Ich gratuliere. So weit wären wir also. Heut' Abend werd' ich die Arbeit lesen."

In dieser Nacht schlief Bernhard sehr schlecht. Er kannte seinen Vater genau genug, um zu wissen, daß er ihm nicht allzuviel zutraute. Und er wußte auch, daß er keine schonende Kritik zu erwarten hatte. Zum erstenmale seit dem Auftreten der zweiten Frau von Altrock wünschte er, daß er sich besser zu ihr gestellt hätte; eine kleine Rückendeckung in dieser Krisis wäre ihm doch sehr angenehm gewesen.

Am nächsten Morgen ließ der Präsident ihn in sein Zimmer bitten. Der Augenblick der Urteilsverkündigung war da.

Altrock schien in guter Laune. Er hielt seinen jüngsten Sohn zwischen den Knieen und ließ sich von ihm ein Tiergartenabenteuer erzählen. „Siehst Du nun, Vater, daß die Juste ein Verhältnis hat?" schloß der Knirps triumphierend.

Herzlich lachend schob ihn Altrock von sich. „Geh' und erzähl' es Mutter; Du wirst ihr ein großes Vergnügen machen."

„Setze Dich, Bernhard," wandte er sich an seinen Ältesten. „Willst Du eine Zigarre rauchen? — dort steht die Kiste. Es ist freilich nur eine gewöhnliche Juristenzigarre; Du mußt vorlieb nehmen."

Diese Anrede war ein schlechtes Vorzeichen für den bangenden Studenten; wenn sein Vater Jemand moralisch vernichten wollte, pflegte er einen sarkastischen Ton anzuschlagen.

Altrock nahm das Heft zur Hand und blätterte eine Weile darin. Endlich fragte er: „Hast Du das nun wirklich alles aus Dir selbst?"

„Wieso?" stotterte Bernhard.

„Ich dachte nur . . . Du mußt in den sieben Semestern eine Menge Schweiß vergossen haben."

Der Gefolterte zuckte zusammen. „Ich bin Student gewesen," erwiderte er mit kläglicher Miene. „Wenn ich die akademische Freiheit genossen habe, so habe ich nur gethan, was allgemeiner Brauch ist."

„Das Recht der Jugend . . . Ja, ja; das kenne ich. Unter diesem Feldgeschrei sammelt sich das künftige gelehrte Proletariat."

Er blätterte wieder in Bernhards Manuskript.

„Welche Meinung hast Du nun selber über Deine Arbeit?" fragte er plötzlich.

Digitized by Google

Bernhard erwiderte ausweichend: „Alles Wissen ist Stückwerk.“

„Bescheidenheit ziert den Jüngling,“ spottete Altrock. „Glaubst Du, die Censuren würden unter mildernden Umständen erteilt?“

„Das nicht —“

„Glaubst Du, Dein Name, der auch der meinige ist, wäre ein Fabrikzeichen, unter dem sich schlechte Ware durchschmuggeln läßt?“

„Aber, Vater, so schlimm ist —“

Altrock machte eine ungeduldige Bewegung. „Da — nimm Deine Pfuscharbeit nur wieder an Dich. Ich habe Dir nichts darüber zu sagen.“

Verdutzt fragte Bernhard: „Was soll ich denn damit machen?“

„Bewahre sie auf, um Dich ihrer später zu schämen. — Und was nun?“

Bernhard schwieg.

„Du bist mündig,“ fuhr der Präsident fort. „Ich habe nicht das Recht, Dir Dein Vermögen vorzuenthalten. Es ist alles in Staatspapieren angelegt, die hier zur Hand sind. Willst Du sie an Dich nehmen?“

Bestürzt versetzte Bernhard: „Willst Du mich verstoßen?“

„Keineswegs. Aber ich wünsche Dir das Gefühl der Verantwortlichkeit für Deine Handlungen beizubringen. Ich löse Dich vom Gängelbande. Gehe Deinen eignen Weg; sorge selber für Deine Zukunft. Es ist das einzige Mittel, Dich zum Manne zu machen.“

Bernhard überlegte. „Wenn ich weiter studiere, Vater — ich komme mit meinen Einnahmen nicht aus,“ sagte er endlich zaghaft.

„Das glaubst Du, weil Du bisher in allen Stücken planlos und zielloß gewirtschaftet hast. Du wirst lernen müssen, auszukommen. Von mir hast Du keinen Zuschuß mehr zu erwarten. Ich habe für Dich gethan, was ich konnte; jetzt kommen Deine Brüder an die Reihe. Ich kann es nicht verantworten, sie um Deinetwillen zu benachteiligen.“

Noch konnte Bernhard sich nicht fassen und mit Entschlossenheit unter das Joch der Notwendigkeit beugen. Schwer fielen ihm die Schulden auf das Herz, die er noch immer nachschleppte, namentlich jene tausend Mark, die er von Hilka genommen hatte. Wie stand er vor ihr da, wenn er ihr mitteilen mußte, daß er noch auf Jahre hinaus nicht imstande sein würde, das Darlehn zurückzuzahlen!

In seiner Verwirrung dachte er nicht daran, daß er sein Kapital anbrechen könnte. „Was aber wird aus meinen Schulden?“ rief er verzweiflungsvoll aus.

„Die hast Du auch noch? — Wenn sie Dich drücken, wird es ein tüchtiger Klumpen sein.“

„Das nicht gerade . . . Aber ich bin Hilka eine Summe schuldig . . .“

Altrock lachte laut auf. „Hilka? — Das ist köstlich! Also deshalb hast Du der hübschen Kousine so angelegentlich den Hof gemacht, um einen Pump bei ihr anzulegen!“

„Aber, Vater —“

Doch Altrock ließ noch immer seiner Heiterkeit freien Lauf. „Das ist wirklich ausgezeichnet! Die Probegroschen des alten Schmeling hast Du in Deine Tasche abgeleitet . . . Und das nennt man heutzutage Jugendliebe!“

„Du thust mir Unrecht, Vater; ich liebe Hilka wirklich —“

„Und möchtest sie heiraten, wenn sie erst ganz zu Gold geworden sein wird . . . Freilich: bei solchen brillanten Aussichten konnte die mühselige juristische Karriere keinen Reiz mehr für Dich haben! Jetzt versteh' ich, weshalb Deine Arbeit den Eindruck des Halbdurchdachten, des zerstreut Hingeworfenen macht. Du hast es eben nicht nötig, Deinen Kopf anzustrengen. Was bist Du für ein glücklicher Mensch, Bernhard!“

Der unbarmherzige Spott des Vaters brachte Bernhard außer sich. Er war den Thränen nahe. „Ich wäre ja ein ganz erbärmlicher Kerl, wenn Deine Meinung von mir richtig wäre,“ rief er aus. „Ich bin leichtsinnig gewesen — meinetwegen — ich habe in den Tag hineingelebt — auch das will ich zugeben — aber spekuliert — auf das mögliche Erbteil eines jungen, unerfahrenen Mädchens spekuliert — das habe ich nicht. Genommen habe ich von ihr, was sie mir aus freien Stücken bot, als ich einst in unbesonnener Offenherzigkeit meine Geldnot enthüllte. Ich hätt' es nicht thun sollen, ich hab' es längst eingesehen; es hat mein Verhältnis zu ihr verdorben. Anstatt mir Vorwürfe zu machen, solltest Du mir lieber herushelfen.“

„Meinst Du? — Wieviel schuldest Du ihr?“

„Tausend Mark.“

„Und außerdem?“

„Genau weiß ich's nicht . . . Bares Geld — Rechnungen — alles miteinander — es mögen noch viertausend sein.“

„Du mußt von Deinen Papieren verkaufen.“

„Thu' es für mich, wenn es sein muß —

Digitized by Google

was erforderlich ist. Nur mache mich frei von allen Verbindlichkeiten. Es soll mir nichts mehr an den Beinen baumeln, wenn ich glücklich um diese Ecke bin."

Der Vater warf dem Sohn einen wohlwollenden Blick zu.

„Die Krisis scheint einen günstigen Verlauf zu nehmen," sagte er. „Wenn ich nur sicher wäre, daß Du alle Spatzen aus Deinem Kopfe jagst, dann könntest Du in Berlin zu Ende studieren und bei mir wohnen. Es wäre freilich noch eine andere Bedingung dabei: Du müßtest Dich nicht als Gast, sondern als Familienglied betrachten. Du weißt, was ich meine."

„Ich bin Dir herzlich dankbar für dies Entgegenkommen," erwiderte Bernhard. „Du hast das Recht, Deine Bedingungen zu stellen. Aber — verzeih' mir, Vater — zu den Gefühlen eines Sohnes für meine zweite Mutter kann ich mich nicht zwingen."

Altrock runzelte leicht die Stirne. „Der Gegenstand ist peinlich für mich," sagte er. „Und doch ist es vielleicht besser, wir sprechen uns einmal darüber aus. Du hast von Anfang an Deine Opposition gegen meine zweite Heirat deutlich markiert. Ich habe darüber geschwiegen, weil ich erwartete, mit der Zeit würdest Du das Thörichte Deiner Haltung einsehen. Anstatt dessen gefällst Du Dir noch immer darin, Dich als der geborene Aristokrat aufzuspielen. Auch Deinen Brüdern gegenüber. Ich brauche Dich nicht darauf aufmerksam zu machen, daß in der Welt von heute Deine Anmaßung nicht einen Schatten von Berechtigung hat."

Bernhard wurde rot. „Darf ich etwas zu meiner Verteidigung anführen?"

„Sprich!"

„Es ist der Unterschied zwischen Sonst und Jetzt, der mir immer wieder aufs neue peinlich zum Bewußtsein kommt. Du hast an diesen Dingen kein Arg. Ich sehe aber, daß wir schon lange nicht mehr so repräsentieren, wie wir dies in meinen Knabenjahren thaten. Sieh' Dich nur einmal um, wie schäbig es bei uns geworden ist. An allen Ecken und Enden wird gespart. Und dabei weiß ich doch, daß Du selbst immer knapp an Geld bist."

Der Präsident war betroffen. Er dachte eine kleine Weile nach und erwiderte dann: „Es scheint also, daß Deine Stiefmutter ohne mein Vorwissen Schätze sammelt. Sie ist eine vorsichtige Frau, die mit der Zukunft rechnet. Du kannst von ihr lernen, Bernhard."

Der Pfeil, den Bernhard auf Frau Sophie abgeschossen hatte, war auf den Schützen zurückgeprallt. Er mußte zu seiner Verwunderung erfahren, daß ein verständiger Mann niemals seine Frau vor seinen Kindern ins Unrecht setzt.

Die Audienz war zu Ende, das Gewitter war vorübergezogen. Bernhard hatte zunächst die Empfindung, als ob ein unerträglicher Druck von ihm genommen sei. Und obgleich ihm der Kopf sehr gründlich gewaschen worden war und er auf das unbarmherzigste gedemütigt, so sah er doch mit fröhlichen Augen in die Welt. Er fühlte, daß sich seine Position gebessert hatte. Er brauchte keinen falschen Schein mehr um sich zu verbreiten, sondern durfte wahr sein. Und er hatte das sehr bestimmte Gefühl, daß er jetzt, wenn er nur ernstlich wollte, an seinem Vater einen Freund finden würde.

Am schwersten war es ihm, sich vor den herrschenden Gewalten des Hauses zu beugen. Aber es mußte sein. Und daß er diesen Sieg über sich selbst errang, war der beste Beweis dafür, daß er die Tauglichkeit besaß, sich zum praktischen Bürger dieser Welt auszubilden, worin es ja Niemand ohne eine gewisse Schmiegsamkeit zu etwas bringen kann.

Er begab sich zu Frau Sophie, die sich nicht wenig wunderte, den Stiefsohn mit einem Anliegen zu ihr kommen zu sehen, und erzählte ihr, daß er sich nach einer Beratung mit seinem Vater entschlossen habe, seine Studien noch ein Jahr fortzusetzen. Nun hege er den Wunsch, dazu in Berlin zu bleiben und sein Vater sei damit auch einverstanden; er wisse aber, daß die Hausfrau das entscheidende Wort zu sprechen habe, da ein Hausgenosse seines Schlages ihr allerlei Last mache. Deshalb richte er die Bitte an sie, ihn weiter zu bemuttern und verspreche ihr, nur die bescheidensten Ansprüche zu machen.

Die Aussicht, Bernhard noch ein volles Jahr als Kostgänger zu behalten, war allerdings nicht gerade sonderlich erfreulich für Frau Sophie; doch konnte sie die Annäherung des Stiefsohns unmöglich zurückweisen. Es kam zu einer Verständigung, und in dem kleinen Staate, den die Altrock'sche Wohnung begrenzte, fingen endlich sämtliche Rädchen an, hübsch glatt ineinanderzugreifen.

Als Bernhard die tausend Mark nach Holstein schickte, schrieb er an Hilka: „Ich werde Dir

Digitized by Google

Deine Güte nie vergessen. Es wäre freilich nicht gut, wenn jedem leichtsinnigen jungen Manne eine liebenswürdige Cousine mit offener Geldbörse zugeordnet wäre; dabei würde das Unkraut über den Weizen wachsen. Ich bin jetzt ein solider Mensch geworden, der alles dumme Zeug aus seinem Kopfe hinausgefegt hat und keine Verse mehr machen wird, bis er in der Robe steckt und das Barett auf der Glatze hat. Aber schön war's doch im vorigen Sommer. Ein närrischer Pudel war ich manchmal, zudringlich, wie dieser Tiere Art ist; aber ich tröste mich damit, daß ich Dich mehr belustigt als geärgert habe. Und so darf ich wohl hoffen, daß Du mir ein freundliches Andenken bewahren wirst."

Er zeigte den Brief seinem Vater.

„Du nimmst rasch zu an Alter und Verstand," sagte Altrock. „Fahre so fort. Dies war Spielerei; aber hüte Dich vor dem bittern Ernst der Leidenschaft: das Glück, das sie Dir vorspiegelt, ist nie das Deinige. Der Liebe kann nur wahrhaft froh werden, wer sie durch Vernunft bändigt."

(Fortsetzung folgt.)

Haidespuk.

Fahlen Mondlichts blasse Strahlen wiegen sich auf kahlen Zweigen,
Auf dem feuchten Wiesengrunde tanzt der Nebel luftgen Reigen;
Nur geschwätzig rauscht die Quelle, sonst ist's still in weiter Runde
Und des Käuzchens Schrei tönt kläglich durch die mitternächtige Stunde.

Plötzlich klingt's wie Schwerterklirren, Stimmen schallen aus den Lüften,
Stiegen heut die wilden Jäger unheildrohend aus den Grüften?
Fremde Worte laut erschallen; ist der Wenden Schaar erstanden,
Die hier auf Luhini's Haide einst den Tod der Helden fanden?

Geisterhaft im Mondlicht flattert ihres Führers blutig Zeichen,
Stoineff's, vor dem mit Zittern selbst der Franken Schaaren weichen;
Und aus tausendjährigem Moore stehen auf gigant'sche Reiter,
Schwergerüstet, kampfesmuthig sammeln sich des Kreuzes Streiter.

Himmeltürmend ihre Häupter, wurzelt tief der Fuß im Moose,
Löwenmähnen ähnlich fliegen um das Haupt die Haare lose.
Kampfruf hier und Schlachtruf drüben, hei wie Speer und Schwerter blinken,
Hügel bilden sich von Leichen, die von toten Rossen sinken.

Immer wilder wird die Kampfluft, immer stärker das Getümmel,
Von der Erde hebt der Fuß sich, in den Lüften stürmt's zum Himmel.
Cryglav's Streiter unterliegen vor der Franken Kreuzeszahne;
Wie von heißem, rotem Blute dampft's auf weitem Wiesenplane.

Mit den grauen Nebelschwaden ist der ganze Spuk verflogen;
Friedlich liegt die weite Haide, sanft vom Mondlicht überzogen.
Nur geschwätzig rauscht die Quelle, sonst ist's still in weiter Runde
Und des Käuzchens Schrei tönt kläglich durch die mitternächtige Stunde.

P. Strauß.

Italienische Volkslieder aus Dalmatien.

Dein blondes Köpfchen, heb' es von dem Kissen,
Und laß dich nicht vom Schlummer mehr besiegen!
Vier Dinge thät' ich gerne dir zu wissen,
Die alle vier mir gleich im Sinne liegen.
Zum ersten: daß du mir mein Herz zerrissen,
Zum andern: „Sieh, wie duld' ich still verschwiegen!"
Daß ich dich innig liebe, sagt die Dritte,
„Erhör', erhöre mich!" die vierte Bitte.

Wer könnte Montags deinen Reiz erreichen!
Doch scheint er Dienstags noch sich zu erhöhn;
Des Mittwochs der Madonna zu vergleichen,
Bist Stern du Donnerstags aus Himmelshöhn
Und Freitags Fürstin mit der Herrschaft Zeichen,
Und Sonntags bist du schön, in Wahrheit schön.

Im Versmaß der Originale übertragen von **Robert S. Arnold.**

Digitized by Google

Georg Herwegh 1842—1843.

Mit ungedruckten Briefen von Georg Herwegh, Robert Prutz u. A.

II.

Wie bereits mitgeteilt, haben sich die ersten Briefe der Freunde in ihrem Nachlaß nicht vorgefunden; das früheste Schreiben, das sich erhalten hat, ist das folgende von Herwegh an Prutz:

Zürich, 8. April 1842.

Mein lieber Freund!

Könnte nur der briefliche Verkehr Zeugniß ablegen von der Zuneigung zweier Menschen, so stünde es eigentlich schlecht mit uns Beiden. Daß ich aber in einem regen Umgang mit Ihnen stehe, auch wenn ich nicht schreibe, wissen Sie; ebenso, daß Sie mir lieb und werth geworden sind, wie wenige Menschen.

Ihr von Jena datirter Brief traf mich nicht mehr hier, und ich habe denselben erst gelesen, als ich gegen Ende Februars nach Zürich zurückkehrte. Dank für Ihre freundliche Einladung, von der ich wohl dieses Jahr einmal Gebrauch machen werde; ich muß Deutschland wiedersehen, so lange ich ihm noch so nahe bin, wie jetzt.

Paris hat mich mehr erschüttert, als amüsirt, und vielleicht habe ich tiefer gesehen, als die meisten meiner Landsleute, die sich dort aufhalten und die uns im Durchschnitt recht herzlich schlecht repräsentiren. Das sitzt und schwitzt und schreibt den ganzen Tag auf seinen räucherigen Lesekabinetten die jämmerlichsten Correspondenzen nach Deutschland.[26]) Es ist zum Erbarmen. Dahin dringt kein Atom unserer Philosophie, kein Sonnenstrahl unserer reformatorischen Bestrebungen. Dicke, dicke Nacht dort bei unseren Landsleuten, höchstens eine blasirte Empirie, die sich nicht genug zu blähen weiß.

Wie hat mich einer Ihrer neusten Aufsätze in der Rheinischen Zeitung erlabt! Ich meine den über Schiller bei Gelegenheit des Firmenich'schen Buches[27]). Das Wenige, was ich bin, danke ich nächst meinem Vater der Philosophie; es ist noch selten einem Poeten im Himmel der Abstraction so wohl zu Muth gewesen, wie mir. Die Philosophie wird unsre Poesie verjüngen — wiederhole man das unseren lyrischen Spatzen, bis der Satz trivial geworden. Dieser Gefahr, trivial zu werden, muß man sich schon aussetzen, wenn man mit etwas durchdringen will.

Dem Mundt haben Sie tüchtig auf's Maul geschlagen[28]); alle Ihre Freunde, deren Sie hier, ohne es zu wissen, eine Menge haben, erbauen sich höchlich daran.

Zürich ist im Moment aberwitzig, und wird vor dem ersten Mai[29]) wohl schwerlich wieder zur Vernunft gebracht werden können. Wir haben einen Messias sammt einem halben Dutzend Apostel, den Staatsrath Bluntschli an der Spitze. Der Messias ist ein gemeiner Strick und ohne Zweifel das Werkzeug reactionärer Tendenzen. Ich habe die Ehre, denselben sehr genau zu kennen, und somit auch die Mittel (wenn der Geschichte nicht durch die Polizei ein Ende gemacht wird), einen Kampf auf Leben und Tod mit ihm einzugehen. Die Leutchen wollen den Radicalismus stürzen und der Schweiz das Evangelium des Conservatismus predigen, ganz à la Hébert[30]) und Consorten. Rohmer,

[26]) Man glaubt aus diesem Urteil die Stimme Heines herauszuhören; auch Dingelstedt gewann einen ähnlichen Eindruck: Börne, der seine Tage selbst in „räucherigen Lesekabinetten" verbrachte, wäre schlecht damit zufrieden gewesen.

[27]) Andenken an Bartholomäus Firmenich. Meist aus Briefen Friedrichs von Schiller und Charlottens von Schiller. Von Dr. J. J. Hennes. Stuttgart 1841. — Prutz besprach das Werk in der „Rheinischen Zeitung" (Zum Andenken Schillers. Von R. E. Prutz. Nr. 90 vom 31. März und Nr. 93 vom 3. April 1842), für deren Leserkreis es — Firmenich war Rheinländer und hatte bis 1819 in Köln gelebt — von besonderem Interesse war.

[28]) Im Kampfe Auges gegen Gnzkow, Wienbarg und Mundt stand Prutz auf des Ersteren Seite. Welcher Artikel hier im besonderen gemeint ist, haben wir nicht feststellen können.

[29]) Der Tag der Neuwahlen für den „Großen Rath". Näheres theilen wir im Folgenden mit.

[30]) Michel Pierre Alexis Hébert (1799—1882), General-Procurator am Pariser Gerichtshofe, übte damals im Auftrage Guizots einen starken Druck auf die unabhängige Pariser Presse. Herwegh erwähnt ihn auch in der, im Folgenden mitgetheilten Correspondenz für die Augsburger „Allg. Ztg." vom 5. April 1842.

Digitized by Google

ein Charlatan niedrigster Gattung, das Buch seines Bruders „Deutschlands Beruf in der Gegenwart und Zukunft", ein jesuitisches Machwerk, das unter der Fahne des Liberalismus die niederträchtigsten Gedanken Fr. Rohmers, der nebenbei gesagt, ein weit geringeres Talent besitzt, als Theodor Rohmer, einschwärzen soll. Ihr Evangelium ist eine Art Psychologie, welche den Schlüssel zu den tiefsten Räthseln aller Menschennatur besitzen will, diesen Fund aber selbst nur für interessant hält, insofern diese vermeintlichen psychologischen Gesetze Einem die Mittel darbieten, um über die Menschen zu herrschen. Daher der Götzendienst, den die Laffen mit Napoleon treiben. Herrschen, nur herrschen, abstractes, ideenloses Herrschen, herrschen à tout prix. Das Ganze ein Versuch, den Egoismus in ein System zu bringen. Aber hüten Sie sich ja, etwas Geistreiches hinter der Geschichte zu vermuthen. Ja, wenn das der Fall wäre, so ließe sich Manches noch begreifen.

O Gott — wir sitzen tief im Koth, und die Schweiz büßt ihre Verachtung der Philosophie schmerzlich. Kinder, Buben, binden ihr nun solch einen Bären auf. Lachen Sie doch!

Die Augsburger Allgemeine Zeitung wird nun den Scandal auch behandeln. Sie haben uns zu Entgegnungen aufgefordert; ich will tüchtig d'rauf schlagen, und hoffe, daß Kolb so unparteiisch sein wird, mich nicht allzu stark zu censiren.

Ruge will hier Etwas drucken lassen.[31]) Sie wissen wahrscheinlich davon. Werden Sie einen Beitrag geben?

Was macht Ihr Drama[32]), und bekommt man es hier zu Gesichte? Ja?

Sie, und was Ihnen angehört, herzlich grüßend

Ihr

Herwegh.

Das Wesentlichste des Schreibens soll nicht erst breit ausgedeutet werden: wie charakteristisch ist es für den populärsten Vorkämpfer der demokratischen Bewegung in Deutschland vor 1848 und damit für diese Bewegung selbst, daß Herwegh an den deutschen Journalisten in Paris und den Liberal-Konservativen in der Schweiz vor allem ihren Mangel an philosophischer Bildung hervorhebt; wie charakteristisch seine Meinung, daß er alles, was er bedeute, der Philosophie verdanke, und daß sie „unsere Poesie verjüngen werde". . . . . „Es ist noch selten einem Poeten im Himmel der Abstraktion so wohl zu Mute gewesen, wie mir!" — ein bezeichnenderes Wort für die Entstehung und das Wesen der „Gedichte eines Lebendigen" ließe sich schwer erfinnen.

Eingehend muß der Parteikämpfe gedacht sein, deren der Brief erwähnt, weil sie einen breiten Raum in Herweghs Leben einnehmen und in ihren Folgen eine entscheidende Wendung seines Geschicks herbeiführten. Zudem findet sich der seltsame Streit bisher nirgendwo wahrheitsgetreu dargestellt. Wir unsrerseits beschränken uns auf die Mitteilung der Thatsachen.

Wie in den meisten deutsch-protestantischen Kantonen der Schweiz hatten auch in Zürich Vorbild und Einfluß der Juli-Revolution das patriarchalische Regiment der Optimaten hinweggefegt und neue, demokratische Formen der Verfassung aufgerichtet, innerhalb deren nun zwei Parteien: die „Gemäßigten", d. h. die mit den Konservativen verbündeten Liberalen, und die „Radikalen" mit einander um die Herrschaft im kleinen Staatswesen rangen. Bis 1839 hatten die Radikalen unter der Führung Friedrich Ludwig Kellers (1799—1860), des großen Juristen und nachmaligen Nachfolgers Savignys, die Herrschaft behauptet; die Gründung der Universität, die Reform des Schulwesens und der Gerichte war ihnen zu danken; die ruhige, auf praktische Ziele gerichtete Haltung der Partei wurde allmählich, unleugbar unter dem wachsenden Einfluß der deutschen Flüchtlinge, die ja naturgemäß fast ausnahmslos den schärfsten Radikalismus vertraten, minder maßvoll. Dieser Einfluß bewirkte es auch, daß 1839 der drei Jahr zuvor abgelehnte Antrag, David Friedrich Strauß als Professor der Dogmatik nach Zürich zu berufen, angenommen wurde, eine Maßregel, zu der Julius Froebel, damals selbst ein Radikaler, nicht unwitzig als Pendant vorschlug, man möge nun auch flugs zum Professor der Arzneimittellehre einen Gelehrten ernennen, der alle Medikamente als Humbug erklärt habe. Der Rückschlag blieb nicht aus; unter dem Ruf: „Nicht Strauß, sondern Christus!" scharte sich das Landvolk zusammen; auch die alsbald beschlossene Pensionierung des eben Ernannten fruchtete nichts mehr; am 6. September 1839 wurde der radikale Regierungsrat durch einen blutigen Putsch gestürzt, und die „Liberal-Konservativen" kamen ans Ruder.

Der Kreis, in den Herwegh einige Monate später trat, stand dieser Wendung der Dinge mit Groll, aber ohne Besorgnis gegenüber. Allerdings sah nicht bloß die nun herrschende Partei die eingewanderten Deutschen scheel an, auch unter den Radikalen fehlte es ihnen an Gegnern nicht; hatten doch auch Radikale den Antrag, dem berühmten Kliniker J. L. Schönlein das Bürgerrecht von Zürich zu schenken, niederstimmen geholfen! Aber die Flüchtlinge vertrauten auf die Zerfahrenheit der Sieger, vor allem aber auf die eigene Unent-

[31]) Ruge hatte Froebel bereits im März 1842, als die sächsische Regierung die „Deutschen Jahrbücher" immer mehr bedrängte, eine Sammlung größerer, von der Censur unterdrückter Beiträge unter dem Titel „Anecdota philosophica" zum Verlag angeboten. Das Buch erschien dann auch in Zürich. Vergl. Arnold Ruges Briefwechsel u. s. w. I. 266, 268, 280.

[32]) Prutz' 1841 geschriebenes, fünfaktiges Trauerspiel: „Karl von Bourbon."

Digitized by Google

behrlichkeit. Die erste Hoffnung trog; die neue Regierungspartei gewann in dem jungen Professor der Rechte, Dr. Johann Caspar Bluntschli[33]) einen Führer, der sie zum mindesten in wichtigen Fragen zusammenhielt, während die Radikalen durch den Rücktritt Kellers von aller Beschäftigung mit der Politik — kurz darauf nahm er einen Ruf nach Halle an — ihr Haupt verloren. Besser hielt die zweite Hoffnung Stand, dank dem ernsten Bildungsstreben der Stadt und der Tüchtigkeit der Deutschen. Ohne sie war die Universität nicht denkbar, aber auch die Presse, soweit sie Bedeutung hatte, war in ihren Händen. Den radikalen „Schweizerischen Republikaner" redigierte der Nassauer Dr. Ludwig Snell, der gleichfalls radikale „Landbote" von Winterthur war vornehmlich von Deutschen geschrieben, ebenso die entschieden liberale „Neue Zürcher Zeitung". Die „liberal-konservativen" Blätter, die in Schweizer Händen waren, Bürklis „Freitags-Zeitung" und der „Beobachter aus der östlichen Schweiz" vermochten sich in keiner Weise mit ihnen zu messen.[34])

Kein Wunder, daß sich die Regierungspartei nun gleichfalls um Succurs aus den Reihen der Deutschen umsah. Sie hatte nicht lange zu suchen. Drei Männer, die eben ihre Rolle bei den Radikalen ausgespielt hatten, boten sich ihr selbst an.

Der Erste, der in Zürich kurz nach Herwegh aufgetaucht war, hat sich in der Folge als Erzähler einen guten, als Publizist in preußischen Diensten einen minder wohlklingenden Namen gemacht: Adolf Widmann.[35]) Durch seinen Landsmann Herwegh bei Follen und Froebel eingeführt, gewann der feurige und talentvolle Mann das Vertrauen des Kreises und beteiligte sich bald auch litterarisch an seinen Bestrebungen. Durch seine Erzählungen von einem noch unbekannten, nach seiner Überzeugung zu den höchsten Dingen berufenen philosophischen Genie, Friedrich Rohmer in Freiburg i. B., angeregt, las Herwegh ein Manuskript, in welchem ein Bruder des Denkers, Theodor Rohmer, dessen Ideen entwickelt hatte, und fühlte sich von der Schrift so gefesselt, daß er sie Froebel dringend zum Verlag für das „Litterarische Comptoir" empfahl, wo sie denn auch bald erschien.[36]) Das darf nicht verwundern; der Grundgedanke der Schrift: dem deutschen Volke müsse, wenn es sich ermanne, die Hegemonie in Europa zufallen, berührte sich mit den damaligen Anschauungen Herweghs und war zudem hier mit ungewöhnlichem Geist und feuriger Beredsamkeit vorgetragen. Von diesen Vorzügen geblendet, überjah der junge Dichter, wie mancher kühlere und ältere Beurteiler, die höchst bedenklichen Seiten der Schrift. Sicherlich war sie nicht reaktionär, aber unklar — wie sollte Deutschland seine Herrscherrolle antreten können, da Rohmer die Kleinstaaterei aufrecht erhalten wissen wollte?! Und sicherlich auch waren die Brüder Rohmer Männer von gründlicher Bildung, auch philosophisch geschulte Köpfe, aber dabei, aus Absicht oder Eigenart, zugleich Mystiker voll Schwulst und Unvernunft. Das Peinlichste aber war der vergötternde Ton, in dem hier Friedrich den Bruder von sich selbst reden ließ. In allem Ernste ward er ein Mann genannt, der „die Eigenschaften aller menschlichen Individualitäten in sich schließe" und „zu einer welthistorischen Rolle berufen" sei. Diese Rolle war die eines neuen Messias. Dem Alten und Neuen Testament sollte sich seine Heilswahrheit anschließen; „in der philosophischen Sprache würde man jene drei Testamente die Offenbarung des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes nennen".[37])

Noch ehe die Schrift ausgegeben war, erschien (im April 1841) Friedrich Rohmer selbst in Zürich; er und Herwegh wurden binnen wenigen Tagen unzertrennliche Freunde; obwohl damals durch einen Cyklus von öffentlichen Vorträgen über „die neueste deutsche Litteratur seit Goethes Tode" und die Korrektur der „Gedichte eines Lebendigen" sehr in Anspruch genommen, widmete ihm der junge Dichter alle entbehrliche Zeit und Kraft und förderte ihn, wo und wie er konnte. Kein Zweifel, auch Herwegh war zunächst von Rohmer fasciniert, wie so ziemlich alle Menschen, mit denen der seltsame Mann in Verbindung gekommen. Das auffallende Äußere, die geheimnisvollen Andeutungen über sein Vorleben,[38]) seine un-

[33]) Bluntschli war am 7. März 1808 in Zürich geboren, studierte in Berlin und Bonn, war seit 1835 Professor an der Hochschule seiner Vaterstadt, lehrte dann von 1848—1861 in München, und von da ab in Heidelberg; er ist am 21. Oktober 1881 in Karlsruhe gestorben.

[34]) Dies giebt auch Bluntschli in seinen „Denkwürdigkeiten aus meinem Leben", Nördlingen 1884 I, 258 ff., offen zu. Für die bisherige, wie die folgende Darstellung sind hauptsächlich benutzt: Karl Froebels Zeitschrift „Der deutsche Bote aus der Schweiz" (Zürich und Winterthur, Januar bis September 1842), Julius Froebels: „Ein Lebenslauf" (I, 365 ff.) und seine beiden Kampfschriften: „Friedrich Rohmer aus Weißenburg in Franken und seine messianischen Geschäfte in Zürich. Ein Wort in eigener Sache und ein Beitrag zur Geschichte reaktionärer Spekulationen unserer Tage" (Zürich und Winterthur, 1842) und: „Das Verbrechen der Religionsstörung nach den Gesetzen des Kantons Zürich" (Edd. 1844), Bluntschlis „Denkwürdigkeiten", Prantls Biographie Friedrich Rohmers (Allg. D. Biogr. XXIX, 57, ff.), ferner handschriftliche Mitteilungen von Reinhold Rüegg in Zürich.

[35]) Eine seiner schönsten Novellen: „Die katholische Messe" haben Heyse und Kurz in ihrem „Deutschen Novellenschatz" mitgeteilt. Daneben sind seine Romane, namentlich „Der neue Tannhäuser", Proben eines nicht gewöhnlichen Talents. Widmann war am 7. Mai 1818 zu Maichingen in Württemberg geboren, studierte die Rechte, lebte dann in Berlin, von 1840 ab drei Jahre in Zürich, und „wurde hierauf ins Ministerium des Innern in Berlin berufen". Er ist am 26. Mai 1878 in Berlin gestorben.

[36]) Deutschlands Beruf in der Gegenwart und Zukunft. Von Theodor Rohmer. Zürich und Winterthur 1842.

[37]) A. a. O. 214.

[38]) Dies Vorleben war in Wahrheit sehr unromantisch. Friedrich Rohmer, am 21. Februar 1814 zu Weißenburg in Mittelfranken geboren, war der eheliche Sohn eines armen Pfarrers, nicht, wie er erzählte, ein „nachgeborener Prinz" und „Enkel Kaiser Josef II." Nachdem er in München

Digitized by Google

gewöhnliche Bildung, seine hinreißende Beredsamkeit machen dies erklärlich. Herrschsüchtig und verschlagen nutzte er auch seinen Einfluß auf Herwegh zu egoistischen Zwecken aus. Der Plan einer Monatsschrift unter Herweghs Redaktion war schon damals aufgetaucht; Herwegh selbst zweifelte, ob er sich die Fähigkeit zu angestrengter, dauernder Arbeit zumuten dürfe; diese Zweifel ausnützend, legte ihm Rohmer nahe, wie gut er selbst sich zum Redacteur eignen würde, und thatsächlich brachte nun Herwegh den neuen Freund mit Froebel zu diesem Zwecke in Verbindung. Rohmer hat oft behauptet, enthusiastische Briefe von Herwegh zu besitzen; die einzige Äußerung Herweghs, die er dann diesem entgegengehalten, die Verse, die der Dichter ihm in ein Dedikations-Exemplar der „Gedichte eines Lebendigen" einschrieb, klingen zwar immerhin verehrungsvoll genug, deuten aber doch schon auf Verschiedenheit der Überzeugungen hin:

Ich bin ein Geist, der stets verneint.
Doch, insgeheim mit Dir vereint,
Laß' mich in Fluß die starren Seelen bringen,
Der neue Guß der Welt wird besser Dir gelingen! [39])

Nicht der Unglaube Herweghs an die geistige Bedeutung Rohmers, sondern der nähere Einblick in den Charakter des Mannes ließ die Beziehung allmählich erkalten. Froebel und Herwegh merkten bald, wie sich Rohmer zwischen sie zu stellen suche; zudem waren seine materiellen Ansprüche nicht leicht zu befriedigen. Er hatte nun auch seinen Bruder Theodor und seine Braut nach Zürich kommen lassen; sie Alle sollte das „Litterarische Comptoir" ernähren. Froebel war auch dazu bereit, wenn Friedrich Rohmer ihm das gewaltige Werk, das, wie der Mann versicherte, „im Kopf fertig" war und „Die Wissenschaft der Welt" heißen sollte, in Verlag geben wolle. Rohmer war dazu bereit und erhielt Vorschüsse. Aber geschrieben wurde keine Zeile; um nun Herwegh und Froebel auf eine mühelosere Weise von seiner wissenschaftlichen Bedeutung zu überzeugen, erbot er sich, ihnen beiden ein Special-Kolleg über sein System zu lesen. Das Anerbieten wurde angenommen, und so saßen die drei Männer mehrere Monate einige Stunden wöchentlich beisammen, die Hörer im Anfang durchaus gläubig, dann freilich immer skeptischer. Zum gänzlichen Bruch kam es erst, als Herwegh bereits in Paris war; als Froebel sein Geld oder das Manuskript verlangte, suchte ihn Rohmer durch Drohungen einzuschüchtern; noch tiefer als diese Haltung empörte es die beiden Fremde, als sich Rohmer nun, um Weihnachten 1841, ganz offen an Bluntschli und die Regierungs-Partei, — die ihn schon vorher insgeheim subventioniert hatte — anschloß und mit seinen Anhängern, außer seinem Bruder namentlich auch Widmann und Alexander Bruckmann, in die Redaktion des „Beobachters aus der östlichen Schweiz" eintrat. Nun legte Froebel seine und Herweghs schmerzliche Erfahrungen mit dem „Weißenburger Messias" dar [40]) und es begann ein Kampf voll furchtbarer Erbitterung. „Ich habe," sagt Bluntschli, „später noch einige Male in den Krisen der Revolution und des Krieges ähnliche Aufregungen erlebt, aber keine heftigere als damals," [41]) und Froebel urteilt ähnlich. Hüben und drüben standen nicht Schweizer, sondern Deutsche gegen einander; im „Beobachter" Rohmer und seine Sippe, im „Schweizerischen Republikaner" und dem eben damals (Januar 1842) begründeten „Deutschen Boten aus der Schweiz" Snell, W. Schulz, die beiden Froebel, Herwegh und Follen. Hüben und drüben wurde kein Pardon gefordert und gegeben, das Privatleben bis ins Verborgenste aufgespürt und bloßgelegt. Aber der Ausgang dieses Duells auf Leben und Tod entschied nicht allein über Personen, sondern über das nächste Schicksal des Kantons, ja der Schweiz. Am 1. Mai 1842 sollten die Neuwahlen zum „Großen Rath" stattfinden; siegten die Radikalen, so hatte damit ihr Prinzip in der Schweiz gesiegt. Daran wird man denken müssen, um die Maßlosigkeit jener Kämpfe zu begreifen.

Wir wollen sie hier nur insoweit erwähnen, als Herweghs — bisher noch nie dargelegter — Anteil daran reichte. In der persönlichen Polemik schwankte die Wage; betonten die Radikalen Rohmers Undank gegen Froebel und Herwegh, so die Gegner den Undank der „Schüler" gegen den „Meister"; wurde Rohmers materielle Lage verhöhnt, so lantete die Gegenfrage, ob Herwegh als „Lilie auf dem Felde" von Gott, oder nicht vielmehr von Follen ernährt und bekleidet worden sei. Dem Vorwurf, daß Rohmer ein „im-

einige Semester Philosophie studiert, schrieb er, von Schelling unbefriedigt, seine an Spinoza anknüpfende Schrift „Anfang und Ende der Spekulation. Speculationis initium et finis" (München 1835), hierauf eine Broschüre gegen das Junge Deutschland, und ließ sich dann von seinen Freunden, auch seinem um zwei Jahre jüngeren Bruder Theodor ernähren, während er in verschiedenen Städten Deutschlands psychologische Studien, aber daneben auch minder löbliche Dinge trieb. Nachdem er seine Rolle in Zürich ausgespielt, setzte er sein unstätes Wanderleben fort, bis ihn am 11. November 1856 in München ein früher Tod ereilte. Sein vierbändiges philosophisches Hauptwerk „Wissenschaft und Leben" erschien erst nach seinem Tode (1871—1885); es ist heute verschollen. Besser erging es seiner „Lehre von den politischen Parteien" (1844); nicht sein System, aber einzelne Gedanken haben fruchtbringend gewirkt und sind lebendig geblieben.

[39]) Zuletzt hat Bluntschli (Denkwürdigkeiten I. 294) den vielcitierten Vers wieder in Erinnerung gebracht.

[40]) Froebel ließ den Artikel in einem Solothurner Blatte und anonym erscheinen, weil die Züricher Richter zum Teil der Regierungs-Partei angehörten, während in Solothurn Regierung und Richter Radikale waren. Klagte Rohmer dort, so erhoffte Froebel von den Parteifreunden selbst für den Fall Freisprechung, wenn der Redacteur ihn als Einsender nennen sollte. Dieser aber, ein Schweizer, setzte Froebels Namen unter den Artikel, „weil er," sagt Froebel, „mir als Deutschen so wenig wohl wollte, wie der von mir bekämpften Bande." (Ein Lebenslauf. I. 118.) So kam Rohmers Klage vor das Züricher Bezirksgericht.

[41]) Bluntschli, A. a. O. I. 295.

Digitized by Google

potenter Charlatan" sei, wurden das vom Litterarischen Comptoir bewilligte Honorar für „Deutschlands Beruf" (300 Züricher Gulden) und Herweghs Vers an Rohmer entgegengehalten. Entschieden überlegener hingegen erwies sich der „Beobachter" an Inhalt und Form in der sachlichen Polemik; namentlich die „Parteienlehre", die Rohmer entwickelte, blendete durch die Neuheit des Inhalts, aber auch durch die glänzende Form.[42]) Dadurch ermutigt, ging der „Beobachter" sachlich, wie persönlich aus der Verteidigung zum Angriff über. Die Radikalen wichen zurück; die Parteileitung gebot dem „Republikaner" Schweigen und Snell mußte in seinem Blatte den Entschluß veröffentlichen, fortab über die Polemik des „Beobachters" „mit Stillschweigen und verdienter Verachtung hinweg zu gehen". Damit schien die völlige Niederlage besiegelt.

Aber es schien nur so. Das Triumphgeschrei des „Beobachters" rüttelte die Besiegten auf; wer unter den Radikalen die Feder führen konnte, trat in den Kampf ein. Ihnen schloß sich u. A. auch der eben zurückgekehrte Herwegh an. In der Augsburger „Allgemeinen Zeitung", in der bis dahin vornehmlich Bluntschlis C-Korrespondenzen den Standpunkt der Regierungs-Partei zum Ausdruck gebracht hatten, wie in den Züricher Blättern ging er den Gegnern zu Leibe.

Aus seinen Korrespondenzen für die „Allgemeine Zeitung" seien hier einige Stellen wiedergegeben. Die erste ist bereits vor dem Brief an Prutz geschrieben; sie wendet sich gegen einen kurz vorher in demselben Blatte erschienenen Artikel Bluntschlis:

.·. **Zürich**, 3. April. Die Sonne (☉), die in Nr. 89 der Allg. Ztg. über die hiesigen Verhältnisse aufgegangen, steht entweder im Wendekreise des Krebses, oder ist eigentlich ein verkappter Mond, welch' letztere Vermuthung durch die gar so romantisch ausgefallene Beleuchtung sehr wahrscheinlich gemacht wird. Willkommen muß man es immerhin heißen, daß endlich die Discussion eröffnet wurde; und daß dies nicht früher geschah, erklärt sich leicht aus der Scheu, der gegründeten Scheu, ein mißliebig Wort über den Kanton und sein Regiment fallen zu lassen, wenn man nicht ein guter Altbürger oder sonst ein unabsetzbarer und unvertreibbarer Mensch ist. Die Empfindlichkeit der Staatsmänner steht bekanntlich immer in umgekehrtem Verhältniß zu ihrer Größe.

Die Schweiz sollte für Deutschland zum mindesten so interessant sein als Barrekauri und die Chatam-Inseln; sie trrt und leidet ja nicht allein für sich, zu ihrem Besten, zu ihrer Durchbildung, sie trrt und leidet für Deutschland, für ganz Europa. Sind es nicht ursprünglich deutsche Ideen, deren Unverdaulichkeit der Schweiz ihre gegenwärtigen Krämpfe und Kämpfe bereitet? Und können diejenigen, die ewig von einer usurpirten Nationalität der Schweizer reden, im Ernst an eine intime Vereinigung derselben mit Deutschland glauben[43]), wenn nur die materiellen Bedürfnisse, nicht auch das geistige Leben des Nachbarstaates, Schritt mit deutschen Bedürfnissen, mit deutschem Leben hält? Muß sich nicht eben darum der Deutsche doppelt zu der Partei hingezogen fühlen, die, wenn auch zunächst ohne den Gedanken, thun damit entgegenzukommen, deutsche Bildung, deutsche Wissenschaft vertritt und vertheidigt?

Diese Fragen beantworten sich von selbst. Aller Augen müssen sich im gegenwärtigen Moment auf den Kanton Zürich richten, in dessen Hand es gegeben ist, durch die am 1. Mai stattfindenden Wahlen einen Flecken seiner Geschichte auszulöschen und für die ganze Schweiz wieder die Initiative des Fortschrittes zu ergreifen. Und wirklich, hört man auch da und dort noch den alten Finsterlingsschoral: „éteignons la lumière", es beginnt doch schon mächtig zu tagen, und das Bewußtsein des getäuschten Volkes erwacht. . . . Und was die Opposition bei uns betrifft, so glaubte dieselbe nicht nur zu Anfang dieses Jahres, wie Ihr Correspondent meint, sondern glaubt noch bis zu dieser Stunde daran, daß sie in den künftigen Maiwahlen einen vollständigen Sieg gewinnen und damit allerdings die ganze Politik des Kantons Zürich verändern werde. Und sie stützt und beruft sich mit diesem ihren Glauben ganz einfach auf das Volk, dem der Kopf wirbelt von all den neumodischen Begriffen, die gegenwärtig im Schwunge sind, und die, wie eine Schwelzerzeitung sich ausdrückt, eher auf den Mond als auf die hiesigen Verhältnisse passen. Das Volk ist zu der Einsicht gelangt, daß es seit dem 6. September 1839 weder in geistiger noch in materieller Beziehung irgend welche Fortschritte gemacht und so wird, da sich am Ende doch kein Blatt aus der Geschichte als ganz unnütz und überflüssig streichen läßt, der Septemberrevolution nur die historische Bedeutung

[42]) Wie bereits erwähnt, sind einzelne Gedanken in der Staatsrechts-Litteratur lebendig geblieben; die ganze Theorie vermochte, obwohl sich Bluntschli bis an sein Lebensende mit seiner vollen Autorität dafür einsetzte, nicht durchzudringen. Der Grundgedanke sei hier kurz nach Bluntschlis „Charakter und Geist der politischen Parteien" (Nördlingen 1869, 82 ff.) wiedergegeben: „Wie der Staat aus der menschlichen Natur erklärt und begriffen werden muß, so sind auch die politischen Parteien, welche das Staatsleben bewegen, in ihren natürlichen Ursachen und aus dem Menschenleben zu erkennen. Um den Staatskörper zu erkennen, muß man die Grundverhältnisse der menschlichen Seele, um das Staatsleben zu erklären, muß man die Gesetze ihrer Entwicklung suchen. Die Entwicklung des Menschen zeigt sich in den Lebensaltern, die mit verschiedenem Geist und Charakter auf einander folgen. In dem Geist und Charakter der verschiedenen politischen Parteien dagegen zeigt sich in gleichzeitiger Gestaltung derselbe Gegensatz. Das Naturgesetz der politischen Parteien ist demnach das psychologische Gesetz der menschlichen Lebensalter." So ergiebt sich für Rohmer die Gruppierung: Radikalismus — unreifes Jünglingsalter; Liberalismus — Leben des jungen Mannes; Konservatismus — reifes Mannesalter; Absolutismus — Greisenalter. Darum erscheinen ihm nur, je nach den Verhältnissen, die Liberalen oder Konservativen, nicht die Radikalen und Absolutisten zur Herrschaft im Staate berufen.

[43]) Ein Lieblingsgedanke Bluntschlis war damals die „Wiederherstellung eines organischen Verhältnisses und einer freundlichen Wechselwirkung zwischen dem deutschen und dem schweizerischen Geiste". Der Punkt gehörte auch zu dem Programm seiner, von ihm sehr ernst genommenen „Allianz" mit Friedrich Rohmer. Vergl. seine „Denkwürdigkeiten" I. 272.

Digitized by Google

bleiben, die aus der Usterrevolution hervorgegangene alte Regierung legitimisirt zu haben.[44])

Nach einer Kritik der Finanz-Politik der Regierung schließt Herwegh:

Schwerer aber als der materielle Nachtheil fällt dem Volke der ethische Ruin, den es seinem Vaterlande drohen sieht, auf's Herz. Die Angriffe auf die Rechte der freien Wissenschaft, denen nur eine so männlich würdige Haltung wie die unsrer Professoren (einige Theologen ausgenommen) zu begegnen weiß, wollen wir ganz bei Seite lassen. Aber was soll man zu einer Moral sagen, wie der Ihres Correspondenten, die zwischen äußerem und innerem Recht unterscheidet, wie jenes Großrathsmitglied, das behauptete, nach menschlichen Gesetzen lasse sich die Septemberrevolution nicht rechtfertigen, wohl aber nach göttlichen.[45]) Die „blasse Negation" des Hr. Stranß und der modernen Wissenschaft hat doch wenigstens die ethische Seite, daß sie neben der Anhebung der Differenz zwischen Staat und Kirche, zwischen Himmel und Erde auch solchen gefährlichen Unterscheidungen, welche den Menschen einem nicht zu ermessenden Elend entgegenführen, ein für alle Mal ein Ende gemacht hat. Wäre es so weit gekommen, daß die Begriffe von Recht und Unrecht bloß zeitliche, keine ewigen mehr sind? Daß der Himmel sanctionirt, was die Staatsvernunft verdammt? Noch nicht, und das Züricher Volk wird im Namen der Schweiz der Welt beweisen, wie es zwar kriegeführt, aber nicht auf immer abgelernt werden kann von der Bahn des Gesetzes und der Sittlichkeit.[46])

Zwei Tage später berichtete Herwegh demselben Blatte:

.˙. **Zürich**, 5. April. Die Preßprozesse in Frankreich ernten hier großen Beifall und Hebert[47]) hat einen würdigen Nachahmer in unserm Kanton gefunden. Außer einigen skandalösen Privatinjurienprozessen[48]) sind seltens der Regierung nicht weniger als vier Preßprozesse durch den Staatsanwalt anhängig gemacht worden. Angeschuldigt sind der „Schweizerische Republikaner" und der „Deutsche Bote", der „Landbote" und die erste Nummer einer neuen Aarganer Zeitung „Der Freisinnige". Um Ihnen einen Begriff von der Strenge zu geben, mit welcher die hiesige Regierung noch kurz vor Thorschluß gegen die Presse verfährt, stehe hier die angeschuldigte Stelle des „Deutschen Boten", welchem der „Republikaner" sie nachdruckte: „Wie sollte auch das Bern von 1831 Hand in Hand wandeln können auf dem dornenvollen Boden der Politik mit dem heuchlerischen Zürich von 1839 und dem jesuitischen Luzern von 1841?" Dem Vernehmen nach sollen die Beklagten die Competenz des gegenwärtigen Regiments bestreiten und sich einstimmig dahin erklären, erst der aus den nächsten Maiwahlen hervorgehenden — wie sie sagen — legitimen Regierung Rede und Antwort stehen zu wollen.[49]) — Auch der Sonnambulismus wird noch in aller Eile politisch ausgebeutet und man wallfahrtet zu einer Kranken nach Pfäffikon, die den Himmel offen und die am 6. September Gefallenen mit goldnen Kronen auf den Häuptern drin sitzen sieht. Ob das Schwärmerei oder Betrug ist, werde ich Ihnen bald sagen können.[50]) Mit Neuigkeit sieht man einer Brochüre[51]) entgegen über die „messianische Industrie in Zürich".[52])

Womöglich noch energischer ging Herwegh in seinem nächsten Artikel vor.

.˙. **Zürich**, 11. April. All das Gewäsch und Geplauder der conservativen Journale, all die glänzenden Theorien des östlichen Beobachters, der mit jeder Nummer sich auf ein höheres Pferd setzt, wollen bei den einfachen Naturen unseres Landes nicht mehr durchgreifen, und der Liebe Müh, die sich die Herren vom 6. September gaben, ist in diesem Falle ganz gewiß umsonst. Das Ding muß anders angefangen, die Demokratie wieder wie im Jahre 1839 auf den Kopf gestellt und mit Hülfe des Pöbels ein Sieg erfochten werden, der jedem ächten Schweizer glühendes Schamroth auf die Wangen treibt. „Das Vaterland ist in Gefahr!" Abgedroschene Redensart. „Die Religion ist in Gefahr!" Auch etwas abgenutzt, indessen wie manche Bühneneffecte, und wenn sie zehnmal in einer Woche wiederkehren, ewig wirksam. Eine solche Profanation des Heiligsten, wie sie in Zürich an der Tagesordnung, ward noch nirgends erlebt, und in den Staaten des deutschen Bundes kann man sich schwerlich einen Begriff davon machen, wie deutsche Wissenschaft, deutsche Philosophie und zum Theil von Ihren Landsleuten hier in den Koth getreten, wie die Heroen Ihres Volkes, Schelling und Hegel, im Stand herumgezogen und Verbrechern gleich vor Gevatter Schneider und Handschuh-

[44]) Eine Volksversammlung, die am 22. November 1830 in Uster stattgefunden, hatte den Sturz der Optimaten herbeigeführt und den Sieg der Radikalen bewirkt.

[45]) Blumschi hat später seine Ansicht gründlich geändert; was er in seinen „Denkwürdigkeiten" über jene Zeit sagt, entspricht durchweg dem Standpunkt, den einst Herwegh ihm gegenüber vertreten. „Die Volksbewegung im Kanton Zürich," gesteht er (A. a. O. I. 249) bedingungslos ein, „litt an zwei schweren Gebrechen. Obwohl die Gesinnung und das Streben des Volkes, den herrschenden Radikalismus abzuwehren, antirevolutionär war, so entlud sie sich dennoch in revolutionärer Form. Sie führte zu einem Rechtsbruch, der ihrem Principe widersprach. Sodann waren in ihr politische und religiöse Tendenzen und Leidenschaften gemischt und diese Mischung, welche dem tiefen Bedürfnis unserer Zeit, Staat und Kirche zu sondern und Religion und Politik zu unterscheiden, widerstrebte, wirkte verwirrend auf die öffentliche Meinung und erschien den vorhandenen Institutten feindlich."

[46]) Allgemeine Zeitung, Nr. 99 vom 9. April 1842, Beilage.

[47]) Vergl. Anm. [30]).

[48]) Außer den Brüdern Rohmer hatte auch Blumschi Privatklage erhoben.

[49]) Die — juristisch unhaltbare — Einwendung wurde abgelehnt, hingegen fand das Züricher Obergericht die citierte Stelle nicht beleidigend.

[50]) Das „Regill von Pfäffikon" war wohl zunächst nur eine religiöse Schwärmerin, dann unzweifelhaft eine Betrügerin. (Vergl „Der deutsche Bote aus der Schweiz", Nr. 31 vom 26. April 1842.) Herwegh, der sich für die Erscheinung lebhaft interessierte, sah sich damals das seltsame Treiben in Pfäffikon selbst an. Auch berichtete er darüber an die „Allgemeine Zeitung" in einer längeren Correspondenz vom April 1842 (Allgemeine Zeitung Nr. 108 vom 18. April 1842, Hauptblatt.)

[51]) Julius Froebels wiederholt citierte Broschüre gegen Rohmer.

[52]) „Allgemeine Zeitung", Nr. 99 vom 9. April 1842, Hauptblatt.

Digitized by Google

macher an den Pranger gestellt werden. Ihr närrischen Menschen da draußen, was macht Ihr Euch so viel zu schaffen mit den Werken eurer Denker, thr deutschen Jünglinge, was brütet thr so manche Nacht über den Arbeiten eurer Philosophen? Verbrennt die Brücken hinter euch und respective die Bücher, die euch und die Welt glücklich bis zu den Resultaten des Jahres 1812 geführt haben! Kommt nach Zürich, fangt ein Leben von vorn an[53]) und erspart euch die undankbare Mühe, so viel Zeit an die Vergangenheit zu verschwenden. Was real? was ideal? Dixi! — Dieser Kreuzzug gegen die Philosophie als geborene Feindin der Religion (Hegel hat keine Religionsphilosophie geschrieben und erst die Zürcher Denker machen die Entdeckung, daß Philosophie und Religion in ihren Resultaten harmonieren können) ist um so lächerlicher, da die Schweizer im Durchschnitt selten, am allerseltensten aber die Anwohner des Zürcher Sees um derlei „unsittliches, unverständliches Zeug" sich bekümmern. Die Taktik der Septembermänner möchte in dieser Beziehung eine verfehlte sein.

Die Züricher Blätter jener Zeit spiegeln die ungemeine Erregung wieder, welche diese Korrespondenzen im Kreise der Regierungs-Partei hervorriefen. Die „Allgemeine Zeitung" hatte bis dahin, wie bemerkt, fast ausschließlich den ☉-Korrespondenzen Blumtschlis ihre Spalten geöffnet: daß die damals mächtigste Zeitung in deutscher Sprache ihre Haltung ihnen gegenüber ändern könnte, hatten sie nie für möglich gehalten;[54]) daß es geschehen, suchte man sich dadurch zu erklären, daß der ∴-Korrespondent ein Mann von großer wissenschaftlicher Stellung sein müsste, und riet der Reihe nach auf fast alle aus Deutschland stammenden Universitätslehrer. Als diese Vermutung auch öffentlich geäußert wurde, erklärte Herwegh am Schlusse seiner nächsten Korrespondenz vom 16. April 1842:

> . . . Die Septemberpartei, dieselben Leute, die sonst eine gränzenlose Verachtung jedes Urtheils, das im Ausland über und gegen sie gefällt wird, affectiren, spein, wie ich vernehme, Feuer und Flamme wider den unschuldigen Correspondenten . . .; es soll eine in öffentliche Blätter einzurückende Erklärung gegen denselben zur Unterschrift in den hiesigen allerhöchsten Kreisen cirkulirt. Sie wird mit gewohnter literarischer Courtoisie abgefaßt sein; schon seit einigen Monaten hört man aus der brutalen Polemik einer gewissen Partei nichts mehr heraus als die Worte Dummheit und Lüge.

Discussionen, die sich leidenschaftslos auf eine Sache einlassen, werden hierorts immer seltener. Uebrigens kann ich diesen Herren versichern, daß sie sich vollständig täuschen, wenn sie unter meinen beschedenen drei Punkten einen Professor vermuthen.[55])

In einer Redaktions-Notiz bestätigte Kolb, daß „jene Vermuthung ein Irrtum sei". Gleichzeitig wehrte er an anderer Stelle einen Angriff auf den Korrespondenten ab. Der „liberal-konservative" □-Korrespondent der Zeitung hatte eine Entgegnung auf Herweghs Artikel vom 3. April eingesendet: der Schluß lautete:

> „Mit dem ethischen Ruin des ∴-Correspondenten mag es seine Richtigkeit haben, das Vaterland jedoch weiß nichts davon; alle Bestrebungen der jetzigen Regierung gingen dahin, die Bildung des Herzens, des aufrichtig religiösen Gefühls in Einklang mit der Ausbildung des Verstandes zu bringen; dem Ruin des Gefühls vorzubeugen, war ihr Ziel."

Kolb druckte auch diesen Angriff ab, fügte aber die „Anmerkung der Redaktion" bei: „Der Einsender kennt den Korrespondenten nicht, kann also nicht aus einem oder zwei Briefen über seinen sittlichen Wert urteilen".

Wer der ∴-Korrespondent gewesen, hat die Regierungs-Partei weder damals noch später erraten, worüber sich der Unbekannte nun wieder unter demselben Zeichen im „Deutschen Boten aus der Schweiz"[56]) lustig machte:

> . . . An einem warmen Vormittage, nachdem die eben angekommene Allgemeine Zeitung einen Artikel der bezeichneten unbeliebten Art nach Zürich gebracht hatte, wegte ich mich schwimmend in den lauen Fluthen unseres Sees. Um mich herum schwammen gleich Meergöttern junge Häupter unseres Freistaates, welche den 6. September auf die Oberfläche der Fluth gehoben und mit den nöthigen Schwimmblasen versehen. Rührend war es, wie selbst in diesem, dem körperlichen Vergnügen gewidmeten Augenblicke der Geist dieser jungen Väter des Vaterlandes bei dem Wohle ihrer Kinder verweilte. Selbst in puris naturalibus wurden hier die wichtigsten Staatsangelegenheiten verhandelt. „Di Allgmein Zitig gahi na ganz uf di radikal Siten übere," sprach mit Indignation einer der politischen Schwimmer. „Wer hät ka wieder dä Artikel g'schribe?" „O mein i würd en am Styl a scho kenne," erwiderte ein Anderer, „aber i han's na nüd gläse. 's isch verstuecht, daß die Zitig derrige radikali Bricht ufnimmt, und eus häd sie mänge « n » Artikel wieder ume g'schickt."

Aber man erkannte ihn auch am „Styl" nicht, und daß Herwegh und die Freunde das Geheimnis sorglich wahrten, hatte ja seine guten Gründe; welche Folgen es für ihn hatte, als er sich endlich als Verfasser eines ähnlichen Artikels nennen mußte, werden wir später zu berichten haben. Unseres Wissens tritt seine Autorschaft an diesen Korrespondenzen erst durch die vorliegende Veröffentlichung ans Licht.

[53]) Die Mahnung, „ein Leben von vorn anzufangen", gehörte zu den Lieblingsphrasen Fr. Rohmers. Er selbst, versicherte er gegenüber den Angriffen auf sein Vorleben, hätte dies auch gethan.

[54]) Neben sachlichen trugen auch persönliche Gründe dazu bei. Fr. Rohmer war früher Mitarbeiter der Zeitung gewesen und im Unfrieden von ihr geschieden. Gleichwohl nahm Kolb, der damalige Hauptredacteur, eine günstige Besprechung der Schrift von Th. Rohmer „Deutschlands Beruf" auf. Fr. Rohmer war so unklug, zu verbreiten, Kolb habe dies gethan, weil er ihm Enthüllungen über die Allgemeine Zeitung angedroht. Das meldeten nun die Radikalen an Kolb und alle Bemühungen Blumtschlis, Kolb mit Rohmer auszusöhnen, waren vergeblich. Vergl. Blumtschli, Denkwürdigkeiten. I. 291 ff.

[55]) Allgemeine Zeitung. Nr. 110 vom 20. April 1842. Hauptblatt.

[56]) A. a. O. Nr. 31 vom 20. April 1842.

Digitized by Google

Außer den bereits wiedergegebenen Korrespondenzen verdient noch die folgende hier mitgeteilt zu werden:

Zürich, 24. April. . . Der Narrenschneider des Hans Sachs wäre ohne Zweifel der nützlichste Mann für unsern Kanton. Das ist ein Treiben, das ist ein Drängen, das ist ein Händedrücken, das ist ein Arbeiten der conservativen Presse Tag und Nacht! Schon die Titel der bis jetzt erschienenen Flugblätter! — und Flugblätter können eine ganze Viertelstunde lang köstlich amüsiren und ich schreibe Ihren Lesern zur Erbauung nur den Titel der neuesten literarischen Production hier ab, gedruckt auf Löschpapier bei David Bürkli in diesem Jahr. Hören Sie: „Anleitung für weibliche Vereine, Mütter mit ihren Kindern und andere, welche sich während der Wahlverhandlungen im Gebet zu Gott wenden wollen." Um was handelt es sich? Ganz einfach, meint ein Herr College von mir in Ihrer Zeitung, um Christenthum und Nichtchristenthum. Ganz einfach — das hatte ich erwartet. Nichts Neues unter der Sonne, unter dieser ☉. Vor allem, wer ist Christ? wer ist nicht Christ? Wer das Christenthum zur Dienstmagd der Politik, zum Werkzeug des Egoismus, zum Aschenbrödel erniedrigt, welches die Erbsen für den nächsten Tag auslesen muß, während die Familie draußen in Saus und Braus lebt! Oder der, dem seine Religion zu heilig, um sie für Bedürfnisse des Augenblicks auszubeuten, dem die Waffen des Gemüths — die Basis aller Religion — zu kostbar, um sie zu einem Kampfe, in dem es sich ja nur um gleichgültige irdische Verstandesdinge handelt, schartig zu machen? Ernsthaft gesprochen, die Liberalen waren und sind so gute Christen, als es die Conservativen je werden können! Die Berufung des Dr. Strauß geschah lediglich im Interesse der Wissenschaft, und die größere Masse des Volkes hätte sich auch total indifferent gegen diese Berufung verhalten ohne die herrschlustigen Fanatiker von damals und ohne die herrschlustigen Fanatiker von heute. Die Herrschsucht, und noch einmal die Herrschsucht, und zum drittenmal die Herrschsucht unserer Aristokraten (bei welchem Worte Sie sich ein verehrliches Publikum reicher Fabrikanten, Kanslente, Küfer, Lichterzieher zu denken haben) das ist der Schlüssel zur ganzen Geschichte, die übrigens seit dem 6 September 1839 manche neue Phase durchlaufen hat, was ich wohl zu beachten bitte.

Es kommt mir vor, als wolle die deutsche Wissenschaft für die lange Verachtung, die ihr von Seiten der Schweiz zu Theil geworden, und die sie mit der himmlischen Geduld, welche ihr so eigen ist, so lammfromm ertragen, die schrecklichste Rache nehmen, indem sie den Schweizern immer gerade das, was sie in seiner natürlichen, gesunden Gestalt verkünden und verfolgen, in carrikirter, verzerrter Gestalt auf den Hals schickt. So haben die Zürcher gegenwärtig einen Mann als Rechtfertiger des Christenthums angestellt, der früher in frivolem Tone eben dieses Christenthum für das achtzehnhundertjährige Spinnengewebe erklärte, in dem sich nur dumme Fliegen fangen lassen, der, mit oder ohne Wissen, den Hegel'schen Proceß des Selbstbewußtseyns zu einem abenteuerlichen Mikrokosmus ausgebildet, der die Gedanken Feuerbachs, während er denselben, natürlich ohne eine Silbe von Feuerbach gelesen zu haben, als Abschaum der Menschheit darzustellen sich bemüht, zu einer Theorie der grassesten Selbstvergötterung carrikirt, der aus dem Evangellum der That, das in Deutschland drüben von manchen begeisterten Seelen gepredigt wird, eine ordinäre Praxis macht, welcher es gleichviel ist, wie sie herrscht, wenn sie nur herrscht, der endlich eine „Wissenschaft der Welt" erfindet, weil es ihm zu unbequem ist, die Welt der Wissenschaft tüchtig zu studiren. Deutschland soll über dieses Zeug rechten? Nein, Gottlob! es hat Besseres zu thun, so voll auch Ihr ⊙ Correspondent den Mund nehmen mag. Auch das Zürcher Volk wird heut über acht Tage diesen Herren zeigen, wie wenig Theilnahme es ihren psychologischen Studien schenkt; die Verse, die ein barocker Engländer, welcher hier lebte, noch vor dem 6. September gedichtet hat, sind noch zu gut in seinem Gedächtniß, und es wird seine Souveränität nicht zum zweiten Mal das Gespött der Welt werden lassen. Ich will meinen letzten Bericht vor dem 1. Mai mit dem ironischen Verse schließen, mit dem jener Engländer sein Liedlein schloß und hoffe nicht, daß die Prophezeiung am 2. Mai in Erfüllung gegangen sein wird. Also: „Das sündige, unmündige, in Windeln befindige Volk rief mit „populi Dei vox: Fiat nox!" Die Geschichte des 6 September in nuce.

Man beachte, daß sich der Name Fr. Rohmers nirgendwo genannt findet: Kolb scheint die Korrespondenzen wirklich „censirt" zu haben, aber allerdings, wie dies Herwegh in seinem Brief an Prutz voraussetzte, „nicht allzu stark". Erst eine Vertheidigung Blunschlis nannte Rohmer. Die Redaktion nahm sie auf, verwies sie aber in den „litterarischen und persönlichen Reklamationen bestimmten Raum".[57])

Nach den Wahlen schrieb Herwegh für die „Allgemeine Zeitung" nur noch einige wenige, ganz kurze Berichte. In den Tagen vor der Entscheidung aber entwickelte er eine so rege Thätigkeit, wie kaum je zuvor oder nachher in seinem ganzen Leben. Auch die △-Artikel, die der „Deutsche Bote aus der Schweiz" damals veröffentlichte, stammen aus seiner Feder. Da heißt es u. A.:

. . . So weit mußte es also mit denjenigen kommen, die die menschliche Vernunft verachten, die dem Rationalismus, die der Aufklärung Hohn sprechen! So rächt sich die Philosophie an denjenigen, die sie vernachlässigen, an den Feinden der Idee, an den christlich-germanischen Spießbürgern, wie sie in Krähwinkel und anderen weltberühmten Städten hausen, deren höchste und längste Idee von jeher ein — Zopf war! Sie, die von ihrer Hochschule einen der klarsten und geistreichsten Kritiker und Denker durch Aufruhr, durch rohe Gewalt und Verletzung heiliger Gesetze entfernt hielten, sie sind jetzt dazu verdammt, für diese politische Weisheit zu halten, was man höchstens für von Schulknaben aufgelesene Brocken gelten lassen kann . . . Welcher Thorheit ist nicht selbstsüchtiger Parteihaß fähig! Und gerade da, wo den Menschen Phantasie und Ideen mangeln, wie in gewissen Kreisen Englands, wie in dem berechnenden Amerika, und wie in der prosaischen Schweiz, da fallen die unbefriedigten

[57]) Allgemeine Zeitung, Nr. 148 vom 28. Mai 1842.

Digitized by Google

Verstandesmenschen in die Fallen fanatisirender Betrüger, wie Mücken in die Flamme.[58])

Ein anderer Artikel unter demselben Zeichen führte aus, die Angriffe auf die Person Fr. Rohmers seien deshalb gerechtfertigt, weil „diese Person eben durch ihre Persönlichkeit das Heil der Welt auswirken will", fuhr jedoch fort:

Damit wollen wir aber die Angriffe der Presse auf das Privatleben und die persönlichen Fehler, Schwächen und selbst Vergehen öffentlich gestellter Männer, viel weniger bloßer Privatleute keineswegs vertheidigen. Vor die öffentliche Presse gehören nur öffentliche Angelegenheiten.[59])

Auch der „Republikaner" hatte den Kampf wieder aufgenommen, anfangs gemäßigt, dann in immer heftigerer Tonart. Auch Herwegh schlug sie dort an. Er veröffentlichte im „Schweizerischen Republikaner" vom 29. März 1842 den folgenden Artikel, als dessen Autor er ernirt wurde, als Rohmer und Bluntschli die Injurienklage erhoben:

Der Prophet von Weißenburg
oder
Charlatanerie, Arroganz und Ignoranz.

Eine Fortsetzung von Klopstocks Messiade.
Zürich im Verlag der Societät der Büpes. Pränumeration.

Kann man auch Trauben lesen von den Dornen
oder Feigen von den Disteln?
Matth. 7, 16.

I.

Der „östliche Beobachter" sitzt nun bereits seit zwei Monaten — Herr Friedrich Rohmer aber schon länger als acht Jahre — dermaßen glucksend über seinen konservativen Eiern, daß es ihm längst hätte gelingen sollen, das verheißene Junge, welches die Welt, in specie den Kanton Zürich zu retten berufen ist, an den Tag zu brüten. Aber auch nicht eines der großen Worte, die im östlichen Beobachter drei Mal wöchentlich Stelzen laufen, auch nicht eines der Orakel, die von diesem konservativen Dreifuß aus erschallen, ist bis jetzt in Erfüllung gegangen. Besagte Eier müssen also wohl Windeier sein, und unser Verdacht scheint uns um so mehr begründet, da selbst die frechsten Spießgesellen dieses deutschen „Auswurfs", der nur Zürcher-Junkern seine Albernheit als Staatsweisheit verkaufen konnte, anfangen, stutzig zu werden und die klugen Schädel gar bedenklich zu schütteln, da selbst das Haus David zu protestiren beginnt gegen jegliche Verwandtschaft mit dem neuen König der Juden, da selbst der apostolische Eifer einer Freitagszeitung erkaltet[60]) und selbst sie den Ton ihrer Psalmen herunterstimmt. Natürlich! an servilen Werkzeugen und dienstbaren Geistern hat es der Septemberpartei nie gefehlt; deren hatte sie genug oder konnte wohlfeil welche bekommen. Was ihrer eigenen Gedankenlosigkeit vor allem Noth that, waren nicht Personen, am wenigstens solche, wie sie sich selbst in dem Geldmacher-Sendschreiben des Herrn Th. Rohmer an Herrn Prof. J. Froebel schildern;[61]) was sie brauchte und noch braucht, um ihre armselige Existenz zu fristen, sind Gedanken, zum mindesten ein Schein, ein Schatten von Gedanken. Ja — diese Partei bedurfte eines Mannes, der Wunder thun kann; denn Wunder muß der thun können, der es unternimmt, dies christlich-germanische Knittelsystem, seine recht eigentlich hölzernen Prinzipien, seine unerhörte Brutalität auch nur einigermaßen vor den Augen und dem Gewissen der eigenen Leibtrabanten zu rechtfertigen. Da kam ein Deutscher hieher, abgegriffen wie eine alte Münze und durch aller Herren Hände gegangen, immer der Erste unter den Rotern, wenn es wo ein literarisches Treibjagen gibt, von einem eigenen haut goût wie verlegenes Wildpret und darum für manchen Gaumen pikant, ursprünglich vielleicht ein gutmüthiger Schwindler, später, um uns des mildesten Ausdruckes zu bedienen, ein bewußter, berechnender Charlatan, voll großer Pläne und kleiner Kräfte, für seine Thatenlosigkeit Ersatz suchend in der erstaunlichsten Zudringlichkeit und Frechheit, die gesiesschwachen Menschen ja immer imponirt; nach einem durchwanderten genealogischen Labyrinth, worüber der Prozeß nähere Auskunft geben wird[62]), endlich in Zürich angelangt, um es daselbst bis zum Messias, aller Wahrscheinlichkeit nach auch zum Kreuz, wenigstens zum Kreuzkriechen zu bringen, — sollten ihm nicht noch vorher die Jesuiten in Schwyz in die frommen Hände bekommen. Dieser Mensch war Friedrich Rohmer. Der Lakai aber, der ihm Thor und Thür der hiesigen Aristokratie öffnen mußte, da die Gutmüthigkeit einiger Radikalen sich weigerte, länger solche Dienste zu leisten, wie sie in Th. Rohmer's Sendschreiben zu lesen sind, — der Lakai war der leibliche Bruder Fr. Rohmer's, Herr Theodor Rohmer, ungleich talentvoller, als der Erstere, und Verfasser des mitunter nicht ungefällig geschriebenen Buches „Deutschlands Beruf in der Gegenwart und Zukunft", eines Buches, das, während es an alle schönen Regungen der deutschen Nation im Jahre 1841 appellirte, unter der Maske des Heiligsten, der Demokratie gegenüber, einen verlebten, von der Geschichte längst gerichteten Individualismus und Egoismus einzuschmuggeln suchte und, trotz allen hübschen Redensarten über eine zu stiftende, Protestanten und Katholiken umfassende, allgemeine (wahrhaft katholische) Kirche, doch nur dem bestehenden (römisch-apostolischen) Katholizismus in krassester Form das Wort reden will.

Herr Fr. Rohmer ward in seiner tiefen Noth erhört und von Herrn Staatsrath Bluntschli zum Handdux zugelassen. Da Herr Fr. Rohmer bekanntlich jeden Kelch mit Ergebung in den Willen des Herrn trinkt, so waren die Septembermänner frivol genug, ihm noch ein anderes messianisches Talent zuzutrauen, das Talent, Todte zum Leben erwecken und mittelst desselben auch dem Gespenst

[58]) Der deutsche Bote aus der Schweiz. Nr. 15 vom 23. Februar 1842.

[59]) „Der dritte Messias und die Preßfreiheit," A. a. O. Nr. 19 vom 9. März 1842.

[60]) Bürkli's bereits erwähnte „Freitags-Zeitung", ein streng kirchlich-konservatives Blatt.

[61]) Offenes Sendschreiben an Julius Froebel, Professor und Buchhändler in Zürich. Von Adolph Wildmann, Theodor Rohmer und Alexander Bruckmann. Ein Beitrag zur Kenntniß des menschlichen Herzens. Zürich 1842. — Froebel erwiderte durch die Schrift: „Friedrich Rohmer" u. s. w. Vergl. Anm. [31]).

[62]) Vergl. Anm. [3]). Froebel hatte Rohmer's Charlatanerie über seine angeblich fürstliche Geburt scharf gegeißelt.

Digitized by Google

des Konservatismus wieder eine Art Seele einblasen zu können. Arme Junker! wie habt ihr euch getäuscht! Euere Lage beginnt rührend komisch zu werden. Von anderen Eigenschaften, die man in der Welt schätzt, haben wir euch nie viel zugetraut, da ihr doch im Grunde selbst euch nie viel darauf zu gut gethan; daß ihr aber eben so einfältigen Kopfes, als nicht einfältigen Herzens seid, ahnten wir wohl, wagten es jedoch aus Zartgefühl bisher nicht öffentlich auszusprechen. So ist denn auch die letzte Glorie, die um euer Haupt geschwebt, der Heiligenschein der Pfiffigkeit, euch genommen; wir sehen euch schon dastehen mit offenem Munde und weit ausgerissenen Augen, verlacht und mitleidlos verhöhnt von Jedem, der an euch vorübergeht; wir sehen euch dastehen als die unglücklichen, getäuschten Opfer einer grenzenlosen Mystifikation, als die Dupes von Hexenmeistern, die mit einigen unbegreiflichen Worten nach euch angelten, die euch apart einen adeligen Heiland zurechtschnitzeln mußten, weil euch der Heiland, dessen Herz vorzugsweise dem Volk gehörte, nicht mehr genehm war. Christus — ein Egoist, der Egoismus somit gerechtfertigt — diese Lehre des Messias der Intelligenz (auf die wir später noch einmal zurückkommen werden) mußte euch freilich wunden. Hört du, Zürchervolk? Christus — ein Egoist! Das sind deine Glaubensmänner.

Wie schon bemerkt, hatten die Herren vom Sechsten vor Allem Gedanken nöthig, um dem wankenden System ihrer Gedankenlosigkeit eine Stütze zu verleihen. Gedanken aber bei Fr. Rohmer suchen? Wo nehmen und nicht stehlen? Noch einmal arme Junker! Ihr seid getäuscht, bitter getäuscht. Der Chef des Hauses, dem ihr Herz und Hand geöffnet, was hat er für euch gethan? Hat er auch nur einen euerer Gegner überzeugt, auch nur einen Proselyten gemacht? Oder die Seiden des Herrn Rohmer, seine vier geistesbankerutten Trabanten,[63]) die mit dem psychologischen Universalmittel durch die Welt hausiren gehen, haben sie vielleicht mit ihren Donquixoterien — ich erinnere nur, um zu zeigen, daß wir auch den Shakspeare gelesen haben, an den schielenden Vergleich einer Dorichen Lakenreißer mit einer Desdemona — haben sie vielleicht euerer jämmerlichen Partei auf die Beine geholfen? Nichts von alle dem! Sie zogen mit dem Geld, das ihnen ein zweiter gab, den Mann im Koth herum, der ihnen zuerst gegeben, aber doch endlich seiner Großmuth ein Ziel gesteckt hatte; sie werden es mit dem Geld, das ihnen ein dritter bietet, dem zweiten, d. h. euch, ebenso machen, vorausgesetzt, daß ihr nicht unerschöpflich seid. Nehmt euch wohl in Acht! Das Gespann, das ihr da gegen den Radikalismus in Trab gesetzt habet, ist wahrlich der großen Opfer nicht werth, die ihr bringen müßet. Nur euch, die ihr nichts leset und nichts gelernt habet, konnte man einen Augenblick mit gestohlenen Späßen und einer Sekundanerpolitik an der Nase herumführen. Mit gestohlenen Späßen — denn die zwei besten Witze, zu denen sich der öfsliche Beobachter in seinem Leben aufgeschwungen hat, sind fremdes, sind — radikales Eigentum.

Die Ochsen des Pythagoras sind aus Börne, die Form des Bülletins über unsern Republikaner, das durch ein ewiges Wiederkäuen zu einer wahren Purganz wird, ist brühwarm aus dem Charivari entwendet. Und was die Sekundanerpolitik betrifft, so liegt dieselbe ja auf platter Hand, und nur Menschen, wie unsere Zöpfe, die sich von gewöhnlichen Bierfüßlern einzig dadurch unterscheiden, daß sie den Schwanz am Kopfe tragen, konnten in dieser konservativen Mausfalle sich fangen lassen. Die messianische Grimasse, die der Weißenburger Aktivbürger schnitt und die auch schon beisere Philosophen, als er, geschnitten, z. B. der große Campanella, welcher freilich sein Vaterland von der Fremdherrschaft der Spanier befreien wollte — diese Grimasse allein hätte bei unsern guten Leuten und schlechten Musikanten wenig gefruchtet. Aber die ungeheure Einfachheit der — man kann nicht sagen, wie Blitze, sondern wie Koth — vom Himmel gefallenen, kategorisch hingestellten, schlechthin unbeweisenen Begriffe, mit denen Fr. Rohmer und seine Husaren im öflichen Beobachter ausprangten, die himmelschreiende Einfalt dieser Schulaufsätze, die bei vernünftigen Menschen nur eine Wirkung auf das Zwerchfell verursachen können, brachte bei unsern Junkern eine solche Wirkung auf den Verstand zuwege, daß wir in der That fürchten, Zürich werde statt eines Bethehems — die Hirten unserer Berge werden schwerlich herabkommen und niederfallen — ein Bedlam werden.

Erde, Wasser, Luft, Feuer, — Bauer, Bürger, Edelmann, König — Frühling, Sommer, Herbst, Winter — Kind, Jüngling, Mann, Greis oder Knabe, junger Mann, Mann, Greis — Radikalismus, Liberalismus, Konservatismus, Absolutismus. Gott im Himmel! wenn das Weisheit ist, was ist Thorheit? Man muß übrigens gestehen, die Leute sind ziemlich boshaft, und wir vermuthen, sie haben die Vergleichung der vier Parteien mit den vier Lebensaltern, dem Vergleich mit den vier Jahreszeiten nur deshalb vorgezogen, weil sie die Parallele zwischen dem Frühling und dem Radikalismus in einige Verlegenheit gesetzt haben würde. Der Konservatismus fiele in den Herbst — das ließe sich hören, namentlich für Herrn Fr. Rohmer, der so viel mit „Nevenaffektionen" geplagt ist.

Neben dieser vierschrötigen Politik laufen etwelche Rodomontaden gegen die französische Revolution her. Es haben schon manche winzige Seelen dieselbe angeklagt, und man ist übereingekommen, von derlei Poltzeidienerarbeit keine ernste Notiz mehr zu nehmen. Mögen die französischen Revolutionäre Ungeheuer sein, was nun eben nicht unsere Meinung ist — ihr Fliegen seid nur um so lächerlicher, wenn ihr euch gegen Drachen spreizt! Ihr Däumlinge gegen Riesen!

Fortsetzung folgt gelegentlich, wo dann auch der unbekannte Wisch: „initium et finis speculationis", d. h. Anfang und Ende der Spekulation,[64]) diese höchste Erschelnung von Fr. Rohmers Wissenschaft, oder mit andern Worten: der kompleteste Unsinn, einer Kritik unterworfen werden soll. Das alles nicht um der Personen willen, sondern der Sache wegen, im Dienst unserer Partei, um die aus Deutschland eingedrungene Reaktion, deren letztes Resultat ein Freiheitsmord wäre, zu enthüllen.

[63]) Außer den drei in Anm. [61]) Genannten noch Dr. Gustav Widenmann.

[64]) Fr. Rohmer's in deutscher und lateinischer Sprache geschriebene Erstlingsschrift. Vergl. Anm. [39]).

Digitized by Google

Ein zweiter Artikel ist nie erschienen. Wegen dieses ersten erhoben die Brüder Rohmer, wie bemerkt, sehr bald die Injurienklage gegen Herwegh. Gleichzeitig wurde auf der ganzen Linie eine überaus scharfe persönliche Polemik gegen ihn eröffnet. Sachlich wichtiger waren die Zurufe der Schweizer Presse ohne Unterschied der Partei, die Deutschen mögen sich, wenn sie Schweizer Parteikämpfer sein wollten, um die Angelegenheit ihrer Partei und nicht Jeder darum bekümmern, aus wessen Tasche der Andere lebe. Wieder schien der „Beobachter" gesiegt zu haben. Und die Wahlen sollten sechs Wochen später stattfinden!

Zu dieser Lage entschlossen sich die Radikalen, von einem bedenklichen Kampfmittel Gebrauch zu machen. Wie bereits erwähnt, lebte seit dem Sommer 1841 auch Friedrich Rohmers Braut in Zürich; seit dem März 1842 war sie seine Frau; die Hochzeit war an Blumschlis Geburtstage, in seinem Hause, im Beisein der vornehmsten Züricher Patrizier-Familien gefeiert worden. Nun war diese Frau aber, als Friedrich Rohmer noch zu den Radikalen hielt, mit Julius Froebels Gattin sehr befreundet gewesen, und hatte einmal unter heißen Thränen und als Beweis für die „Großherzigkeit" ihres Verlobten gestanden, daß er sie zu seinem Weibe machen wolle, obwohl sie ihm schwere Verfehlungen ihrer Jugend gebeichtet. Nun wandte sich der Froebel'sche Kreis nach Stuttgart, wo sie früher gelebt, um Näheres über das Vorleben der Frau zu erkunden; das Ergebnis waren Auszüge aus den Akten der Stuttgarter Sittenpolizei, die nun eines Tages im „Schweizerischen Republikaner" veröffentlicht wurden. Die Wirkung war die einer Bombe, aber die Splitter verheerten beide Parteien. Blumschli und sein Umgangskreis waren aufs Äußerste bloßgestellt; Frau Rohmer wurde sofort nach München geschickt; Rohmer und seine Freunde waren so zernichtet, daß sie zuerst nichts zu erwidern vermochten. Aber auch die Radikalen durften nicht jubeln; Männer von Ansehen veröffentlichten einen Protest „gegen die Entwürdigung der freien Presse zu einem solchen Mittel"; auch Radikale stimmten den Regierungs-Männern bei, es dürfe sich nie und nimmer wiederholen, daß „die Frau an den Haaren in die Männerschlacht gezerrt werde"; der schon lange insgeheim glimmende Haß gegen die „fremde Chäibe" schlug in Flammen auf; wie ein Schrei durchhallte es Stadt und Kanton: „Hinaus mit allen deutschen Zeitungsschreibern!" Da die Brüder Rohmer samt Anhang durch die Regierung gedeckt waren, und die Brüder Froebel, Snell und Follen Züricher Bürger waren, so war diese Stimmung nur für Herwegh und Wilhelm Schulz bedenklich. Diese Gefahr einer Ausweisung steigerte sich noch, als der „Beobachter" eine scharfe, von einem in Zürich anwesenden Württemberger, Baron von Herdegen, gezeichnete Erklärung brachte, welche behauptete, daß die Stuttgarter Polizei-Akten gefälscht seien. Bestürzt wandten sich Froebel und Herwegh an ihren Stuttgarter Anwalt Römer, den nachmaligen Minister, und konnten nach wenigen Tagen den Beweis veröffentlichen, daß die Akten echt und der Baron ein aus einem württembergischen Zuchthause entsprungener Sträfling sei; die Regierung mußte ihren Helfer verhaften und an seinen Heimatsstaat ausliefern. Damit war die Gefahr der Ausweisung beseitigt; die Regierung wagte es nun nicht mehr zu thun; hatte der „Radikale" ein bedenkliches Kampfmittel gewählt, so der „Beobachter" ein noch bedenklicheres.

Unter dem Eindruck dieser Ereignisse, die weit über die Grenzen der Schweiz hinaus ein so großes Aufsehen erregten, wie es Privat-Skandale äußerst selten auf sich gezogen haben, wurden die Wahlen zum „Großen Rath" vollzogen. Sie ergaben ein unerwartetes Resultat; Radikale und „Septembermänner" wurden in fast gleicher Zahl gewählt; den Ausschlag gab ein Häuflein Unentschiedener; nach wie vor hatten die „Liberal-Conservativen" im Regierungsrat den überwiegenden Einfluß.[*]) So hatten die Kämpfe keiner Partei genützt, wohl aber den Kämpfern geschadet. Die Brüder Rohmer verließen Zürich schon im Sommer 1842; Froebel, Follen, Herwegh mußten neben argem sozialen Verdruß auch die Prozedur der Injurienklagen Rohmers und Blumschlis über sich ergehen lassen. Am peinlichsten empfand dies bei seinem reizbaren Naturell Herwegh; er suchte sich der Atmosphäre des Kampfes so viel als möglich zu entziehen und machte im Sommer viele Ausflüge in die Nachbar-Kantone.

Neben der Erholung verfolgte er dabei auch den Zweck, sich an irgend einem Orte der Schweiz das Heimatsrecht und dann die Aufnahme in den Kantons-Verband zu verschaffen; in Zürich wäre dies ja unter den dargelegten Verhältnissen von vornherein vergeblich gewesen. Doch gelang es auch an anderen Orten nicht, weil Herwegh die Vorbedingung: die Entlassung aus dem württembergischen Staatsverbande als Deserteur nicht beibringen konnte.

Nur noch einmal trat Herwegh in jenem Sommer in die Öffentlichkeit. Er wohnte dem eidgenössischen Schützenfest in Chur bei, und hielt dort — am 12. Juli 1842 — die folgende Rede:

> Schweizer! Es ist so herrlich vor einem Volke zu reden, und doppelt herrlich, vor einem freien Volke zu reden, daß ich den Aufforderungen meiner Freunde nachgehen und ein Paar Worte zu Euch reden will, vorausgesetzt, daß Ihr einem Deutschen auf eine Minute die Aufmerksamkeit nicht versagt. Möge dieser Deutsche um der großen Anzahl derer willen, die er hier zu ver-

[*]) Sehr verstimmt berichtete Herwegh an die „Allgemeine Zeitung" am 18. Mai 1842: „Der „Große Rath" ist nach langen Geburtsschmerzen des Volkes endlich ganz zur Welt gekommen, leider aber weder Fisch noch Vogel geworden, weder kalt noch warm; ein wahrer Schaukelrath, der das Schicksal des Kantons in der Schweiz in der Schwebe erhalten und ein Prinzip durch das andere paralysieren wird. . . . Ein Provisorium, bei dem Einem das Volk vorkommt, wie das Tier in der Fabel zwischen den zwei Bündeln Heu". (A. a. O. Nr. 142 vom 22. Mai 1842.)

Digitized by Google

treten sich anmaßt, Euch nicht als Fremdling erscheinen; er spricht zu Euch im Namen der Freien seines Vaterlandes, und die Freien sind ja in aller Welt sich verwandt, sie haben säumtlich zu Einem Bunde, zu dem unsichtbaren Geisterbunde geschworen, dessen Glieder keine Zeichen und Abzeichen tragen, und doch, wo sie sich finden, sich erkennen, als Brüder erkennen und umarmen. Nehmet ihn hin den Gruß dieser freien Männer meines Vaterlandes, den freundlichen Gruß an die schöne Schweiz.

Eure wackersten Patrioten haben vor mir in den letzten zwei Tagen durch treffliche Worte Euch aufzuklären versucht über das Eine, was der Schweiz vor Allem Noth thut, oder, besser gesagt, sie haben nur den Gefühlen Ausdruck verliehen, die längst in Eurer Aller Brust rege waren. Noch wären aber manche hübsche Toaste zu bringen; noch habt Ihr Eurer Frauen nicht gedacht, die so theilnehmend bei Eurem Feste sich eingefunden, noch habt Ihr Eurer Jugend nicht gedacht, der Blüthe der Zeit, die ich hier versammelt sehe, und deren köstliche Früchte die Schweiz noch zu erwarten hat. Ihr habt ein Lebehoch gebracht der Zufriedenheit, galt es der Zufriedenheit im materiellen, im leiblichen Dingen, der Genügsamkeit, der Armuth, so stimme ich aus vollem Herzen bei — aber vergeßt nicht die Unzufriedenheit, der wir so viel verdanken, die uns dahin gebracht, wo wir stehen, die uns dahin bringen wird, wohin wir streben, vergeßt nicht die Unzufriedenheit, welche der Hebel alles Großen war, was noch auf Erden geschehen; Ihr habt die Gegenwart leben lassen, ich will sie auch leben lassen, weil sie so doch bald sterben muß und einer schönern Zukunft Platz machen. Doch über all das will ich Eure Landsleute reden lassen . . .; ich, als Deutscher, habe mir einen andern Toast ausgesonnen, und schmeichle mir, daß Ihr in denselben einstimmen werdet.

Ihr seid eifersüchtig auf Eure Nationalität, auf Eure Unabhängigkeit nach Außen, und Ihr thut wohl daran; Euer Land ist die letzte Republik Europas und beinahe das einzige Asul der Freiheit. Ihr müßt es erhalten, um jeden Preis erhalten, und die braven Schützen hier werden es nöthigenfalls bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen wissen. Aber dieser Nationalität, dieser Unabhängigkeit, deren Ausdruck ich so unendlich verehre, droht wenigstens von Seite der Völker, die aufgehört haben, sich zu hassen, keine Gefahr mehr; auch die Fürsten kann es nicht nach einem Lande gelüsten, das am ersten Tag der Schöpfung durch die Natur zu einer Republik bestimmt worden. Eure Berge sind zu hoch, um Paläste darauf zu bauen, Eure Straßen zu steil, um Karossen darüber zu führen, und Eure Hirten, Gott sei Dank, zu arm, um Müßiggänger zu füttern. Darum nicht nach Außen, sondern nach Innen wendet den Blick, im eigenen Hause sucht und erlegt den Feind, im eigenen Hause räumt auf und säubert und erobert zu Eurer Nationalfreiheit auch die gesetzige Freiheit, die Freiheit des Gedankens, dem Ihr Raum geben müßt bis in seine letzten Konsequenzen. Noch habt Ihr dieses Ziel nicht erreicht, aber Ihr seid im besten Zuge, Euch demselben zu nähern.

Ich schmeichle Euch nicht, und als Beweis dessen möge gelten, daß ich ein Lebehoch vorschlage nicht für Euch, sondern für ein Volk, das, wie auch Ihr begonnen, seine Blicke im gegenwärtigen Augenblicke vor allen andern Völkern so scharf auf seine eigene Haushaltung richtet, und nicht den Franzosen, sondern seinen Ministern in die Karten sieht, für ein Volk, das, während wir hier in Friede und Freude beisammen sitzen, in heißem, wenn auch höchst unblutigem Kampfe sich befindet, und dem Ihr doppelt zugethan sein müßt, weil es in jüngster Zeit das Palladium der Volkssouveränität — auch Euer Palladium, nicht wahr? — so herrlich zu schützen wußte, für das badische Volk, das den Bemühungen einer reaktionären Partei, die auch bei Euch umherschleicht, nicht wahr? — das diesen Anstrengungen zum Trotz in der Wahl seiner Vertreter, im Festhalten der Ideen einer neuen großen Zeit seinen unerschrockenen stolzen Sinn vor aller Welt so großartig bewährt, ein Lebehoch für die freien Männer, die das Recht der freien Rede muthigst ausgeübt, als es bis anhin in Deutschland der Fall gewesen.[*6]) Euer Hoch wird Anklang finden in allen Gauen Deutschlands, und das innige Band, das Euch mit meinem Vaterlande vereint, wird noch inniger werden, wenn es erfährt, welche Huldigung Ihr gerade an diesem Feste der Freien seinen edelsten Söhnen dargebracht habt. So bitte ich Euch denn, einzustimmen in den Ruf: „Hoch lebe das badische Volk und seine Stellvertreter!"

Die Rede wurde nach dem Bericht des „Deutschen Boten aus der Schweiz"[*7]) „freundlich", nach dem radikaler, aber von Schweizern geschriebener Blätter „höflich" aufgenommen; die Gegenpartei sprach von einem Mißerfolg. Die gleiche Verschiedenheit weisen die Urteile über den Inhalt auf; der „Deutsche Bote" rühmte ihn, die Schweizer Parteigenossen schwiegen oder fanden das Thema nicht eben glücklich gewählt; die Gegner sprachen von taktloser Anmaßung: ein eidgenössisches Schützenfest habe mit deutschen Parteikämpfen nichts zu schaffen. Verschiedene Motive wirkten hier zusammen: der Kantönli-Geist, der Haß gegen den politischen Gegner, vor Allem aber der Deutschenhaß, der sich nachgerade in unverhülltester Weise aussprach. Aber auch ein Umstand, der nur Herwegh anging, hatte dazu mitgewirkt: seit der Dichter in so krasse Parteikämpfe eingegriffen, gewann man den Mut, auch ihn persönlich anzugreifen und that es, gerade seines berühmten Namens wegen, mit sichtlichem Behagen.

So möchte Herwegh im Herbst 1842, wenn er auf die Zeit seit seiner Rückkehr aus Frankreich zurückblickte, mit Recht verstimmt sein. Er, der nur immer seinen eigenen Überzeugungen Ausdruck geben, aber nie einer Partei dienen wollte, sah sich nun in Partei-Kämpfen verstrickt, wie sie grimmiger nie geführt

[*6]) Die badische zweite Kammer, im Februar 1842 aufgelöst, aber durch die Neuwahlen noch liberaler zusammengesetzt, als früher, kämpfte damals mit einem, in Deutschland bis dahin unerhörten Freimut unter der Führung Welckers und von Itzsteins um ihre verfassungsmäßigen Rechte gegen den Großherzog und das Ministerium.

[*7]) A. a. O. Nr. 59 vom 27. Juli 1842. Derselben Quelle ist der Wortlaut der Rede entnommen.

Digitized by Google

worden. Es konnte ihm wahrlich nicht gleichgiltig sein, seinen eben berühmt gewordenen Namen im Zusammenhang mit diesen wilden Kämpfen genannt zu sehen. Und die Partei, der er seine Kraft gewidmet, ließ zudem seine wie seiner Landsleute Mitthun nur ungern, wie ein nothwendiges Übel geschehen! Dazu die Pein der persönlichen Angriffe, die Last der Injurienprozesse! Andere schwere Folgen, welche diese Zeit für ihn haben sollte, werden wir später zu verzeichnen haben. Kein Wunder, daß er sich, da er auf journalistischen Erwerb angewiesen war, seit dem Sommer noch mehr, als früher nach einer Thätigkeit sehnte, wo es Kampf um große Ideen, aber keine kleinlichen persönlichen Klopffechtereien gab. Seine Wünsche begegneten sich mit geschäftlichen Plänen seines Verlegers. Wie sich diese Wünsche mühelos und glänzend zu erfüllen schienen und schließlich doch nicht erfüllten, sei nächstens dargelegt.

Heute haben wir nur noch zwei Irrthümer richtig zu stellen, die sich — ohne Verschulden der Redaktion dieser Zeitschrift — in unseren ersten Aufsatz eingeschlichen haben. Herweghs Geburtstag, der 31. März 1817, ist nicht, wie seine Familie bisher annahm, ein Sonntag, sondern ein Sonnabend; ein berliner Mitarbeiter der „Deutschen Dichtung" hatte die Güte, uns darauf aufmerksam zu machen. Ebenso ist die von uns, allerdings nur in einer Anmerkung, wiedergegebene Version, daß Herwegh „bei einem Hofball" in den für ihn so folgenschweren Konflikt mit einem Offizier geraten, nicht zutreffend. Muncker, dem die Akten vorlagen, und Lewald, der damals, in enger Verbindung mit Herwegh, in Stuttgart lebte, sprechen nur von einem Ball schlechtweg.*)

(Ein dritter Artikel folgt.)

*) In derselben Anmerkung (2) Seite 74, Spalte links) heißt es infolge eines Schreibfehlers der Frau Emma Herwegh „Karl Mayr" — der Name muß Mayer lauten. Auch ein sinnstörender Druckfehler muß berichtigt sein. Auf S. 78, Spalte rechts hat Vers 5 in der Strophe aus dem Geibel'schen Gedicht zu lauten: „Ich weiß' u. s. w." (nicht „weiß").

Litterarische Notizen.

— Wieder haben wir die fromme Pflicht zu erfüllen, einiger abgeschiedenen Mitarbeiter dieser Zeitschrift an dieser Stelle zu gedenken. Die zweite Märzwoche dieses Jahres hat der deutschen Litteratur zwei treffliche Schriftsteller, unserer Zeitschrift zwei alte und erprobte Freunde geraubt; am 8. März ist in Alt-Strelitz Daniel Sanders, am 11. März in Barmen Ernst Rittershaus gestorben. Es war immer ein Grundsatz unserer „Deutschen Dichtung" — und wir gedenken ihn schon deshalb auch für die Zukunft festzuhalten, weit er in litterarischen Zeitschriften leider nicht eben die Regel ist —, nicht erst den Tod verdienter Männer abzuwarten, um das Publikum an ihre Bedeutung zu erinnern, und so dürfen wir uns heute mit dem Hinweis auf jene sehr eingehenden Essays begnügen, die wir über beide veröffentlicht haben; jener über Rittershaus ist Band III, S. 64 ff., der über Sanders Band VII, S. 266 ff., erschienen; obwohl sie beide nicht aus der panegyrischen Tonart gingen, wurden sie von den beiden Männern als liebevoll und gerecht anerkannt; namentlich hob Rittershaus hervor, er könne „in Stunden der Selbstkritik fast Alles, was da über ihn gesagt sei, unterschreiben". Und so haben wir denn nur hinzuzufügen, daß Rittershaus, wie Sanders der Zeitschrift, deren ersten Band sie bereits mit Beiträgen schmückten (Sanders Anregung: „Eine Akademie der Deutschen Sprache" steht auf S. 31, das Gedicht von Rittershaus auf S. 213 dieses ersten Bandes), auch bis zuletzt die Treue hielten: Rittershaus' Gedicht: „Die Pocken-Lise", eines der letzten, aber zugleich der besten Genrebilder, das er geschrieben, ist in Band XX, S. 67 erschienen; von Sanders war uns ein Aufsatz für den laufenden Band zugesichert. Es verletzt die Pietät gegen Sanders nicht, wenn wir beifügen, daß eine Notiz, die nach seinem Tode durch einige deutsche Blätter ging und jenes Heft unserer Zeitschrift, das einen Essay von ihm und über ihn enthielt, zum Gegenstand hatte, zum größten Teil Dichtung und zum kleinsten tendenziös aufgeputzte Wahrheit war; im Gegenteil, wir sind überzeugt, dadurch im Sinne des Toten zu handeln, der ein Mann der Wahrheit war. Mehr darüber zu sagen, schien uns der Gelegenheit dieser Zeilen nicht entsprechend. Schließlich verzeichnen wir noch mit gleich aufrichtiger Betrübnis die soeben eingelangte Kunde von dem gestern (4. Mai) zu Stuttgart erfolgten Hinscheiden des greisen Dichters J. G. Fischer. Mit Dankbarkeit erinnern wir uns heute, wo die Existenzfähigkeit einer Zeitschrift von dem Inhalt der „Deutschen Dichtung" doch füglich nicht mehr bezweifelt werden kann, seiner warmen Zustimmung zu unserem Programm, seiner treuen Ausharrens während der beiden ersten Kampf- und Leidensjahre der „Deutschen Dichtung", deren Geschichte wohl auch einmal zu erzählen der Tag kommen wird. Auch J. G. Fischer blieb der Zeitschrift vom ersten Bande ab treu: in den ersten Jahren ein sehr fleißiger Mitarbeiter, fand er sich allmählich immer seltener, und seit geraumer Zeit gar nicht mehr ein; der Greis hatte eben weniger und schließlich gar nichts mehr zu geben. Mehr als achtzigjährig ist er nun verschieden. Auch seine Bedeutung als Dichter hat diese Zeitschrift bereits längst (Band IV, S. 363 ff.) eingehend gewürdigt.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Rezension zugekommen:

Polko, Elise. Meister der Tonkunst. Ein Stück Musikgeschichte in Biographien. Wiesbaden, Vetzenkirchen und Bröcking. 1897.

Red, Eduard. Die weißen Felsen. Roman in zwei Bänden. Autorisierte Übersetzung aus dem Französischen von Emmy Becher. Stuttgart, J. Engelhorn. 1897.

Frankl, Siegfried. Lotti und Compagnie. Ein Drama in zwei Aufzügen. Berlin, Schweitzer & Mohr (Hans Hildebrandt). 1897.

Weinberg, Gustav. Lieder eines Narren. Leipzig, Frankfurt a. M., Meffelring'sche Hofbuchhandlung (E. O. Maier).

Ecker, Anno Alexander. Mahnruf an das deutsche Volk. Eine Vorfrühlingsdichtung. M. Gladbach, Strauß'sche Buchhandlung. o. J.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von G. Lewin & Co. in Berlin.

Digitized by Google

Im Elend.

Erzählung von Alexander von Freytag-Loringhoven.

Es war in den fünfziger Jahren dieses Jahrhunderts, in einer vereinsamten, abgelegenen Gegend Lithauens, die an das benachbarte Kurland grenzend, vorherrschend von Letten bewohnt war. —

Große, endlose Wälder, hier und da von vereinzelten, mit Feldern und Gärten umgebenen Ansiedelungen, öfters aber von weiten Moorgründen unterbrochen, ein monotoner Wechsel von Sumpf und Wald mit dem niedrigen Buschwerk und den über einander gestürzten Baumstämmen: das war der sich im wesentlichen immer gleichbleibende Charakter jenes Landstrichs.

Keine Städte, keine Dörfer weit und breit, nur hier und da an einer freien Stelle, wo sich das Dunkel der Wälder lichtete, eine vereinsamte Siedelung — ein „Gesinde", wie es dort zu Lande genannt wird — mit dem hölzernen Wohnhaus und den wenigen, größeren oder kleineren Wirtschaftsgebäuden.

So lag auch das Alkschne-Gesinde von aller Welt abgeschnitten da. Der Gesindewirt Peter Leija war ein harter, rücksichtsloser Mann. Alles, was recht ist, war seine Losung. Es sollte nichts darunter sein, aber auch darüber wollte er nicht um ein Haar breit davon abweichen.

Nun ereignete sich ein für ihn eigentümlicher Fall.

Der alte Christoph Behrsing war schon seit vielen Jahren bei ihm im Dienst. Der Bauer hatte an diesem Knecht nichts auszusetzen gehabt, aber freilich auch nicht allzuviel Nutzen von ihm gezogen. Er war schon seit geraumer Zeit schwach und hinfällig, entzog sich der Arbeit, wo er nur konnte und klagte über heftige Schmerzen in der Brust, so daß man dem alten Manne die scheinbare Trägheit nicht allzusehr verargen konnte. — Der Christoph Behrsing war sehr arm, er hatte sich sein ganzes Leben lang vergeblich abgemüht, wie man so sagt, auf einen grünen Zweig zu kommen. Er hatte „Pech" gehabt und so war er denn immer im Elend geblieben.

Ganz ebenso ging es seinem Sohne David, der als Knecht in dem auf mehrere Werst Entfernung belegenen Spinnis-Gesinde diente. David war verheiratet und der Himmel hatte seine Ehe mit einer ganzen Schar Kinder gesegnet. Die Familie lebte in unbeschreiblichem Elend, die Kinder liefen in zerfetzten Lumpen umher und der unglückliche Vater konnte oft wegen der quälenden Frage nicht einschlafen, woher er am nächsten Tage das Brot für die Seinen nehmen sollte. Sein Weib Madde unterstützte ihn nach besten Kräften, aber es war, als ob ein finsteres Verhängnis über ihrem Leben schwebte. Waren sie beide verhext? Oder waren es die vielen Kinder, welche sie bei jedem scheinbaren Glücksstrahl immer wieder von neuem ins Elend herabzerrten? David konnte seinem Vater beim besten Willen keine Erleichterung seines harten Loses verschaffen. Er war ja selbst so schrecklich arm.

Der Wirt Peter Leija hatte mit dem alten, kranken Manne lange Zeit Geduld gehabt und glaubte in der That, seiner Pflicht genügt zu haben, — nun trat die Frage an ihn heran: durfte er den Greis in diesem Zustande aus dem Hause jagen? Und das war der schwierige Rechtsfall, dem gegenüber er ratlos dastand. Denn nur vom Standpunkt des Rechts betrachtete er die Sache. Sein Herz ließ er dabei nicht mitsprechen.

Während der Gesindewirt noch hin und her schwankte, verschlimmerte sich der Zustand des Kranken von Tag zu Tag. Es war der höchste Grad von Schwindsucht, das konnte jedes Kind erkennen, dazu brauchte man keinen Arzt zu fragen. Woher sollte man auch einen holen? — es wäre weit und breit keiner zu finden gewesen. So ging der alte Behrsing seinem nahen Ende entgegen. Das wäre übrigens das Schlimmste noch nicht gewesen. Alte Leute müssen sterben, was küm-

Digitized by Google

merte das den Peter Leija? Konnte das Alkschne-Gesinde nicht ohne den schwindsüchtigen Greis bestehen? Aber mit der Auszehrung hing der fürchterliche Husten zusammen und Behrsing schlief mit den anderen Knechten in einem großen Zimmer. Sie hatten sich schon lange darüber beklagt. Wie sollten sie bei Tage rüstig zur Arbeit sein, wenn sie Nachts kein Auge zuthun konnten? Immerhin konnte man es fürs erste noch so hingehen lassen und der Gesindewirt verstockte sein Herz gegen die Klagen seiner Knechte. Er hatte kein anderes Zimmer, wollte wenigstens keinen anderen Raum hergeben und der Rechtsgrund schien ihm noch nicht genügend, um den Alten geradezu vor die Thür zu setzen.

Da trat das Leiden in jenes Stadium, wo der Kranke nun ganz ohne Unterlaß husten mußte und was alles damit verbunden war. Es war so peinlich, daß kein Mensch es in demselben Zimmer mit dem Kranken aushalten konnte.

Nun faßte Leija einen raschen Entschluß: Fort mit dem Alten! Und zwei starke Männer trugen den Sterbenden unter einen offenen Schuppen, der, dem Wohnhause gegenüber, an der andern Seite des Wirtschaftshofes belegen war. Es war Ende September und eine kühle Nacht, aber gefroren hatte es in diesem Jahre noch nicht, welcher Umstand Leija in seinem Rechtsstandpunkt bestärkte. — Die Männer hatten etwas Stroh als Lager für den sterbenden Greis ausgebreitet, dann wandten sie ihm schleunigst den Rücken in der fröhlichen Voraussetzung, nun endlich eine ruhige Nacht zu haben. Behrsing, der in seinem ganzen Leben immer nur Unglück und Arumt gekannt hatte, mußte sterben, wie er gelebt, ausgestoßen aus der menschlichen Gesellschaft, im bittersten Elend.

Am andern Morgen machte sich die Viehmagd, Greete Lapping, welche sehr beschränkt war, dabei aber, was eben nicht zu den Seltenheiten gehört, ein grundgutes Herz besaß, schon in aller Frühe mit einer Kanne Milch auf den Weg, um nach dem kranken Greise zu sehen und ihm Nahrung zuzuführen. — Sie fand zu ihrem Entsetzen den Schuppen leer, stieß einen gellenden Schrei aus und ließ vor Schreck die Kanne fallen, was ihr eine derbe Zurechtweisung von Seiten ihres Brotherrn zuzog und wieder, wie alles bei ihr, ihrer geistigen Beschränktheit in Anrechnung gebracht wurde. Aber Christoph Behrsing war und blieb, ob tot oder lebendig, verschwunden.

Alle Bewohner des Gesindes waren von Angst und Schrecken erfüllt, Peter Leija fühlte sich in seinem Rechtsbewußtsein stark erschüttert und ordnete sofort die gehörigen Nachforschungen an.

Unheimliche Gerüchte verbreiteten sich in der ganzen Gegend. Lag hier ein Verbrechen zu Grunde? Wie war es möglich, daß der totkranke Mann sich von selbst entfernt hatte? Die allgemeine Stimme erhob sich gegen den Besitzer des Alkschne-Gesindes, den man der Hartherzigkeit und Grausamkeit anklagte. Wenn ihm nun auch die öffentliche Meinung sehr gleichgiltig war, so ging er doch in schweren Sorgen umher, weil er nicht wußte, wie die Gerichte die Sache auffassen würden. Er verdoppelte daher seinen Eifer in Bezug auf die Nachforschungen.

Da kam ihm ein glücklicher Zufall zu Hilfe. Ein Knecht vom Ballod-Gesinde fuhr zum Alkschne-Gesinde hinüber, um sein Pferd beschlagen zu lassen, weil Peter Leija das Schmiedehandwerk verstand, und in dergleichen Fällen seine Hilfe oft in Anspruch genommen wurde. Nun sah der Knecht, als er durch den dichtesten Wald fuhr, nicht weit von jener Stelle, wo der Weg zum Alkschne-Gesinde von der größeren Fahrstraße abbiegt, den Zipfel eines Schafspelzes, wie ihn die Bauern zu tragen pflegen, aus dem Erdboden herausragen. Auf seine Anzeige kamen die Leute aus dem Alkschne-Gesinde mit Schaufeln und Spaten herbeigeeilt; man machte sich sofort daran, nachzugraben und entdeckte einen bereits halbvermoderten menschlichen Leichnam, der in dem lockeren Boden nur leicht verscharrt war. Der Körper war bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Nur die ziemlich erhaltenen Kleidungsstücke, die Haare und der Bart ließen mit einiger Bestimmtheit darauf schließen, daß es die Leiche des alten Behrsing war.

Sofort wurde der Polizei die erforderliche Anzeige erstattet, und die, trotz der Verwesung vorgenommene Obduktion ergab, daß durchaus keine Verletzungen an Behrsings Körper erkennbar waren. Lag hier dennoch ein Mord vor? Und, wenn, aus welchem Grunde? Vor allem aber, wer war der Thäter?

Ein merkwürdiges Gerede begann in unheimlicher Weise die Runde zu machen. David Behrsing war, wie allen bekannt, der ordentlichste Mensch von der Welt, dabei ein seelengutter Mensch, der Frau und Kinder in der zärtlichsten Weise liebte und auch gegen seinen alten Vater immer nur die liebevollste Gesinnung an den Tag gelegt hatte. Noch kurz vor dem

Digitized by Google

Tode des Alten hatte er ihn einmal besucht, und man konnte damals deutlich wahrnehmen, wie sie sich gegenseitig gern hatten. Beim Abschied hatten sie beide geweint. Du lieber Gott! sie kannten nur die Thränen, Freude war ihnen im Leben nicht beschieden, die Thränen aber kamen ihnen sozusagen von selbst. Ja, der David Behrsing war ein selten braver Mensch und jeder hatte mit seiner Armut das innigste Mitleid. Warum sagte denn nun jetzt die Viehmagd Greete im Altschnee-Gesinde, daß sie geträumt habe, wie David seinen Vater aus dem Schuppen holte? Warum bestätigte der Knecht aus dem Ballod-Gesinde, daß er gleich, als er nur den Zipfel des Pelzes sah, an den Leichnam des alten Behrsing gedacht habe, und daß, wenn er sich den Thäter vorstellen sollte, ihm kein anderer, als der Sohn in den Sinn käme? — Welcher Art die That war, die hier vorlag, wußte keiner, aber es war etwas geschehen, was dem Recht und der Ordnung zuwiderlief, und das unheimliche Gerücht, welches den Sohn als den Schuldigen bezeichnete, gewann immer größere Verbreitung. Das hatte der Jakob Medne öffentlich ausgesprochen, und Lehne Treide und Madde Klawinsch hatten nicht Anstand genommen zu behaupten, daß sie ganz derselben Ansicht seien. Die Betreffenden dienten mit dem jungen Behrsing zusammen im Spinnis-Gesinde. Woher sie es wußten, konnten sie nicht angeben; es schien ihnen so, es mußte so sein, das sagte ihnen eine innere Stimme. — Jemand wollte sogar behaupten, daß der schwer Beschuldigte das letzte Mal, als er seinen Vater besuchte, sehr merkwürdige Äußerungen gethan habe, aus denen sich auf die später vollbrachte That schließen ließ. Immerhin lag es in der Natur der Sache, daß, wegen des unbescholtenen Charakters des Sohnes, trotz aller oben erwähnten Behauptungen, dennoch die größten Zweifel obwalten mußten. War es denn möglich, daß sich das Herz eines Kindes so verirrt? Und war auch nur ein vernünftiger Grund für die entsetzliche That vorhanden? Wenn es nun einerseits erwiesen war, daß der Jakob Medne sich Geschäfte halber im Altschnee-Gesinde aufgehalten und seinem Mitbediensteten David die Nachricht überbracht hatte, daß sein Vater im Sterben liege, die anderen Knechte ihn aber nicht in ihrer Stube dulden wollten, so ging daraus hervor, daß der junge Behrsing nicht in Abrede stellen konnte, von der Lage seines Vaters gewußt zu haben.

Endlich meldete sich der Viehhüter Mikkel Buk und behauptete, daß er es jeder Zeit vor Gericht beschwören könne, wie er dem David Behrsing am Tage nach der Aussetzung des kranken Vaters im Walde begegnet sei und deutlich erkannt habe, daß jener einen menschlichen Körper neben sich auf dem Wagen führte.

Auf diese Aussage hin wurde David Behrsing von Amts wegen verhaftet und vor Gericht gestellt. Mit großer Spannung sah man der ersten Äußerung des Angeklagten entgegen, der auf dem weiten Wege zum Gericht nicht ein einziges Wort gesprochen und sich überhaupt über die ganze Angelegenheit noch mit keiner Silbe ausgelassen hatte.

Mit einem wehmütigen Ausdruck auf seinem guten, ehrlichen Gesicht, welches deutlich den Charakter seines Volkes trug: breit, mit groben Zügen, so stand er vor den Schranken des Gerichts. Er nahm eine demütig bescheidene Haltung ein, aber nichts Kriechendes lag darin, auch nichts von einem reumütig geständigen Verbrecher. Er war nur auffallend blaß. Er fuhr sich mit der Hand über die Stirn, strich das farblos blonde Haar zurück, sah starr vor sich nieder und berichtete dann, auf freundlich ermahnenden richterlichen Zuspruch hin, in traurig klagender Weise den ganzen Hergang. Er hatte in der That von dem herannahenden Ende seines Vaters Kunde erhalten, von seinem Gesindewirt ein Pferd und einen Wagen geliehen und sich zunächst mit seinem geringen Besitztum: einigen Metzen Korn, nach dem einzigen Marktflecken der Umgegend auf den Weg gemacht, um von dem Erlös für seinen Vater einen Sarg zu kaufen.

Da, als er sich mit seinem Gelde gerade auf den Weiterweg begeben wollte, stürzte der Mikkel Lapping, dem er schon seit über zwei Jahren drei Rubel fünfzig Kopeken Silbermünze schuldig war, auf ihn zu und machte ein fürchterliches Geschrei, so daß jedes Entrinnen unmöglich war. Behrsing mußte notgedrungen das Geld hergeben und war nun noch ärmer und durchaus nicht im Stande, einen Sarg für seinen Vater zu beschaffen. Freilich wußte er, daß im Raiskum-Gesinde von einem unternehmungslustigen Tischler für die armen Leute Särge auf Abzahlung zum Verkauf ausgeboten wurden. Aber, wenn man die Zahlungsfrist auch noch so weit hinausschob, wie sollte er jemals so viel Geld zusammenbringen? Hatte er nicht für seine hungernden Kinder zu sorgen?

Digitized by Google

Er war auf dem schlechtesten, über zahlreiche Baumwurzeln führenden Waldwege spät abends im Alkschne-Gesinde angelangt und hatte gleich bei der Einfahrt in den Hof eine menschliche Gestalt unter einem offenen Schuppen liegen gefunden. Beim Nähertreten hatte er seinen sterbenden Vater erkannt. Der Alte sprach nicht, bewegte sich nicht, er lag nur mit offenen Augen da, doch ganz gewichen war das Leben noch nicht. Aber wie lange konnte es dauern? Es mußte jeden Augenblick zu Ende sein.

Da durchzuckte den David Behrsing ein rascher Gedanke. Wenn er den Vater in den Wald schleppte und ihn dort vergrub, dann brauchte er keinen Sarg zu bezahlen. Dann brauchte er auch den Branntwein nicht zu bezahlen, den er nach landesüblicher Sitte denjenigen zu geben verpflichtet war, die ihm beim Begräbnis hilfreiche Hand leisteten.

Gedacht, — gethan. Er lud den alten Mann auf den bereit stehenden Wagen und fuhr mit ihm im Schritt dem nahen Walde zu. Tiefe Stille herrschte rings umher, im Gehöft lag alles in Schlaf versunken, die ganze Welt war wie ausgestorben. Keine Hunde schlugen an, weil Vater und Sohn ihnen Beide bekannt waren. Als Behrsing an einer recht düsteren Stelle des Waldes angekommen war, warf er einen prüfenden Blick auf seinen Vater. Der Alte lebte immer noch, und der Sohn hatte doch so sicher darauf gerechnet, daß jener bis zum Begräbnisplatz verscheiden würde. Ja, so ein armer Mann kann in gewissen Lebenslagen nicht rasch genug sterben. Und, bei Gott, auch diese beiden Menschen hatten sich lieb gehabt.

Es war sehr dunkel im Walde. Mehrmals beugte sich der Sohn zum Vater hinab. Er lebte! er lebte! Da war kein Zweifel möglich. Der Atem ging schwach, sehr schwach, aber man konnte deutlich wahrnehmen, daß sich die Brust noch leise hob und senkte. — Die Augen schienen offen und starrten bewußtlos ins Leere. David brachte sein Gesicht denjenigen des Vaters ganz nah, — ja in der That: die Augen waren offen. — Großer Gott! Schon mit Morgengrauen sollte im Spinnis-Gesinde gedroschen werden. David mußte zurück, das hatte ihm der Gesindewirt strengstens anbefohlen und mit dem war nicht zu spaßen. Brachte er Pferd und Wagen nicht zur rechten Zeit wieder, griff er selbst nicht rüstig morgen früh mit bei der Arbeit an, dann wurde er aus dem Dienst gejagt, dann konnten Weib und Kinder verhungern. „O Elend! Elend!“ so murmelte er vor sich hin. Die Thränen traten ihm in die Augen, er wollte beten, — es gelang ihm nicht. Mit einem Fluche sprang er vom Wagen, packte den Körper des Vaters und legte ihn an einer weichen Stelle auf Moos und Kiefernadeln nieder. Eine Flasche mit Wasser, die er bei sich gehabt, stellte er neben dem Sterbenden hin, der in seinen alten schäbigen Schafspelz gehüllt war, und deckte zum Überfluß noch seinen eigenen Rock, den er gern für den Vater hingab, darüber. So konnte der Alte nicht frieren und bis morgen mußte er ja tot sein. Dann wollte der Sohn wiederkommen und das Nötige besorgen. Als er schon wieder seinen Wagen bestieg, fiel ihm ein, er hätte ja den Vater mitnehmen können, aber sogleich wies er diesen Gedanken zurück, und zwar aus demselben Grunde, weshalb ihm derselbe überhaupt erst so spät gekommen war. Wie wäre das möglich gewesen?! Den Sterbenden! Hatte ihn doch sein eigener Brotherr herzlos aus dem Hause gewiesen. Und etwa in seine, des Sohnes, eigene kleine Wohnung? Aber die bestand ja nur aus einem einzigen Zimmer, welches an das Hauptgebäude angebaut war. Der Vater war ja doch verloren. Sollte er nun, in Erfüllung einer fragwürdigen Pietät, seinen Kindern die Krankheit bringen, das sichere Verderben in sein eigenes Heim tragen? In seiner Unwissenheit stand er der Gefahr völlig fassungslos gegenüber. Zudem würde es der Gesindewirt niemals zugegeben haben. Behrsing hatte kein Vertrauen zu der Mildthätigkeit der Menschen. Wo sollte er es auch hernehmen? Dieser letzte Grund, die Wahrscheinlichkeit der Weigerung seitens des Gesindewirts, machte mit zwingender Notwendigkeit jedes weitere Bedenken hinfällig und beruhigte im Ganzen das Gewissen des Mannes, obzwar ihm ein inneres Etwas bisweilen zurannte, daß er doch ein Unrecht beginge. Er wußte aber nicht, worin es eigentlich bestand, denn bei jedem ernsteren Nachdenken mußte er sich immer wieder sagen, daß er eigentlich voll Liebe und Sorgfalt handelte. Er konnte es ja nicht besser, er fühlte sich so über alle Maßen arm und elend. Nachdem er so alle Bedenken beschwichtigt und seinen Vater Gott befohlen hatte, trieb er das Pferd zur Eile, um möglichst rasch an Ort und Stelle zu sein, wo in einigen Stunden die Arbeit beginnen sollte.

Am andern Tage, nachdem das Korn ausgedroschen war, hatte Behrsing, unter dem Vor-

Digitized by Google

wande, sein gestriges Getreidegeschäft noch nicht beendet zu haben, wieder Pferd und Wagen von seinem Brotherrn geliehen und sich an die bewußte Stelle im Walde begeben, in der festen Überzeugung, seinen Vater tot zu finden. Er war im höchsten Grade peinlich berührt, als er ihn noch immer mit offenen Augen und schwach atmend antraf. Nichtsdestoweniger legte er ihn auf den Wagen, um ihn zu dem am anderen Ende des Waldes belegenen Begräbnisplatz hinzuführen, denn nicht zum wenigsten hatte ihn mittlerweile das Bewußtsein bedrückt, daß er die Absicht gehabt, den Vater in ungeweihter Erde zu bestatten. Jetzt fühlte er sich wesentlich erleichtert, da er im Begriff war, diese heilige Sohnespflicht zu erfüllen. Irgend ein Plätzchen würde sich wohl in einem verborgenen Winkel des Friedhofs finden, wo er bei hereinbrechender Nacht sein trauriges Geschäft vollenden könnte. Denn das war ja eine ausgemachte Sache, daß der Vater bis dahin sterben mußte.

Auf diesem Wege war es, wo er dem Viehhüter Mikkel Buk begegnete, auf dessen Aussage hin später seine Verhaftung erfolgte. Ohne ein Wort mit ihm zu wechseln, war er an ihm vorüber gefahren; aber unangenehm berührte ihn die Begegnung doch, er wußte nicht warum, aber jetzt schien es ihm wieder, daß er im Begriffe stand, etwas Unrechtes zu thun.

Dies Mal hatte er Spaten und Schaufel mitgenommen, so daß die Arbeit rasch von statten gehen mußte. Schon neigte sich die Sonne zum Untergehen, es war ziemlich dunkel im Walde und Behring überkam ein weihevolles und doch schauriges Gefühl in dem unheimlichen Bewußtsein, eine Leiche, und zwar die Leiche seines Vaters neben sich zu haben. Endlich lichtete sich der Wald, es wurde nach und heller, Behring warf einen ängstlichen Blick auf die vermeintliche Leiche. Großer Gott! Der Vater lebte noch immer! Den Sohn überkam eine gräßliche Angst, noch nie hatte er sein trostloses Elend so tief empfunden. Er fühlte sich von Gott und aller Welt verlassen. Zuerst nach dieser Entdeckung, wußte er garnicht, was er thun sollte. Dann sagte er sich: hier, in der Nähe des Kirchhofs, konnte er, wenn er gezwungen war, noch längere Zeit auf das Eintreten des Todes zu warten, unmöglich bleiben. Er mußte von dem Einen oder Anderen gesehen werden, denn um die traurige Stätte der Toten machte sich doch immer ein gewisses Leben bemerkbar.

Da — was war das? Eine Beerdigung, — ein Sarg auf einem kleinen Landwagen, und mehrere Menschen gingen hinterher. Ja, ja das war eine Beerdigung, wie sich's gehört. Der Tote hatte einen Sarg, einen schönen, bemalten Sarg. „O Du mein armer Vater!“ Und David fühlte, wie sich seine Augen mit Thränen füllten. Er beneidete die Glücklichen; ihn erfaßte ein Grauen vor der heiligen Stätte.

Rasch lenkte er sein Pferd auf dem Wege zurück, auf welchem er eben gekommen war. Über die Wurzeln der Kiefern ging es in beschleunigter Gangart dahin, einem ungewissen Ziele entgegen. Noch einmal blickte er zurück. Der Trauerzug war hinter der Umzäunung des Kirchhofs verschwunden. Jetzt ertönte die Totenglocke und sandte ihren schrillen Laut in die kühle Herbstluft hinaus. Der Himmel war noch hell und klar von der Sonne, die sich hinter dem Friedhof zur Ruhe neigte, mit einem purpurnen Rot übergossen. Das war gewiß nicht der Tod, das war das ewige Leben, welches hinter der Kirchhofsmauer empor leuchtete. So erschien es dem einfältig frommen Bauerngemüt. O, wer doch sterben könnte! Von den quälenden Sorgen, von dem drückenden Elend erlöst, hinaus in die Freiheit, empor zu jenem Licht, welches von dort die ganze Welt überstrahlte. Und der alte Mann neben ihm konnte und konnte sich nicht vom Leben losreißen.

Das Pferd setzte ruhig und ungestört seinen mühsamen Weg fort. Schon hatten sie wieder den eigentlichen Wald erreicht, immer dichter wurden die Bäume, immer dunkler die Schatten. Jetzt war das letzte Rot am abendlichen Himmel verschwunden. Tiefe Nacht umgab den einsamen Mann, der in düstere Träume versunken, neben dem sterbenden Vater saß. Mehr als je quälte ihn das unklare Bewußtsein seiner Schuld. Ihn war, als habe der Himmel ihn zurückgestoßen, als jagte ihn ein dunkles Verhängnis mit seinem Vater in den finsteren Wald. Und im Walde lag das Grab, dort mußte das Grab sein.

Schuld! Schuld! hatte er wirklich Schuld? Wie sollte, wie konnte er denn anders? Er war ja so arm, so elend.

So gelangte er halb bewußtlos an die alte Stelle, dort, wo er den Vater in der vergangenen Nacht verlassen hatte, nicht weit von dem Ort, wo der Weg zum Alkschne-Gesinde abbiegt. Nun hob er den Vater vom Wagen und legte ihn neben sich auf ein Lager, welches er aus Moos

Digitized by Google

und Kiefernadeln bereitete. Sehen konnte er fast nichts, so dunkel war es um ihn her, aber er hörte den Atem, es war ein leises, leises Röcheln. Also noch immer nicht? War es denn so entsetzlich schwer zu sterben?

Unbeweglich saß Behrsing auf einem abgehauenen Baumstamm und hielt die Totenwache, wenn man es so nennen konnte, neben dem Sterbenden.

Da bewegte plötzlich ein leiser Wind die feinen Nadeln in den Kronen der Bäume. Es war wie ein frischer Hauch, wie ein Gruß des nahenden Morgens.

Schon nahm das Dunkel der Nacht eine hellere Färbung an, schon hörte man hier und da ein fernes Geräusch, es war die Stimme eines im herbstlichen Norden zurückgebliebenen Vogels oder ein größeres Tier, welches den Wald durchtrabte, — die ersten Zeichen des erwachenden Lebens. Ach, dieses Krächzen! Krähen! Krähen! Dieser entsetzliche Ton! Wie der Tod, der das Leben verhöhnte.

Da beugte sich der Sohn, die Morgendämmerung benutzend, noch einmal zum Vater hinab. Er war endlich, endlich verschieden — das Auge war starr, das Lebenslicht gebrochen, kein Atem mehr, der Körper schon kalt, von dem eisigen Lufthauch erstarrt, welcher vor dem Sonnenaufgang herzieht. Der kommende Tag beschien eine Leiche. Und ein kalter Schauer packte den jungen Mann. War es ein natürliches Frösteln? War es die innere Erregung? Er faltete die Hände. Er sprach ein Gebet, aber es war kein rechtes, wahres Gebet. Das fühlte er selbst. Dann machte er sich an die letzte, schwere Arbeit.

An jener Stelle im Walde hat er seinen Vater begraben.

* * *

Dies war der Thatbestand. Auf dies Geständnis hin konnte unmöglich ein schweres Strafurteil gefällt werden, man begnügte sich mit der Verhängung einer langen Gefängnishaft, nach deren Abbüßung Behrsing wieder ins Leben zurücktrat. Aber seltsam! — dieser vor der gerichtlichen Verhandlung so allgemein geachtete, während derselben so vielfach bedauerte, durch sein tiefes Elend so schwer geprüfte Mann konnte nun kein Brot finden! Sein Gesindewirt hatte ihn entlassen und wollte nichts davon wissen, ihn wieder in Dienst zu nehmen. Warum? Das sagte er nicht. Seiner Familie wollte er zwar ein Unterkommen gewähren, bis Behrsing Arbeit gefunden hätte, — ihm selbst — auf keinen Fall!

So machte sich der von neuem, noch größerem Elend Bedrohte auf die Wanderschaft. Er suchte nach Arbeit, er bettelte um Arbeit, er fand sie nicht. Im Klawinsch-Gesinde, im Ranning-Gesinde, auf dem Herrenhofe hat er vergebens angeklopft. Nirgends wollte man etwas von ihm wissen. Und es war Arbeit vorhanden, das wußte er.

Warum nahm man ihn denn nicht? Das sagte ihm keiner. Seinen Fragen wich man sorgfältig aus. Wer sollte ihm auch darüber Auskunft geben? Was man hinter seinem Rücken munkelte, was man sich heimlich zuraunte: das konnte man ihm nicht sagen. „Da seht, seht den Vatermörder!“ — „Seht, wie seine Züge verzerrt sind. Das ist nicht mehr derselbe, das ist ein verwandelter Mensch.“ — „Mit dem diene ich nicht.“ — „Den will ich nicht bei mir im Hause haben.“ —

* * *

Jahre vergingen. Da saß ein frühgealterter, vorzeitig ergrauter Mann in dem „Landschen Kruge“, der wohl an zwanzig Werst vom Aktschne-Gesinde entfernt liegt. Mit stierem Blick und stumpfsinnigem Ausdruck auf den abgemagerten Zügen starrte er auf ein breites Schnapsglas, in welchem sich eine weißlich-grünliche Flüssigkeit befand. Nach längerem Hinbrüten führte er das Glas langsam, mit zitternder Hand an die Lippen und leerte dann hastig den Inhalt. Das war Behrsing, der lange um Arbeit nachgesucht, keine erhalten und sich dann aus Verzweiflung dem Trunk ergeben hatte.

Aber merkwürdig. So lange er die Rolle eines ehrlichen Menschen spielte, hatte ihn jeder für ehrliche Arbeit zu schlecht gefunden, dem ruppigen Bettler aber, der vor den Häusern, vor den Kirchen und auf der Landstraße, die zerfetzte Mütze in der Hand, um eine milde Gabe flehte, sich bald zur Erde warf, bald ein unverständliches Gebet murmelte, diesem elenden Tagediebe warf man gern einige Kopeken hin. Auch ließ man ihn in den Gesinden unten am Tisch sitzen, damit er sich satt äße, nur abends trieb man ihn meistens hinaus, man ließ ihn ungern unter dem eigenen Dache schlafen, denn, so hieß es, er verscheuche den Kindern den Schlaf. Und doch sang man von ihm in den Wiegenliedern, wenn die Kinder so recht ungehorsam

Digitized by Google

waren, wie man sonst von Hexen zu singen pflegt, und da, wo die Knechte und Mägde in der „Schummerstunde“ beisammen saßen und sich recht etwas Schauriges erzählen wollten, kam das Gespräch immer wieder auf den unglücklichen Mann. Er blieb der Vatermörder, so lange er lebte.

So ist es denn häufig geschehen, daß er im Walde, noch öfters im „Kruge“ sein Nachtlager gesucht hat. Hier schlug er immer mehr seinen ständigen Wohnort auf. Seine Familie lebte gleichfalls von der Gnade fremder Menschen. Er behauptete zwar immer noch, nach Arbeit zu suchen, und seine lallende Zunge bekräftigte es mit einem derben Fluch gegen die gesamte Menschheit, die ihn zum Lumpen gemacht hätte. In der nächsten Minute küßte er die Hand, die ihm ein Almosen reichte. In solchen Augenblicken einer ärgerlichen Seelenstimmung pflegte irgend ein Spaßvogel im Kruge, dem Trunkenbold näher tretend, ihm leise zuzuflüstern, daß, wenn er wirklich nach Arbeit suche, die Stelle des Totengräbers augenblicklich unbesetzt sei. Trotz des Flüstertons, in welchem sie gesprochen wurden, pflegten alle Anwesenden diese Worte zu verstehen und immer wurden sie von einem schallenden Gelächter begleitet. Wenn Behrsing ganz betrunken war, machte der Witz gar keinen Eindruck auf ihn. Zuweilen aber blitzten seine Augen, ein unheimliches Feuer begann in ihnen zu leuchten. Er focht mit den Händen durch die Luft, warf Gläser und Teller zu Boden und schwur, daß er einen Pelzzipfel aus der Erde ragen sehe, daß dort sein Vater begraben liege, daß er aber bei Gott unschuldig sei. Dann verwirrten sich seine Worte, er sprach von einer Vision, er sah den Vater aus dem Grabe steigen, er beschwor und beteuerte immer von neuem seine Unschuld. Aber der Geist schien unversöhnlich, er packte ihn an der Kehle und zog ihn mit sich hinab. Mit einem wahnsinnigen Lachen endete der Anfall. Den Zuschauern ging es durch Mark und Bein, der Unglückliche aber saß nach wenigen Minuten wieder ebenso stumpfsinnig da, wie zuvor, mit einem Gesichtsausdruck, der mehr Tierisches, als Menschliches an sich hatte. Er saß unbeweglich. Nur hin und wieder wischte er sich mit der breiten Hand den kalten Schweiß von der Stirn.

So pflegte es öfters zu geschehen. Aber immer wieder ging es vorüber und immer wieder schleppte er in gewohnter Art sein entsetzliches Leben weiter.

Da war er plötzlich verschwunden. Man vermißte ihn nicht, man bemerkte sein Fehlen nicht; bis eines Tages die Leiche gefunden wurde, in einem Wald, wo ihn der Tod überkommen. Seit seiner Sterbestunde mochte, nach dem Zustand der Leiche zu schließen, wohl ein Jahr bis zu dem Tage vergangen sein, wo man sie auffand und nun begraben konnte.

Das Königskind.

Ich ging an träumenden Teichen
Vorüber in mondiger Nacht,
In den flüsternden Kronen der Eichen
Spielten die Winde so sacht . . .
Da umspann mich der Zauber der Stunde,
Daß ich hemmte den einsamen Gang —
Nur die Dixen sangen im Grunde,
Tief im Grunde,
Ihren leisen, dunklen Gesang.

Ihr Antlitz tauchten die Sterne
Ins schauernde Wellenmeer,
Aus duftverschleierter Ferne
Grüßten die Berge her.
Kein Laut in schweigender Runde —
Keines Vöglein verspäteter Klang —
Nur die Dixen sangen im Grunde,
Tief im Grunde,
Ihren leisen, dunklen Gesang.

Da war mir, es käme gezogen
Ein Wachen im leichten Wind
Und trüge über die Wogen
Ein strahlendes Königskind . . .
Und ich rief mit bittendem Munde —
Doch keine Antwort klang —
Nur die Dixen sangen im Grunde,
Tief im Grunde,
Ihren leisen, dunklen Gesang.

Christian Morgenstern.

Digitized by Google

Der Isispriester.

In grauer Vorzeit, als noch ob den Fluren
Ägyptens seine mächt'gen Götter herrschten,
Der totenrichtende Osiris und
Des Guten schadenfroher dunkler Feind,
Da ward verehrt hoch vor allen Andern
Das blühende Symbol des ew'gen Werdens
In einer Göttin prangend reichem Bild,
Von deren Haupte zu den Füßen nieder
Ein undurchdringlich dichter Schleier wallte. —
Der Weltgebärerin war es geweiht,
Der totenreichentstiegenden Beschenk'rin,
Die an des Schattenherrschers Seite thronte. —
Dem Dienst der Himmlischen in scheuer Demut
Oblag ein Heer von Priestern, und im Laude
Als heil'ge Satzung galt das drohende Wort,
Daß jäher Tod gewiß sei dem Vermessnen,
Der der Verhüllten ihren Schleier raube,
Der frevlen Gier voll, sie ganz zu seh'n.
Und heimlich ging die Sage unterm Volk,
Daß sinnberaubt zu der Erhabnen Füßen
So manchen Mann die Priester schon gefunden,
So manchen, der dem sünd'gen Trieb gefolgt
Und grausen Tods das Ungeheure büßte. —

Der Priester Hans beherbergt einen Greis,
Der fromm des Dienstes starre Satzung übte,
Ein Menschenalter lang; wenn auf den Wellen
Des Nils die heil'gen Genien des Lichtes
Den Morgenreigen tanzten, lag im Glaube
Vor seiner Göttin schon der Silberhaar'ge,
Inbrünstigen Gebetes, und wenn Abends,
Nachtpfeilgetroffen hin die Sonne sank
Aufs Wolkenbett, um leuchtend zu verbluten,
Da bohrten ihres Priesters Augen sich
Sehnsüchtig noch in Isis Schleierfalten,
Sie zu durchdringen suchend, gier'gen Blickes.
Und eines Abends stand er vor dem Bild
Und flehender Lippe sprach er zu dem Hohen:
„O laß' den Schleier sinken, der Dich birgt,
Und lös' das Rätsel mir, das Dich umstrickt!
Enthülle das Geheimnis Deines Wesens
Der brünst'gen Forscherssehnsucht meiner Seele!
Ich hab' gezähmt den Trieb in meiner Brust
Mein Lebelang, jedoch ob meinem Haupte
Hör' ich schon rauschen Fittige des Todes — —
Und soll ich sinken in die ew'ge Nacht
Unwissend, wie ich wandelte im Licht?
Soll ich nicht nehmen dürfen in den Tod
Die Wissenschaft vom strengverhüllten Leben?
Willst, Reiche Du, als Bettler mich von hinnen
In Deines Gallen schwarze Grenzen lenken? —
O laß' den Schleier sinken, laß ins Auge,
Erhabene, Dir sehen! — — — Diese Hand
Sie wird nicht dorren, eh sie nicht gehoben
Den Dich verhüllenden, den neidischen Flor!" — —

Der Antwort harrend stand er vor dem Marmor
Um den die grauen Abendlichter woben.
Mit seinem Flehen schien sich zu vereinen
Das strandgebrochne Rauschen aller Wellen,
Die meerwärts wälzel der gewall'ge Nil,
Und bittend wehte um die Hochgestalt
Der Statue der Abendhauch der Wüste,
Als wollt' er lüften ihr das Rätselkleid,
Dem Frager helfend. — Von der Erde hob
Sich dieser jetzt, auf seiner Stirne flammte
Entschluß, der Gaben seligste und schwerste. —
„Tod drohst Du dem, deß frevlerische Hand,
Trotzend dem Mahnwort, Dein Geheimnis lüftet? —
Wohlan, er werde mir! Ob er mich morgen,
Ob heut' schon fällt, — ist's etwa ein so Großes?
Und welchen Wert besäße wohl ein Leben,
Gedehnt durch Jahre noch, so leer wie meines
Bis heute war! Ist nicht der Augenblick
Der mir Erkenntnis bringt, die reife Frucht
Um derentwillen blüht der Lebensbaum?
Und wenn zu hoch der ausgestreckten Hand
Die süße hängt, ist's etwa ein Verbrechen
Durch Rütteln sie in meinen Schoß zu zwingen?
Und wenn's Verbrechen ist — wohl, ich begeh's! —
Nicht allzustrenger Buße kann verfallen,
Wer sich gewaltsam nahm, was vor Verzweiflung
Die Seele schützet — — Treffe mich der Tod!" —

Er schwang sich auf den Sockel — und in Händen
Wallt ihm der Schleier — — ihm vor Augen stand
Ein nackter, schmucklos nackter Frauenleib. —
Sein gier'ges Auge bohrt' sich in die Formen.
Doch kein Symbol erprangte an dem Leibe
Und keines Lös'wort's Zeichen war gegraben
In dieses Steines marmorn Gliederrätsel.
Verzweifelnd stand der Priester.

„Eines Weibes
Entblößter Körper wärest Du, o Isis?
Nichts andres ist die Schöpfung als ein Leib,
Der die gezeugte Frucht zum Lichte reift?
Die Lösung allen Ringens, allen Forschens,
Die Antwort aller Fragen die in Nummer,
Schlaflosen Nachts die Seele stellt, wär' dieses? —
Es kann nicht sein! Der ungenannten Wahrheit
Geheimnisvoller Name ist nicht „Weib"!
O Rätsel, Rätsel! Nun die Hülle sank,
Bist Du verhüllter mir als je zuvor!
Verzweifelnder der Lösung denk' ich noch
Als da ich sie noch stormumzogen wähnte! — —

Es ist nicht möglich daß Du Isis bist,
Du Frauenleib aus venenlosem Marmor!
Der Schlüssel, der des Todes Pforten schließt
Und öffnet aller Seligkeiten Himmel,
Hat and're Form als weiche Weiberglieder! —
Wohl ist Gebärerin die Allnatur,
Doch was die Frucht, die sie gebäret, zeugte,
Kann nur das Ewig-Unerreichte sein. — —
— Enthüllet wähnet Dich mein blödes Auge?
Nein, Hüllen müssen jetzt Dich noch umschließen!
Verständlich ist die Wahrheit — Du bist's nicht!
O hab' Erbarmen, lasse Dich begreifen!
Sag' mir, wo schwebt die Form des ew'gen Inhalts
Wenn hier nicht, wo sie nur're Andacht glaubte? —

Digitized by Google

Ich hab' getrevelt, nutzlos, zwecklos verjagt,
Und über mir in immer engern Kreisen
Schwebt schon der Geier Tod, mein Atem fliegt,
Und schwellt die Segel meines Lebenskahns,
Daß rascher er den Grabeshafen grüße — — —
Es sinkt die Nacht und mir erglüht kein Licht! —
Erbarmungsvolle Gottheit, hör' mein Beten!
Die, nackt, Du noch verhüllt bist, offenbar' Dich!" —
Verzweifelnd sank er nieder, daß sein Mund
Den Marmorfuß des Ibisbildes küßte. —

Die ersten Sterne blickten in den Bil,
Deß Rauschen jetzt wie langgezogne Klagen
Das langsam auf die Fluren niederthau'nde
Dunkel durchbebte.

Langsam hob sein Haupt
Vom Stein der Priester, starrend in die Nacht. —
Da plötzlich rang sich über seine Lippen
Ein Wehelaut, des unnennbarsten Schmerzes
Geheimer Herzenswohnung wild entloh'n. —
„Allmächtige Natur! Kannst du vergeben,
Daß meines Leibes, meiner Seele Mängel
Ich Fehler nannt' in Deinem ew'gen Werk?
Daß Hüllen ich an Deinem Leibe suchte
Tastender Hand, nicht ahnend, daß mein Auge,
Das blindgebor'ne, Dich nicht schauen könne,
Wenn nackt Du mir auch bietest das Gefäß,
In das Du gießest Deine heil'gen Fluten!
Dies Bild wählt' ich das Deine? Blinder Thor!
Statt Dich zu seh'n im Morgenglüh'n der Sonne,
Statt Dich zu hören in des Leu'n Gebrüll,
Dein Wesen suchend in der Sterne Kreis
Und in des Firmaments Unendlichkeiten!
Du prangst in schleierloser Majestät! —
Die Hülle liegt auf unsern ird'schen Augen!
Du sprichst im Donnergrollen, doch dem Ohr
Deines Geschöpfs ist Lispeln nur verständlich!
Du lebst im Sturme, doch die ird'sche Lunge
Kann atmen nur in ausgeglichnen Lüften!
In Allem wirkst Du und ein einzeln Bild,
Als Abdruck Deiner ganzen Herrlichkeit,
Errichten Dir die Menschen! — Weh' mir, weh'!
Wir wird der Tod, doch freudige Erkenntnis
Bricht drücht die thränenheißen Augen zu! —
Wie gütig ist die Drohung, die Verwegne
Von dem Erschauen ihres Elends scheucht!
Ihrer harr' grauser Tod? O ahnungwahr!
Der Tod im Glutmeer ungewohnten Lichtes,
Das blendend auch mein suchend Auge traf!" —

Gefällt vom Doppelturme seines Leides
Und seiner Sünde brach er welk zusammen,
Doch eh' die gier'ge Nacht mit feuchtem Munde
Von seinem Mund den letzten Odem haschte,
Hing er mit müder Hand dem Bilde über
Den Schleier, den er hoffend ihm geraubt.
„Mögen, die nach mir beten, weiter glauben,
Daß nur ein Flor sie von der Wahrheit trenne,
Ein dünn Gewebe, lüftbar mit der Hand!
Des Ideals Gewand, der Gläub'gen Sehnsucht,
Schmieg' weiter bergend seine reichen Falten
Um alle Formen auf'rer Wirklichkeit! —
Es glaub' der Mensch, in seines Blicks Bereich,
Im engen Rund des Laubgeschaffnen Auges
Hab' Platz das ewig schöpferische Wesen,
Im Menschenohr der Schall des Weltelaut's!
Sei fern der Tag, an dem er schaudernd sieht,
Was ich gesehen habe und dran stirbt,
Wie ich jetzt sterbe." —

Rachelle Bardach.

Wiedersehen.

Die Sonne sinkt, es verdämmert der Tag —
Ein Pärchen kost im dustigen Hag.

„So weine nicht, Liebchen! Bin jung und bin stark
Und kräftig im Herzen und kräftig im Mark.

Jetzt giebt mir Dein Vater zum Weibe Dich nicht.
Kehr' ich wieder, sollst hören, wie anders er spricht!

Will wirken, will schaffen mir Ehre und Gold,
Dann komm' ich und hole mein Schätzlein hold.

Dann sind wir im Glücke, sind selig und reich —
Nur weine nun nicht Dir die Wangen nicht bleich!"

Sie kosen und küssen, bis Sterne steh'n
Und scheiden dann hoffend: „Auf Wiedersehn!"

*

Dem Kirchlein entströmet der Beter Schar,
Ein Mütterchen d'runter mit schmerzigem Haar.

Das Antlitz voll Falten, gemeißelt vom Harm,
So trippelt sie hin, das Betbuch im Arm.

Da tritt mit leisem Flehen heran
Ein blasser, ergrauter Bettelmann.

So siech und müde schaut der Gesell —
Die Alte greift nach dem Pfennig schnell.

Doch wie sie dem Manne ins Auge sieht,
Ein Abend im Hag durch die Seele ihr zieht —

Und Hoffen und Harren, verlorenes Glück —
Schnell reicht sie dem Bettler ein Silberstück.

Heinrich Glücksmann.

Digitized by Google

Schmelings Erben.

Roman von **Wilhelm Berger.**

(Fortsetzung.)

Zweites Kapitel.

Wieder einmal saß der Notar bei Käthe Schmeling. Es war an einem Abend des Februar und ein kalter Oststurm fegte draußen spitzige Eisnadeln durch die menschenleeren Straßen.

Fröstelnd rieb sich der Notar die Hände.

„Ich kann nicht warm werden," klagte er.

Käthe stand auf und sah nach dem Thermometer.

„Sechzehn Grad," sagte sie. „Der Ofen thut seine Schuldigkeit. Es liegt an Ihnen, Notar — nehmen Sie mirs nicht übel."

„Ich weiß es, Fräulein Käthe. Es geht zu Ende mit mir — darüber bin ich mir vollständig klar. Sie kennen das Sprichwort: der März nimmt alte Leute mit."

„Oho! Fangen Sie nur nicht an, die Courage zu verlieren! Das ist gegen unser Übereinkommen. Trinken Sie einmal: Sie wissen ja: die Sorte rührt das Blut auf."

„Kann noch," versetzte Brüninghaus. „Das Herz kann keine Extraarbeit mehr leisten. Ein Genuß nach dem andern empfiehlt sich auf Nimmerwiedersehen. Was bleibt zuletzt noch? Ich bin neugierig."

„Wenn's so bei Ihnen aussieht, kann ich Ihnen bekennen, daß Sie heute die letzte Flasche der gepriesenen Sorte trinken. Das nächste Mal muß ich Ihnen ein anderes Gewächs vorsetzen. O — es soll kein Kräuter sein; ich habe schon mit dem Weinhändler gesprochen; für uns zwei Feinschmecker will er einmal ausnahmsweise seine Kniffe und Pfiffe beiseite lassen."

„Die letzte Flasche!" sagte der Notar wehmütig und hob das Glas. „Es giebt ja besseren Wein als dieser war, und warum sollten Sie nicht davon bekommen können, wenn Sie den Preis dafür bezahlen wollen? Aber es ist nicht Schmelings Wein, Fräulein Käthe; wenn er vor mir aufgesetzt wird, kann ich mir nicht einbilden, ich wäre bei meinem alten Freunde zu Gaste. Und die Flaschen mit der bunten Traube links oben in der Ecke des Schildes — sie waren persönliche Bekannte von mir. Ich weiß noch, wie das Faß vom Rhein ankam und welch ein Wesen Schmeling davon machte. Es war eine große Extravaganz, die er sich gestattete. Und er hat jede Flasche eigenhändig gefüllt und gesiegelt. — Ja, ja, so geht alles hin!"

Käthe sah ein, daß sie den lebensmüden Freund auf andere Gedanken bringen mußte. „Ich hatte heute einen Brief von Heinrich Kurz," erzählte sie.

Ein heller Blick traf sie. „Von Heinrich Kurz? — Das ist merkwürdig. Gerade heute habe ich mich mit ihm beschäftigt — ich komme gleich darauf. — Weshalb schreibt er Ihnen?"

„Es ist ein sonderbares Ding, Notar," versetzte Käthe. „Dieser junge Mensch bewahrt mir ein freundliches Andenken, von damals her. Mir! Was sagen Sie nun? — Und nur, weil ich ihm meines Herzens Meinung mit auf den Weg gegeben habe, als er sich mit der Idee trug, das Posthorn an den Nagel zu hängen. Davon will er eine gewaltige moralische Unterstützung empfangen haben. Und nun hat er das Bedürfnis empfunden, mir eine Art von Rechenschaft über den Gang seines Studiums abzulegen. Ich bin ihm die liebe Tante, bei der er Anteil und Verständnis vorausgesetzt. So etwas ist mir in meinem Leben noch nicht passiert, und — weiß Gott, Notar — es hat mich gerührt. Liebe aufspringen zu sehen, wo man sich bewußt ist, sie gar nicht gesät zu haben — darin liegt etwas Wunderbares, das kein Verstand begreifen kann. Die Leute hier in Gunthershausen haben doch wohl eine falsche Meinung von mir, wenn sie mich für eine versauerte alte Jungfer halten, bei der nichts zu holen ist, als Gäste von Eiswasser."

Digitized by Google

„Die Leute!“ rief Brüninghaus. „Wie wenige haben die Gabe, sich in eines Andern Haut zu versetzen! — Aber erzählen Sie mir von Heinrich Kurz!“

„O, er ist auf gutem Wege — Feuer und Flamme für seine Wissenschaft. Er soll später mein Leibarzt werden, wenn es in meiner Maschine zu rappeln anfängt. — Ein paar hübsche Neuigkeiten von Schmelings Erben tischt er auf. Sie erinnern sich des Amerikaners, Notar, der uns mit seinen hinterwäldlerischen Sitten so ärgerte — Erich Malchien. Der ist in Berlin in schlechte Gesellschaft geraten und hat den Weg nach Chicago nicht zurückfinden können. Schließlich soll es ihm übel ergangen sein, da ihm seine Familie die Mittel für sein Lotterleben verweigerte. Da ist er mit seinem Neffen Albert zusammengetroffen — dem flüchtigen Bankerotteur, der sich unter falschem Namen ebenfalls in Berlin herumtrieb. Der Neffe hatte den Onkel bei einer Tänzerin ausgestochen — ein sauberes Paar — und nun sich zu rächen, wollte der Onkel den Neffen der Polizei in die Hände liefern. Dabei hat er mitten in seinen Sünden den Tod gefunden; Albert hat ihn erschossen und die Freiheit behalten. Er ist auch nicht gefangen worden; er irrt noch immer mit dem Kainszeichen auf der Stirne. Gott wird ihn schon finden und ihm unterheizen. Dieser Albert Malchien war ein ganz frivoler Bursche; es hat mir leid genug gethan, daß er auf die Liste gekommen ist.“

Brüninghaus seufzte: „Ich wollte, diese vermaledeite Erbschaftsgeschichte wäre erledigt.“

„Noch zwei Monate und der Teich fließt ab!“

„Ich erleb' es nicht mehr. Und das bringt mich darauf, was mich heute eigentlich zu Ihnen geführt hat. Die Unruhe hat mich wieder einmal an allen Haaren. Es ist schlimmer, als es jemals war: Richard kommt mir gar nicht aus den Gedanken. Wenn er mich doch ruhig sterben ließe! Aber ich sehe ihn beständig mich umschleichen, mit seinen frechen Augen, die Hände gierig ausgestreckt. Ich bin überzeugt, daß er sich sehr angelegentlich mit mir beschäftigt — dies Gefühl täuscht mich nicht. Wenn er nur etwas von sich hören ließe! Die Verborgenheit, in die er sich hüllt, wird mir immer unheimlicher.“

„Was kann er Ihnen denn anhaben?“ fragte Käthe geringschätzig.

„Nehmen, was er nur von dem Toten erhalten würde.“

„Sie fürchten sich, Notar?“

„Ja, ich fürchte mich. Wenn Richard nicht mehr aus und ein weiß — und dahin kommt er — vielleicht ist er sogar schon so weit — dann scheut er vor nichts zurück. So steht er vor mir. Etwas vom wilden Tier ist immer in ihm gewesen.“

„Wie kommen Sie nur zu solchem Sohn?“

„Das ist eine von den vielen Fragen, die mir schwer im Kopfe liegen. Ich vermute, daß die Verbrecher nicht geboren, sondern gebildet werden, obgleich das Wie dabei nicht allemal deutlich ist.“

„Möglich,“ sagte Käthe zerstreut, einen anderen Gedanken verfolgend. „Hören Sie, Notar, was ich Ihnen raten möchte,“ begann sie gleich darauf. „Schaffen Sie sich eine Leibwache an — einen handfesten Diener meine ich, der immer um Sie ist, namentlich aber nachts. Ich glaube, dann wird das Gefühl der Furcht von Ihnen weichen, das Sie deprimiert. So geht's nicht weiter; Sie ängstigen sich langsam aus dem Leben hinaus.“

„Ich glaube, daß Ihr Rat gut ist,“ erwiderte Brüninghaus. „Wer kein tapferes Herz hat, muß sich Surrogate suchen. Ich will gleich morgen nach einer passenden Persönlichkeit Umschau halten. Vielleicht kommt mir das Gefühl der Sicherheit zurück und damit ein bescheidenes Maß von Lebensmut, wenn ich mich nachts in meinem einsamen Hause geschützt weiß . . . Aber besser ist besser. Ich sagte Ihnen einmal, daß ich Heinrich Kurz in den Stand setzen wollte, sein Ziel zu erreichen — auf alle Fälle, ganz abgesehen von dem ungewissen Ausfall der Erbteilung. Das weiß ich nun — ich habe lange darüber nachgedacht — nicht zweckmäßiger einzurichten, als indem ich Sie bitte, für mich zu handeln. Hier sind Staatspapiere im Nominalbetrage von zwanzigtausend Mark; die Schenkungsurkunde, auf Ihren Namen ausgestellt, liegt bei. Davon lassen Sie dem jungen Manne nach Bedarf zufließen; den Rest soll er erhalten, sobald er das Staatsexamen bestanden hat. Wer sein Wohltäter war, mag er erfahren, nachdem ich tot bin, nicht eher. — Wollen Sie mir den Gefallen thun?“

„Ich schlage Ihnen so leicht keine Bitte ab, Notar, das wissen Sie. Aber gehen Sie nicht einen wunderlichen Umweg?“

„Das scheint Ihnen nur so. Ich weiß aus meiner langjährigen Geschäftspraxis, daß in vielen Fällen eine Disposition zu Letzzeiten jeder letztwilligen Verfügung vorzuziehen ist. Vollends in

Digitized by Google

meiner persönlichen Lage. Mit meinem Sohne soll Heinrich Kurz nichts zu thun haben . . ."

Käthe sah den alten Freund aufmerksam an.

„Erlauben Sie mir eine Frage, Notar," sagte sie. „Haben Sie überhaupt schon ein Testament gemacht?"

Brüninghaus zögerte mit der Antwort.

„Lassen Sie nur," kam Käthe ihm zuvor. „Ich weiß jetzt schon Bescheid. Eigentlich sollte ich mich darüber gar nicht wundern. Schlucke denn der Arzt gerne die Mixturen selbst, die er Andern professionell verschreibt? — Und doch — nehmen Sie mirs nicht übel, Notar — Sie sind ein furchtbar leichtsinniger Mensch! — Wenn nun Ihr Sohn, der Taschenspieler oder was er sonst geworden sein mag, bereits gestorben sein sollte?"

„Um so besser," sagte Brüninghaus finster. „Mag dann der Mammon gehen, wohin er will."

Käthe schlug die Hände über dem Kopfe zusammen. „Sie, die Ordnung, die Voraussicht selbst — Sie haben solche Grundsätze? Ich bin empört über Sie, Notar! Wie wollen Sie sich dereinst da oben dem höchsten Richter als getreuer Haushalter vorstellen?"

Brüninghaus beugte sein Haupt. „Ich rechne in allen Stücken auf die göttliche Gnade."

Käthe war nicht einverstanden, aber sie mochte gegen solche Gesinnung nicht weiter eifern. Bekümmert sah sie indessen dem Greise nach, als er, wohlverwahrt in Pelzmantel und Mütze, in den Schneesturm hinausging. Der Wind riß ihr die Thüre aus der Hand und sie mußte das Mädchen zu Hilfe rufen, um sie zu schließen.

„Es ist schlimm mit ihm, sehr schlimm!" murmelte sie, als sie sich am Ofen die Hände wärmte. „Verfall ohne Hoffnung! — Und diese Entdeckung! Wie ist es nur möglich? Bei ihm, gerade bei ihm ein solches Rätsel in der Tiefe der Seele! — Ich muß meinen ganzen Einfluß aufbieten, so wenig michs im Grunde angeht . . . Nein, solche sündhafte Leichtfertigkeit!"

Und Käthe kam nicht aus der Entrüstung heraus, bis der Schlaf ihren Gedanken ein Ende machte.

Drittes Kapitel.

Es war am nächsten Morgen etwas nach fünf Uhr, als Käthe durch ein heftiges Pochen an ihrer Kammerthüre geweckt wurde.

Ärgerlich fuhr sie auf, sofort in Harnisch.

„Was ist denn los, das nicht warten kann, bis ich mein Pensum Schlaf erledigt habe?" rief sie scheltend.

Die Magd antwortete: „O Fräulein, es brennt im Ort!"

„Und da glaubst Du, ich müßte mit dabei sein? — Oder fliegen uns die Funken schon ums Dach?"

„Es soll bei dem Notar Brüninghaus sein."

Mit großer Schnelligkeit sprang Käthe aus dem Bett, machte Licht und öffnete die Thüre.

„Du wirst Dich verhört haben . . . Bei dem Notar? Wer hat das gesagt?"

„Ich wachte von dem Rasseln der Spritze auf, und dann, noch schlaftrunken, hörte ich die Glocken. Da wußte ich Bescheid, zog mich rasch an und lief auf die Straße. Die Bäckergesellen von der Ecke rannten vorbei; die sagten mir, das Feuer sei beim Notar."

„Hilf mir in die Kleider, geschwind!" sagte Käthe entschlossen. „Der alte Mann — es ist sein Tod . . . Was ist für Wetter?"

„Klar und kalt. Es liegt ein Fuß Schnee."

„Du mußt gleich die Wohnstube heizen, wenn ich weg bin . . . und auch Herrn Schmelings Schlafzimmer. Spare das Holz nicht, daß es rasch warm wird . . . Du lieber Gott! er muß aus der Kälte heraus, und wer wird für ihn sorgen, wenn ich's nicht thue? Die Menschen in ihrem Löscheifer werden ihn unter freiem Himmel herumirren lassen und alles mögliche retten, nur ihn nicht . . . Verpacke mich gut, daß mir die Glieder nicht steif frieren! Es ist einerlei, wie ich aussehe . . . Hole mir meine hohen Filzstiefel — die Motten werden hoffentlich nicht hineingekommen sein . . . das ist ja eine ganz unglückliche Geschichte! Was hat der Notar nur für dummes Zeug mit Feuer und Licht angefangen, eh' er gestern Abend in die Federn kroch? Oder die alte Adelheid . . . das kommt davon, wenn man sich nicht entschließen kann, gebrechlich und stumpf gewordene Dienstboten zur Ruhe zu setzen!"

Tapfer stapfte die alte Jungfer durch den knirschenden Schnee. Der Feuerschein stand rot am Himmel.

„Was da alles in Flammen aufgehen mag!" räsonnierte Käthe vor sich hin. „Seit über fünfzig Jahren schon strömen aus der Schreibstube die Akten über das ganze Haus und füllen eine Kammer nach der andern. Den Mäusen werden die Brutstätten heiß werden!"

Um eine Ecke biegend, sah Käthe das breite, zweistöckige Fachwerkgebäude in kurzer Entfernung vor sich.

Digitized by Google

„O weh!“ rief sie, vorwärts eilend. „Die ganze Geschäftsecke ist wie ein feuriger Ofen! Da ist jetzt nichts mehr zu retten!“

Mit Lärmen und Schreien drängten sich eine Menge Leute um die Spritze, aber arbeiten thaten sie nicht.

„Daß Gott erbarm!“ ereiferte sich Käthe. „Sie haben kein Wasser! Alles gefroren! Da können wir etwas erleben, wenn sich ein Wind aufmacht!“

Nun hatte sie die Spritze erreicht. Eben wurden einige Eimer Wasser eingeschüttet, die in langer Kette herbeigeschafft waren.

„Wo ist Brüninghaus?“ fragte Käthe die Spritzenleute.

„Niemand hat ihn bisher gesehen, Fräulein Schmeling,“ war die Antwort.

„Und die alte Magd, die Adelheid — ist die etwa auch verschwunden?“

„Die trägt das Kochgeschirr in den Garten — sehen Sie, dort kommt sie gerade aus der Thüre zur Wohnung heraus, unter jedem Arm ein paar Besen.“

„Die schwachsinnige Kreatur!“ sagte Käthe verächtlich und watete weiter durch den Schnee, zu der Person hin, die den Kopf völlig verloren zu haben schien.

Als sie die Fremdin ihres Herrn erkannte, ließ sie die Besen fallen und brach in Wehklagen aus: „O Fräulein Schmeling! Was soll aus mir werden?“

„Von Ihnen ist einstweilen noch gar nicht die Rede,“ antwortete die alte Jungfer grimmig. „Lassen Sie jetzt mal die unnütze Schlepperei und nehmen Sie Ihre fünf Sinne zusammen! — Wo ist Ihr Herr?“

„Ach Fräulein Schmeling, das ist das Schrecklichste: er ist nicht zu finden.“

„Nun — immer ruhig Blut — es kann ihm doch nichts passiert sein; sein Schlafzimmer liegt links nach hinten, und wird wahrscheinlich in diesem Augenblick noch ziemlich rauchfrei sein, da die Scheidewand zwischen den beiden Hausteilen noch steht und höchstens die beiden Thüren oben und unten durchgebrannt sein können. Der Schrecken wird ihn verwirrt gemacht haben, denk' ich mir. Er wird davon gelaufen sein . . . wir müssen ihn suchen, Adelheid.“

Die alte Magd schüttelte langsam den Kopf. „Der Herr ist gar nicht zu Bett gewesen diese Nacht,“ sagte sie.

„Nicht zu Bett gewesen?“ rief Käthe bestürzt. „Am Ende auch gar nicht im Hause — wie?“

„Doch. Er ist, wie gewöhnlich, bald nach zehn Uhr heimgekommen. Ich war eben in meine Kammer gegangen. Und, was mir auffiel: er schien nicht allein zu sein; ich hörte ihn sprechen und dazwischen eine fremde, rauhe Stimme. Da schlich ich mich zur Treppe — im Dunkeln natürlich — und lugte hinab. Der Herr hatte das Licht angesteckt, das an seinem gewöhnlichen Ort stand, und öffnete gerade die Thür zu den Geschäftsräumen, und hinter ihm, die Hände in den Taschen eines langen, grauen Überrocks mit aufgeschlagenem Kragen, einen schwarzen Schlapphut auf dem Kopfe, der noch voll Schnee lag, stand ein großer, breitschulteriger Mann. Während ich hinabschaute, gingen beide in das Schreibezimmer, der Notar voran, und die Thür schloß sich hinter ihnen.“

„Und dann?“ fragte Käthe atemlos.

„Ich zog mich wieder zurück und ging zu Bett,“ fuhr die Magd in ihrem Berichte fort. „Wie ich immer thue, schlief ich gleich ein, und erwachte dann wieder, als der Nachtwächter einen furchtbaren Lärm an der Hausthüre machte. Als ich zitternd geöffnet hatte, rief er mir zu, es sei Feuer im Hause und ich möchte den Herrn wecken. Ich konnte kaum wieder die Treppe hinaufkommen, so bebten mir die Glieder. Der Herr schließt sich immer ein; ich pochte also, so laut ich nur konnte und schrie: Feuer! Nichts rührte sich drinnen. Da versuchte ich die Klinke und fand die Thür offen und drinnen keine Spur vom Herrn, und sein Bett unberührt.“

Käthe hatte ihre Geistesgegenwart zurückgewonnen, die ihr bei Erwähnung des unheimlichen nächtlichen Gastes eine Weile abhanden gekommen war. Aber ihr Herz schlug doch in wilder Erregung, indem sie sich das Entsetzliche vorstellte, was in der Stille der Nacht sich in dem Bureau ihres armen alten Freundes abgespielt hatte . . .

„Was Sie mir da soeben erzählt haben, Adelheid — das von dem Fremden, meine ich — ist das schon sonst jemand bekannt?“ forschte sie.

„Nein — ach Gott, wer hatte denn Zeit, sich weiter um uns zu bekümmern? — Ich habe den Spritzenleuten nur gesagt, der Herr wäre nicht da, und dann — es war doch meine Schuldigkeit, zu retten, was ich konnte —“

„Sehr brav,“ lobte Käthe mit schneidendem Spott. „Nun aber überlassen Sie den Plunder seinem Schicksale und kommen mit mir. Wir müssen so rasch als möglich der Polizei habhaft

Digitized by Google

werden und sie dem Mann in dem langen grauen Rock auf die Fährte hetzen . . ."

Kurzer Hand nahm Käthe die alte Magd, die nicht wußte, wie ihr geschah, unter den Arm und schleppte sie davon.

Einige Minuten später erfuhr der am Platze anwesende Polizeikommissär zu seinem höchsten Erstaunen aus dem Munde Käthes, daß der Notar Brüninghaus in der vergangenen Nacht von seinem verlorenen Sohne, der sich seit langen Jahren mit fahrendem Volke als Gaukler oder Taschenspieler unter verschiedenen Namen in der Welt umhertreibe, ermordet und beraubt worden sei, worauf der Verbrecher, um die Spuren seiner Thaten zu vertilgen, vor seiner Flucht die Notariatsschreiberei mit allen ihren Akten und wertvollen Papieren kaltblütig in Brand gesteckt habe. Der Mörder, der aus seiner Jugend her Weg und Steg in der Umgegend kenne, werde, nach ihrer Meinung, bemüht sein, vor Tagesanbruch zu Fuß die nächste Eisenbahn-Station zu erreichen. Dort möge man ihn zunächst suchen, und sie, Käthe Schmeling, gelobe dem Beamten, der ihm Handschellen anlege, ein Douceur von fünfhundert Mark. Wenn aber Richard Brüninghaus, der in seinem langen Lumpenleben — er sei fünfzig Jahre alt — ein durchtriebener Gesell geworden sein müsse, unbeachtet aus der Gegend entwische, dann müsse seine Fährte weiter zurück aufgenommen werden und zwar in Hamburg, wo er sich im letzten Frühjahr unter dem Namen Rabattini aufgehalten habe.

„Und hier ist Ihre Hauptzeugin," schloß Käthe, indem sie die alte Magd vorschob. „Sie hat den fremden Mann gestern Abend bald nach zehn Uhr mit dem Notar in das Haus treten sehen und kann Ihnen seine Kleidung beschreiben. Auch die Stimme hat sie gehört. Und was das Gesicht anbetrifft — es müßte nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn ein fahrender Taschenspieler nicht mit seinem Bilde Reklame getrieben haben sollte."

Käthe hatte das Bewußtsein, ihre Pflicht gegen ihren unglücklichen Freund vollauf gethan zu haben. Und da sie nasse Füße bekommen hatte, und die Zähne ihr zu klappern anfingen, begab sie sich eiligst nach Hause, zog sich um und erfrischte ihre erschütterten Lebensgeister mit einigen Tassen starken Kaffees. Aber das Schicksal des Notars, dessen Äußerungen vom vergangenen Abende ihr noch in den Ohren klangen, wollte ihr keinen Augenblick aus dem Kopf. Und sobald der Tag angebrochen war, litt es sie nicht länger im Hause, und sie irrte wieder zur Brandstätte. Es war der Feuerwehr gelungen, die eine Hälfte des Hauses, bis auf einigen Schaden am Dach, zu retten, und Adelheid war schon beschäftigt, ihre Töpfe und Besen wieder einzuräumen; die andere Hälfte jedoch, worin die Geschäfte betrieben wurden, war nur ein rauchender Schutthaufen.

Der Bürgermeister stand, die Hände in den Rocktaschen vergraben, und sah bekümmert zu, wie die Leute mit langen Haken die glimmenden Papierhaufen auseinanderzerrten.

„Wir werden jahrelang die Folgen dieses Brandes spüren, Fräulein Schmeling," redete er sie an. „Ich sehe im Geiste Prozesse über Prozesse."

„Allzuschlimm wirds wohl nicht werden," meinte Käthe. „Der eiserne Geldschrank wird doch ausgehalten haben."

„Das ist ja eben mein Kummer. Die Feuerwehrleute haben ihn, als sie die Fenster einschlugen, mit weitgeöffneter Thüre mitten in der Glut stehen sehen. Jetzt liegt er unter niedergestürztem Mauerwerk begraben. Mit allem Übrigen, was wir gerne bergen möchten. Ich fürchte, Fräulein Schmeling, wir werden unserem Freunde Brüninghaus kein christliches Begräbnis geben können."

Käthe hob langsam eine Faust in die Luft. „Er soll es uns büßen, der Unmensch!" bedrohte sie den flüchtigen Rabattini.

Dann auf einmal drängte sich ihr ein neuer Gedanke auf. „Ach Du mein Himmel!" rief sie aus. „Was wird aus Schmelings Erben? Hoffentlich liegt das Testament beim Gericht — obgleich ich nicht darauf schwören möchte — Brüninghaus hatte defekte Stellen in seiner Pedanterie. — Aber wenn auch — wo ist Schmelings Hab und Gut? Von seinen liegenden Gründen war das meiste vorigen Herbst schon verkauft — ich weiß es bestimmt . . . Mein Gott! was da wohl alles in den großen Rocktaschen von Richard Brüninghaus versammelt sein wird!"

Sie ließ den Bürgermeister stehen und eilte zum Rathause. In der Polizeistube, die sie aufsuchte, saß schläfrig ein Schutzmann. Er hatte beim Brande Dienst gethan und wartete auf seine Ablösung.

„Haben Sie schon Nachricht zurück von Aufeld?" fragte sie.

Der Mann blickte müde auf. „Wir haben keinen Spezialdraht nach Aufeld. Der reguläre Dienst beginnt um acht Uhr."

Digitized by Google

Käthe rang bestürzt die Hände. „Das heißt also, daß der Mörder noch nicht dorthin signalisiert worden ist! Und um sieben Uhr passiert ein Zug! Er ist darin entwischt — nichts kann gewisser sein!“

„Ich wollte, es wäre so,“ bemerkte der Beamte phlegmatisch. „Besser, er sitzt in einem Eisenbahnzuge, als daß er zu Fuße quer durchs Land reist.“

Käthe sah ihn groß an und hielt ihn für einen dämischen Gesellen. Plötzlich indessen ging ihr ein Licht auf. „Ach so!“ sagte sie. „Ich will um Mittag einmal wieder nachfragen.“

Aber um Mittag zuckte der Kommissär die Achseln und am Abend wieder. Augenscheinlich war Rabattini schlauer gewesen als die kluge alte Jungfer, die darauf brannte, ihren Freund gerächt zu sehen.

(Fortsetzung folgt.)

Über den Dächern.

Mein Traum entfloh und nahm den Bruder mit,
Den Schlaf — und als sie wie mit Engelsschrill
Zum Fenster huschten, sprang ich auf:
Hoch hebt sich schweigend Dach an Dach,
Nur Lichter quellen tausendfach
Aus Dämmergassen am Gestirn hinauf.

Mein Auge irrt zum letzten Giebelsaum:
Den überragt ein Nimmer Lindenbaum
Und nickt, von Schlummerdüften schwer,
Und seine Krone überkrönt
Ein Silberhauch, blaß abgetönt,
Noch blasser als das Gold von Osten her.

In seinen Zweigen wogt es ohne Ziel
Wie schwerer Träume ahnend Widerspiel —
Dann naht und weht der Morgenwind,
Von schnellen Wonnen angelacht,
Und rüttelt an den Zweigen sacht
Wie Mutterarme an dem Herzenskind.

Da geht ein wonnig Beben durch den Baum —
Und fern im Osten hinter'm Haidelraum
Erwacht der erste Strahlengruß;
Die Linde dehnt die Zweige weit
Und schauert auf voll Seligkeit,
Und zuckt zusammen vor dem Sonnenkuß.

Die Lichter fluten durch das Blattgewirr,
Ob auch das letzte Dämmern scheu und irr
Sich an die härtesten Äste schmiegt;
Die Strahlen suchen kampfbereit,
Noch huscht ein sanfter Widerstreit — —
Dann seh ich lächelnd, daß die Sonne siegt!

Josef Schanderl.

Sonnenleuchten.

Herz, mein Herz, welch' Sonnenleuchten,
Nach der langen, bangen Nacht!
Augen ihr, ihr glücksleuchten,
Wie der Himmel in euch lacht!

O, du Freude schmerzgeboren,
Die sich mir ins Leben schlich,
Weltvergessen, hoffverloren —
Sag', o sag', wie trag' ich dich?

Adolf Wilhelm Ernst.

Im Saal.

Kaum regen sich die Fichten
Im schwülen Sommerwind,
Großmütterleins Geschichten
Hört still das Enkelkind.

Im kühlen Saal will halten
Ich traute Abendruh,
Versonnen schau der Alten
Vom Sessel aus ich zu.

Verträumt lausch' ich den Märchen
Uralt, doch immer neu:
Es war einmal ein Pärchen
In Liebe fest und treu.

Die Liebe bringt Verderben,
Bald ist ihr Bruder Tod;
Sie mußten beide sterben
In großer Herzensnot. — — —

Mein Haupt sinkt auf die Lehne,
Die Dämm'rung webt im Saal; —
Was ist's, daß eine Thräne
Sich mir ins Auge stahl?

Carl von Arnswaldt.

Digitized by Google

Gedichte

von

S. A. Weiß.

(Ungedruckter Nachlaß.*)

Kaiser Karl.

Kaiser Karl, als gegen Norden
Leuen Heerzug er begann,
Weil den wilden Sachsenhorden
Rache er für Treubruch sann,
Saß einst lang in seinem Zelte
Wach bis gegen Mitternacht,
Sinnend, wie er wohl vergelte,
Was jetzt bang ihm Sorge macht.

Wittekind, wie Sturm und Wetter,
Kam aufs neu mit Schild und Speer,
Für die alten Heidengötter
Führt' er neu zum Kampf ein Heer.
Und der Kaiser sah schon fließen
Ströme Bluts und sprach: „Wofür
Soll ich wieder denn erschließen
Dem Verderben Thor und Thür?

Für den einen, wahren Glauben,
Der die Welt beglücken soll?
Und für diesen soll ich rauben,
Sengen, morden schreckenvoll?"
Sprach es kaum und sah entsteigen
Finst'rem Dunkel, angst und bleich,
Thor und Wodan, ernst mit Schweigen,
Freya auch, dem Mondlicht gleich.

Und er bebt im Stuhl und zittert.
Da, verklärt und weich und mild,
Steigt, von Himmelsduft umwittert,
Auf ein bleiches Christusbild.
Neuen Mut in jager Seele
Springt er auf und zieht das Schwert,
Ob es ihm auch zu die Kehle
Schnürt und faßt das Wort ihm wehrt.

Und er ruft: „Für Dich, Du Bleicher,
Mit der Dornenkrone dort,
Der Du machst die Herzen weicher,
Schene Blut ich nicht und Mord!
Nun gelöst sind meine Zweifel,
Hält mich hier mehr kein Verzug,
Jene dort sind Schatten, Teufel,
Du bist Wahrheit, jene Trug!"

Wodan hebt den Blick, den matten,
Und er spricht so kalt wie Eis:
„Alle sind wir Schatten, Schatten,
Trug und Wahrheit gleicherweis'.
Denn so lang gesund die Seelen,
Sind auch ihre Götter wahr,
Erst wenn krank sie sind und fehlen,
Stellen sie als Trug uns dar.

Und so weichen immer weiter
Wir zurück ins Nebelland,
Nur ein Häuflein Sachsenstreiter
Übt für uns noch Widerstand.
Doch auch das wird bald erliegen,
Denn Gewalt und List gewinnt:
Götter sind wir, wenn wir siegen,
Teufel, wenn besiegt wir sind." — —

Kaiser Karl seit jener Stunde
Wie verstört durchjagt' das Land,
Und von seinem Wüten Kunde
Gaben Schwert und Feuerbrand.
Wittekind war bald geschlagen,
Letzte Hoffnung sank dahin,
In den Lüften tönt' ein Klagen —
Ins Exil die Götter ziehn.

---

*) Die hier mitgeteilten Gedichte sind dem dichterischen Nachlaß eines vor Jahresfrist verstorbenen Dichters entnommen, dem ein hartes Lebensschicksal beschieden war. „S. A. Weiß," schreibt uns der Wiener Schriftsteller, Herr Heinrich Glücksmann, dem das Verdienst gebührt, durch einen kürzlich in Wien gehaltenen Vortrag die Aufmerksamkeit auf die Gedichte des Verschollenen gelenkt zu haben, „war am 19. Januar 1858 in dem österreichisch-schlesischen Städtchen Hrnschan als Kaufmannssohn geboren, brachte sich in seiner Studienzeit unter harten Entbehrungen als Lehrer durch, bis er in Wien den philosophischen Doktorgrad erlangte, vertiefte sich dann mit dem Geiste des Forschers in die vergleichende Sprachwissenschaft, vermochte aber die angestrebte Stellung als akademischer Lehrer nicht zu erringen. Nach einer Berufsodyssee durch die Provinz gründete er sich in Wien einen häuslichen Herd. Damit begann für ihn die einzige, grausam kurze Periode des Glücks. Seine Gattin verstand und würdigte den Poeten, dem alles Geschaute und Erlebte Gedicht wurde, und ein reizender Knabe brachte dem Paare vollen Lebenssonnenschein. Da warf 1893 eine Influenza, an die sich ein Lungenleiden schloß, Weiß auf's Krankenlager; durch drei Jahre wurde der arme Dulder von seiner heroischen Frau von Kurort zu Kurort gebracht, und in diesen Leidensjahren erblühte Lied um Lied, bis der plötzliche Tod des Kindes zugleich den Menschen wie den Dichter zermalmte. Am 21. Juni 1896 starb Weiß in Grieß, über das körperliche und seelische Martyrium der letzten Wochen noch weggehoben durch eine rührende Komödie der Gattin, die ihm den Traum vom Ruhme erfüllt zeigte, indem sie durch fingirte Briefe berühmter Schriftsteller und guter Verleger das baldige Erscheinen seiner poetischen Arbeiten melden ließ." Wir fügen nur noch die Hoffnung bei, daß unsere Leser dem freundlichen Urteil des Hörerkreises jenes Vortrags beistimmen werden.

Die Red. d. „D. D."

Digitized by Google

Francesca von Rimini.

Beschwör' ich Dich noch einmal, blut'ger Schatten
Des jungen Weibes, dessen Wehgeschick mir
Noch immer bang das Herz erfüllt mit Rührung?
So komm' herauf, Buhlerin Du der Liebe,
Und laß mich Dir, Francesca, edle Seele,
Noch einmal schauen in die holden Augen,
Die oft beseligt auf dem Antlitz ruhten
Des Heißgeliebten, keusch und rein und segnend,
Trotzdem Dich Sahung durch das Wort des Priesters
An einen Andern band in stiller Ehe . .
Du kommst? Du nahst? Du bist schon da? Und regen
Noch immer sich die Lippen Dir? So rede!

Und also hub der Schatten an zu flüstern:

‚Es war im Mai ein wonnevoller Abend.
Die Glut des Tages hatte sich verkühlt,
Ein lauer Lufthauch kam vom Meer herüber,
Das ruhig da lag, spiegelglatt und eben,
Und Blütenduft von Mandeln und Citronen
Durchwehte rings den mondbeglänzten Garten.
Unhörbar zog in weicher Ruh ein Sehnen,
Unmerkbar winkten lautsend Liebesangen,
Unsichtbar wohl' es um die müden Glieder
Wie warmes Leben, sich zur Seite schmiegend —
O süße Jugend! Wundersel'ger Abend!

Da kam Paolo — ach! Des heißgeliebten!
Ich sollt' ihm fliehen und ich mußt' ihm folgen,
Ich sollt' ihm zürnen und ich mußt' ihn segnen.
Ich sollt' ihm wehren und ich mußt' willfahren:
Weiß Gott, es war nicht Sünde, was ich that!
War ich im Herzen stets doch rein geblieben,
Ob auch verbunden einem andern Manne,
Der nie die Seele mir berühren konnte.

Erst ihm gab ich die Erstlinge des Herzens,
Nur ihm allein, Paolo, dem Geliebten,
Dem unter Zagen sich mein Inn'res aufschloß,
Wie dort am Strauche sich erschließt die Rose,
Der dann entströmt ein Wohlgeruch berauschend —
Sie blüht! Sie blüht! ... Ich war ein Weib, das liebte.

Wie's kam, ich weiß es nicht: er zog mich langsam
— Ich mußte folgen wie ein treues Hündlein —
In eine lausch'ge, dämmerhelle Laube
Und that mir kund so viel unschuld'ge Liebe,
Daß bald mein Herz zu seinen Füßen kniete.

Da klang herüber von dem nahen Meere
Bestrickend schön das Lied der Troubadoure
Von Lanzelot und seinem Lieb Ginevra:
Wir horchten still, kein Arg in unsrer Seele.

Und wie wir lauschten hochbeglückt zu Zweien
Und stumm verharrten, ohne aufzublicken,
Erklang die Weise bald so weich und innig,
Daß uns die Töne fast Erlösung schienen
Vom dumpfen Bann des schwer verhalt'nen Sehnens,
Und aus dem Herzen wagte sich uns schüchtern
Die Liebe vor, wie aus dem Nest das Vöglein:
Jetzt gaben wir verwirrt uns scheue Blicke,
Begleitet bald von dunklem Schamerröten
Und bald von Blässe auf den blüh'nden Wangen,
Dann strebten wir die Hände uns zu lassen,
Unsicher tastend, Eins das And're suchend,
Und auf den Lippen zitterte Verlangen.

In diesem Augenblick erhob das Lied sich,
Das immer süßer durch die Luft ertönte,
Bei jener Stelle, wo der treue Ritter
Im Kuß der Liebe seiner Herzgeliebten
Ein Wonnelächeln aus der Seele schmeichelt,
Zu solchem Zauber herrlicher Empfindung,
Daß wir uns endlich sanken in die Arme
Und lang verharrten in dem Kuß der Liebe.

Verführer war das Lied und der's gesungen!

Ob ich gestorben, weiß ich kaum zu sagen,
War in Paolo doch mein Selbst begraben
Und da zur Ruh und Seligkeit gekommen
In einer Pause himmlischen Genusses,
Als unentbrannt mein rascher Gatte vordrang
Und grauenverstört ins Herz den Stahl mir hauchte.

O Lanzelot, mein Galle, mein Geliebter,
Vergieb, vergieb und zürne mir nicht länger —
Verführer war das Lied und der's gesungen!“

Als dies die Seele klagend hingemurmelt,
Zerfloß sie mählich wie der Morgennebel,
Der oft im Frühling auf den Fluren hinschwankt
Und, wenn er schwindet, hellen Thau zurücklässt.
Mir aber war's, als säh ich lauter Thränen,
Nachdem der Schatten wieder sich verloren,
Die Luft erfüllen, lichte, runde Thränen:
Davon blieb eine mir im Auge haften . . .

Frühling im Süden.

Silbern im Silbergrau,
Leuchtender See,
Wiesengrün, Himmelsblau —
Ferne noch Schnee.

Sonnengold, Veilchenduft,
Rosen im Blühn,
Überall Licht und Luft,
Schimmerndes Grün.

Alles mahnt: Weile hier,
Nütze die Zeit,
Hier die Kast sänftigt Dir
Währendes Leid.

Und ein Genügen zieht
Still Dir ins Herz,
Süße Ruh': Alles flieht,
Freude und Schmerz.

Digitized by Google

Nebel auf dem Gardaſee.

Sonne! iſt verblaßt Dein Schimmer,
Daß Du heut' herauf nicht ziehſt,
Und Dein Leuchten nicht wie immer
Klar die Seele mir durchfließt?

Sonſt, wenn ſich der Morgen nahte,
Lag der See in Duft und Glanz,
Heute nur, warum entrate
Ich der Strahlenwonne ganz?

Auf den Inſeln ruht gebreitet
Grauer Nebel ſchwer und dicht
Und wenn ſonſt der See geweitet
Herz und Sinn — heut' fehlt das Licht.

Licht! Du reiner Quell des Lebens,
Dich entbehren kann ich nicht!
O, ſo laß mich nicht vergebens
Deiner harren: Komm', o Licht!

Sanken auch die Sterne nieder . . .

Sanken auch die Sterne nieder,
Leiſe, einer um den andern,
Bricht im Dunkeln muß ich wandern,
Denn Dein Auge ſtrahlt mir wieder.

So nicht, wie mir's einſt geleuchtet
In der Jugend Paradieſen;
Seine milden Strahlen fließen
Aus dem Tau, der es gefeuchtet.

So geſchah's! Von allem Lieben,
Von der Hoffnung Lichtgefunkel
In des Lebens Abenddunkel
Iſt die Thräne uns geblieben.

Paul Drieſe.

Unter der Linde.

Unter der ſchattigen Linde,
Vor meines Vaters Haus,
Saß ich mit meinem Kinde
Und ſchaute weit hinaus.

Die Berge ſah ich ragen
Drüben mit ewigem Schnee,
Und wie die Länder lagen
Am ſonnigen Bodenſee.

Da lallelen meine Hände
Von ſelber ſich zum Gebet:
O Gott im Himmel, es wende,
Wie Alles vor mir ſteht.

Laß einſtens unter der Linde,
Wie ich und mein Vater ſaß,
Sitzen mit ſeinem Kinde
Den Sohn, gewähre mir das!"

Da ſchüttelte die Locken
Mein Knabe und ſprang davon.
Vom Baum fielen Blütenflocken . . .
Beſchütze Dich Gott, mein Sohn!

Hans M. Grüninger.

An eine Fliege.

Liebe, kleine, zarte Fliege,
Die du ſchwebſt auf Liebchens Kleide,
Die du immer darfſt ſie ſchauen,
O, wie ſehr ich dich beneide!

Wenn der Schlummer ſie umwebet,
Darfſt du ihr die Augen ſchließen,
Bei der Morgenröte Grauen
Darfſt du aus dem Schlaf ſie küſſen.

Darfſt die zarte Hand berühren,
Kannſt die ſchöne Wang' umſpielen,
Darfſt in ihren ſeidnen Locken
Bis zum Tagesanbruch wühlen.

Kannſt belauſchen ihre Träume,
Darfſt an ihren roſ'gen Lippen
Bis ſie's leiſe dir vermehret
Ewige Begeiſtrung nippen.

Fliege, Fliege, dumme Fliege,
Summ's ihr in die Öhrlein beide,
In die ſüßen kleinen Ohren
Dies: Wie ſehr ich dich beneide!

Nach dem Arabiſchen von **Franziska Steinitz.**

Digitized by Google

Georg Herwegh 1842—1843.

Mit ungedruckten Briefen von Georg Herwegh, Robert Prutz u. A.

III.

Der Plan, dessen Verwirklichung Herwegh seit dem August 1842 erstrebte, um sich eine ihm zusagende Thätigkeit und zugleich die bisher schmerzlich entbehrte Grundlage seiner Existenz zu schaffen, war schon lange gehegt: eine politisch-kritische Monatsschrift großen Stils; wir haben des Projekts bereits einmal gedacht. Es war im Frühling 1841 nicht zur Verwirklichung gediehen, weil sich zunächst die Konflikte mit Rohmer, dann Herweghs Zweifel, ob er seinem Wesen nach den Pflichten einer derartigen Stellung mit stetigem Fleiß werde entsprechen können, vor allem aber die Zweifel Froebels entgegenstellten, ob sich — die „Gedichte eines Lebendigen" waren eben erst unter die Presse gegangen — ein so kostspieliges Unternehmen auf dem Namen und der Kraft eines noch unbekannten Autors werde aufbauen lassen.

Nun, anderthalb Jahre später und nachdem die „Gedichte eines Lebendigen" bis zur fünften Auflage gediehen, konnten die Besitzer des „Litterarischen Komptoirs", Froebel und Hegner, keine solchen Zweifel mehr haben. Froebel hatte im Frühling 1842 zum ersten Male der Leipziger Buchhändler-Messe beigewohnt; er hatte sich überzeugt, wie zugkräftig der Name seines Autors sei. Man fragte ihn überall nach Herwegh; an der Tafel seines Berliner Hotels erzählte ihm sein Nachbar, der in sehr nahen Beziehungen zur preußischen Polizei stand, daß König Friedrich Wilhelm IV. sich lebhaft für die „Gedichte eines Lebendigen" interessiere; er möge Herwegh sagen, „er werde, wenn er Lust haben sollte, Berlin zu besuchen, von seiten des Königs eine sehr freundliche Aufnahme finden."[*]) Auch verschiedene andere Gründe schienen dem Unternehmen einen Erfolg zu versprechen: vor allem der Umstand, daß nun die Tage der „Deutschen Jahrbücher" offenbar gezählt waren; waren diese unterdrückt, so konnte ein Ersatz naturgemäß nur noch von der Schweiz aus versucht werden. Zudem kam es Froebel sehr gelegen, durch diese aussichtsvolle Gründung ein materiell verfehltes Unternehmen anständig zu begraben. Der seit Januar 1842 wöchentlich zweimal erscheinende „Deutsche Bote aus der Schweiz" vermochte es zu keinerlei Ansehen und Verbreitung zu bringen. Froebel beschloß, das Blatt eingehen zu lassen, hingegen den Namen auf das neue Unternehmen zu übertragen. Die im September 1842 veröffentlichte Ankündigung, die zweifellos aus Herweghs Feder stammt, lautete:

Der deutsche Bote aus der Schweiz.

Veränderung des Plans und der Redaktion.

Mit dem letzten Quartal dieses Jahres tritt sowohl in der Redaktion, als in der Tendenz des deutschen Boten aus der Schweiz eine wesentliche Veränderung ein. Die Redaktion übernimmt Georg Herwegh, Verfasser der Gedichte eines Lebendigen. Der deutsche Bote wird von diesem Augenblicke an zu einer Monatsschrift, die, in Heften von 6 Bogen, groß 8°, je am letzten des Monats ausgegeben und auf dem Wege des Buchhandels versandt wird. Die anschließliche Beschäftigung mit der Schweiz hört auf und es soll dieselbe den bisher eingenommenen Raum mit Allem theilen, was in der zivilisirten Welt und im Reiche des Geistes Bedeutendes und Durchschlagendes auftaucht, obschon nachdrücklich bemerkt werden muß, daß der deutsche Bote wie bisher das beste Organ bleiben wird, um die Schweiz nach allen Seiten hin, in ihren ideellen und materiellen Kämpfen und Krämpfen kennen zu lernen. Seinem Wesen nach ist der deutsche Bote ein politisches Blatt, d. h. er wird, um eben der Politik die nothwendige tiefere Basis zu geben, sich angelegentlich mit dem Besten und Kühnsten in Philosophie und Theologie beschäftigen, immer und überall aber sogleich die politischen Konsequenzen zu ziehen versuchen und so seinen Beitrag zu jener vielbegehrten und vielverheißenen Vermittlung der Wissenschaft mit dem Leben liefern. Er geht, um es offen zu gestehen, von der Überzeugung aus, daß unsere Zeit in letzter Instanz an Allem gar kein anderes, denn ein politisches Interesse nimmt. Demgemäß wird auch den Ländern, in denen dieser politische Zug unsers Jahrhunderts am meisten zum allgemeinen Bewußtsein geworden, vor allen übrigen Aufmerksamkeit geschenkt, und die kompetentesten Männer werden im deutschen

[*]) Froebel, Ein Lebenslauf. I. 128.

Digitized by Google

Boten über die badischen und ostpreußischen Zustände ihre freimüthigen Artikel niederlegen.

Da der deutsche Bote nicht sehr nach den Toilettetischen verlangt, so wird er sich und seinen Lesern die sogenannte Belletristik streng vom Leibe halten. Der Poesie aber, deren wir bedürfen, der Poesie, die Früchte bringt für das Leben und die Freiheit, wird der gehörige Raum offen stehn. Jeden Monat erscheint ein Bogen ausgewählter Gedichte, die eine Art poetischen Glossarium zur Zeitgeschichte bilden sollen. Auch die Tagespolitik wird, dem Kalenderzuschnitt entnommen, in monatlichen Übersichten behandelt werden und so die Lektüre manches nur auf Geldspekulation gegründeten Journals überflüssig machen.

Wir nennen hier keine Namen, aber wir dürfen erklären, daß uns die besten und jüngsten Kräfte unserer Nation zu Gebote stehen und uns ihre warme Theilnahme zugesagt haben. Schließlich nur noch so viel: Unser Blatt erscheint ohne Zensur und ist Parteiblatt, wird indessen seine Stellung nie mißbrauchen, und durch seinen Ton und seine ganze Haltung beweisen, wie viel Freiheit man deutschen Männern ohne Gefahr gewähren darf und — bald auch gewähren muß.

Der Jahrgang des deutschen Boten nach dieser Veränderung kostet 9 fl. Rheinisch; indessen erhalten die Abonnenten des laufenden Jahrganges das restirende Quartal von diesem noch um den bisherigen Preis.

Das literarische Komptoir in Zürich und Winterthur.

Auf die Zeitschrift nimmt auch das nächste Schreiben Herweghs an Prutz Bezug:

4. September 1842.

Mein lieber Freund!

Gestern sprach ich Fräulein Klothilde Oken[60]) zum ersten Male, seit dieselbe wieder von Jena retour ist, da ich den ganzen Frühling und Sommer über keine 8 Tage anhaltend mich in Zürich aufgehalten, sondern in der Schweiz nutzlos und flüchtig herumgefahren bin. Sie erzählte mir so viel Hübsches und Erfreuliches von Ihnen und über Sie, daß ich mich heute am frühen Morgen hinsetzen muß, um mich Ihnen wieder durch ein Paar Zeilen in's Gedächtniß zu rufen. Für „Karl von Bourbon“ meinen herzlichsten Dank! Wurde er aufgeführt in Weimar? Die Scene, wo Diana zu ihm in's Lager geschickt wird, möchte ich dargestellt sehen. Ich höre, Sie haben das Stück bedeutend abgekürzt und glaube die Scene zu errathen. Ihren Brief an Froebel nahm ich mit zu Herzen, doch hatte ich selbst schon früher an eine solche fliegende Miliz[70]) gedacht; mit Ihrem neunmalneunundneunzigen Protokoll sind Sie mir gleichfalls in einem Plan, den ich seit zwei Monaten hegte, zuvorgekommen. Die Gedichte wanderten brühwarm in die Druckerei. Und abermals habe ich eine schwache Hoffnung, Sie vielleicht noch diesen Monat zu sehen, wenn es mir gelingen sollte, einige Schwierigkeiten in Betreff eines Passes zu überwinden. Deutschland soll, glaube ich, für jeden Lumpen existiren, nur für mich nicht. Ob sie mich draußen wohl von oben nach unten rädern würden, wenn ich ohne Paß in ih.en Landen mich blicken ließe?

Auf Ihr literarhistorisches Taschenbuch warten wir hier schon seit einem Vierteljahr; Sie machen es wie ich mit meiner zweiten Sammlung Gedichte, die mein Buchhändler auch schon angekündigt und die Gott weiß wann erscheinen wird.[71])

Nun aber — passen Sie auf! Ich will Ihnen dringend Etwas an's Herz legen. Mit dem ersten Oktober übernehme ich die Redaction des Deutschen Boten aus der Schweiz, an der ich bis jetzt keinen Teil genommen hatte. Er wird zu einer Monatsschrift von 6 Bogen umgestaltet und soll zunächst ein Asyl gegen deutsche Censur (in doppeltem Sinne, Bekämpfung derselben und Flucht von ihr) darbieten. Er soll unerschrocken die Resultate und politischen Consequenzen der neusten Philosophie und Theologie, die ganze nackte Wahrheit, geben und zugleich auch der Heerd unsrer neusten Poesie werden; (Ihr Gedanke an fliegende Blätter könnte hierdurch teilweise realisirt sein) nebenbei macht er auch seine Glossen über die neusten Zeitereignisse, Ständeversammlungen und Nichtständeversammlungen, allgemeine Nationalrepräsentation; auch für oder besser gegen die Jurisprudenz wird gesorgt — kurz für Aufsätze, die draußen im Lande Schwierigkeiten finden. Er wird Parteiblatt, revolutionäres Blatt im besten Sinne des Worts,

[60]) Eine Tochter des Professors.

[70]) Prutz forderte Froebel auf, (eine Mahnung, die diesem damals sehr häufig zukam), anfeuernd auf Herweghs Produktivität zu wirken. Namentlich könne Herwegh durch Flugblätter für die Sache der Freiheit viel thun. Diese und nicht dickleibige Bücher erschienen Prutz als wirksamste Waffe. Auch unter den Gedichten von Prutz, die, wie Herwegh weiter unten schreibt, „brühwarm in die Druckerei wanderten“ — dem Manuskript der: „Gedichte von R. E. Prutz. Neue Sammlung“, die dann wenige Wochen darauf im Verlag des Litterarischen Komptoirs in Zürich und Winterthur erschienen — findet sich dieser Gedanke einer „fliegenden Miliz“ ausgesprochen. („Preußens freie Presse.“ A. a. O. 139 ff.) Ebenso ist das „neunmalneunundneunzigste Protokoll“ eine Anspielung auf das Gedicht der Sammlung: „Badens zweite Kammer.“ A. a. O. 156 ff. Es heißt darin vom deutschen Bund:

Auf der Eschenheimer Gassen
Zu Frankfurt an dem Main,
Da schläft still und verlassen
Ein edles Jungfräulein . . .

Protokolle gehn und Akten
Ihr wüst im Kopf herum,
Vom Schreiben, dem vertrackten,
Sind ihr die Finger krumm . . .

Schon lange schlummertrunken,
Verträumt und sorgenvoll,
Nun ist sie umgesunken
Auf das neunmal neun und neunzigste
Protokoll . .

[71]) Der zweite Theil der „Gedichte eines Lebendigen“, der, für 1842 angekündigt, erst ein Jahr später erschien.

Digitized by Google

und ich denke, Unterstützung zu finden. Anonymität verbürge ich mit meinem Worte. Das Blatt erscheint in 8°, wird durch den Buchhandel versandt und zahlt zunächst für den Bogen drei Louisdor, nicht eben viel, doch ist dasselbe ziemlich splendid gedruckt. Auch von Seite des Buchhändlers ist gar keine Spekulation dabei. Der Prospekt wird als Aufsatz in den Deutschen Jahrbüchern erscheinen. Wenn ich nur einen Sprung nach Deutschland thun könnte, namentlich nach Ostpreußen, das ich gern vorzugsweise in unserm Blatte vertreten sähe!

Mein lieber Freund, Sie wissen nun, was ich von Ihnen will und ich weiß, daß Sie mir Ihren Beistand nicht entziehen. Wir können etwas Tüchtiges zu Wege bringen und der Dummheit und Schlechtigkeit schon ein Bein stellen. Unterstützen Sie mich, so oft es Ihnen beliebt, ohne Zügel und Zaum zu reiten, in Prosa und Poesie. Schicken Sie mir für's Erste nur irgend ein Paar geharnischte Verse und erfreuen Sie mich mit nach Thema und Zeit der Ablieferung bestimmten Zusagen.

Ich bin sehr beschäftigt, da ich immer noch darauf rechne, meine Reise durchsetzen zu können. Sie und Ihr ganzes Haus herzlich grüßend

Ihr
Herwegh.

Zürich, 4. Sept. 1842.

Wohnen Sie der Domfarce[72]) bei?

Adr. Abzugeben im liter. Komptoir.

Prutz' Antwortschreiben ist leider nicht erhalten, wohl aber ein Gedicht an Herwegh, das er kurz darauf noch im September 1842 schrieb und an die Druckerei schickte, so daß es in seine „Gedichte. Neue Sammlung“[73]) Aufnahme finden konnte. Es lautet:

„Wilde, wilde Rosen.“

Seinem Georg Herwegh. September 1842.

Wo mit unbezähmter Lust ob den letzten Hütten
Dürre Felsen aus der Brust ewige Strome schütten;
Wo in ungezähmtem Lauf noch die Wasser toben,
Lieb' ich meine Wonnen auf: Wilde, wilde Rosen!

Herwegh's Gedicht: Aus den Bergen.

Ja wilde, wilde Rosen Dir um die gedankenreiche Stirn,
Gleichwie in Rosengluth sich taucht der Sonne Nachbarkind, der Firn!
Ja wilde, wilde Rosen Dir um Deinen liederreichen Busen,
Du Liebling unseres Vaterlands, Du holder Liebling uns'rer Musen!

Gleichwie, in alter ferner Zeit, der Freiheit flammendes Signal
Von deinen Schweizerbergen eilst herniederleuchtete in's Thal:
So von den Schweizerbergen auch in unser Rebelland hernieder,
So leuchteten, so strahlten auch die rothen Flammen Deiner Lieder.

Sie trafen uns, sie zündeten! Die kalten Herzen wurden warm,
Und neues Leben, neue Kraft beht unsern kettenmüden Arm;
Fort warfen wir die Bärenhaut, auf der wir süß behaglich schliefen,
Als schmetternd, wie Trompetenton, in's Feld uns Deine Lieder riefen.

Und Ton auf Ton und Klang auf Klang — ja laß sie jungen Adlern gleich,
Laß aus der Berge Felsennest sie muthig flattern in das Reich!
Nach einem Oelblatt mochte wohl die fromme Taube Noah's spähen,
Doch deine Adler wollen Blut, woll'n frische Siegesfelder sehen.

Wohlan, er kommt — ich hör' ihn schon! „gut, alter Maulwurf, gut genugt!“
Ich sehe schon den blut'gen Streif, mit dem der Freiheit Morgen tagt.
Es kommt der Tag, da gehen aus, die Du gestreut, die gold'nen Saaten:
Zum Schwerte wird die Leier da, und was Gesang war, werden Thaten!

Da seh ich Deutschlands Jugend scheu, in Haß und Liebe gleich vereint,
Wie sie sich nackt entgegenwirft dem stolzen, erzbedeckten Feind.
Die Speere drücken in die Brust seh' ich zehntausend Winkelriede,
Zum Heldenkampf für's Vaterland, zum Tod berauscht von Deinem Liede! —

Mein Herwegh, mein geliebter Freund! Du, den meine Auge nie geschaut,
Und der doch mir und dem doch ich die tiefste Seele raich vertraut:
O dürft' ich da, an jenem Tag, von dem wir erst die Nebel sehen,
O daß ich da zur Seite Dir, Dein Waffenbruder, dürfte stehen!

Nur Worte hatten wir bis jetzt — o denk' Dir! denk' Dir! welche Lust,
Darfst Du einmal das Eisen auch dem Feinde stoßen in die Brust!
Darfst Du der zweifelnden Kritik in's bleiche Antlitz demonstriren,
Daß unsere Lieder etwas mehr, als blos mit Tugend renommiren! —

Behüt Dich Gott! Ich grüße Dich mit meines Herzens wärmstem Schlag:
Behüt Dich Gott! und halt Dich frisch bis auf den Einen großen Tag!
Da wollen wir mit grünem Laub die aufgeschlagnen Hüte schmücken,
Aus offenen Wunden sollst Du da Dir wilde, wilde Rosen pflücken.

Wir haben nun von der Reise Herweghs nach Deutschland zu berichten, die nicht bloß über sein eigenes Leben entscheiden, sondern auch für die politische Geschichte Deutschlands ein Ereignis von Bedeutung werden sollte. Wie Froebel im Anschluß an die oben

[72]) Die Kölner Domfeier, die am selben Tage stattfand, wo Herwegh diesen Brief schrieb. Prutz war nicht anwesend, schrieb aber aus diesem Anlaß sein Gedicht: „Dem Könige von Preußen“ (Gedichte. Neue Sammlung 87 ff.) Das Gedicht war, wie wir später sehen werden, nicht ohne Einfluß auf sein Schicksal.

[73]) A. a. O. 77 ff.

Digitized by Google

wiedergegebene Äußerung eines preußischen Polizei-Beamten über des Königs Interesse für Herweghs Gedichte erzählt, sei es diese, „sicherlich nicht zufällige und absichtslose Äußerung gewesen, welche, von mir in Zürich wiederholt, den Anstoß zu der bekannten Schicksalsreise des Dichters gegeben hat.“[74]) In welchem Sinne dies gemeint ist, sagt er nicht, wie er denn überhaupt diesen Abschnitt aus seinem und Herweghs Leben mit auffallender Zurückhaltung behandelt, die zweifellos ihre guten Gründe hat und zu denken giebt. Gewiß ist aber andererseits, daß Herwegh seit lange (man vergleiche auch den ersten Brief an Prutz) den sehnlichen Wunsch hatte, nach Deutschland zu kommen und daß sich eine solche Reise auch im Interesse des neuen litterarischen Unternehmens, das er und Froebel planten, empfahl.

Die Schwierigkeiten, einen Paß zu erlangen, drohten die Reise zu vereiteln. Der gesetzliche Weg, sich die Urkunde aus Stuttgart zu beschaffen, war dem Deserteur verschlossen. Aber auch jener Nothehelf, zu dem damals andere Flüchtlinge in ähnlicher Lage griffen, den Paß von der Behörde des Kantons, in dem sie wohnten, zu erlangen, war für Herwegh unmöglich. Der Züricher Regierungsrat, der ja für den nun eruierten Verfasser des inkriminierten Artikels: „Der Prophet von Weißenburg“ naturgemäß kein besonderes Wohlwollen empfinden konnte, hätte zweifellos ein derartiges Gesuch Herweghs auf dem vorgeschriebenen Wege behandelt, d. h. der Württembergischen Regierung zur Erledigung überwiesen. Die Folge wäre nur die gewesen, daß die Züricher Gegner nun von Stuttgart aus amtlich erfahren hätten, was sie seit Monaten ohnehin wußten. Denn dem Beispiel der Radikalen folgend, hatten die „Gemäßigten“ im Frühling 1842 gleichfalls die deutschen Polizei-Akten nach dem Vorleben ihrer Gegner durchsuchen lassen; über Herwegh erfuhren sie so neben der Fahnenflucht auch die Thatsache, daß er in Stuttgart Schulden hinterlassen habe, die übrigens sein wackerer Vater, trotz seiner dürftigen Einnahmequellen als Koch, nach Kräften deckte. So blieb denn nur ein Weg zu Beschaffung der Urkunde: man mußte die Ausstellung mit Umgehung des Züricher Kantonsamts bei dem Vorort der Eidgenossenschaft, Bern, direkt erlangen. In der That gelang es schließlich dem Einflusse Froebels, bei der Berner Regierung die Ausstellung eines solchen zu erwirken.

Auch dies war noch in letzter Stunde durch die Ungeschicklichkeit eines anderen Freundes Herweghs sehr erschwert worden. Dieser veröffentlichte nämlich, als Herwegh selbst nach Bern ging, die Sache zu betreiben, in der „Rheinischen Zeitung“ eine Correspondenz aus der Schweiz, in der es u. A. hieß:

> . . . Auch befand sich der gefeierte deutsche Dichter, Herr Georg Herwegh, kürzlich hier in der Nähe zu Bern, um die Vorbereitungen zu einer Reise nach dem Norden Deutschlands zu treffen. Es fehlt dem deutschen Musensohne nur noch an einem — Passe. Er fürchtet, vielleicht nicht mit Unrecht, daß es ihm in Deutschland ebenso gehen könnte, wie vor Zeiten einem seiner deutschen Landsleute in der Schweiz, den der betreffende wachhabende Gensdarme eines Grenzamtes dem Polizei-Inspector mit den Worten anmeldete: Daß ein junger Mann draußen sei, der sich Goethe (schweizerisch ausgesprochen ungefähr wie Götte – Taufpathe) nenne und keine Papiere zu haben vorgebe. Diese Thatsache verdient Aufnahme in die Cotta'schen Supplementbände. Nach seiner Rückkehr aus dem Norden gedenkt Herwegh die Redaction des Deutschen Boten aus der Schweiz von Karl Froebel in Zürich zu übernehmen, was dieses ohnedies gut geschriebene Blatt unsomehr heben würde, als Herwegh durch seinen kritischen Tell in der Wirth'schen „Volkshalle“ schon entschiedenes Talent für Journalistik bewiesen. Der zweite Teil seiner „Gedichte eines Lebendigen“ soll noch entschiedener ausfallen als der erste und ebenfalls noch vor seiner Abreise unter die Presse wandern.[75])

Das rief rasch ein bedenkliches Echo wach. Aus Stuttgart, hieß es, könne Herwegh den Paß um zweier Gründe willen nicht haben; ob etwa der zweite Grund — die Schulden — auch für Zürich gelte? Und wie komme der Vorort dazu, ihm einen Paß auszustellen, ohne auch nur in Zürich anzufragen? Wieder reiste Froebel hin und her, brachte die Sache in Ordnung und erwirkte endlich auch das notwendige Visum der preußischen Gesandtschaft in Bern. Sie hatte für derartige Fälle strenge Weisungen, von denen sie sonst nicht leicht abging. Wodurch Froebel den Gesandten dazu brachte, ergeben unsere Quellen nicht: vielleicht wirkte auch auf ihn Froebels Mitteilung von der Unterredung mit jenem Polizei-Beamten, wonach der König Herwegh zu sehen wünsche.

In der letzten Septemberwoche von 1842 konnte denn also Herwegh endlich seine Reise nach Deutschland antreten, die ihm so begeisterte Huldigungen, dann aber auch so bittere Anfeindungen bringen sollte, wie sie kaum einem anderen deutschen Dichter beschieden gewesen sind. Das Gute wie das Schlimme ergab sich sicherlich zum größten Teil aus seinem eigenen Handeln oder richtiger: seiner Eigenart als Mensch und Dichter. Aber auch der Einfluß der Zeitverhältnisse darf, wenn man gerecht urteilen will, nicht übersehen sein.

Es war eine Zeit voll heißen, unklaren Drängens. Daß der absolutistische, vom Geiste der „heiligen Allianz“ erfüllte Staat, daß die deutsche Bundesverfassung nicht mehr lebensfähig sei, verkannten nicht Viele; über Wege und Ziele einer neuen Ordnung aber machten sich eigentlich kaum weniger Meinungen geltend, als es politisch denkende Köpfe in Deutschland gab. Gewünscht wurde von Allen die Blüte Deutschlands, aber während die Einen nur eine volkswirtschaftliche, Andere daneben auch eine größere politische Einigung der deutschen Bundesstaaten, die Dritten einen geschlossenen Einheitsstaat wünschten, fehlte es an wohlmeinenden, ja verständigen Männern nicht, die gerade in einem weitgehenden Partikularismus

[74]) Froebel, Ein Lebenslauf. I. 131.

[75]) A. a. O. Nr. 254 vom 11. September 1842.

Digitized by Google

der einzelnen Länder das Heil Deutschlands erblickten. Aber selbst von Jenen, die den Einheitsstaat wollten, erträumte und ersehnte ihn jede Gruppe, ja fast jeder Einzelne in anderer Form: Der Eine ein Wiederaufersstehen des römisch-deutschen Kaisertums unter dem Habsburger, der Andere unter dem Hohenzoller, der Dritte einen modernen Staat mit einer monarchischen Spitze, daneben aber Aufrechterhaltung aller Souveränitäten, der Vierte das Gleiche ohne die letzteren, der Fünfte eine Republik, der Sechste eine Gruppe verbündeter Republiken u. s. w. Noch mehr, auch über das Nächste war man sich nicht einig; hart rang die kaum erst ausgestaltete, noch nirgendwo praktisch durchgesetzte Theorie vom parlamentarischen Staate mit Anschauungen, die weit hinter ihr zurückblieben oder sie ebenso weit überholten. Nur dreierlei war klar: Die alte Zeit war tot, es mußte Alles anders werden, und man wollte wieder gut deutsch sein. All dies aber hatten Herweghs Verse so klirrend, so effektvoll verkündet, wie man es noch von keinem politischen Lyriker in Deutschland vernommen; sein Haß gegen das Bestehende, der heiße Drang nach Thaten, die den neuen Zustand schaffen sollten, endlich seine glühende nationale Begeisterung — es gab eigentlich nur sehr wenige, die da nicht zustimmen konnten. Darüber hinaus ging damals höchstens nur noch sein Glaube an einen persönlichen Gott durch alle seine Gedichte — irgend ein bestimmtes Programm enthielten sie nicht; Andeutungen darüber in dem einen Gedichte waren mit jenen im nächsten schwer vereinbar; eben darum konnte sie jeder ausdeuten, wie ihm recht schien. So war er, der damals bereits „gewählt und sich entschieden", daß „seinen Lorbeer die Partei flechte", im Herbst 1842, wo nur eben der erste Teil der „Gedichte eines Lebendigen" vorlag, für das Publikum noch keineswegs ein Tichter der Partei, sondern im Gegenteil ein Tichter Aller, höchstens die starren Reactionäre, aber keineswegs die Frommen ausgenommen. Einige Monate später, nach dem Erscheinen des zweiten Teils der Sammlung, hätte man dies nicht mehr übersehen können. Zu einer für ihn günstigeren Zeit konnte Herwegh die Reise durch Deutschland nicht antreten, als im Herbst 1842.

Aber neben diesen allgemeinen wirkten auch besondere Gründe zu dem gleichen Ergebnis zusammen. Er kam in Tagen, wo man freudiger hoffte, als bisher, wo das einzige seiner Gedichte, das irgendwie als Programm gelten konnte, in höherem Maße Wahrheit war, als da er es zwei Jahre zuvor gesungen — der Zuruf an den König von Preußen:

Die Hoffnung Deutschlands sieht nach Dir,
Fest wie nach Norden blickt die Nadel!

Friedrich Wilhelm IV, dieser kompliciertste Charakter, in dessen Händen je das Schicksal Deutschlands gelegen, wie sein glücklicherer Bruder wohl der einfachste Charakter war, dem diese Mission zugefallen, schien wieder einmal die Hoffnungen, die man an ihn geknüpft, nun sie dann bald aufzugeben, erfüllen zu wollen. Wie an der Enttäuschung, war er nun an der Neubelebung dieser Hoffnungen im Grunde unschuldig. Er, der „sich in einem seltsam verschlungenen Entwicklungsgange so eigentümliche Ideale gebildet, daß er zuweilen in den Worten, niemals in der Sache mit der Durchschnittsmeinung der Zeitgenossen übereinstimmen konnte", der „eine andere Sprache redete als sein Volk",[24]) hatte 1840 nichts dafür gekonnt, wenn dies Volk unter „Freiheit" nicht ein überlebtes Ständewesen, sondern den modernen Konstitutionalismus, unter „Einheit" nicht den Deutschen Bund, sondern eine machtvolle Central-Gewalt verstanden hatte, und trieb auch nun kein bewußt falsches Spiel, wenn er seine Rede bei der Kölner Tombanketier, von der es, um ein bissiges Wort des Fürsten Metternich zu gebrauchen, ungewiß war, „ob der hohe Herr durch sie sich selbst oder Andere mehr berauscht habe",[25]) so gestaltete, daß man sie überall für eine klare, bündige Zusage hielt. „Deutschland baut diese Thore, so mögen sie für Deutschland durch Gottes Gnade Thore einer neuen, großen, guten Zeit werden! Der Geist, der sie baut, ist der Geist deutscher Einigkeit und Kraft!" — diese Worte vom 4. September 1842 hallten durch ganz Deutschland; der König dachte an die Rückkehr zu den Idealen mittelalterlicher Romantik, das Volk an eine moderne Konstitution. Und wie die Worte, wurden die Thaten mißverstanden. Man nahm es als ein Einlenken in liberale Bahnen auf, als der König im Juni 1842 das Verbot des Hoffmann und Campe'schen Verlags aufhob, und doch war es nur eine Eingebung ritterlichen Mitleids mit dem Feinde, weil die Besitzer bei dem Hamburger Brand schwere Verluste erlitten hatten — nur Heines Schriften blieben verboten! Die im August erfolgte Einberufung der „Vereinigten Ausschüsse" für den 18. Oktober war mit Jubel aufgenommen worden, weil man die aus den Provinzial-Landtagen delegierte Versammlung als Keim des künftigen preußischen, ja deutschen Parlaments auffaßte — und der König dachte daran so wenig, daß er durch Radowitz ein Manifest an die Versammlung ausarbeiten ließ, welches sich derart scharf gegen den Konstitutionalismus kehrte, daß die Minister meinten: wenn man so rede, dann könne man mit den süddeutschen Staaten, die nun einmal konstitutionell seien, nicht mehr in Frieden leben! Worauf die Ausschüsse, deren Zweck ihnen ebenso unklar war, wie dem König selbst, ohne jede Ansprache ihre kleinliche, nutzlose Arbeit begannen! Waren dies aber thatsächlich auch nur Mißverständnisse, die sich allmählich, traurig für das Volk, tragisch für den König, aufklären sollten, so konnte dies

[24]) Deutsche Geschichte im Neunzehnten Jahrhundert. Von Heinrich von Treitschke. Leipzig. VI. 15.

[25]) A. a. O. VI. 175.

Digitized by Google

doch damals niemand ahnen, man mußte sie für Vorboten einer neuen Zeit halten, denen man mit Recht zujubeln durfte. Und vollends gilt dies von der einzigen That des Königs, in jenem Jahr, die genau so gemeint war, wie man sie auffaßte, der Gewährung größerer Preßfreiheit. Der geistreiche Fürst hoffte „durch die Freiheit die Presse zu erziehen, sie emporzuheben aus ihrer geistlosen Versumpfung"; in edler Aufwallung traute er sich zu, „die Wahrheit ertragen zu können." So wurden im Mai 1842 alle Bilder, am 4. Oktober alle Bücher von mehr als zwanzig Druckbogen von der Censur befreit. Es waren also die Tage der reinsten Hoffnung, des begeisterten Glaubens an diesen Fürsten, wo Herwegh nach Deutschland kam, und auch in dieser Hinsicht hätte der Verfasser der Strophen: „An den König von Preußen" keinen gelegeneren Moment für seinen Besuch in Deutschland finden können, als er ihn hier zufällig traf. War jemals in Deutschland ein Zeitgedicht populär, so im Herbst 1842 dieser beschwörende Zuruf:

Du bist der Stern, auf den man schaut,
Der letzte Fürst, auf den man baut!

Diese Zeit muß mit berücksichtigt sein, wenn man die Art, wie Herwegh empfangen wurde, recht verstehen soll.

An diesen Empfang sei zunächst mit Robert Prutz' Worten erinnert:

Dem neu begründeten Blatte Teilnehmer und Mitarbeiter zu gewinnen, war der eigentliche Zweck gewesen, weshalb Herwegh seine Reise nach Deutschland angetreten hatte; in Wirklichkeit jedoch verwandelte die Geschäftsreise des angehenden Redakteurs sich in eine Triumphreise des Dichters. Überall, wo seine Anwesenheit bekannt ward, eilten seine Verehrer herbei, ihm ihre Huldigung darzubringen; überall fanden sich heiße Köpfe und beredte Zungen, welche die Gelegenheit benutzten, ihre geheimsten politischen Hoffnungen und Wünsche auszusprechen — und bei der allgemeinen Konfusion, die in dieser Hinsicht damals noch bei uns herrschte, durfte es freilich nicht Wunder nehmen, wenn dabei manches Übertriebene und Abenteuerliche zu Tage kam. So zu Köln, wo der Kreis der „Rheinischen Zeitung", so zu Jena, wo die Studenten ihn mit einem solennen Ständchen begrüßten; selbst Leipzig, das kaufmännisch spekulierende Leipzig, damals noch der Sitz einer speculativ belletristischen Literatur, die sich durch das neu auftauchende politische Element nicht wenig genirt fühlte, empfing ihn mit Zweckessen und Festreden. Die Zeitungen versäumten nicht, die einzelnen Stationen dieser Triumphreise genau zu notieren, und in der That waren sie diese Aufmerksamkeit schon der Neuheit der Sache schuldig: Fürstliche Personen, Sängerinnen oder Tänzerinnen hatte man wohl schon solche Triumphzüge halten sehen, aber daß ein deutscher Dichter auf diese Art durch Deutschland reise, das war etwas ganz Neues und Unerhörtes . . .

So Prutz in seinem Geschichtswerk.[2]) Über den persönlichen Eindruck aber, den Herwegh machte, sei ein kurz nach der Reise geschriebener Artikel von Prutz citiert:[3])

Und wie zeigte sich Herwegh dem Publikum und diesen Beweisen der Teilnahme gegenüber? Man beschrieb ihn allerwärts als einen bescheidenen, stillen und ernsten Mann, mehr in sich gekehrt als lautem Treiben geneigt; weit entfernt, Demonstrationen öffentlicher Anerkennung zu provozieren, wich er ihnen da, wo er glaubte, sie könnten Anstoß erregen, sorgfältig aus, und hatte sein dichterischer Genius die Herzen im Sturme erobert, so trug seine liebenswürdige Persönlichkeit nicht wenig dazu bei, sie dauernd zu fesseln. So wurde von allen Seiten gemeldet, und wenn sich auch nicht in Abrede stellen läßt, daß diese Meldungen eben von seinen Freunden ausgingen, so läßt sich doch gar nicht bezweifeln, daß etwaige Eitelkeiten und Anmaßungen des Dichters in seinen politischen Gegnern nicht minder bereitwillige Organe gefunden haben würden.

Wir haben auch diese Aeußerung wiedergegeben, weil sie die Urteile der Presse jener Tage im ganzen richtig zusammenfaßt. Ungünstige Urteile über Herweghs Persönlichkeit tauchten erst in den Tagen nach seiner Unterredung mit Friedrich Wilhelm IV. und namentlich nach seinem Auftreten in Königsberg immer häufiger auf, um endlich, nach seiner Ausweisung aus Preußen, die freundlichen fast ganz zu übertönen.

Über die Einzelheiten dieser „Schicksalsreise" sei in unseren nächsten Aufsatz berichtet.

[2]) Zehn Jahre. Geschichte der neuesten Zeit. 1840—1850. Von Robert Prutz. Leipzig 1856. II. 380.
[3]) Herwegh und das deutsche Publikum. Rheinische Zeitung No. 80 vom 21. März 1843. Der Artikel trägt das Zeichen des Dreizacks. Daß Prutz der Autor ist, erklärt Frau Emma Herwegh in beistimmender Weise. Zudem lassen Stil und Tonart keinen Zweifel daran übrig.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Rezension zugekommen:

Freidank, Willibald. Kunst und Afterkunst auf dem Gebiete der schönen Litteratur in unserer Zeit. Ein deutsches Wort an das deutsche Volk. Leipzig, Erich Scheiger. 1897.

Hanstein, Dr. Adalbert von. Die sociale Frage in der Poesie. Leipzig, Freund & Möchte. 1897.

Jensen, Wilhelm. Vom Morgen zum Abend. Ausgewählte Gedichte. Weimar, Emil Felber. 1897.

Beetschen, Alfred. Ein Pegasusritt durch die Schweiz. Mit 75 Illustrationen von E. Buffet. Aarau, Müller & Trüb. o. J.

Große, B. S. Aus dem Tagebuch meiner Gedanken. Von einem Arzt. Straßburg i. E., Bouillon & Bussenius. 1896.

Höffting, Harald. Ethische Principienlehre. Band I. Bern, A. Siebert. 1896.

Klette, Oskar. Der Marquis von Pombal. Roman. Berlin, John Schwerin. 1897.

Friedlaender, Margarete. Blütenlese englischer Dichtung. I. Folge. Leipzig, Otz. Freund. 1897.

Sachs, Sophie. Aus treuen Herzen. Wünsche und Gedanken. Leipzig, Gustav Körner. o. J.

Langer, Alphons. Im Kampf um's Dasein. Ein Schauspiel in vier Aufzügen. Leipzig, Gustav Körner. o. J.

Eschelbach, Hans. Antiochus. Drama in drei Akten. Kempten, Jos. Kösel'sche Buchhandlung. 1897.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von E. Lezius & Co. in Berlin.

Digitized by Google

Hochwasser.

Novelle von **Robert Hohlrausch.**

Es war gekommen, wie's wohl kommen mußte. Sie hatten einander in allzu jungen Jahren kennen gelernt, waren von der vielgerühmten „Liebe auf den ersten Blick“ ergriffen worden und hatten, da der Heirat kein Hindernis im Wege stand, eine vorzeitige Ehe geschlossen. Mit sich selbst kaum fertig, in der Beurteilung fremden Wesens völlig unerfahren und neu, standen sie nun plötzlich nebeneinander, zwei große Kinder im Grunde, die bisher nichts anderes kennen gelernt hatten, als den beständigen Sonnenschein eines sorgenlosen Lebens. Als Tochter eines reichen Kaufmanns von der Neuhauserstraße war Mathilde Seyband im Schatten der Münchener Frauentürme herangewachsen, von einer zärtlichen Mutter maßlos verzogen, von der freudigen Atmosphäre der liebenswürdigen Vaterstadt an Genuß und Sorglosigkeit frühzeitig gewöhnt. Sie wußte es selbst noch nicht, daß ihre Natur im innersten Wesen etwas Anderes suchte, etwas Tieferes, Größeres, das eines Menschen ganzes Wesen zu packen und auszufüllen vermag. Ihre Augen verrieten zuweilen ein wenig davon, wenn sie fragend und träumerisch in die Welt hineinschauten: im Übrigen war ihre Erscheinung noch knospenhaft und kindlich, die zierliche Figur kaum mittelgroß, das mehr runde als lange Gesicht von dem heiteren Ausdruck, der eines fröhlichen Volkes freundliches Erbteil ist.

Sie war eben erst achtzehn Jahre alt geworden, als sie den Ingenieur Stefan Sonnenholzner kennen lernte. Sein Vater, als Bauunternehmer aus kleinen Verhältnissen rasch emporgestiegen, war noch reicher, als der Mathildens. Er konnte drei Häuser an der Steinsdorfstraße, deren Paläste so stolz auf das Wasser der Isar hinunterschauen, sein eigen nennen. Den Sohn hatte er in München studieren lassen, um sich nicht von ihm trennen zu müssen wie von der Tochter, die sich frühzeitig verheiratet hatte: sonst wäre das Heim, dem die sorgende Hausfrau schon vor Jahren entrissen worden war, ihm ganz verödet. So hatte auch der kraftvolle Hauch der Fremde nicht dazu beitragen können, die guten, fruchtbringenden Keime in der Seele des werdenden Mannes zu entwickeln und zu stählen. Als nun der junge Ingenieur bald nach bestandenem Examen, teils auf Grund eigener Tüchtigkeit, teils auf Empfehlung des einflußreichen Vaters, eine feste Anstellung im Dienste der Stadt gefunden hatte, da schien er für immer an die heimatliche Scholle gefesselt und seine Entwicklung abgeschlossen zu sein, bevor sie in Wahrheit begonnen hatte.

Unfertig und jung waren die Beiden so mit einander vor den Altar getreten und hausten nun seit anderthalb Jahren in einer freundlichen Villa der Königinstraße, wo das Rauschen der Bäume vom englischen Garten im Sommer zu ihnen hereindrang. Und in dem ersten Sommer, den sie mit einander verlebt hatten, waren sie sich auch vorgekommen, wie ein paar lustige Vögel, die in einem grünen, schattigen Eckchen ihr Nest erbauen. Dann war ein junges Leben zu ihnen hereingeflattert, und das erste Lallen ihres Kindes hatte sie selbst wieder zu den lachenden Thorheiten ihrer eigenen Kinderzeit heimgeführt. Aber nur wenige Wochen hatte die schwache, zitternde Flamme gebrannt, an der ihnen die Herzen wärmer geworden waren, als je zuvor. Mit dem Hereinbrechen des Winters war sie erloschen, und nun hatten sie selbst erst empfunden, daß es Winter geworden, daß Licht und Leben nun sie her gestorben waren. Ein Band, ein festes, bleibendes, starkes, nach dem sie schon während des fröhlichen Sommers vergeblich gesucht hatten, ein Band, das ihre Seelen für immer unauflöslich aneinander kettete, war ihnen gegeben und war ihnen genommen worden. So

Digitized by Google

standen sie wieder neben einander ohne Stütze und Halt: vom ersten wahren und großen Schmerz ihres Lebens getroffen, der ihr von Natur starkes Gefühlsleben mächtig erregt hatte, doch ohne die Fähigkeit im Leiden geschulter Menschen, einer tiefen Empfindung Wort und Sprache zu geben.

Stefan Sonnenholzner, — er war ein blonder, schöner, blauäugiger Riese, wie das bayerische Land sie in so reicher Zahl hervorbringt —, hielt es der Manneswürde unzuträglich, seinem Gefühl häufigen, herzlichen Ausdruck zu verleihen. Und während Mathilde im Stillen verdurstete nach den Worten des Trostes, die nur der Mann zu ihr sprechen konnte, der gleich ihr hatte leiden müssen, war sie doch zu stolz und zu unerfahren, um durch freundliche Rede sein Schweigen zu lösen. Mit ihrer stummen Zurückhaltung scheuchte sie den Gatten immer weiter von sich hinweg, der nun mit früheren Genossen beim Bier den Trost zu suchen begann, den seine Frau allein, den Kopf an seine Brust schmiegend und mit ihren Thränen auch seinen Gefühlen Ausdruck gebend, ihm hätte gewähren können.

Der Winter war lang und dunkel, nicht allzu kalt, aber arm an Sonnenschein, und den Beiden in ihrer einsamen Villa kam es vor, als sei das guadenbringende Licht über ihren Häuptern für immer erloschen. Auch der Blick aus den Fenstern bot der jungen Frau, die jetzt häufig allein war, nichts Freundliches; die hohen Bäume des englischen Gartens standen mit kahlen Zweigen regungslos im Wintergrau, und auf dem Wasser trieben zusammengeballte Schneemassen oder unförmige Eisstücke losgerissen vorüber, ein trauriger Gruß aus dem verschneiten Gebirge. Und doch liebte Mathilde den Platz an ihrem Fenster: das graue Bild da draußen schien ihr das eigene Innere mitfühlend wiederzuspiegeln. Stundenlang saß sie dort auf derselben Stelle und blickte so unverwandt auf das vorübereilende Wasser, daß Bäume und Wiesen — jetzt so grangelb und tot, — sich zuletzt nach der entgegengesetzten Richtung langsam vorwärts zu bewegen schienen. Sie saß und grübelte und nährte in dieser stillen Einsamkeit ihren Schmerz, — bis eines Tages ein erstickter Ton des Entsetzens, des Zweifels, des Zornes von ihren Lippen kam, bis sie zitternd aufsprang, den Griff des Fensters mit beiden Händen krampfhaft umfaßte, um sie dann zu den Augen emporzuheben, als könne sie hinwegwischen, was sie dort unten gesehen hatte.

Es war ein Nachmittag gegen Ende März, noch vollkommen hell, und als sie mit fragenden, hilfesuchenden Blicken sich nun in das Zimmer zurückwandte, sagte ihr auch die Uhr, die von einer vergoldeten Schäferin gehalten wurde, daß sie nicht geträumt hatte, daß die Stunde ihres späten Mittagessens gekommen war, und daß ihr Gatte in wenigen Minuten heimkehren mußte. Und er kehrte ja heim! Sie hatte ihn gesehen, dort unten, durch kahles Gebüsch nur dürftig verborgen, sie hatte ihn gesehen, — aber nicht ihn allein . . . Sie stürzte von Neuem zum Fenster und blickte hinab. Aber jetzt war die Stelle leer, wo er eben gestanden hatte, jetzt waren nur Bäume und Wasser und erstorbene Wiesen mehr dort. Im selben Augenblicke aber hörte sie auch, wie die schwere Hausthür ins Schloß fiel, und nach wenigen Minuten vernahm sie den Schritt ihres Mannes, der die Treppe emporstieg und der Thür ihres Zimmers sich näherte. Ihr erstes Gefühl war, als müsse sie fliehen, hinweg aus diesem Hause, um niemals wiederzukehren; dann aber siegten Gewohnheit und Rücksicht, und sie blieb ruhig auf ihrem Platz am Fenster stehen, abgewandt vom Lichte, so daß ihr Gesicht im Schatten war. Aus diesem Schatten hervor warf sie einen kurzen, scharfen, beobachtenden Blick auf die Züge ihres Mannes, und es war ihr, als fände sie dort einen Schimmer von ungewohntem Behagen.

In seinen Worten aber verriet er nichts davon, als er sie freundlich und gemessen begrüßte, wie es nun seit Monaten schon seine Art war. Dann trat er auf sie zu — unwillkürlich wich sie zur Seite und machte ihm Platz, — warf einen erstaunten Blick zu ihr hinüber und ging zum Fenster, wo sie zuvor gestanden hatte.

„Wir werden anderes Wetter bekommen," sagte er in gleichmütigem Ton. „Aus dem Gebirge wird Föhn und mächtiges Tauwetter gemeldet. Auch hier ist der Wind herumgegangen; der Winter wird bald zu Ende sein."

Sie gab keine Antwort; schweigend ging sie zur anderen Seite des Gemaches hinüber und öffnete die Thür des Speisezimmers, das, schon beleuchtet, mit Glanz und Wärme zu sich herein lockte. Sie sprachen wenig, so lange der Diener ab und zu ging. Mathilde sah vor sich nieder auf ihren Teller, ließ die Speisen fast unberührt wieder abtragen und gab eine kühle, höfliche Antwort, wenn ihr Gatte mit direkter Frage sich an sie wandte. Wie zwei fremde Menschen saßen sie einander gegenüber, durch unsichtbare, mächtige

Digitized by Google

Schranken getrennt, von Luxus und Behagen warm umflutet, und doch von Eishauch umwittert, von tötlicher Kälte gelähmt.

Als die Mahlzeit vorüber und der Diener gegangen war, fuhr es wie ein Schlag durch Mathildens Gestalt. Sie warf den Kopf in den Nacken, und es schien, als wolle sie sich wortlos erheben. Plötzlich aber brachen die Kräfte zusammen; mit einem Schluchzen, das wie der hilflose Jammer eines Kindes klang, schlug sie die Hände vor das Gesicht, beugte die Stirn auf den Tisch, und ein Weinen, wie sie es noch niemals gekannt hatte, erschütterte ihre Gestalt. Erstaunt und erschrocken erhob sich ihr Mann, trat neben ihren Stuhl, legte die Hände an ihre Schultern und fragte mit dem Ton aufrichtiger Bestürzung, was ihr geschehen sei. Da er sie berührte, zuckte sie von Neuem zusammen, machte eine Bewegung, als müsse sie seine Hände von sich abschütteln, und sprang von ihrem Sitze empor.

„Was mir geschehen ist?“ Ihre Thränen waren mit einemmale versiegt, nur der Zorn allein funkelte aus ihren noch feuchten Augen, die ihr mildes Braun in ein drohendes Schwarz verwandelt hatten, wie die ganze Gestalt der zur Anklage bereiten Frau gewachsen schien und alle Kindlichkeit verloren hatte. „Ja, ich will es Dir einmal sagen. Was mir geschehen ist, nicht nur heute, sondern seit Monaten schon. Daß Du mich vernachlässigt hast, mich allein gelassen, daß Du kein gutes Wort für mich gehabt hast seit langer Zeit!“

Er sah vor sich nieder; er fühlte die Wahrheit ihres Vorwurfs und war betroffen. Zugleich auch erstaunt über diesen leidenschaftlichen Ausbruch einer Natur, die es durch Zorn und Verzweiflung erst lernte, sich ihm zu offenbaren. Eine Röte der Scham, der Unzufriedenheit mit sich selbst stieg in sein hübsches Gesicht empor, und um die vollen Lippen zuckte es unter dem geraden, blonden, kräftigen Schnurrbart.

Eine Antwort fand er nicht gleich, und seine Frau schien auch keine zu erwarten. Fast ohne Pause fuhr sie fort in ihrer leidenschaftlichen Rede. „Sag' es mir doch, wenn Du Dich in mir geirrt hast! Sag' es mir doch, daß Du mich nicht mehr liebst, daß Du mich vielleicht niemals geliebt hast. Ich bin schon lange darauf vorbereitet, das Alles zu hören. Ich habe mir's selber schon oft genug gesagt, und es wird mich nicht überraschen, wenn Du es jetzt aussprichst. Seit Monaten weiß ich, daß ich Dir eine lästige Fessel bin —“

„Aber Mathilde!“ Bei ihren letzten, heftigen Reden hatte er ein wenig gelächelt, und sie hätte die Ruhe eines guten Gewissens auf seinen Zügen lesen können, wenn sie nicht absichtlich an ihm vorbei geschaut und ihre Blicke auf ein Bild an der Wand gerichtet hätte. Das aber bemerkte sie doch, daß er näher an sie herantrat, und abermals wich sie hastig vor ihm zurück.

„Du sollst mich nicht anrühren, hörst Du? Seit heute nicht mehr! Ich hätte Dir Alles vergeben können, wenn Du ein einziges freundliches Wort zu mir gesprochen hättest. Aber jetzt ist es aus! Was Du heute gethan hast, verzeihe ich Dir nie! Dort unten, vor meinen Augen, mit einer fremden Dame Arm in Arm —“

Ein lautes, herzliches Lachen gab Antwort auf ihren Vorwurf. Unwillkürlich blickte sie für einen Augenblick zu dem Manne hinüber, der zu lachen vermochte bei ihren Worten, und als sie eine echte, ungetrübte Heiterkeit in seinen Zügen entdeckte, verdoppelte sich ihre Leidenschaft.

„Mit Lachen schafft Du einen solchen Betrug, eine solche Schamlosigkeit nicht aus der Welt! Jawohl, eine Schamlosigkeit war es, hier vor meinen Augen mit ihr schön zu thun. Du meinst wohl, ich hätte nicht Alles bemerkt? Oh doch, das Gesträuch ist zum Glück noch kahl genug, und ich habe es deutlich gesehen, daß Du sie geküßt hast.“

„Aber Mathilde, diese Dame —“

„Ich will es nicht wissen, wer es war. Meinst Du, ich wäre neugierig auf die Namen Deiner Geliebten? Sie ist gewiß nicht die einzige. Wer seine Frau behandeln kann, wie Du mich behandelst, der hat keine Achtung vor dem weiblichen Geschlecht überhaupt. Für den ist die Frau eine Ware, die er sich beliebig erhandeln kann. Auch die da unten wird wohl zu denen gehört haben, die —“

„Mathilde, die Dame —“

„Nun, wer war es denn?“

Sie vermochte es doch nicht, die Frage zu unterdrücken. So nachdrücklich sie noch eben versichert hatte, daß ihr der Name die gleichgiltigste Sache auf der Welt sei, — jetzt brannte glühende Neugier in ihren Augen.

„Es war —“

Er stand im Begriff, es ihr zu sagen. Aber mit dem instinktiven Gefühl, daß er sein Übergewicht wahre, wenn er ihr das Geheimnis noch verschwiege, vollendete er die begonnene Rede nicht.

„Nein, Kind,“ fügte er lächelnd und freund-

Digitized by Google

lich hinzu, „eine Strafe muß sein. Weil Du mir nicht vertraut hast nämlich. Das war nicht schön von Dir, und darum sage ich Dir auch heute den Namen noch nicht. Morgen vielleicht, wenn Du mich hübsch darum bittest."

Er nickte ihr noch einmal zu und ging aus dem Zimmer; der erste ernste Zwiespalt seiner Ehe hatte ihn die Herrscherwürde des Mannes in sich entdecken lassen. Mathilde fühlte, daß er Sieger geblieben war in ihrem Streit, und das erweckte ihre Verzweiflung aufs Neue. Sie eilte in ihr Zimmer, warf die Thür hinter sich zu und dort in dem unerleuchteten Gemache, zu dem der inzwischen aufgegangene Mond aus rasch vorübergleitendem Wolkenschleier zuweilen einen matten Blick hereinwarf, begann sie wieder zu weinen, haltlos, maßlos, fesselloß, wie zuvor. Sie hatte sich vor dem Divan auf die Kniee geworfen, den Kopf in die Polster gedrückt und ließ ihren Zorn, ihr Mißtrauen, ihre unbefriedigte Neugier und — nicht zuletzt — ihre Unzufriedenheit mit sich selbst in Thränenströmen sich lösen.

Sie hatte schon eine geraume Weile so gelegen, als die Thür vom Korridor her leise geöffnet wurde.

„Bist Du hier, Mathilde?"

Es war die Stimme ihres Mannes, die nach ihr fragte; er sprach in scheinbar gleichgiltigem Ton, aber es klang doch Teilnahme und Besorgnis daraus hervor. Vielleicht war es diese Wahrnehmung, die sie von Neuem in ihr leidenschaftliches Schluchzen ausbrechen ließ. Jetzt wurde er ungeduldig.

„Was soll die Thorheit? Du liegst hier im Dunkeln? Sei vernünftig und steh auf."

Aber sie gab nicht nach; sie blieb auf ihrem Platz, und wieder waren die strömenden Thränen die einzige Antwort auf seine Mahnung.

„Nun, wenn Du's nicht anders willst, mir kann es ja recht sein. Ich hatte gedacht, man könnte heute noch ein vernünftiges Wort mit Dir reden, — Du willst nicht, da lassen wir's auf ein andermal."

Er wandte sich zur Thür, und als er, noch einmal stehen bleibend, ihr Schluchzen unverändert und unvermindert vernahm, sagte er, heftig werdend: „Weißt Du, bald ist's nun genug! Ich liebe das Hochwasser nicht. Draußen werden wir's auch schnell bekommen, da brauchtest Du nicht zu helfen."

Damit ging er wirklich hinaus. Als er die Thür öffnete, die er dann laut hinter sich zuschlug, fiel ein rascher, heller Lichtschimmer von draußen in das von tiefer Dämmerung erfüllte Gemach, um gleich wieder zu erlöschen und dem gedämpften, von Wolkenschatten gebrochenen Scheine des Mondes Platz zu machen. Der jungen Frau aber war es, als erlösche mit diesem gleich wieder verschwundenen Lichte für sie nun wirklich der letzte Hoffnungsstrahl.

Sie hörte, wie ihr Mann das Haus verließ, und sie wußte, daß sie nun wieder den langen Abend allein würde verbringen müssen. Das war ihr nichts Neues mehr, aber so still und einsam war ihr das Haus noch niemals erschienen, in dem sie Glück und Heimat hatte finden sollen. Und diese Stille war ihr um so bedrückender, angstvoller, weil draußen in der Natur ein Aufruhr ausgebrochen war, dessen Toben bis zu ihr herein drang. Zuerst kam der Wind in einzelnen Stößen ums Haus gefahren, um dann all' seine Macht zu vereinen, zusammenzufassen, und mit dem gewaltigen Toben einer nahen Meeresbrandung ununterbrochen die Luft zu erfüllen. Ein einziges Mal öffnete die einsame Frau das Fenster; da hörte sie das Krachen niederstürzender Bäume im Englischen Garten und fühlte den beklemmenden Atem des Föhnwindes, der südliche, lähmende Glut über die Alpen daherträgt.

Zuerst, nachdem ihr Mann gegangen war, hatte sie sich ein wenig zusammengerafft und hatte die Thränen getrocknet. Sein spöttisches Abschiedswort hatte ihren Stolz geweckt, und sie nahm sich vor, jetzt nicht mehr um den zu weinen, der ihr für immer verloren schien. Als aber die zehnte Stunde herangekommen war, ohne daß sie den Erwarteten brachte, als die Dienerschaft sich für die Nacht verabschiedet hatte, und sie nun allein noch wachte in dem Hause, dessen Totenstille so seltsam gegen das Lärmen in der nächtlichen Welt da draußen abstach, da brachen wider ihren Willen die Thränen von Neuem hervor. Sie meinte, am Grabe ihres Glückes zu stehen und unwiederbringlich Verlorenes zum letzten Male zu beweinen.

Um elf Uhr legte auch sie sich nieder, aber sie ließ die kleine, niedrige Lampe auf dem Tischchen vor ihrem Bette brennen. So lag sie wachend und horchte hinaus in die Nacht, ob sie den schwachen Laut eines menschlichen Schrittes nicht aus dem Stürmen und Drohen da draußen heraus vernehmen könne. Es war zwölf Uhr vorüber, als endlich ein leiser Ton im Hause ver-

Digitized by Google

nehmlich wurde, als sie die Thür des Nebenzimmers öffnen und ihren Gatten sein Schlafgemach betreten hörte. Ob er nicht kam, ihr gute Nacht zu wünschen? Ob er nicht wenigstens ein Wort der Entschuldigung zu ihr sprach, einen Kuß zum Abschied ihr auf die brennenden Augen drückte?

Nein, er kam nicht; er hatte nicht darauf geachtet, daß ihr Licht noch brannte und ihm verkündete, sie wache und warte auf ihn. Er legte sich schlafen, ohne zu ihr hereinzutreten und ihr Mut zuzusprechen in dieser wilden Nacht. Jetzt löschte auch die junge Frau ihr Licht und beugte ihr Gesicht tief in die Kissen, um das Schluchzen zu ersticken, das sie nicht hemmen konnte, und das er doch nicht hören sollte. So lag sie und weinte; plötzlich aber, nachdem sie eine Weile so in die Kissen hinein geschluchzt hatte, fühlte sie mit halbem Bewußtsein, daß ein anderes Gefühl sie weinen ließ, als zuvor. Es war ihr, als sei in der Hochflut der Thränen eine Rinde um ihr Herz zergangen, eine kalte, eisige Rinde, unter der etwas Lebendig-Warmes geschlummert hatte. Der Zorn und die Eifersucht schienen verschwunden in der Dunkelheit der Nacht, aufgesogen von ihr; eine unendlich schmerzliche, aber doch mildere Wehmut war über sie gekommen, und mit einemmale stand es mit widerspruchsloser Klarheit vor ihrer Seele, daß man so bitterlich doch nur um einen Menschen weint, den man unbeschreiblich liebt. Ja, unbeschreiblich liebt! Wie Schleier glitten die anderen Gefühle hinweg und ließen die Liebe ihr Antlitz enthüllen. Jetzt wußte die Weinende wieder, daß ihr das Herz brechen würde, wenn sie in Wahrheit, wie sie es in Gedanken während des vergangenen Tages hunderte von Malen gethan hatte, von dem Manne hinweggehen sollte, dessen Namen sie trug. Und aus dem Chaos der Gefühle rang sich eine dunkle, neue Empfindung hervor, unklar und namenlos noch, aber wärmend und freundlich, von leise sich regenden Hoffnungskeimen verheißungsvoll erfüllt.

So lag sie und weinte, und draußen tobte der Frühlingssturm.

* * *

Erst gegen Morgen war sie eingeschlafen, lag nun aber lange in der süßen Bewußtlosigkeit, die das wilde Kämpfen abgelöst hatte. Es war voller Tag, als sie erwachte, und ihre zierliche Taschenuhr auf dem Tischchen an ihrem Bette sagte ihr, daß auch die gewohnte Frühstücksstunde schon vorüber war. Hastig erhob sie sich und kleidete sich an. Der Sturm hatte nachgelassen, sie hörte sein Toben nicht mehr, aber ein Blick aus dem Fenster zeigte ihr gebrochene, mächtige Bäume, die besiegten Kämpfern gleich auf der Erde des schönen Parkes dalagen, zeigte ihr die Wege mit abgeschlagenen Zweigen bedeckt. Das Alles erblickte sie durch einen dichten, grauen Schleier von Regen hindurch, der in der merkwürdig warmen Luft unablässig mit gleichmäßiger Bewegung herabsank.

Als Mathilde das Speisezimmer eilig betrat, um ihren Mann mit gefaßter, ein wenig aufgeheiterter Miene zu begrüßen, sah sie mit Schrecken, daß er bereits gefrühstückt hatte, und daß sein Platz leer war. Sie klingelte dem Stubenmädchen, das mit einer Schnelligkeit erschien, als hätte es vor der Thür bereits auf das Glockenzeichen gewartet.

„Sagen Sie, Pepi, ist mein Mann schon fortgegangen?“

„Ja, gnä' Frau, der Herr ist furtgange. Zwei Stund' sind's scho'; aus'm Bett haben's ihn 'rans g'holt.“

„Geholt? Wer?“

„Vom Magistrat haben's herg'schickt, weil a Hochwasser kommen is über Nacht, wie 's noch net dag'wesen is. A schrecklich's Unglück soll's ang'richt' hab'n, a Brücken is furtg'schwemmt worden, und Menschen soll'n a scho' verunglückt sein. Alle Beamten hab'n 'naus gehen müssen in d' Isaranen.“

Mathilde war totenbleich geworden, sie mußte sich für einen Augenblick an der Lehne des Stuhles halten, neben dem sie stand. Aber die Schwäche dauerte nur ganz kurze Zeit, und als sie sprach, klang ihre Stimme ruhig und bestimmt.

„Nach den Isaranen? Dorthin ist also auch mein Mann?“

„Na, da is er 'nauf. Der wenn fehlen thät, wo er doch grad' im Wasserbau ang'stellt is —“

„Hat er nichts für mich zurückgelassen?“

„Ein scheen' Gruß für d' gnä' Frau, sonst nix'n.“

Einen Gruß! In das Gefühl einer warm emporquellenden Freude, daß er trotz ihres Zwistes in dem Augenblick, da er einer Gefahr entgegenging, ihrer gedacht hatte, mischte sich die angstvolle Frage, ob es ein Abschiedsgruß für immer sei, den sie eben vernommen hatte. Doch es war keine Zeit, um fragen und zaudern zu dürfen; ihr Mann war in Gefahr, sie mußte zu ihm!

Digitized by Google

Das war das Einzige, was sie klar empfand. Nur bei ihm sein, mit ihm zusammen sterben, wenn es geschehen mußte, ihn vorher aber um seine Verzeihung anflehen und ihm noch einmal sagen, daß ihr eigenes Leben ihr weniger gelte, als das seine!

„Kommen Sie, helfen Sie mir!“

Sie ging zur Thür hinaus auf den Flur, während Pepi mit fragendem Gesicht ihr folgte. Draußen hüllte sich Mathilde in einen festen, enganschließenden Mantel und legte über den Kopf ein großes, schweres Tuch, dessen Enden sie durch die Dienerin im Nacken zusammenknüpfen ließ.

„Fest, — noch fester! So ist es gut. Adieu, Pepi, und wenn —“

Sie stockte und zögerte für einen Augenblick, dann vollendete sie den Satz anders, als sie gewollt hatte.

„Wenn mein Mann vor mir zurückkommen sollte, dann grüßen Sie ihn recht schön von mir und sagen Sie ihm, daß ich gegangen wäre, um ihn zu suchen.“

Damit verließ sie das Haus und trat hinein in den grauen, die Welt verhüllenden Schleier von Regen. Kopfschüttelnd folgte Pepi bis vor die Thür und sah ihr nach, solange sie die verschwindende Gestalt erblicken konnte. Dann hielt sie einen Monolog. „Ja, was is denn jetzt dees? Zerkriegt sind's miteinand', dees hab' ich lang scho' g'spannt, aber jetzt —“ Ein erneutes Kopfschütteln mußte die Worte ersetzen; dann flüchtete sie vor dem Regen in das Haus zurück.

Mathilde ging eilig die so früh am Morgen und bei solchem Wetter sehr einsame Königinstraße hinab in der Richtung auf den Hofgarten zu. Sie hatte sich nicht die Zeit genommen, einen Wagen herbeiholen zu lassen; ohne Schirm, nur durch Mantel und Tuch geschützt, war sie hinausgeeilt. Sie hatte das Gefühl gehabt, als müsse sie die Arme frei behalten, um sich bewegen, zugreifen, retten, helfen zu können, wenn es nötig war. Ihre Kräfte schienen ihr größer als sonst; in ihrem Gange war eine Spannkraft und Sicherheit, die sie zu anderen Zeiten nicht empfunden hatte. Das Herz trieb ihr das Blut so rasch und heiß durch die Adern, daß ihr der Regen willkommen war, der ihr das Gesicht benetzte.

Sie durchkreuzte den Hofgarten, der kahl, tot und leer vor ihr sich dehnte. Nun betrat sie die belebteren Straßen und ging noch hastiger vorwärts, ohne zu bemerken, daß einzelne Leute stehen blieben und ihr nachschauten, wenn sie so eilig an ihnen vorüberglitt. Sie selbst sah die Menschen für Augenblicke nur wie durch einen Schleier, aber wenn es geschah, dann ging ein seltsamer Ausdruck, halb Frage, halb Zorn über ihr Gesicht. War es denn möglich? Konnten all' diese Menschen so ruhig und gemächlich über die Straßen schlendern wie sonst, konnte die Wache dort vor der Residenz in demselben gleichmäßigen Tempo sich hin und wider bewegen wie an einem anderen Tage? Wußten sie es denn nicht, diese kaltherzigen Menschen? Dort hinten vor ihr in der grauverschleierten Ferne, der sie entgegeneilte, war ja doch eine Gefahr, dort waren Menschenleben bedroht von den gierigen Elementen, dort hinten kämpften und rangen sie vielleicht in diesem Augenblick schon einen letzten, verzweifelten Kampf, — und hier bewegte sich keine Hand, kein Fuß, ihnen Rettung und Hilfe zu bringen!

Sie beschleunigte ihren Schritt noch mehr und ging in der Dienerstraße auf dem Fahrdamm, um den hier stärker anschwellenden Menschenwogen auszuweichen. Endlich hatte sie den Marienplatz passiert und die Sendlingerstraße erreicht, — der Wagen der elektrischen Trambahn nahm sie auf. Noch ein kurzer Aufenthalt, der ihr unendlich lang erschien, dann ertönte das Pfeifensignal des Kondukteurs, das wie ein Erlösungsruf in ihr Ohr klang. Der Wagen setzte sich in Bewegung, die Häuser glitten vorüber, das eigentümlich rollende, brausende Geräusch der geheimnisvollen Bewegungsart erfüllte den engen Raum.

Es war voll geworden, und jetzt, als man sich dem Ziel ihres Weges, jener unbestimmt vor ihr schwebenden Gefahr nun wirklich näherte, hörte sie auch von den Dingen sprechen, die ihre Seele heute ausschließlich beschäftigten. Von der furchtbaren Höhe des Wassers, von der Überschwemmung der Isarauen, die so gewaltig war, wie fast niemals zuvor, von bedrohten Bauwerken und gefährdeten Menschenleben klangen einzelne Worte zu der in ihre Ecke geschmiegten Frau hinüber. Sie hätte gern gefragt und um nähere Bezeichnung der gefährdeten Stellen gebeten, aber es war eine Art von Lähmung über sie gekommen; sie vermochte die Lippen nicht zu bewegen, den Namen des Mannes nicht auszusprechen, um den ihre Seele zitterte.

Ein metallisches Echo verriet ihr, daß sie unter der Eisenbahnbrücke hindurch fuhren, und daß ihres Weges Ziel, der Isarthalbahnhof, nun

Digitized by Google

dicht vor ihr lag. Sie trat auf die Plattform des Wagens und sprang in voller Fahrt geschickt und sicher hinab. Der Kondukteur mahnte sie an das Verbot und versuchte, sie zu halten, sie aber hörte nicht auf ihn, sondern entschlüpfte geschickt seinen Händen. Von der Hauptstraße links abbiegend und unter der zweiten Eisenbahnbrücke hindurch schreitend, sah sie die hohen Baumgruppen der Isaranen zu sich herüber grüßen, und als sie noch wenige Schritte gegangen war, hörte sie auch schon die wilde, drohende Stimme des tobenden Wassers, das ihr eine Warnung entgegenzurufen schien.

Der erhöhte Weg, der unter schönen Bäumen dahinführte, war noch frei vom Wasser, aber zur Rechten und Linken kam ihr die reißende, brausende, gurgelnde Flut, wie zum Angriff vorstürmend, entgegengeschossen. Ein Gefühl des Schwindels erfaßte für einen Augenblick die schutzlose Frau, doch sie gedachte des geliebten Mannes, nach dem diese selbe Flut vielleicht in dieser selben Minute griff, und sie eilte vorwärts. In einiger Entfernung gingen Menschen vor ihr dahin, doch sie konnte mit ihren ein wenig kurzsichtigen Augen nicht erkennen, ob er darunter sei. Auch vermutete sie ihn nicht hier. Sie wußte, daß sein Beruf und sein Herz ihn an die Stellen führen würde, wo die Gefahr am größten war, — an einer der Brücken, bei den sogenannten Überfällen wahrscheinlich, würde sie ihn finden, wenn sie ihn überhaupt noch fand.

So eilte sie weiter, und während sie mit halben, scheuen Blicken zuweilen zur Seite auf das brandende Wasser schaute, dem geschmolzener Schnee und mitgeführte Erdmassen das reine, klare Grün in ein schmutziges Gelbgrau verwandelt hatten, gedachte sie unwillkürlich schöner Sommertage, an denen sie im vergangenen Jahr in den ersten, glücklichsten Zeiten ihrer Ehe mit ihrem Gatten hier gewandert war. Damals war Alles voller Sonnenschein und Frieden gewesen, und aus Laub und Wasser hatten ihr mit der Farbe der Hoffnung liebliche Verheißungen entgegengeleuchtet. Jetzt schien das Alles dem Untergange, der Vernichtung anheimgegeben zu sein. Um die Stämme der Bäume rauschte und zischte das Wasser und nagte an ihren Wurzeln, um sie zu fällen. Die Gesträuchgruppen ragten, halbverschwunden, aus dem Wogenschwall auf, und es schien, als müßten sie im nächsten Augenblick ihren Widerstand aufgeben und sich mit fortreißen lassen im wilden Tumult der dahinjagenden Wasser.

Eine Ansammlung von Menschen, deren lebhaftes Reden sie von weitem schon an ihren leidenschaftlichen Armbewegungen erkannte, ohne ihre Stimme zu vernehmen, vor dem lauten, von beiden Seiten herausdringenden Toben, zeigte ihr, daß dort irgend ein besonderer Vorgang, eine besondere Gefahr ihrer warten müsse. Und nun, als sie näher kam, erkannte sie auch den Ort. Es war die Stelle, wo zur Linken über den Hauptarm der hier durch ein paar kleine Inseln unterbrochenen Isar bei den sogenannten Überfällen eine leichte, einfache, hölzerne Brücke hinüberführt, — es fiel ihr ein, daß ihr Mann einmal gesagt hatte, diese Brücke sei zwölf Minuten lang, — während rechts über den Seitenarm des Flusses eine massivere, gleichfalls hölzerne Brücke die Verbindung nach Thalkirchen herstellte. Wie eine Vision stieg für einen Moment jenes anmutig-großartige Bild vor ihr auf, das man an schönen Tagen von dort aus erblickt: der Lauf der grünen, rauschenden, waldumschlossenen Isar, und in dem Einschnitt des Thales die bläulich-dämmernden, mit Schneeflächen blitzenden Massen des Gebirges. Aber die Erinnerung that ihr weh in diesem Augenblick; es war ihr, als wollte die eigene Seele sie verhöhnen in ihrer Not. Nein, heute gab es nichts anderes, als das Eine, was vor ihr lag, als diesen Kampf, diese Gefahr, diese drohenden Wasser!

Wo war er, den sie suchte? Sie schaute umher, ohne ihn irgendwo zu entdecken. Sie fragte einen Mann, der ihr wie ein städtischer Arbeiter aussah, doch verstand er sie nicht, oder wußte ihr keine Auskunft zu geben. Sie selbst konnte jetzt, da sie in die Nähe der hier angesammelten Menschen gekommen war, ihre erhobenen, vor Anstrengung bereits heiser gewordenen Stimmen vernehmen und einzelne Worte verstehen. Und aus diesen Worten, aus der Richtung der Gesichter, die alle nach einer Seite gewandt waren, aus der Bewegung der Hände, die nach ein und derselben Stelle in die Ferne wiesen, erkannte sie jetzt, wo die größte Gefahr war, wo sie den Gatten zu suchen hatte. Dort bei den Überfällen, wo die leichte, schwanke, hölzerne Brücke, die fast schon auf dem Wasser zu schwimmen schien, unter dem Andrang der Wogen bebte, knirschte und zitterte.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Ein Blatt.

Aus weiter Ferne Kuckucksrufen klang,
Vom Rasen drang der Duft der Tuberose;
Wir gingen still den Gartenpfad entlang,
Mit Deinen Haaren spielten Lüftchen lose.

Ein großes Wünschen leise mich beschlich,
Ich hing ihm nach mit sehnendem Gemüte,
Ringsum die Welt versank, ich sah nur Dich,
Mich bannte Deine tiefe Herzensgüte.

Und zwischen uns war schweigendes Verstehn,
Ein holdes Seelenineinanderweben;
Du sahst mich an mit Augen märchenschön,
Durch meine Seele ging ein süßes Beben.

Wellfernen Glückes Ahnung meinen Sinn
Beraubte, laut hört' ich das Herz mir schlagen.
Da fiel ein Blatt zu meinen Füßen hin,
Ein braunes, dürres Blatt in Frühlingstagen.

Carl von Arnswaldt.

Das Buch.

Ein Zeichen legte in das Buch,
Darin mit ihrem kranken Kinde
Die Mutter las, des Knaben Hand,
Daß er die Stelle morgen finde.

Doch in der Nacht kam leisen Schritts
Der Tod ins Kämmerlein gegangen
Und drückt' ihm sacht die Augen zu
Und küßte bleich die schmalen Wangen.

Nun wundert sich das Buch und harrt,
Auf daß sein Liebling es verlange,
Sein wißbegierig Augenpaar
Aufs Neu auf seinen Blättern hange.

Ihm aber tocht kein irdisch Buch:
Was war und wird in allen Tagen
Nun weiß er, da die Ewigkeit
Die Blätter vor ihm aufgeschlagen.

Karl August Büchinghaus.

Heimatläuten.

Es klingt in dieses laute Leben
Ein Läuten voll, Du weißt nicht, wie?
Dicht hinterließ Du ihm Deutung geben:
's ist die verlor'ne Melodie.

Doch merk' auf dieses leise Läuten,
Auf seinen sehnsuchtstiefen Sang,
Und wisse Dir es so zu deuten:
Es ist der Heimatglocken Klang.

Karl Ernst Knodt.

Auf dem Brocken.

Es rauschen und schäumen die Wasser
In dunkler Waldesschlucht,
Es dröhnen an Felsen die Wogen,
Es kommt wie ein Wetter gezogen
In hastender, stürmischer Flucht.

Verwitterte Fichten liegen
Quer über den Waldbach gefällt,
Sie strecken die Wurzeln gen Himmel,
Die Äste ins Wellengetümmel,
Die Kron' ist am Felsen zerschellt.

Und wie es gurgelt und brauset,
Da wird mir so wohl um das Herz,
Mein Klagen verhallt in die Lüfte,
Im Wogendonner der Klüfte
Versinkt mein kleiner Schmerz!

Johannes Grebling.

Digitized by Google

Mittagszauber.

Wie zart der Junihimmel blaut!
Ich sitz' im Tüpfelfarrenkraut
Auf grauen Mooses sanftem Pfühl
In einem Dickicht schattigkühl.
Es geht ein heißer Mittagswind
Manchmal durch's Wipfelmeer gelind;
Ein Schwarzspecht an der Föhre klopft,
Von der der Balsam duftend tropft.

Und weiter ab im Sonnengold
Liegt eine Datter, kraussgerollt,
Des Tieres Aug' blickt rätselhaft,
Drinn glimmt ein Hauch von Leidenschaft.
Wär' es die Schlangenkönigin,
Trüg' es ein Krönlein von Rubin;
Und küßt' ich sie dann weich und warm,
Ein herrlich Weib läg' mir im Arm.

Vorbei ist längst die Märchenzeit . . .
Wie zaubrisch träumt die Einsamkeit,
Grüngoldig glitzert rings die Rund'
Und schläfrig rauscht ein Bach im Grund.
Und öfters schwirrt von Ast zu Ast
Weit durch den blauen Sonnenglast
Ein blauer Kleiber, lichtbeschwingt,
Als ob ein Sphärenton erklingt.

Und mit der Bienen sacht Gesumm
Eint sich der Hummeln tief Gebrumm;
Am Blumenbusch, windhauchgewiegt,
Tagpfauenauge trunken fliegt.
Und heißer zittert nun die Luft,
Und schwüler hauchl des Erdreichs Duft;
Nun hemmt das Bächlein seinen Lauf,
Der Schwarzspecht hört zu klopfen auf . . .

Max Riesewetter.

Nachtwache der Liebe.

Still an des Lagers Seite
Knie ich in schweigender Nacht,
Unverwandt dein Antlitz betrachtend,
Das schöne, geliebte,
Im Schlummer verklärte,
Und mit den Augen der Seele
Deine Gedanken erforschend,
Ein bleicher Schimmer des Mondlichts
Streift die männlichen Züge.
Leise schleicht er und lockend
Um die schwellenden Lippen,
Jetzt geschlossen über der sprühenden Rede.
Vorsichtig umspielt er der Augen verhüllende Lider,
Möchte gern die strahlenden wecken,
Daß sie leuchten im Feuer zündenden Geistes, —

Doch siehe! Dein Weib kniet Dir zur Seite,
Voll Liebe hütend den Schlummer,
Dem ermatteten Geiste die Ruhe bewahrend.
Vom gliederlösenden Schlafe umfangen
Ruhest Du nach des Tages rastlosem Treiben.
Unthätig liegel die Hand, die unermüdlich schaffende,
Zuckt wohl manchmal leise,
Vorahnend des künftigen Tages Thun, —
Oder fühlt sie den flüchtigen Hauch
Und den leisen Kuß Deines Weibes,
Die ohne daß Du es ahnst, vor Dir kniet,
Andachtsvoll ihre Hände verschlingt,
Sie zum Segen Dir breitet über das Haupt,
Deinen Schlummer bewacht
Und der Gaben göttlichste für Dich erflehl.

E. Sahler.

Maria Magdalena.

Piemontesisches Volkslied.

Maria Magdalena wollt' ein ins Paradies.
Sie klopfte laut am Thore, da man sie stehen hieß.
Herr Jesus fragte Petrus: „Wer will zum Chor hinein?"
„Maria Magdalena, sie wünscht beherzt zu sein."
Herr Jesus schickt zu Petrus: „Hör ihres Lebens Lauf."
„Maria Magdalena, zähl' Deine Sünden auf."
„Ich hab' soviel gesündigt, daß ewig hier ich stünd',
Wollt einzeln ich bekennen. So groß ist meine Sünd'."
„Maria Magdalena, nicht eher ist's gebüßt
Als bis Du zehen Jahre gelebt hast in der Wüst'."
Nach Ablauf der zehn Jahre trat wieder sie vors Chor,

Noch schöner, noch ergebener, als zehen Jahr zuvor.
„Maria Magdalena, was ist Dein Speis' und Trank
Gewesen in der Wüste, die zehen Jahre lang?"
„Die Thräne löscht' den Durst mir, der Kummer macht' mich satt,
Und Disteln sind mein Lager, mein Pfühl ein welkes Blatt."
„Es sind doch Deine Hände so weich? Sag wie das steht?"
„Ich habe sie gefallet in oft wohl im Gebet."
Sie senkte fromm die Augen, da ward dem Heil'gen schwül,
„Maria Magdalena, Du bist noch nicht am Ziel.
Maria Magdalena, hier ist für Dich kein Bet,
Geh weiter in die Wüste und büße weiter fort."

Deutsch von **Franziska Steinitz.**

Digitized by Google

Schmelings Erben.

Roman von **Wilhelm Berger**.

(Fortsetzung.)

Viertes Kapitel.

Der Mai war gekommen. Der April hatte ihm vom Frühling vorweggenommen, was er nur eben konnte, und die Blütenblätter der Obstbäume waren längst über Gärten und Felder verweht, aber der Wonnemonat blieb er darum doch. In voller Pracht standen Syringen, Goldregen und Schneeballen, und der Rotdorn schimmerte schon farbig. Von den Gartenbeeten waren Hyazinthen und Tulpen abgeräumt; dafür aber leuchteten Stiefmütterchen und Primeln, Vergißmeinnicht und Cylla, und an den Büschen entfalteten sich die Alpenrosen.

An einem offenen Parterrefenster des Sanatoriums von Doktor Lewinsky in Lichterfelde saß Johannes Trost und blickte träumerisch in den Garten hinaus, wo die Natur in voller Arbeit war, ihr Jahrespensum zu erledigen. Er, als Kenner ihres rätselvollen Lebens, sah überall die Fäden der Entwickelung hin und wieder schießen — in den Vögeln, die ihrer Brut Nahrung zutrugen, in den Insekten, die in der Sonne Strahlen ihr kurzes Dasein fröhlich genossen, in den Blumen, die tief in den Kelchen Keime ohne Zahl für die Zukunft vorbereiteten . . . Das alte Treiben ohne Ende! Niemand weiß, von wannen es kommt und welchem Zwecke es dient. Oder hat es in menschlichem Sinne überhaupt einen Zweck?

Johannes Trost lächelte, als ihm diese Frage wieder einmal in den Sinn kam. Sie hatte den Reiz für ihn verloren; er hatte sich gefunden in das, was wir nicht wissen können. Und es war Friede geworden in ihm — still und klar, und alle Wünsche waren allmählich leise zu Boden gefallen und regten sich nicht mehr.

Lewinsky spazierte an das Fenster, legte den Arm auf die Brüstung und sah seinem Patienten freundlich in das bleiche Gesicht.

„Lockt es Sie nicht in den Garten?“ fragte er. „Die Sonne macht es heute gnädig; Sie können ganz gut ein Stündchen draußen sitzen.“

„Lassen Sie mich lieber hier, Doktor,“ erwiderte Johannes. „Mir ist wohl genug; ich fühle mich gar nicht. Das ist schon ein halbseliger Zustand.“

„Dann bleiben Sie, wo Sie sind.“ — Er deutete auf einige Broschüren, die auf einem Tischchen lagen. „Finden Sie Geschmack daran?“

„Geschmack — nein. Obgleich mich diese Versuche, das unbewußte Seelenleben der Erkenntnis zu erschließen, bis zu einem gewissen Grade interessieren. Aber bis zum Grunde des Ich gelangen wir doch nicht — weder hier noch dort.“

„Mag sein . . . ich glaub' es selbst. Doch wir Mediziner sind nun einmal von unersättlicher Neugier geplagt.“

„Wie wir Sterblichen alle, bis wir am Horizonte unseres Wesens die Grenze des Denkens erreicht haben . . . Wie steht mein Barometer heute, Doktor?“

„Auf heiter; ich bin zufrieden. — Möchten Sie wohl einen Besuch empfangen?“

„Ich — einen Besuch? Sie scherzen, Doktor — wer könnte das sein?“

„Es hat sich eine Dame angemeldet — eine alte Freundin von Ihnen.“

Eine leichte Röte erschien auf Trosts Wangen, dem geübten Blick des Arztes kaum erkennbar.

„Ist sie schon da?“ fragte er.

„Vor einer Viertelstunde ist sie gekommen.“

Trost dachte einen Augenblick nach. „Es kann nicht sein, Doktor,“ sagte er dann.

„Hier ist ihre Karte.“

Trost las: „Klara Malchien“.

Mit einem Gefühle der Erleichterung legte er die Karte vor sich nieder. „Fräulein Malchien — es ist sehr freundlich von ihr — ja, ich möchte sie gerne sehen.“

Digitized by Google

„Und Ihr Puls?“ fragte der vorsichtige Arzt.

Johannes streckte ihm die Hand hin. „Matt, aber regelmäßig — nicht wahr?“

„Ich werde die Dame zu Ihnen senden,“ entschied Lewinsky.

Indem er ging, ließ sich ein Buchfink in einer nahen Linde nieder und schmetterte aus voller Kehle seine kurze Weise heraus. „Daß er nur immer dasselbe singen mag!“ sagte Trost sinnend. „Und niemand macht ihm einen Vorwurf daraus. Warum bin ich nicht ein Buchfink geworden?“

Seine Gedanken wandten sich Klara entgegen: „Treue, die ich nicht verdient habe! Sie hält bis zuletzt bei mir aus, während die Andere — nun: sie hält doch die Flamme in Öl, bis der Docht abgebrannt ist! — Also die versunkene Welt soll noch einmal wieder auftauchen! Das Gewesene soll nochmals vorüberziehen vor den halbgeschlossenen Augen! — Sei es darum!“

Er wußte nicht, daß eines Tages Gundel einen Brief von Lewinsky empfangen hatte: „Wenn ein Freund des Herrn Trost Wert darauf legt, dem Abscheidenden noch die Hand zu drücken, ehe sie für immer erkaltet, dann empfehle ich Eile. Wer auch kommen möge — ich kann ihm versprechen, daß ihm keine der Schrecken des Todes begegnen werden. Ich sehe nur den Engel Gottes über ihm schweben, der ihm mit milder Freundlichkeit die Arme entgegenstreckt, um ihn in ewigen Frieden zu betten . . .“

Und dann war Gundel zu Klara gekommen: „Dir gilt dieser Ruf. Längst habe ich in Deinem Herzen gelesen: nur Du verdienst, den Schmerz des Abschiedes als kostbares Gut in spätere Tage zu tragen . . . Reise Du — für mich. Ich habe kein Recht mehr, in diesem Sonnenuntergang die thränenden Augen zu baden.“

So war es gekommen, daß Klara an jenem Maimorgen in dem Sanatorium des Doktor Lewinsky erschien. Er begleitete sie bis zur Thüre von Trosts Zimmer. „Ich brauche Ihnen keine Verhaltungsregeln zu geben, mein Fräulein,“ sagte er noch zuletzt. „Nur keine Weichheit!“

Dennoch konnte Klara ihre Bewegung nicht unterdrücken, als sie dem Freunde, der sich nicht erhoben hatte, die abgezehrte Hand drückte.

„Ich sehe Thränen, Klara,“ sagte Trost mit freundlichem Ernste. „Für wen? Doch nicht für mich? Für einen Genesenden? Denn das bin ich, Klara — genesend von der Krankheit des Lebens . . . Wie gut von Ihnen, daß Sie mich besuchen, den Undankbaren, der eigenwillig — nicht blind — neben Ihnen durch die Dornen wandelte, einem Sterne zu, der unerreichbar war. Das ist nun alles vorüber . . . Als wir uns zuletzt begegneten, Klara, war mein altes, mein eigentliches Selbst mir abhanden gekommen. Ich war besessen; die Schrift nennt es so. Und die moderne Wissenschaft“ — er legte die Hand auf eine Broschüre — „hat nachgewiesen, daß die Persönlichkeit — jede — in sich selbst die Keime zu ihrer Entartung trägt. Wir sind der Anlage nach mehrere Wesen, die nebeneinander, ineinander sich lebend bewegen, — daher inkonsequent, schwankend und anscheinend zuweilen dem Teufel anheimgefallen . . . Doch genug von diesen Rätseln, deren Lösung nur zuweilen blitzartig vor einem besonders gearteten Geiste erscheinen mag . . . Erzählen Sie mir, wie es Ihnen ergangen ist, Klara. Ist über Ihrem Hause ein freundlicherer Stern aufgegangen?“

„Von mir wollen Sie hören — von den Meinigen? — Ich schwiege lieber, Johannes.“

„Warum? — Was Sie zu tragen haben, darf ich doch wissen? Auch jetzt noch? Wenn ich je Ihr Freund war — jetzt, da Haß und Liebe in mir erloschen sind — bin ich's mehr und besser . . . Ich möchte Ihrer gerne in Ruhe gedenken können, Klara, in den Augenblicken, die mich dem Leben entführen.“

„Sprechen Sie nicht so, wenn ich meine Fassung behalten soll!“ bat Klara mit zuckenden Mundwinkeln.

„Kann ich denn anders?“ erwiderte Trost. „Sehen Sie doch mein Erdenlos mit meinen Augen, die in der Schule des Leidens gelernt haben, die Dinge schleierlos zu erblicken. Ich bin in Armut und Not aufgewachsen; aus ungenügender Nahrung hat sich mein Körper bauen müssen. Ein unwiderstehlicher Wissenstrieb beeinträchtigte außerdem von meinem zwölften Jahre an meine physische Entwicklung. Und später — ich habe nie aufgehört, mich zu vernachlässigen; Sie kennen ja meine asketischen Lebensgewohnheiten. Die Flamme, die in mir brannte, duldete keine Gedanken, die auf das Materielle gerichtet waren. Und die Folge war: ich habe intensiv gelebt — sechzig Jahre in dreißig. Was konnte ich anderes erwarten, als eine baldige Ankunft am Ziele der Bahn, wenn ich im Sturmlauf durch die Arena fuhr? Es ist alles Naturgesetz . . . Die Monade, die mich beseelt, hat abgewirtschaftet. Was giebt es dabei zu klagen? Wenn es Abend

Digitized by Google

wird, wächst leise die Sehnsucht nach dem Schlaf, dem Welteutrücker, bis er die müden Augen schließt und das Bewußtsein vernichtet."

„Nirwana!" schaltete Klara leise ein.

„Auch das ist nur eine Idee, aus Menschenhirn geboren," versetzte Johannes Trost. „Sie drückt eine Stimmung aus, keine Wahrheit. — Wie ist Ihr Leben gewesen, Klara?"

„Unruhig war mein Leben, außen und innen," erwiderte Klara. „Neue Schande ist über uns gekommen. Mein Bruder, um sich seiner Verhaftung zu entziehen, hat einen Menschen getötet. Noch ist er frei und — ich kann mir nicht helfen — ich hege den schulichen Wunsch, daß es ihm gelingen möge, der irdischen Gerechtigkeit zu entgehen . . . Mein Vater ist verbitterter und menschenscheuer als je. Noch immer ist er nicht definitiv entlassen und wird dann und wann um Auskunft angegangen. Am liebsten würde er morgen nach Amerika auswandern. Inzwischen hat es mit der berüchtigten Millionenerbschaft eine überraschende Wendung genommen. Bei dem Notar Brüninghaus in Gunthershausen, dem Testamentsvollstrecker, ist in einer kalten, stürmischen Nacht des Februar Feuer ausgebrochen und der alte Herr mit seinen sämtlichen Akten und Wertpapieren verbrannt — das Testament mit. Jetzt liquidiert das Gericht den Nachlaß meines Großoheims und hat, nach Vernehmung meiner Großtante, Käthe Schmeling, die bei Verlesung des Testaments anwesend war, entschieden, das noch vorhandene Vermögen sei unter den vier als Erben ermittelten Personen gleichmäßig zu verteilen. Wahrscheinlich wird für mich so viel herauskommen, daß ich mit meinem Vater von den Zinsen bescheiden leben könnte. Doch hat ein solches Dasein, das mir keine Pflichten auferlegt, keinen Reiz für mich. Ich habe über meine Zukunft anders entschieden. Sobald ich meinen Vater verlassen kann, werde ich barmherzige Schwester; ich glaube für diesen Lebensberuf innerlich geweiht zu sein."

„Also das rote Kreuz wollen Sie auf Ihre Brust heften — der selbstlosen Schar sich zugesellen, die den nimmer endenden Feldzug gegen die tausendfachen Übel des Fleisches führt! — Wohlan, Klara, werden Sie ein guter Engel der Leidenden! Ich glaube, Sie haben den richtigen Pfad zum reinsten Glück gewählt, das uns erreichbar ist . . . Und nun bleibt mir nur noch eine einzige Frage zu thun — nach meiner Wohlthäterin."

Klara zögerte mit der Antwort.

„Sie fürchten ohne Grund, mich aufzuregen, meine schwesterliche Freundin," sagte Trost sanft. „Hat sie den Mahnungen ihres Vaters nachgegeben?"

„Sie ist Braut," erwiderte Klara.

Johannes Trost schloß einige Sekunden die Augen. Dann öffnete er sie langsam wieder und ein leuchtender Blick traf Klara.

„Nun ist alles gut," sagte er. „Sie wird einen Ehrenmann gewählt haben — wie er heißt, wo er ist — ich brauche es nicht mehr zu erfahren. Möge er sie schätzen, wie sie es verdient!"

Er schwieg eine kleine Weile; dann fuhr er fort: „Schreiben möchte ich ihr; aber ich darf die Feder nicht mehr führen. Seien Sie meine Botin, Klara. Sagen Sie ihr, daß ich ihrer Liebe zu allen Zeiten — in Sonnenschein wie in Sturm und Wettern — die Empfindung eines höheren Lebens wünsche. Und wenn sie sich meiner zuweilen erinnere, dann möge sie mich sehen, wie sie mich zuerst gesehen hat: im weißen Gewande als Apostel des Ewigen. So möchte ich in ihr weiterleben und in allen, die mich lieb gehabt haben."

Er that einen tiefen Atemzug. „Jetzt fühle ich leicht und frei. Wollen Sie mich in den Garten begleiten? Vorhin hatte ich nicht den Mut dazu; ich mißtraute meiner Kraft. Nun merke ich eine leichte Welle, die mich aufwärts trägt. Der Frühling redet eine andere Sprache zu mir, der Himmel hat ein glänzenderes Blau — die Welt kleidet sich mir wieder in Schönheit. — Leihen Sie mir Ihren Arm, Klara!"

Sie führte ihn, stammend und tiefbewegt. Langsam wandelten sie durch die Wege, hin und wieder stehen bleibend, wo ein Beet mit blühenden Blumen zu ihren Füßen im Rasen lag.

Einmal bückte sich Johannes, um den Duft zu schlürfen. „Goldlack!" sagte er. „Wie ich mich in meine Kindheit versetzt fühle! So arm wir auch waren — ein paar Töpfe mit Blumen standen immer auf dem Fensterbrett: Goldlack, Reseda, Geranien. Und sie gediehen wunderbar. Wurden sie gepflegt? Ich weiß es nicht. Meine Mutter hatte keine Zeit dazu. Sie hatte niemals Zeit; die Pflichten waren ihr über den Kopf gewachsen. Ein brutaler, anspruchsvoller Mann — Kinder, kränklich wie sie — sie hat sie alle begraben, bis auf mich, das älteste. Und als ich eben das Haus verlassen hatte, folgte sie selbst. Meine Mutter! Lange habe ich nicht an

Digitized by Google

sie gedacht. Jetzt sehe ich sie wieder vor mir, mit ihren großen, ängstlichen Augen, die immer irgendwo ein neues Unheil zu entdecken erwarteten. War sie zärtlich gegen mich? Kann kaum ich's mir noch erinnern. Doch ja: mit flüchtigen, scheuen Liebkosungen hat sie mich zuweilen bedacht, als ob die Äußerungen ihrer Liebe Gefahr brächten. Seltsam! Und ich? Wie Knaben meist sind — sie lassen sich mit mehr oder weniger guter Miene herzen und drücken und denken dabei an die auf der Straße wartenden Kameraden oder an eine Schulaufgabe, die ihnen schwer auf der Seele liegt. Wenn ich anders gewesen wäre — vielleicht hätte sie das Lächeln wieder gelernt. Denn niemals habe ich sie lächeln sehen. — Aus welchem Dunkel bin ich doch gekommen!"

Etwas weiterhin, an einem blühenden Syringenstrauch, gaukelte ein Schmetterling heran, ließ sich auf einem Blütenbusch nieder und schloß und öffnete die bunten Flügel. Es war ein Pfauenauge, verrüht zur Welt gekommen.

Trost stand still. „Sehen Sie das Zeichen, Klara? Es geht mich an. Die Wissenschaft spricht von Generationswechsel: das beflügelte Insekt ist ihr nur ein Glied der in sich geschlossenen Kette von verschiedenen Formen desselben Organismus. Die Wissenschaft! So weit sie sehen kann, ist sie so klug! Und darüber hinaus — ein Kind kann sie beschämen. Für das Kind bedeutet der Schmetterling die erreichte Endstation; in sein seliges Leben münden alle Anlagen der überwundenen Vorstufen. Und das Volk ist der Meinung der Kinder. Das Volk hat den Schmetterling zum Symbol gemacht — mit seiner Ahnung der verborgenen Lösung des tiefsten Rätsels am sichtbaren Ende des Daseins. Ich nehme das Symbol an. Wenn mir einst die Freundschaft einen Grabstein setzen sollte: ein Schmetterling mit ausgebreiteten Flügeln darauf mag verkünden, weß Glaubens derjenige gewesen ist, dessen Leib darunter in der Erde dem Kreislauf der Materie anheimgefallen ist."

Lewinsky kam heran: „Vortrefflich, mein lieber Herr Trost! Ich habe Sie beobachtet, Ihr Gang ist so elastisch, wie er lange nicht war, und Ihre Stimme tönt. Wir wollen Fräulein Malchien bitten, daß sie einige Tage verweilt. Jetzt aber würde ich doch raten, es genug sein zu lassen. Ruhen Sie etwas: bei Tisch werden Sie Fräulein Malchien wieder vorfinden."

Als die Tischglocke erklang, erschien Trost nicht im Speisesaal. Eine der Schwestern entfernte sich auf einen Wink Lewinskys, um nach ihm zu sehen. Sie kam rasch zurück und flüsterte dem Arzte einige Worte zu.

„Ich bitte, lassen Sie sich nicht stören, meine Herrschaften," sagte er. „Gleich bin ich wieder bei Ihnen . . . Wollen Sie mich freundlichst begleiten, Fräulein Malchien? Herr Trost hat nach Ihnen verlangt."

Draußen fragte Klara besorgt: „Was ist vorgefallen?"

„Sie sind gerade noch zur rechten Zeit gekommen, Fräulein Malchien," versetzte Lewinsky ernst. „Jetzt wäre es zu spät."

Erschrocken sah Klara ihn an: „Er ist doch nicht —"

Lewinsky nickte. „Er ist im Schlafe von uns geschieden."

Auf einem Ruhebette, bis zur Brust von einem Wolltuche bedeckt, lag der Tote. Der Arzt beugte sich über ihn, legte ihm die Hände zusammen und trat dann zurück. „Ein Herzschlag," sagte er. „Seit einigen Tagen habe ich ihn schon befürchtet."

Verstört stand Klara und starrte auf das ruhevolle Antlitz des Entseelten.

„Gehen Sie, Doktor — lassen Sie mich allein mit ihm," stammelte sie.

Und als der Arzt die Thüre hinter sich geschlossen hatte, schrie sie auf: „Johannes!" und wankte hin zu dem geliebten Toten. Sie sank vor ihm nieder, nahm ihn in ihre Arme und küßte ihn auf die marmorweiße Stirne. Dann nahm sie seine Hände, legte ihr Gesicht darauf und weinte still.

So fand die Schwester sie, die eine halbe Stunde später eintrat, von Lewinsky gesandt, um nach ihr zu sehen.

Fünftes Kapitel.

Auf Oldenholm, der Besitzung Gerdt von dem Buschkes in der Nähe von Neumünster in Holstein, war die Getreideernte vorüber. Sie hatte früh eingebracht werden können und war reich ausgefallen. Es war Gerdts Ansicht, daß hinter dem Erntewagen gleich wieder der Pflug gehen müsse, damit der Boden nicht stocke, und demgemäß begann er bald wieder mit der Neubestellung der Äcker. Aber es eilte ihm nicht; er gab Leuten und Pferden bequemes Tagewerk und ließ sie Atem schöpfen. Und er selbst, für die nächste Zeit aller Sorgen enthoben, machte sich

Digitized by Google

gute Tage und ließ auch seine Kinder daran teilnehmen.

Mitte August stand ihm ein Besuch bevor. Heinrich Kurz hatte angefragt, ob er sich in Oldenholm einige Wochen von den Anstrengungen zehnmonatlicher, kaum unterbrochener geistiger Arbeit erholen dürfe und der gastfreie Holsteiner hatte sich keinen Augenblick besonnen, ihm diese Bitte zu gewähren.

„Du hast ja wohl nichts einzuwenden," wandte er sich noch schließlich an Hilka, ehe er antwortete. „Oder hat er Dich auch angepumpt?"

„Vater!" rief Hilka entrüstet.

„Entschuldige! Ich vergaß, daß auch er den alten Notar im Rücken hatte . . . Er ist wohl ein Musterknabe, wie?"

„Nun — er weiß wenigstens, was er will."

„Er darf also kommen?"

„Wir haben schon schlechtere Gäste gehabt, Vater."

„Hm — Geschäft, Kind. Die müssen wir nehmen, wie sie sind. — Ich will dem Studiosus Kurz schreiben. Aber Bücher darf er nicht mitbringen, die werden ihm bei Antunft konfisziert. Wir wollen etwas von ihm haben und er soll braune Backen bekommen und gutes, festes Fleisch auf die Rippen."

So wanderte denn an einem schönen Sommermorgen Heinrich Kurz durch das reiche holsteinische Land nach Oldenholm, auf dem Rücken ein leichtes Touristenränzel. Er sah etwas abgezehrt aus, aber sein Schritt war frisch und elastisch, wie er seinen vierundzwanzig Jahren zukam. Denn zielbewußte, methodische geistige Arbeit auf einem Gebiete, das alles Interesse in Anspruch nimmt, ermüdet nicht. Und Heinrich, bedachtsam in allem, was er that, hatte niemals die Nacht zum Tage gemacht, seinen Gehirnnerven zumutend, was sie nicht leisten konnten. Ebensowenig war er dem Vergnügen nachgegangen. Er hatte keinen Sinn für das Ungebundene. Das Wort Giustis: „Nie hat auf Erden sich zurechtgefunden, wer keine Ader hat vom Vagabunden" war ihm ganz und gar unverständlich. Er schwärmte für den Beruf, auf den er sich vorbereitete: aber den festen Boden, dem die dauerhaftesten Früchte entwachsen, verlor er nie unter den Füßen. Bei dieser seiner Eigenart war er von einer gewissen Nüchternheit des Denkens und Empfindens nicht freizusprechen, und der Hauch dessen, was als Poesie das Leben verklärt, fand nur selten den Weg in seine Seele. Aber er besaß eine gesunde Lebensfreudigkeit, die ihn mit Behagen um sich schauen ließ und in ihm lebhafte Teilnahme für alles Schöne, Herzerquickende in Natur und Kunst erweckte. Indem er zwischen den hohen Knicken Holsteins dahinwanderte, fast wie in einem Irrgarten, worin jede Aussicht versperrt ist, sang er, seinen Stock schwingend, alte Volkslieder vor sich hin und war so vergnügt, wie ein Menschenkind nur sein kann, das jung und ohne Sorgen ist und sich von den nächsten Tagen unzählige Blicke in ein liebes Gesicht mit frischroten Lippen verspricht . . .

Es war Sonntag und aus der Ferne zitterte Glockenklang durch die Luft. Heinrich konnte nicht entdecken, von wannen er kam; er war ihm wie ein Teil des Lebens der Natur, die ihn umgab, mehr geahnt wie gesehen. Die Sonntagsstimmung aus seinen Knabenjahren kam über ihn, gemischt aus scheuer Frömmigkeit und überspringendem Freiheitsgefühl. Im Geiste sah er sich, wie er von seinen Eltern zur Kirche eskortiert wurde, von seinem Briefmarkenalbum weg oder aus dem Kreise der Kameraden. Und dann mußte er eine Stunde regungslos sitzen, und die Bank unter ihm wurde immer härter und die Rede des Predigers immer unverständlicher, bis er anfing, die blauen Sterne an der Decke zu zählen, oder die Zacken an dem Schalldeckel über der Kanzel . . . Endlich war die Einsperrung vorüber und er durfte dem Reiz in den motorischen Nerven nach Bewegung wieder nachgeben, jenem fast unwiderstehlichen Reiz, der gesunde Kinder zu solch quecksilbernen Geschöpfen macht, zum häufigen Ärger der Alten, die nichts der Art mehr verspüren . . . Zeiten der Qual! Als er der häuslichen Zucht entronnen war, betrat er keine Kirche mehr; der Widerwille gegen den Zwang der Form saß zu tief. Und bald wußte er auch, Gott sei überall und auch in ihm, und im Leben am besten zu erkennen.

Die Glocken verstummten. Heinrich hörte den Hufschlag trabender Pferde und bald auch das knarrende Geräusch von Rädern auf dem holprigen Landwege. Nun tauchte vor ihm der Kopf des Kutschers über der Hecke empor. Wenn es der Wagen des Onkels Gerdt wäre, ihm zu spät entgegengesandt? Vielleicht Hilka darin — noch eine Minute oder zwei, und sie würde über den Schlag ihm die Hände reichen — er würde seinen Namen aus ihrem Munde hören . . .

Da bog der Wagen um die Ecke. O diese Enttäuschung! Es waren lauter fremde Leute darin. Grüßend trat Heinrich zur Seite. „Wie

Digitized by Google

weit habe ich noch bis Oldenholm?“ fragte er. Die Antwort kam zurück: „Eine kleine halbe Stunde.“

Nun, das war ja nicht schlimm. Aber weit genug war es doch noch, denn die Sonne begann jetzt arg zu brennen und Schatten gab's nicht weit und breit. Heinrich sang nicht mehr: er schwang den Stock nicht mehr in den Lüften; still und ehrbar, wie sich's für den künftigen Professor geziemte, spazierte er weiter. „Starke Verdunstung durch die Poren“ konstatierte er seufzend, indem er sich den Schweiß von der Stirne abtrocknete und die feuchten Handrücken abrieb. „Folge: großer Durst — der Körper giert nach Ersatz der ihm entzogenen Feuchtigkeit . . . Ein sehr einfacher physiologischer Prozeß — wenn er sich nur nicht an mir abspielte! Die Zunge klebt mir am Gaumen . . . In solchem Zustande muß der gewagte Vers entstanden sein:

Und flösse von Sankt Gotthards Höh
Als Rheinweinstrom der Rhein,
So möcht ich wohl der Bodensee,
Doch ohne Boden sein.“

Aus der kleinen halben Stunde wurde nahezu eine ganze, da lag endlich der Hof vor dem fast verschmachteten Wanderer — an beiden Seiten Ställe und Scheunen, in der Mitte, fast versteckt hinter hohen Bäumen, das Wohnhaus. Keine menschliche Seele war zu erblicken; nur ein Volk weißgesprenkelter Hühner trotzte den Sonnenstrahlen mit unverminderter Munterkeit und pickte sich die verstreuten Körner einander vor den Schnäbeln weg. Langsam schritt Heinrich über den Hof; er war am Ziel, aber es war ihm gar nicht so zu Mut. Im Schatten nahe am Hause stand eine Hundehütte; der struppige Kopf ihres Bewohners lag in dem Thürchen auf den Vorderpfoten. Als Heinrichs Tritte näher kamen, hoben sich langsam die geschlossenen Augenlider des Haushundes, um gleich darauf sich wieder müde zu senken . . . Die Hausthüre über der Treppe war geschlossen, die Fenstervorhänge niedergelassen. Wie verlassen und öde lag das zweistöckige Backsteingebäude vor dem Gaste, der sehnsüchtig nach einer Spur lebendiger Bewohner suchte.

Sabbathstille! — So stellt sie sich auf dem Lande dar, wie ein müßiges Leben auf den Zehenspitzen, wie ein Vegetieren im Halbschlaf . . .

Heinrich stieg die Treppe hinauf und öffnete die Hausthüre. Eine darüber angebrachte Glocke brach in ein langes Geläut aus . . .

Ach, wie wonnig kühl war es drinnen auf dem steinbelegten, breiten Hausflur! Hier war es gut sein!

Aber noch immer erschien Niemand, nach dem Eindringling zu sehen, den die Glocke doch nachdrücklich genug angekündigt hatte. Heinrich hätte genügende Zeit gehabt, den Staub von den Kleidern zu bürsten, ehe sich hinten rechts die letzte Thüre regte, ganz langsam, als ob der Mensch dahinter es eigentlich nicht für der Mühe wert halte, seine Neugier zu befriedigen. Es war für Heinrich wenig schmeichelhaft, als er eine Sekunde später entdeckte, daß es seine hübsche Cousine in eigener Person war, die so wenig Eile hatte, den erwarteten Gast zu bewillkommnen.

„Heinrich! Du bist es doch noch!“ rief sie ganz unbefangen. „Wir hatten Dich viel früher erwartet, und jetzt gar nicht mehr.“

„Ich wollte selber, ich wäre mit der Sonne aufgestanden,“ erwiderte Heinrich. „Die Hitze hat mir nicht schlecht zugesetzt.“

Hilka war zu ihm getreten und reichte ihm die Hand.

So anmutig war ihm die hübsche Cousine noch nicht erschienen. Sie trug ein leichtes, loses, rosafarbenes Kleid, das mit einem Bande von roter Seide um die Taille zusammengezogen war, und Hals und Unterarm frei ließ. Und so frisch und blühend sah sie aus, so kerngesund — von allen Übeln, durch die Treibhaushitze städtischer Kultur in den künstigen Müttern der nächsten Generation erzeugt, war sie augenscheinlich durchaus frei . . .

„Ich will Dich in Dein Stübchen führen,“ sagte sie. „Du wirst den Staub des Weges von Dir abspülen wollen. Inzwischen besorge ich einen Imbiß für Dich — was willst Du trinken, Bier oder Wein?“

„Kalte Milch, wenn ich sie haben kann.“

„Na ob! — Tritt nur dort ein, wenn Du wieder herunterkommst — ich will Vater gleich Bescheid sagen — Du wirst ihn dann vorfinden.“

Es war etwas in diesem Empfange, das der gehobenen Stimmung des Gastes einen Dämpfer aufsetzte. Und doch hätte er nicht anzugeben vermocht, wie sich nun eigentlich Hilka hätte benehmen müssen, um ihn zufrieden zu stellen. Nachdem er Kopf und Hals in kaltem Wasser gebadet hatte, sagte er sich denn auch, er sei ein Esel, und nahm sich vor, er wolle sich zunächst in dem Hause heimisch machen, das ihm die Pforten geöffnet hatte, und alle störenden Nebengedanken zurückdrängen.

In dieser Gemütsverfassung betrat er das

Digitized by Google

Wohnzimmer. Gerdt, im leinenen Rock und ohne Halskragen, schüttelte ihm kräftig die Hand.

„Wir wollen uns nur gleich auf verwandtschaftlichen Fuß stellen," sagte er. „Damals in Gunthershausen sind wir nicht dazu gekommen. Es war eine tolle Geschichte. Und was sich alles daraus entwickelt hat! Haarsträubend! — Aber darüber sprechen wir noch; Du wirst Hunger und Durst haben — es ist eine infernalische Hitze draußen, und einen Krug zum grünen Kranze hast Du unterwegs nicht besuchen können . . . Nimm Platz und bediene Dich ohne Umstände! — Willst Du Dich zu uns setzen, Hilka?"

„Gleich. Ich muß noch einmal in die Küche. Tante Rieke ist ganz schachmatt, es ist kein Verlaß auf sie."

„Tante Rieke — wer ist das?" fragte Heinrich, als Hilka sich entfernt hatte.

„Ja, wer ist Tante Rieke?" erwiderte Gerdt nachdenklich. „Warte mal — ja so — sie ist eine Cousine meines Vaters und heißt für Fremde Fräulein Friederike Butzenbach — nur für Fremde; hier im Hause und ein paar Meilen im Umkreise ist sie einfach Tante Rieke. Sie gehört zum lebendigen Inventar von Oldenholm; ich fand sie schon vor, als ich meine Nase in die Welt steckte. Es giebt in vielen Familien solche Erbstücke — alte Verwandte, die aus längstvergangener Zeit befremdlich in die Gegenwart hineinragen. Sie sind die Träger der Familientradition, die sie für die Nachgeborenen in Klatsch ausmünzen. Damit will ich aber nicht gesagt haben, daß dies die vornehmste Thätigkeit von Tante Rieke ist. Die Leidenschaft ihres Lebens ist das Kochen, und ihr letzter Gedanke wird noch einmal das Mittagessen von morgen sein. Das hat freilich noch gute Wege. Sie ist zwar hoch in den Siebenzig, aber kein Mensch sieht's ihr an."

„Und wo sind Deine beiden Jungen?!"

„Das weiß nur der Hauslehrer, Herr Stirn. Wahrscheinlich liegen sie im Wasser; wir haben einen hübschen, kleinen See in der Nähe, der sie unwiderstehlich anzieht. Zu Mittag wirst Du sie sehen; da stellen sie sich immer pünktlich ein und fallen über die Speisen her wie Werwölfe. Es ist eine gesunde Brut — richtige Landkinder. Studieren werden sie später nicht, wie Du — dazu haben sie den Kopf nicht. Aber an Gelehrten fehlt's ja nicht, und wird es auf absehbare Zeit nicht fehlen. Und wild ins Kraut schießen werden sie auch nicht; der Kern ist gut. Fritz ist neun Jahre, Gustav sieben; bald muß ich sie aus dem Hause thun. Das ist bei uns Ökonomen so; nur die Mädchen bleiben uns; wenn wir mit den Jungens intime Fühlung behalten, können wir froh sein. Eine Mutter bringt's leichter fertig als ein Vater — na, ich muß mein Nest nehmen, wie mir's jetzt bereitet ist. Zweimal Witwer ist gerade genug."

Hilka ließ sich beim Frühstück nicht wieder sehen; erst als auf einem frei hängenden Brett mit einem hölzernen Schlägel zum Mittagsmahl geklopft wurde und Gerdt seinen Gast, der inzwischen in seinem Arbeitszimmer ein paar Cigarren mit ihm hatte rauchen müssen, zum Speisesaal führte, fand Heinrich sie dort als Hausfrau geschäftig. Da war auch Tante Rieke, ein behendes, dünnes Persönchen, das den kleinen, graubehaarten Kopf ein wenig nach rechts geneigt trug und ganz kregel in die Welt schaute; da waren Fritz und Gustav, kleine feiste Kerle, die dem Vetter stumm und verlegen die Hand boten; da war endlich der Hauslehrer, ein junger Philologe, der an den Fleischtöpfen Oldenholms auf eine feste Anstellung wartete und auch schon eine Braut hatte, die langsam an ihrer Aussteuer arbeitete . . . Das Mittagsessen ist auf dem Lande eine sehr ernste Angelegenheit, wobei die Unterhaltung meistens als eine unliebsame Störung empfunden wird. Erst als der Reispudding mit Rosinen verschwunden war und die jungen von dem Busches die Erlaubnis erhalten hatten, den Tisch zu verlassen, erinnerte man sich, daß der Mund noch zu etwas anderem gebraucht werden kann, als zum Essen.

Im Laufe des Gesprächs erkundigte Hilka sich nach den Altrocks.

„Ich kann ziemlich genau Auskunft geben," sagte Heinrich, „und zwar, weil Bernhard sich im letzten Winter mir eng angeschlossen hat. Seine Annäherung war mir zuerst nicht lieb, da ich wußte, daß er ein flachgehendes Schiff war, und erwartete, er würde es höchstens zu einem Referendar in Frack und Glacéhandschuhen bringen. Und dann: sein Benehmen gegen seine Stiefmutter und seine Halbbrüder war nicht nach meinem Geschmack. Indessen muß da im Hause irgend eine Krisis stattgefunden haben, denn als ich wieder hinkam, fand ich aus dem Familienkörper allerlei Ungesundes ausgeschieden und die allgemeine Temperatur eine entschieden wärmere."

„Hat Bernhard sein Examen jetzt gemacht?" fragte Hilka.

„Ja, und mit Ehren bestanden. Es hat

Digitized by Google

ihm in jeder Beziehung gut gethan: er hat ein berechtigtes Selbstgefühl gewonnen, und den Ehrgeiz, etwas leisten zu wollen. Und daß er ein sehr liebenswürdiger Genosse sein kann, weißt Du ja."

Hilka errötete leicht. „Er hat sich mir mehr gewidmet, als ihm gut war," sagte sie. „Und Frau von Altrock: legt sie noch immer bei Seite, was sie erraffen kann?"

„Auch darin ist eine Änderung eingetreten. Die beiden Gatten scheinen sich über eine rationelle Verwendung ihres Einkommens verständigt zu haben, und befinden sich besser dabei. Eine Frau, die ihren Mann heimlich beraubt, um sich ein Privatvermögen zu schaffen, zerstört damit die Reinheit ihrer Ehe."

„Das ist sehr wahr," fiel Tante Rieke lebhaft ein. „Davon könnte ich manches Beispiel erzählen. Da waren die Trumpelmanns in Boitzenburg — die Frau war eine geborene Klingebeil, eine Pastorentochter aus Osterode, eine hübsche Frau mit einem wahren Engelsgesicht — Dein Vater, Gerdt, hat sie als junges Mädchen gekannt, und wenn er damals schon etwas vor sich gebracht hätte, wäre sie wahrscheinlich Deine Mutter geworden . . . Da war noch eine jüngere Schwester, ebenso hübsch, aber ein bischen wild, die nachher eine brillante Partie gemacht hat. Es war eine romantische Geschichte, wie sie sonst nur noch in Büchern vorkommt. Da war ein junger Engländer bei ihrem Vater in Pension gewesen, als sie noch ein Kind war — es kann auch ein Schotte gewesen sein, fällt mir eben ein — der Name fing mit einem Mac an, wie in den Romanzen von Walter Scott, und er trug immer ein buntkarriertes Plaid mit dem Muster seines Clans, aber nicht die scheußlichen kurzen Beinkleider, wie sie in den Hochlanden noch immer Mode sein sollen . . . Das ist etwas, das ich bei dem christlichen Sinn des schottischen Volkes nicht verstehen kann; denn die Schotten sind doch von jeher strenge Puritaner gewesen, nicht wahr, Herr Kandidat?"

„Gewiß, Tante Rieke," versicherte Stirn. „Aber dem Volksstamm haftet von altersher ein fanatischer Hang zur Sparsamkeit an, und daher hat er die heidnische Art, sich zu kleiden, als die billigere beibehalten."

Tante Rieke nickte befriedigt und versank wieder in Schweigen.

Als Heinrich vom Tisch aufstand, fühlte er sich vollständig heimisch in der Familie, die sich seinetwegen nicht den geringsten Zwang auferlegte und von ihm dasselbe erwartete. Er hatte nicht versäumt, Hilka in ihrem geschäftigen Walten zu beobachten, und an allem, was sie that und sprach, eine stille, innige Freude gehabt. Sie war in den kleinen Verrichtungen, die ihr oblagen, bedachtsam und gewandt, sie traf immer den richtigen Augenblick und handelte dann ohne Unsicherheit und Hast, und, was bei alledem doch gewissermaßen die Hauptsache war: ihre natürliche, fremdliche Anmut gab ihrer Thätigkeit einen Zauber, wie er nur einem Weibe zu Gebote steht, das jung und hübsch ist.

(Fortsetzung folgt.)

Ungarische Volkslieder.

Fischer bin ich an der Theiß Geladen,
Knüpf' und löse meines Netzes Faden,
Starrend an der Szegediner Brücke
Sommerüber, daß ein Fang mir glücke.

Doch mir scheint mein ganzes Thun geringe:
Hätt' ich doch ein Netz, das Mädchen finge!
Bei der Brücke stünd' ich Tag' und Nächte,
Bis ich, Liebste, dich in's Netz mir brächte.

*

Nähme mich Dein Vater doch zum Hirten an!
O wie sorglich pflegt' ich seiner Herde dann,
Führte sie auf leidenweiche Weideflur,
Tränkte sie ans perlenklaren Bächlein nur.

Aber wenn der Tag vorüber, dächt' ich Dein,
Dich in allerschönsten Traum zu wiegen ein.
Vor Dein Fenster käm' ich leise, ließe sacht
Tönen meine Hirtenflöte durch die Nacht.

*

Abends, Liebste, käm ich gerne vor Dein Haus,
Spähte nur die Mutter nicht zum Fenster aus.
Kühlte dann, vergessend all mein tiefes Weh,
Meine heiße Stirn an Deiner Schultern Schnee.

Traurig singt die Meis' auf dürrem Weidenast,
Und auch mich, Herzliebste, hat der Gram erfaßt.
Horch, es singt die kleine Meise stets aufs neu:
„Soviel schöne Mädchen, soviel ungetreu."

Im Versmaß der Originale übertragen von **Robert F. Arnold.**

Digitized by Google

Gedichte

von

Georg Bachmann.*)

Sage vom Alpensee.

Ich kenn' eine alte Sage,
Einen märchenhaften Sang,
Ein Lied in Leid und Klage
Von der Liebe Zauberzwang.
Vernehmt die schlichte Weise,
Bevor sie ganz verhallt.
Sie schlug ans Herz mir leise
Mit heimlicher Gewalt.

Wo nun die weite Fläche
Im ewigen Eise ruht,
Da rauschten sonnige Bäche
Dereinst in blauer Flut.
Wo nun im schneeumstarrten
Gefild der Felsen ragt,
Hat einst im blüh'nden Garten
Die Nachtigall geklagt.

Da zog ein gold'nes Gitter
Sich um ein schmuckes Schloß.
Drin prahlten stolze Ritter
Mit Knappen und Jägertroß.
Hei, wie so prächtig klang es
Von lautem Hörnerschall!
Hei, wie so mächtig drang es
Hinab, ins tiefe Thal!

Und weiter tönt die Kunde
Von einer Hütte klein,
Am See, im stillen Grunde,
Verloren im Wellenschein.
Ein Müller lebte drinnen,
Einfach und schlicht gesinnt.
Es galt sein Mühn und Sinnen
Allein dem einzigen Kind.

In Zucht und Herzensreine,
Sie war eine schöne Maid;
Eine Maid so schön wie keine
Im Lande weit und breit.
Wie selbst die müden Greise
Sie schöner nie gesehn.
Die Knaben senkten leise,
Sahn sie vorbei sie gehn.

Im Wald, im dunkelgrünen,
Wo die Feuerquellen blühn,
Wo die Rosen, wie Rubinen
In der Mondespracht erglühn;
Oder wo die Elfen kreisen
Am See, im stillen Grund,
Sang sie vielfüße Weisen
Oftmals zu nächtiger Stund.

Und wie weithin der Schönen
Sang schmelzend sich ergoß,
Lauschte den weichen Tönen
Der Ritter im hohen Schloß.
Sie klangen ihm, sie drangen
Ihm tief ins Herz hinein,
Bis lohend ihn umfangen
Der hellen Liebe Pein.

Zur Nacht wenn Alles stille,
Wenn rings kein Mensch zu sehn,
Wenn hoch, in üpp'ger Fülle
Die Sterne Wache stehn,
Zur Nacht, in Lust und Bangen,
In Jugendglut und Weh
Bezwang sie das Verlangen,
Am blauen Alpensee.

Am See, da girren die Tauben,
Da wehn die Winde kühl,
Da blühn und duften die Lauben,
Lockend, berauschend schwül . . .
Und als er sie besessen,
Hat er sich abgewandt,
Hat ihrer bald vergessen,
Zog in ein ander Land.

Und wie der Vater hörte
Was sie ihm bang geklagt,
Die Arme, die Bethörte
Hat er in Zorn verjagt.
Doch wie er sah die Bleiche,
Da faßt' ihn tiefes Weh;
Da trug man seine Leiche
Zur Ruh', am Alpensee.

*) Wir entnehmen diese Gedichte dem eben bei der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin erscheinenden Buche: „Gestalten und Töne", Gedichte von Georg Bachmann. Der Autor, ein in Ausland lebender Schweizer, hat sich sicherlich auch schon durch seine in der „Deutschen Dichtung" veröffentlichten Gedichte bei unseren Lesern freundliche Beachtung gesichert. Mögen auch die vorliegenden Proben ihren Zweck erfüllen, die Aufmerksamkeit auf seine Sammlung zu lenken. D. Red.

Digitized by Google

Horch auf! Welch fröhlich Klingen,
Trompeten und Schalmein!
Die Ritter und Hirten bringen
Die Gralenbraut herein.
Hei, wie so prächtig klingt es
Von lautem Hörnerschall!
Hei, wie so mächtig dringt es
Hinab, ins tiefe Thal.

Die wehen lau die Winde,
Sie wehn und flüstern sacht,
Sie klagen, kosend linde,
In der Johannisnacht.
Des Mondes Schimmer schweben
Ums leicht umwölkte Thal
Und feuchte Dämmer weben
Am Seerand, schleiersahl.

Und horch! Eine süße Weise!
Es steht die Maid am See
Und zieht geheime Kreise
Und flüstert in die Höh'.
Und droben glühn die Kerzen
Im prächtigen Rittersaal!
Da ruhen, Herz an Herzen,
Der Graf und sein Gemahl.

Da faßt ihn heimlich Beben,
Da wird's ihm schwer und bang,
Da reißt's auf Tod und Leben
Ihn fort zum Felsenhang.
Die mit des Sturmwinds Wehen
Jagt's ihn hinunter jäh —
Da sieht er vor sich stehen
Die Maid am blauen See.

„Bist Du wie sonst gekommen
Auf meiner Stimme Laut?
Du! Du! Hast Du vernommen,
Daß ich der Hölle Braut?
Ich habe das Kind erschlagen,
Das in Sehnsucht ich gebar,
Ich habe zu Grab getragen
Den Vater im weißen Haar.

Ich liebe Dich ohn' Ermessen
Bist Himmel und Hölle mir.
Ich habe Dich einst besessen:
Ich lasse nicht von Dir.
Mein Kind, es bleibe begraben,
Mein Vater ruhe am See,
Dich will ich bei mir haben,
Wenn ich zur Hölle geh!

Drum Fluch dem blumigen Grunde,
Fluch Deinem gold'nen Schloß,
Und Fluch der einzigen Stunde,
In der ich den Himmel genoß!
In allen Näh'n und Weiten,
In Qualen und Höllenpein,
In allen Ewigkeiten:
Mein bist du! Mein! Mein! Mein!"

Was ferner sich begeben
Die Sage weiß es nicht.
Kein Leiden fand, kein Leben
Das junge Morgenlicht.
Da war kein blüh'nder Garten,
Kein Schloß, kein Wald, kein See;
Da ragte im erstarrten
Gefild der Felsen jäh.

Und leis, wie Glöckchen leise,
In der Johannisnacht,
Eine schmerzlich süße Weise
Dort oben weint und lacht.
Und rings, weithin im Grunde,
Kennt man den selten Klang,
Und nennt ihn bis zur Stunde:
Schön Annchens Zaubersang.

Entschwunden.

Ich kann den Baum nicht finden,
Drein ich den Namen schrieb,
Der einst vor all den andern
Mir hold erschien und lieb.

Ich kann das Thal nicht finden,
Wo Dich dereinst ich fand,
Die Du vor all den andern
Mein ganzes Herz gekannt.

Ich kann das Glück nicht finden,
Mein früh entschwundenes Glück —
's ist über die blauen Berge,
Kehrt nimmermehr zurück.

Ich denke Dein . . .

Ich denke Dein in schlummerloser Nacht,
Da Alles schläft, da nur die Liebe wacht,
Wie Deine hohe, herrliche Gestalt
Heut fremd und kalt an mir vorbeigewallt.

Im goldnen Schmuck, im rauschenden Gewand,
Um Deine Stirn ein schimmernd Perlenband.
Hast flüchtig du und im Vorübergehn
Gleichgültig, kalt auf mich herabgesehn,

Und gingst gemessen weiter Deine Bahn.
Mich aber faßt der alten Liebe Wahn,
Und ob dahin der alten Liebe Glück
Dein denk' ich bang und sehne Dich zurück.

Spielmanns Lenzlied.

Wieder träum' ich wie mit Lachen Du im Laubgang
mich erspähst,
Wie Du leise vor mir wandelst, wie Du kommst und
wie Du gehst;

Digitized by Google

Wie in Innigkeit und Jugend und in grüner Gartenluft
Ich Dir folg' und ich Dich flehe, Dich allein in Aug' und Bruft.

Holdes Herzlieb, ſüßes Mädchen, lieblichſtes, entflohn'nes Kind!
Ach, nicht kämſt Du mehr und weint' ich mir nach Dir die Augen blind.

Und geſchäh's und kämſt Du wieder — nimmer brächteſt Du's zurück,
Wie mehr gäb' ich's, nie mehr nähm' ich's: nimmer fänden wir das Glück.

Denn was war, wird nie aufs neue in der Traumwelt Wechſelſchein.
Nimm dies Traumblatt der Erinn'rung aus der Jugend Märchenhain.

Übers weite Strom- und Flachland, hin zur Stadt am großen Meer,
Nimm's von dem, deß Sinn ſo leicht iſt, ob ſein Herz auch ſehnſuchtsſchwer.

Deſſen Sinn iſt wie des Vögleins, das da ſingt im Wolkenrot,
Ob's der nächſte Blitz auch zuſchlüg, ob's im Sprenkel fände Tod.

Leb denn wohl, Du Lenzumwehte, doch nicht klagend bang und hohl,
Wohl in Schmerz, doch voll und lönend, klinge Dir laut dies: Lebe wohl!

Ruf im Aller noch ins Herz Dir Jugendluft und Poeſie:
Was der Lenz gab, das war unſer; was uns ward, verläßt uns nie.

Mein Lied.

Habe geſchaffen in raſtloſem Ringen,
Habe nicht morgens nicht abends geruht,
Alles erlernen, das Höchſte vollbringen
Wollte der jugendlich ſtürmende Mut,
Doch auch in ſtiller Stunde
Gar oft ein Werk entſtand,
Und klingend ſcholl's vom Munde,
Und läſſig ſchrieb's die Hand.

Was ich errungen mit Sorgen und Schaffen
Oft wohl ein and'rer es ſchneller errang,
Was ich auch mochte an Wiſſen erraffen
Müd' ward das Haupt, und die Seele ward bang. —
Was in mein Herz geſtreuet
Ein Gott in ſtiller Stund,
Hat manches Herz erfreuet
Und ſchuf mein Herz geſund.

Börries von Münchhauſen.

Glück.

Durchs off'ne Fenſter ſchleichen ſich
Grammüde Dämmerſchatten ein,
Umhüllen leiſe ſie und mich,
Wie Gazeſchleier, duftig fein.

Ich ſpiel' mit ihrer weichen Hand,
Die glühend meine Finger küßt.
Wir ſind in wunſchloſernem Land,
Wo man nichts ſehnt und nichts vermißt.

Ich helle lang auf ſie den Blick,
Dann ſtarr ich wir durch leeren Raum,
Und flüſter ſeligtrunken: Glück!
Kopfſchüttelnd lächelt ſie da: Traum!

Victor Manheimer.

Spinneweben.

Silberfäden, Sonnenſchein
Webt das Spinnchen ſein zu Netzen.
Fährt ein Windſtoß ihm hinein,
Reißt ihm Netz und Glaſt in Fetzen.

Und das Spinnlein fällt heraus,
Hilflos liegt es auf dem Rücken . . . .
Bahnt ihm nichts, am luſt'gen Haus
Giebt es immer was zu flicken.

Spinnlein, Spinnlein ſteh' nur auf
Mußt ſo lang Du lebſt ja ſpinnen,
Lauf nur an der Wand hinauf
Gleich von Neuem zu beginnen.

Wir ſpann auch manch goldner Traum
Sich zu duftigen Gewoben,
Wiegten ſich im Lichte kaum —
Kam des Lebens Wiederſtreben.

Riß der Mühen Werk entzwei . . . .
Wir dem Spinnchen, das betroffen
Gleiches Leid, ſei's einerlei
Dir und mir . . . . uns bleibt das Hoffen!

A. Kellner.

Digitized by Google

Geist und Leib.

Ein Gespräch von **Wilhelm Jensen.**

Geist: Wie lang eigentlich willst Du noch Deine hämische Schadenfreude täglich an mir auslassen?

Leib: Ich an Dir? Machst Du Dich über mich lustig?

Geist: Was soll das heißen?

Leib: Ich kann nicht annehmen, daß Du Dich soweit herabläßt, mir eine Einwirkung auf Dich zuzuerkennen.

Geist: Ich erkenne Dir nichts zu, Du maßt sie Dir an.

Leib: Es scheint, Du bist in der Laune, Deinen Spott fortzusetzen. Dein Wille würde ja ausreichen, sie nicht vorhanden sein zu lassen.

Geist: Du bist's, der spottet.

Leib: Wie kann etwas so Niedriges wie ich sich so Hohem gegenüber vermessen?

Geist: Eine Mücke quält, weil ihr Stich Gift in sich trägt.

Leib: Verjage sie doch!

Geist: Könnt' ich's, würde ich kein Wort drum verlieren.

Leib: Wenn Du Dich dazu außer stande nennst, müssen wir doch in einem gewissen Verhältnis zueinander stehen, das Dich dran hindert.

Geist: Ich habe kein Verhältnis zu Dir. Du bist ein Plebejer.

Leib: So gernhen Euer Gnaden, weiter keine Notiz von mir zu nehmen.

Geist: Ich thät's gewiß nicht, wenn Du Dich mir nicht unverschämt aufdrängtest. Aber ich will Deine Launen nicht länger ertragen.

Leib: Glaubst Du, nicht launisch zu sein und daß ich von Dir keine Unannehmlichkeiten zu dulden habe?

Geist: Sobald Du mich nur in Ruhe läßt, bekümmere ich mich ja garnicht um Dich.

Leib: So wenig eben, daß es Dir ganz gleichgiltig ist, ob Du zu Zeiten mein Gedeihen dadurch verkümmern läßt.

Geist: Du kannst doch selbst für Dich sorgen.

Leib: Nach der hohen Stellung, die Du Dir zuschreibst, sollte man noch mehr annehmen, daß Du meiner nicht bedürfen müßtest.

Geist: Als eines Dieners, der die grobe Arbeit thut, durch die ich meine wertvolle Zeit einbüßen würde.

Leib: Hast Du mich gemietet?

Geist: Du bist als mein Höriger auf die Welt gekommen.

Leib: Wie man sich irren kann. Ich hatte gemeint, Du wärest mir als Pflegling übergeben worden und ich hätte Dich großgenährt.

Geist: Das war Deine Hauptpflicht, bildete den einzigen Zweck Deiner Existenz.

Leib: So dürfte ich doch ein bischen von Vaterstolz in mir fühlen und vielleicht auch ein wenig väterlichen Respekt bei Dir beanspruchen.

Geist: Du warst und bist nichts als eine Maschine, zur Verrichtung der unentbehrlichen Dienstleistungen für mich hergestellt.

Leib: Es freut mich, zu hören, daß ich Dir unentbehrlich bin.

Geist: Unerträglich bist Du mir.

Leib: Mein gnädigster Gebieter, womit hat Dein Höriger sich Deinen Unwillen zugezogen?

Geist: Du störst mich oft inmitten meiner wichtigsten Thätigkeit, machst mir ihre Fortsetzung unmöglich. Große Pläne, mit denen ich umgehe, vernichtest Du, legst Dich als eine schwere, niederdrückende Bürde auf mich. Du lähmst mir die Kraft, bringst mich in trübe Stimmung, wenn ich heiter sein möchte, verdunkelst mir das Gedächtnis, läßt mich nicht schlafen, um mich für neue Leistungen zu stärken.

Leib: Und womit mache ich mich solcher Dienstpflichtverletzungen gegen meinen Herrn schuldig?

Geist: Was weiß ich — mit Deinen für ihre Erfüllung jämmerlichen Unzulänglichkeiten —

Digitized by Google

mit Deinem Übelbefinden, Kopfschmerz, Zahnweh, all' Deinen erbärmlichen Plackereien, unter denen ich fortwährend zu leiden habe.

Leib: Angenehm sind sie mir auch nicht grade, und ich glaube, eigentlich ist das hauptsächliche Leiden auf meiner Seite. Aber, mein hoher Herr, ich würde mich um solche Zustände eines Knechtes nicht bekümmern.

Geist: Du weißt, daß ich es muß.

Leib: Dann würde ich ihn aus der Leibeigenschaft entlassen und ihm den Laufpaß geben.

Geist: Du weißt, daß ich dazu ebensowenig imstande bin.

Leib: Wenn die Sache so liegt, scheint mir Deine Macht über ihn sich nicht eben weit zu erstrecken, sondern eine gewisse Parität zwischen euch zu bestehen.

Geist: Willst Du auch noch frech werden?

Leib: Durchaus nicht, nur Dir den vernünftigen Rat geben, Dich etwas weniger zu überheben, als seiest Du ein Wesen von andrer Beschaffenheit, als er.

Geist: Sklave! Du bist in meiner Hand — ich habe niemand Rechenschaft abzulegen, was ich mit Dir thue! Reize mich nicht — sonst — ich bringe Dich um —

Leib: Hahaha! Dazu brauchst Du meine Hand, und Deine Macht über sie reicht nicht aus, sie thut es nicht. Sonst stünd' ich als Höriger Dir natürlich gern zu Diensten. Aber ich will Dir noch einen Rat beifügen: Stelle Dich lieber auf guten Fuß mit mir, damit ich mich gedulde und möglichst lange warte, mit Dir ein Ende zu machen.

Vom kranken Lenau.

Mitgeteilt von **Dr. Fritz Kloepfel.**

Als nach dem Tode des „alten Zeller", des bekannten schwäbischen Irrenarztes, dessen Obhut und Heilversuchen in Winnenthal der unglückliche Lenau zuerst anvertraut wurde, die Bibliothek desselben auf buchhändlerisch-antiquarischem Wege zum Verkauf gelangte, fand sich im gedruckten Katalog auch die folgende Nummer verzeichnet:

„Lenau. Autographisch-psychiatrische Studie aus dessen hinterlassenen Aufschreibungen im Besitze dessen Schwagers, des Kais. österreichischen Staatsbuchhalters Anton Schurz in Wien und des Dichters Justinus Kerner in Weinsberg. München 1867."

Eine besondere Notiz wies auf die große Seltenheit dieser Nummer hin. Ich hatte mich um jene Zeit gerade eingehender mit dem Dichter, seiner gesunden und kranken Persönlichkeit und mit seinen Werken beschäftigt, und bedauerte deshalb um so lebhafter, als mir der Antiquar auf meine Bestellung mitteilte, daß die Nummer bereits verkauft sei.

Als ich einige Zeit darauf ein paar Wochen in Wien zubrachte, suchte ich, den Spuren des Dichters folgend, auch eines Tages seine Todesstätte auf. In der schönen Heilanstalt des Prof. Dr. Heinrich Obersteiner zu Oberdoebling sehen den Eintretenden im Vestibül dieselben alten Büsten an, die dem kranken Lenau bei seiner Aufnahme auffielen, so daß er, höhnisch auf Plato hinweisend, ausrief: „Das ist ja der Kerl, der die dumme Liebe erfunden hat!" — und jene „Studie" kam mir wieder in frische Erinnerung. Herr Prof. Obersteiner hatte die Güte, mich persönlich durch alle Räume seiner berühmten Heilanstalt zu geleiten, — damals spielte gerade das von Italien zu uns herübergekommene „farbige Licht" in der Heilkunde, und auch in Doebling waren verschiedene Kranke der andauernden Einwirkung des roten resp. des blauen Lichtes versuchsweise ausgesetzt: tempi passati! — Auch in dem Krankenzimmer, in dem der Dichter sein Leben und sein Unglück geendet, verweilte ich einige Minuten voll tiefer Ergriffenheit. Auf einem Gange durch die schönen Garten- und Parkanlagen, dann in seinem gastlichen Hause erzählte der Professor mir noch manches aus den Mitteilungen damals noch lebender Personen über Lenau's Aufenthalt und Heimgang. Dabei stellte sich heraus, daß zufällig er der Erwerber der von mir gewünschten Nummer aus Zellers Katalog gewesen. Er habe, erzählte er mir, seiner Gattin, einer Tochter des inzwischen verstorbenen psychiatrischen Klinikers Prof. Leidesdorf, damit ein Weihnachtsgeschenk gemacht und zeigte mir dann freundlich seine Erwerbung, ließ mir dann auch auf meine Bitte eine Abschrift zugehen. Indem ich ihm meinen Dank für seine Freundlichkeit nun auch öffentlich wiederhole, gebe ich hier den Inhalt des Heftes wieder

Der oben mitgeteilte Titel findet sich in Schreibschrift auf dem Deckel des blangrauen Quartheftes. [Wir möchten daraus, wie aus der Fassung schließen, daß er vom Antiquar herrührt, der wohl damit seine Ware recht herausstreichen wollte. Die Red.] Der Inhalt besteht aus autographierten Blättern. Das erste Blatt weist zunächst folgende Widmung von Clemens Brentano auf:

Digitized by Google

Gehör' der Welt ich an,
So ist's um Dich gethan —
Um mich gethan.

O lenk den irren Kahn
Von dieser wirren Bahn
Und lande an!

Clemens Brentano.

Es heißt in anderer Handschrift dann ferner:

Die nachfolgende gedrängte Zusammenstellung ist das Ergebniß eines schon in den Jahren 1850 und 1851 mit dem Schwager des berühmten Dichters Nicolaus Lenau, dem k. k. österreichischen Staatsbuchhalter Schurz in Wien, dem Besitzer dessen handschriftlichen Nachlasses gepflogenen Briefwechsels, sowie persönlich näherer Mitteilungen, welche der wohlwollend befreundete Dichter Justinus Kerner in Welnsberg im Mai 1855 bei einem damals erstatteten Besuch über den Seelenzustand Lenau's aufklärend gegeben hat.

Im Fall dem höheren Kenner des Seelenlebens und seiner traurigen Störungen die Einsicht dieser identisch treuen Nachbildungen nicht nuninteressant sein dürfte, erlaubt man sich lediglich in wissenschaftlichem Interesse einen der äußerst wenigen Abzüge anspruchslos mit der Bitte zu unterstellen, solchen wohlwollend aufzunehmen und dem Versuche freundliche Nachsicht angedeihen zu lassen.

Nun folgen auf sechs Seiten Nachbildungen der Handschrift des Dichters, die dem Beschauer verauschaulichen sollen, wie sich mit der wachsenden Trübung des Geistes auch die Handschrift verändert:

Die erste Seite zeigt in der bekannten, überaus sauberen und klaren Schrift Lenau's in seinen gesunden Tagen eine Niederschrift des berühmten, zuerst in den „Neueren Gedichten“ veröffentlichten Sonetts: „Der Seelenkranke“:

Ich trag' im Herzen eine tiefe Wunde,
Und will sie stumm bis an mein Ende tragen;
Ich fühl' ihr rastlos immer tief'res Nagen,
Und wie das Leben bricht von Stund' zu Stunde.
Nur Eine weiß ich, der ich meine Kunde
Vertrauen möchte und ihr Alles sagen;
Könnt' ich an ihrem Halse schluchzen, klagen!
Die Eine aber liegt verscharrt im Grunde.
O Mutter, komm', laß Dich mein Flehn bewegen!
Wenn Deine Liebe noch im Tode wacht,
Und wenn Du darfst, wie einst, Dein Kind noch pflegen,
So laß mich bald aus diesem Leben scheiden,
Ich sehne mich nach einer stillen Nacht,
O hilf dem Schmerz, Dein müdes Kind entkleiden.

Zu kaum minder klaren Zügen zeigt die zweite Seite die Schlußstrophe des 1830 entstandenen Gedichtes „Der Schlaf“ („Ein Greis tritt lächelnd mir entgegen“):

Süß träumt es sich in einer Scheune,
Wenn draus der Regen leise klopft;
So mag's sich ruhn im Todtenscheine,
Auf den die Freundeszähre tropft.

Etwas minder fest schon sind die auf der dritten und vierten Seite ersichtlichen Schriftzüge: das Gedicht „Herbstentschluß“, das Lenau am 24. August 1833 einem Brief an Kerner beischloß und das dann in der zweiten Auflage der Gedichte zuerst gedruckt wurde:

Trübe Wolken, Herbstesluft,
Einsam wandle ich meine Straßen,
Welkes Laub, kein Vogel ruft,
Ach, wie stillet wie verlassen!
Todeskühl der Winter naht;
Wo sind Wälder, eure Wonnen?
Fluren, eurer vollen Saat
Goldne Wellen sind verronnen!
Es ist worden kühl und spät,
Nebel auf der Wiese weidet,
Durch die öden Haine weht
Heimweh; — Alles flieht und scheidet.

Die vier anderen Strophen, die das Gedicht in der gedruckten Fassung aufweist, finden sich im Hefte auf der vierten Seite wiedergegeben.

Die fünfte Seite ist inhaltlich von großem Interesse; sie zeigt in sichtlich hastigen, unsicheren Zügen folgenden Prosa-Entwurf zu einem Gedichte, das meines Wissens nicht ausgeführt worden ist. Der Entwurf läßt uns einen Einblick thun in die bereits der gewohnten Ordnung entbehrende Werkstatt des Poeten und lautet:

Sehnsucht nach Offenbarung.

Hoher Berg; es weht ein Lüftchen — es ist ein Gruß der Einsamkeit? ach, warum giebt es für uns eine Einsamkeit? wo ist Gott? In der Ferne nickt ein Schiff in die See? Fahr glücklich! — Dich umbrauset bald die wilde Horde der Naturkräfte, die empörten zerschlagen mit starken Fäusten das Schifflein des Menschen, das draußen, die ganze Bemannung fuhlt unter; dort will sich ein sicherer Schwimmer retten, eine gierige Woltke*) verschlingt ihn, da stürzen die anderen herbei; und brausen neidisch herum um die Verschlingerin, der letzte Schrei der Verzweiflung, es wird still, der alte Mörder Ozean blickt dem Himmel ruhig ins Antlitz als hätt' er nichts gethan**); (gewissenlos ist die Natur) der Wind der trägt den Jammerlaut davon, wie einen Jubelklang — giftige Pflanzen — Guvas upas — das Gift kriecht als Schlange auf neuen Pfaden, es fliegt mit der Luft oder Pest Schulen und Kirchen leer, die Pest besteigt nun den Rednerstuhl, aus Leichen gebaut, und predigt Cholera — die Naturkräfte begnügen sich nicht mit einem Contagium fixum, das volatile trifft sicherer, athmen müssen die Menschen, wo ist Gott? — Der Anachoret — Alpen — Hütte, von der Lawine begraben. — Vergleich: Der Mensch geht durch die Erde, wie der Gebirgswanderer oder der auf der Haide in ein einsames Haus kommend von den Hunden (Naturkräfte) überfallen wird, indem das Haus verlassen ist, wo ist der Herr daß er den Thieren Ruhe gebiet? wo ist Gott?

Auf der sechsten Seite endlich ist eine Aufzeichnung aus der Zeit reproduziert, da sich der Geist des Dichters bereits umnachtet hatte. Sie lautet:

*) Man achte auf die Verschreibung; der Dichter wollte offenbar „Welle“ schreiben.

**) Wörtlich ebenso im Gedicht: „Der Schiffsjunge“:
Atlar blickt der alte Mörder Ozean
Dem Himmel zu, als hätt' er nichts gethan.

Digitized by Google

Otium cum honore! Schurz bist Du Autor oder Petrus — Petrus oder Paulus? bin ich Paulus? soll ich Balzacium damniren? soll ich Censor werden? soll ich für Preßfreiheit sprechen? soll ich hirsch- oder gamslederne Buchlausssprechliche tragen? Bücherle kaufen — Ahasver! Büchliche Fahrt — Miniatur- oder Oktavausgabe — bin ich eine Alpenlerche oder ein Kondor — ein singender Punkt am Himmel oder eine jauchzende Weltkugel?

Kirol. Birmbsch Edler von Strehlenau.

Die Schriftzüge entbehren der gewohnten peinlichen Sauberkeit und zeigen die bereits vorgeschrittene allgemeine Lähmung, der Inhalt verrät außer phantastischem Größenwahn verworrene Ideenflucht mit Reminiscenzen an das verlorene Leben und Dichten. Es sind zugleich fast die letzten lesbaren Zeilen, die der Kranke aufgezeichnet. Dann verlor sich allmählich auch die Fähigkeit artikulierten Sprechens. Seine letzten, verständlichen Worte waren: „Der arme Niembsch ist sehr unglücklich." Aber von da bis zur endlichen Erlösung (22. August 1850) währte es fast noch ein Jahr. —

Litterarische Notizen.

— Die Deutschen Californiens planen die Errichtung eines Goethe- und Schillerdenkmals in San-Francisco und haben die Feier der Grundsteinlegung am 9. November 1895 begangen. Zur Erinnerung an diese Feier, wie als Agitationsschrift zur Herbeischaffung der noch nötigen Mittel ist ein stattlicher Band erschienen, der uns vorliegt: Gedenkblätter zur Goethe-Schiller-Feier in San-Francisco. Einiges daran ist ja für den deutschen Leser ungewohnt und seltsam, so die Inserate über Restaurants, Liqueur-Fabriken, Cigarren u. dgl. mit welchen die Rückseite der mitgeteilten Programme im Buche bedeckt ist, auch sanft in den Beiträgen der deutsch-amerikanischen Dichter viel Triviales mit unter, dessen Zusammenhang mit einer derartigen Feier uns obendrein nicht ganz klar ist, endlich ist die Auswahl der in Deutschland lebenden Dichter, die um Beiträge angegangen wurden, eine sehr sonderbare; Robert Hamerling, Robert Hamerling und Paul Lindau gelten hierzulande nicht eben als die hervorragendsten Poeten der Gegenwart . . . Indeß, das Buch ist so gut gemeint, die Ausstattung eine so hübsche, der Zweck ein so edler, daß wir uns ansrichtig dieser Gabe von den Gestaden des Stillen Oceans gefreut haben.

— Kunst und Afterkunst auf dem Gebiete der schönen Litteratur in unserer Zeit. Ein deutsches Wort an das deutsche Volk von Wilibald Friedrich. Leipzig, Erich Schelger, 1897. Wir haben selten eine Broschüre gelesen, die uns in gleichem Maße den Eindruck des Albernen und Widerlichen gemacht hätte. Der Verfasser findet die gesamte Litteratur der Gegenwart ohne Ausnahme niederträchtig und verderblich; Junge und Alte, Deutsche und Ausländer werden in derselben wüsten, geistlosen Schimpfmanier in den Kot gezerrt. Dann werden die deutschen Zeitungen und Zeitschriften in derselben Weise beschimpft. Den Stern und Zweck bringt der Schluß: die aufdringliche Empfehlung einer neugegründeten Leipziger Monatsschrift, die im selben Verlage erscheint. Wir kennen sie nicht, aber uns genügt diese Art ihrer Einführung, um sie in alle Zukunft nicht kennen lernen zu wollen.

K. P.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Rezension zugekommen:

Glas, Elsa. Du und ich. Gedichte. Berlin, Rosenbaum und Hart. 1897.

Kuno, W. Thomas Münzer. Ein Drama aus dem Bauernkriege in fünf Aufzügen. Bonn, P. Hanstein. 1896.

Browning, Robert. Der Handschuh und andere Gedichte. Übersetzt von Edmund Kurtz. Bremen, M. Heinsius Nachfolger. 1897.

Corona, Jean. Harms, Phantastika. Berlin, Karl Siegismund. 1897.

Mille, René Maria. Traumgekrönt. Neue Gedichte. Leipzig, P. Friesenhahn. 1897.

Fried, Alfred Hermann. Friedens-Katechismus. Ein Kompendium der Friedenslehre zur Einführung in die Friedensbewegung. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. Dresden, Leipzig und Wien, C. Pierson. 1896.

Goethes Gespräche. Herausgeber Waldemar Freiherr von Biedermann. 10. Band: Nachträge, 1755—1832. Leipzig, F. W. v. Biedermann. 1896.

Croissant-Rust, Anna. Der Kakadu und die Prinzessin auf der Erbse. Zwei Novellen. München, August Schupp. 1896.

Rath, Willy. Prinzessin Tida. Märchentondöie in einem Aufzug. Braunschweig, C. A. Schwetschke und Sohn. 1896.

Barazetti, Sophie geb. von Le Monnier. Mannon. Roman in drei Büchern. Berlin, Köln, Leipzig, Albert Ahn. 1897.

Oswald, J. G. Friedrich Theodor Vischer als Dichter. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) 1896.

Lust, Max. Die Sündin. Realistischer Roman. München, August Schupp. 1896.

Kahl, Albert. Lyrische Gedichte. Dresden, Alexander Bener (E. Pierson's Buchhandlung) 1896.

Frank, W. Die Macht der Liebe. Erzählung. Frankfurt a. M., J. Kauffmann. 1896.

Portatu, J. E. Abseits vom Leben. Skizzen aus der Anatomie. Berlin, A. Bolt. 1896.

Hermann, Leopold. Biographisch-kritische Beiträge zur österreichischen Dialektlitteratur. Dresden, Leipzig und Wien, C. Pierson. 1895.

Münchhausen, Börries v. Gedichte. Göttingen, Lüder Horstmann. 1897.

Wickenburg, Albrecht Graf. Altwiener Geschichten und Figuren. Erste Sammlung. Wien, Carl Gerold's Sohn. 1896.

Recheri, Emil. Rauchringe. Gedichte. Wien, Leopold Weiß. 1897.

Bey, H. Heine und Alfred de Musset. Eine biographisch-litterarische Parallele. Zürich, Albert Müller. 1897.

Saar, Ferdinand von. Die Pincelliade. Ein Poem in fünf Gesängen. Heidelberg, Georg Weiß. 1897.

Schwabe, G. Die Nacht von 100 Stunden. Dichtungen und Illustrationen. Berlin, Rosenbaum & Hart. 1896.

Berger, Alfred Freiherr von. Studien und Kritiken. Wien, Litterarische Gesellschaft. 1896.

Häcker, G. Aus frühen und späten Tagen. Ein Lebensgang in Gedichten. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. 1896.

Wickenburg, Albrecht Graf. Mein Wien. Lieder und Gedichte. Wien, Carl Gerold's Sohn. 1894.

Adler, H. Vorreden und Bruchstücke. Eine poetische Musterkarte. Frankfurt a. M., Gebr. Staudt. 1897.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von E. Lezius & Co. in Berlin.

Digitized by Google

Hochwasser.

Novelle von **Robert Kohlrausch.**

(Fortsetzung und Schluß.)

Kein Mensch war, soweit sie die Brücke überschauen konnte, darauf zu erblicken. Doch sah sie von hier aus nur die erste Strecke; die Fortsetzung verschwand hinter den Bäumen und dem Strauchwerk der überschwemmten Isarinseln in Nebel, Regen und Wasserdunst. Noch eine Sekunde blieb sie stehen, hier, wo sie festen, sicheren Boden unter den Füßen spürte, und that einen tiefen Atemzug.

Dann betrat sie die Brücke. Fast ohne zur Seite zu schauen, wußte sie, daß verschiedene Hände nach ihr griffen, um sie zurückzuhalten, auch hörte sie allerlei Stimmen, die ihr zuriefen, doch verstand sie die Worte nicht und wandte sich nur noch einmal zurück, um zu sehen, ob man ihr auch nicht folgte und sie gewaltsam in ihrem Vorhaben hinderte. Doch es war Niemand hinter ihr. Bis an den Zugang der Brücke hatten die Menschen sich herangedrängt, aber die Gefahr war offenbar zu groß, als daß Jemand gewagt hätte, das zitternde Bauwerk zu betreten, den nicht Beruf oder Not zu solchem Schritte trieb.

Mathilde sah an den Gesten der Menschen, daß sie ihr immer noch zuriefen und winkten, zurückzukommen, aber jetzt, nachdem sie auf die Brücke selbst gelangt war, erstarb jedes andere Geräusch in dem Donnern der Fluten. Unmittelbar unter dem leichten Bohlenbelag schossen die Wasser dahin und schienen mit drohenden Fäusten darunterzuschlagen um ihn zu zertrümmern. Dabei war das Schwanken und Beben so stark, daß Mathilde nun wirklich die Empfindung überkam, als treibe sie auf den dünnen Planken schon losgerissen hinweg. Sie hatte sich an das Geländer angeklammert, das nur die eine Seite beschirmte, doch machte sie nicht Halt, sondern strebte mit unvermindertem Eifer vorwärts.

Zuweilen schlug eine Welle schon über die Brücke hinweg und benetzte ihren Fuß, aber wenn sie in solchem Augenblick auch eisigen Schrecken sich durchrieseln fühlte, als greife die sichtbare Hand des Todes nach ihr, so ließ sie sich doch nicht irre machen und nicht ablenken von ihrem Wege. Denn größer, als die Schrecken des Untergangs, der von allen Seiten her sie bedrohte, war auch in diesen Augenblicken die Sorge um das Leben des Mannes, den sie liebte und von dem sie glauben mußte, daß er in dieser furchtbaren Stunde an ihrer Liebe zweifelte.

Jetzt hatte sie eine Stelle erreicht, wo das Holzwerk der Brücke für kurze Zeit durch den festen Boden einer Insel unterbrochen war.

Auch sie lag gegenwärtig größtenteils unter Wasser, aber sie leitete doch die Hauptströmung nach beiden Seiten hin ab. Hier machte Mathilde für eine Minute Halt, um Atem zu schöpfen und sich das nasse Haar, das unter dem Tuche hervorgequollen war, aus der Stirn zu streichen. Und wieder kam ihr mit traumhafter Schönheit eine Erinnerung an den vergangenen Sommer. Sie kannte die kleine Insel, und es fiel ihr ein, das sie ihr mit scherzender Übertreibung den Namen der Roseninsel gegeben hatte. Denn unter den Bäumen wucherte hie und da das Gesträuch der Heckenrose, und im frühen Sommer legten die Blüten einen mattrosa Schleier über die dornigen Zweige. Jetzt ragten sie kahl nur zur Hälfte aus dem gurgelnden, Strudel bildenden Wasser hervor, das an ihnen zerrte und sich selbst mit ihnen peitschte, als müßte sich's geißeln für seine tolle Zerstörungswut. Jetzt verhieß kein Blatt und keine Blüte die Wiederkehr jener friedvollen, köstlichen Tage, und vom Nebelgrau besiegt, verschwand und verwehte der rosenfarbene Schimmer, den die Erinnerung vor die Augen der einsamen Frau gelegt hatte. War es ihr Glück, das mit diesem Leuchten für immer Abschied

Digitized by Google

von ihr nahm? Sie fragte sich's und sie bejahte die Frage, als sie von Neuem hinunterblickte auf die begehrliche, gelblich-graue Flut.

Die kurze Rast war zu Ende, die Mathilde sich notgedrungen gegönnt hatte, und sie betrat jetzt wieder den hier noch stärker schwankenden hölzernen Pfad, um auf ihm hineinzuschreiten in das immer gewaltiger anschwellende Donnern. Mit einer Stimme, die übermenschlich und menschlich zugleich erschien, brüllte das Wasser nach seinen Opfern, und aus dem Geheul hervor meinte Mathilde mit plötzlichem Verständnis die Worte zu hören: „Es ist vergebens, Du kommst zu spät!"

Aber nein, — jetzt sah sie, wonach sie während der ganzen angstvollen Wanderung vergeblich ausgespäht hatte; dort vor ihr, vielleicht noch fünfzig Schritte entfernt, waren Menschen auf der Brücke in Thätigkeit, Arbeiter, Beamte, sie konnte nicht genau erkennen, wer es war. Dort mußte eine besonders gefährdete Stelle sein; denn ein Teil der Männer war beschäftigt, mit großen Stangen auf dem Wasser dahertreibende Gesträuchmassen und niedergerissene Baumstämme nach der Seite hin auf das Flußufer abzulenken, wo sie von Anderen ans Land gezogen wurden, oder sie niederzustoßen in die Flut, daß sie unter der Brücke hinwegführen, ohne ihr Schaden zu thun. Und dort unter diesen Männern sah Mathilde jetzt auch eine Gestalt, die ihr bekannt und vertraut erschien. Zwar hatte der Mann ihr den Rücken zugewandt und stand gebückt, um ins Wasser hinabzuspähen, aber sie meinte Haltung und Tracht ihres Gatten zu erkennen, und der Gedanke an seine Nähe ließ sie alles Andere vergessen. Doch sie hatte erst wenige Schritte gethan, als eine Bewegung, ein plötzlicher Schrecken, der in die Menschen da vor ihr kam, auch sie zugleich lähmte und hemmte.

Kein Laut eines menschlichen Mundes drang zu ihr her, aber sie sah, wie ein Teil der Leute beiseite sprang, wie ein mächtiger Baum, der mit seinen gewaltigen Zweigen wie mit riesenhaften Armen hilfesuchend aus dem Wasser in die Luft zu greifen schien, gerade auf die Brücke daher trieb, — wie der Mann, um den sie zitterte, ohne ihn auch jetzt genau zu erkennen, allein auf dem Holzbau zurückblieb und mit seiner Eisenstange den gefällten Baumriesen abzulenken suchte vom Pfade der Zerstörung. Dann fühlte sie eine gewaltige Erschütterung unter ihren Füßen, hörte ein Krachen, das selbst noch das Zischen und Donnern des Wassers übertönte, sah das Holzwerk brechen, nachgeben, sinken und mit der Gestalt des einzelnen Mannes darauf hinuntertauchen in die reißende Flut, die mit einem Geheul des Triumphes in die Öffnung sich hineinstürzte, die sie geschaffen hatte.

Nun gab es kein Vorwärtsdringen mehr für die hilflose Frau; dort vor ihr gähnte der wogenerfüllte Abgrund, in dem soeben vor ihren Augen ein Menschenleben versunken war, und sie sah, wie die brausenden Wellen, noch nicht zufrieden mit dem Werke der Zerstörung, an den ins Wasser herabhängenden, halb schon losgerissenen Planken weiter zerrten und arbeiteten. Das Alles aber sah sie nur noch wie durch einen feinen, grauen Schleier hindurch, der plötzlich in jenem furchtbaren Augenblick vor ihr niedergesunken war; gelähmt, unfähig, auch nur noch die Hand zu bewegen, stand sie, an das Geländer sich klammernd, von einem Entsetzen gebannt, wie sie es niemals zuvor empfunden hatte. Vergeblich ihr Kommen, vergeblich ihr Weg! Dort vor ihren Augen, kaum fünfzig Schritte von ihr entfernt, war ja der Mann zu Grunde gegangen, hinuntergerissen in die kalte, furchtbare Tiefe, um dessentwillen sie den Kampf aufgenommen hatte mit dieser grausamen Natur.

Es war vergebens gewesen, es war zu spät! Die Wasser hatten es ihr zugerufen im Vorgefühl ihres Sieges. Was lag noch an ihr? Dastehen, schweigend, ohne die Lippen zu vergeblichem Hilferufe zu öffnen, regungslos warten, bis auch sie das Verhängnis ergriff, — das war es, was einzig für sie übrig blieb. Nein, nicht zurück in dies Leben, das keinen Reiz mehr besaß, hinein in die drohenden, eisigen Arme, die näher und näher nach ihr schon griffen. Stück um Stück wurden die Planken da vor ihr hinweggespült, die schwachen Brückenjoche bogen und neigten sich, der Boden unter ihren Füßen schwankte und tanzte wie auf einem Schiffe im Sturm, — sie aber blieb auf ihrem Platze, sah in die Ferne, wo der Baum hinweggetrieb, der die Bresche in die vom Wasser belagerte Festung gelegt hatte, und wartete auf das Ende. Es war nicht mehr fern, und sie fühlte, wie ihre Sinne bereits zu entschwinden begannen. Aber instinktiv gab sie doch das Geländer nicht frei, an dem sie sich aufrecht hielt, auch jetzt nicht, als der Boden unter ihren Füßen sich neigte, als die Wellen darüber hinweggingen. Ein wildes Brausen in ihren Ohren, ein Gleiten, ein Fallen, ein Sinken,

Digitized by Google

ein Niedertauchen bis auf die reißende Flut, — und dann ein plötzliches Emporgezogenwerden, das Gefühl von der Nähe eines Menschen, ein Ausruhen in kräftigen Armen und ein eiliges Hinwegführen auf sicheren Boden.

„Mathilde!“

Hatte sie wirklich ihren Namen gehört? War es ein Gruß aus der Ewigkeit, der ihr entgegentönte? Aber nein, das Wasser donnerte noch immer um sie her, und als sie die Augen aufschlug, da sah sie die Züge, die sie niemals mehr zu erblicken gemeint hatte, unmittelbar vor sich, liebevoll zu sich hergeneigt. Er sprach dicht an ihrem Ohr, und inmitten des furchtbaren Tobens verstand sie, was die geliebte Stimme ihr sagte.

„Kind, Kind, wie kommst Du hierher?“

„Ich wollte bei Dir sein,“ gab sie zur Antwort, und auch er mußte sie verstanden haben, denn er küßte sie. Er hatte sie bis an die Roseninsel zurückgeführt, und hier auf dem gesicherten Platze machte auch er für einen Augenblick Halt.

„Aber Du,“ fragte sie jetzt, „warst Du denn nicht dort?“ Sie deutete, von erneutem Grausen überrieselt, mit dem Kopf nach der Richtung, wo das Unglück geschehen war.

„Ich war in Thalkirchen drüben und sah Dich von Weitem, als ich zurückkam. Aber sag' mir, was hat Dich hergetrieben, Du unvernünftiges kleines Ding?“

„Muß ich Dir's noch sagen?“

Er fragte nicht weiter; die Augen der Beiden sprachen zu einander, und ihre stumme Sprache war mächtiger, als der Lärm der Hochflut um sie her.

„Du zitterst, Kind,“ sagte der Mann, der die schwache, bebende Gestalt in seinen Armen hielt, und zog den Mantel fester um sie her.

„Es war so schrecklich!“ entgegnete sie, des Schauspiels gedenkend, das sie gesehen hatte.

Nun blickte er in die Ferne, flußabwärts und lächelte ein wenig. „Sieh hin, es ist nicht so bös geworden, wie es ausgeschaut hat. Der Mann dort hat sich auf den Baum hinaufgearbeitet und wird, so Gott will, gerettet werden.“

Sie folgte der Richtung seiner Augen und konnte nun selbst in der Ferne noch den ziemlich nahe am Ufer dahintreibenden Baumstamm erkennen, in dessen Zweige der scheinbar Verlorene sich hineingeschwungen hatte. Und erst bei diesem Anblick überkam sie das Gefühl einer großen, befreienden Freude mit voller Gewalt. Solange jener Mensch, den sie für ihren Gatten gehalten hatte, nicht gerettet worden, hatte die herzbeklemmende Sorge, die atemraubende Angst sie nicht verlassen wollen. Jetzt erst erkannte sie das Glück, das vor ihr stand, das hier im Angesichte der Roseninsel, wo sie es zuvor hatte entschweben sehen, mit verheißungsvollem Lächeln wieder zu ihr getreten war.

„Nun komm' zurück auf das Ufer drüben,“ sagte der Mann, und sie ließ sich von ihm hinwegführen, schweigend, widerstandslos. Von seinem Arm gehalten, fühlte sie kaum die Erschütterung des gefährdeten Bauwerks, den Kopf an seine Schulter schmiegend, sah sie die drohenden, pfeilschnellen Wasser nicht mehr.

Sie hatten das feste Land erreicht, und ein freudiger Zuruf der dort versammelten Menschen begrüßte die gerettet Zurückgekehrten. Sie dankten mit einem Lächeln, aber sie hörten es kaum. Sie waren beieinander, wiedervereinigt nach einer Gefahr, die ihr Glück und ihr Leben ärger bedroht hatte, als die Hochflut dort hinter ihnen, — was kümmerte sie die übrige Menschheit?

„Nun geh' nach Hause, Kind. Ich denke, das Schlimmste wird hier vorüber sein; bald komme ich nach, und dann sprechen wir davon, was uns dies Hochwasser gebracht hat, — dies und ein anderes.“

* * *

Konnte die Erde so schön sein? Hatte die Sonne sich verjüngt und erneut? War all' das Häßliche, Schreckliche nur ein wüster Traum gewesen, und war dies Neue, Herrliche nun Wirklichkeit zugleich und Verheißung einer leuchtenden Zukunft? Ein Frühling war aus Flut und Sturm geboren worden, so jung und frisch und so männlich kraftvoll dabei, mit so strahlenden, glühenden Augen, daß er dem reiferen Bruder, dem Sommer, schon zu vergleichen war.

Kopfschüttelnd blickte man in den Kalender und lächelte, wenn man den März noch darin verzeichnet fand. Mathilde wollte es nicht glauben, wenn sie es las. Ihr war es, als lägen Monate schon zwischen der düsteren Ferne und der lachenden Gegenwart. Dauchen aber fühlte sie sich seltsam verjüngt, als wären die Tage rückwärts gegangen statt vorwärts und hätten das Schönste aus ihrer Vergangenheit wieder mit sich gebracht.

Ihr Mann hatte versprochen, sie in dieser schönen Zeit noch einmal hinauszuführen an die

Digitized by Google

Stelle, wo er sie gefunden hatte in der Stunde der Gefahr. Nur mußte die Brücke erst wieder hergestellt sein, bevor sie den Weg unternehmen konnten; dann wollten sie ganz hinübergehen bis ans andere Ufer und weiter hinein in das sonnige Isarthal, das seine Arme so freundlich auftat für Alle, denen die Schönheit lieb war. Heute kam er mit der Nachricht nach Hause, daß Alles in Ordnung sei, und daß sie am nächsten Tage in der Frühe hinauswandern wollten in die verjüngte Welt.

Mild und lieblich wie seine vorangegangenen Genossen, von leichtem, silbernem Nebeldunst umhangen, der sich im wachsenden Sonnenlichte rasch verlor, stieg der nächste Morgen herauf. Er sah die Beiden auf dem Weg zu dem Platze, den sie in Not und Gefahr zuletzt betreten hatten. Es war ihnen ein seltsames Gefühl, als sie die Isarauen, vom Wasser befreit, friedlich und schweigsam daliegen sahen. Es war ein Wochentag, und kaum ein Mensch wandelte außer ihnen auf den zwischen Schatten und Sonnenschein dahinführenden Wegen. Das Wasser war friedsam in sein Bett zurückgekehrt; es ging noch hoch und hatte die volle Kraft und Frische der frühlingsstarken Jugend, aber es tobte und drohte nicht mehr.

Das Paar, das durch die schöne Einsamkeit dahinging, sprach nicht viel miteinander, aber sie schritten Hand in Hand, und auf beider Gesichtern war derselbe Ausdruck eines ruhigen Glücks. Nur daß bei Mathilde noch ein leises, geheimnisvolles Leuchten hinzukam, als ruhe auf dem Grunde ihrer Seele ein verborgener Schatz, den sie aufbewahrte für den geliebten Mann. Wenn irgendwo etwas vorzeitig grünte, oder wenn das Gesträuch ihnen seine frühen, bescheidenen Blüten entgegenhielt, dann blieben sie wohl stehen und wechselten ein paar Worte. Ein Gebüsch von Corneliuskirschen, dessen zierliche Blüten es mit schwefelgelbem Geflimmer überzogen, ein Haselnußstrauch, an dem die feinen graugelben Trauben anmutig niederhingen, ein Weidendickicht, an dem die grauen, wolligen Kätzchen in der Sonne mit Silberglanz leuchteten, — das waren die friedlichen Stationen auf ihrer stillen, glücklichen Wanderschaft.

Die Brücke bei den Überfällen stand heute fest und sicher über den beruhigten Fluten, und es hätte des schützenden Armes nicht bedurft, den der Mann auch diesmal um seine Gattin schlang, als er sie hinüberführte. Bei der Roseninsel blieben sie stehen, von gemeinsamer Erinnerung bewegt. Dann kam ein Lachen in die Augen der Frau.

„Weißt Du, Stefan, ich war doch eigentlich recht kindisch."

„Das stimmt," entgegnete er, und bei ihm lachten Augen und Mund zugleich.

„Nicht, daß ich hierher kam, das meine ich nicht. Aber das Andere, — das mit der Eifersucht auf die Dame damals."

„Auf meine gute, brave, verheiratete Schwester, jawohl!"

„Die Du hierhercitiert hattest, um ein ernstes Wort mit Deiner kleinen, dummen Frau zu reden. Ach, ich war wirklich fürchterlich dumm! Aber ich kannte sie noch nicht, Stefan. Wenn Du es gleich gesagt hättest — "

„Nein, nein, Strafe mußte sein!" antwortete er und blitzte sie mit seinen blauen, fröhlichen Augen an. Und als wäre auch das eine Strafe, gab er ihr auf derselben Stelle, wo er sie damals den nach ihr greifenden Wassern entrissen hatte, einen Kuß. Dann führte er sie weiter über den neuen, hellen, hölzernen Pfad, der die Unglücksstelle jenes Tages bezeichnete, bis auf das andere Ufer hinüber. Langsam schritten sie nun weiter, stromaufwärts, das frische, rauschende Bergwasser zu ihrer Rechten, bis sie zu der Stelle kamen, die man die Marien-Klause nennt. Ein Floß war gerade im Begriff, die brausende Stromschnelle zu passieren, und sie blieben stehen, um zuzuschauen, wie Menschen- und Naturkraft im oft erprobten Kampfe sich maßen. Laute Kinderstimmen tönten plötzlich dabei in ihr Ohr, und als sie zur Seite bickten, sahen sie einen Buben und ein Mädchen, die nackten Knice in das sonnenwarme Ufergras gepreßt, mit gefalteten Händen daliegen und beten. „Jesus Christus!" und „Heilige Mutter Maria!" klang es in den Sonnenschein hinauf. Und während die Flößer, ein paar Gestalten, die an Kraft und Festigkeit ihren heimischen Bergen verwandt schienen, ihr Fahrzeug bereit machten, die Stromschnelle zu passieren, während sie es hinein- und hindurchlenkten und geschickt auf die federnden Balken auflaufen ließen, die des Stoßes Gewalt zu mildern bestimmt sind, erklang immer lauter und dringender das Gebet der Kinder. Dann aber, als ein Stück Holz, geschickt geworfen, vom Floße zu ihnen herüberflog, sprangen sie jubelnd auf, vergaßen Christus und Heilige und trugen eilig den erbeteten Lohn zur Mutter, zum heimischen Herde.

Digitized by Google

Die beiden Beobachter kannten die alte Sitte und nickten einander zu, wie man es thut, wenn man einem alten, guten Freunde begegnet ist. Als sie ein paar Schritte weiter gegangen waren, fragte der Mann: „Ob auch für uns wohl solch' ein Kind gebetet hat, daß wir glücklich hindurch gekommen sind durch die Gefahr?“

Mathilde antwortete nicht gleich; sie schmiegte sich nur enger noch an ihn, und ihre Hand faßte die seine.

„Vielleicht dort oben unser Heimgegangenes,“ fuhr er fort, und seine Stimme wurde ein wenig rauh.

„Ich glaube, ein anderes,“ sagte die Frau nun ganz leise.

„Ein anderes? . . . Das kommen wird?“

„Wenn der Himmel es will.“

Das geheimnisvolle Leuchten in ihren Augen war nun zu einer hellen, strahlenden Flamme geworden; der Schatz, der auf dem Grunde ihrer Seele geruht hatte, war gehoben und lag vor den Blicken ihres Mannes verheißungsvoll glänzend da.

„Oh, mein Gott!“ sagte er, und der ganze Dank und Jubel seines Herzens war in den wenigen Worten.

Sie standen jetzt gerade vor dem Madonnenbilde, das an der Seite des kleinen, zierlichen Brückenhäuschens aufgestellt ist, und sahen auf die Gestalt der Gottesmutter, die mit milder Bewegung ein auf den Wellen dahertreibendes Floß beschirmt. Während sie noch wortlos das Bild betrachteten, öffnete sich die Thür des Hauses, und der Wasseraufseher trat heraus, den Ingenieur, den er kannte, höflich begrüßend.

„Hier draußen bei Ihnen ist's wirklich schon Frühling!“ rief Stefan ihm freundlich entgegen.

„Dees glaub' ich,“ gab der Mann zur Antwort. „A Hochwasser hat's g'habt, na kimmt der Frühling, da giebt's nix'n.“

„Das habe ich noch nicht gehört. Ist das Ihr Glaube?“

„Dees is ka' Glaub' net, dees is G'wißheit. Ohn' a Hochwasser giebt's koan' Frühling net, und a Hochwasser, wann's amal g'habt hat, so a recht a wieſt's, na' könnet's glaub'n: mit'm Winter is' gar worden.“

Sie sprachen noch ein paar freundliche Worte mit dem Manne, dann traten sie in das kleine, grüne Heiligtum ein, das er hinter seinem Häuschen errichtet hat. Die Worte: „Ohne Hochwasser kein Frühling“ tönten in ihren Seelen nach, als sie in die immergrüne, lebende Kapelle eintraten, wo zwischen den hohen, grangrünen Wänden von Tannen, Lebensbäumen und anderem Gezweig, umgeben von wuchernden Buchsbaum, umschlungen von rankendem Epheu die kleinen, steinernen Passionshäuschen mit ihren heiligen Bildern erbaut sind.

Hier am überfonnten Abhang des zur Wenterschwaige emporsteigenden Ufers war der Frühling bereits zum Sommer geworden. Eine stille, glühende Luft lag über Fels und Grün, und die Sonne weckte den Harzduft, der betäubend emporstieg, wie in schweigsamer Sommermittagsstunde. Das gestorbene Holz von Umzäunung und Lattenwerk selbst schien in dieser brennenden Umarmung noch einmal erneutes Leben zu gewinnen und seinen Duft mit dem der grünenden Gewächse vereint aufwärts zu senden zum Licht.

Neben einem der Passionshäuschen war ein dichter Busch der grünen Christrose üppig emporgeschossen und ließ die frischen Glocken anmutig niederhängen.

„Da ist schon der ganze Frühling,“ sagte der Mann und wies darauf hin.

„Der ganze Frühling?“ fragte sie leise zurück. Dann gab sie die Antwort auf die eigene Frage: „Nein, der ist hier bei Dir.“ Sie preßte sich dicht an sein Herz und blickte mit strahlenden Augen zu ihm empor. Und während sie so nebeneinander standen in der friedlich-feierlichen Stille des weltabgeschiedenen Platzes, wo Religion und natürliche Poesie vereint mit ihren sanften und doch so mächtigen Stimmen zu ihnen redeten, da schauten sie gleichzeitig, wie von einem unhörbaren Befehl geleitet, zum Himmel empor, und ihre Lippen bewegten sich in einem stummen Gebet.

Noch immer schweigend gingen sie dann zu der Felsgrotte hinüber, die wie der Altar in dieser grünen Kapelle erschien, und tranken aus dem Quell, der dort entspringt. „Jakobsbrunn bin ich genannt, mein Herz ist tief in Felsenwand,“ kündete die steinerne Tafel am Eingang der Grotte, und als sie getrunken hatten, war es ihnen, als fließe ein reines, erfrischtes Leben durch ihre Adern.

Nun wandten sie sich rückwärts und traten aus dem schattenden, duftenden Grün wieder hinaus, noch einmal auf die freie, sonnige Stelle neben dem Häuschen. Hier lasen sie den ernsthaften Vers, der unter dem Bilde des schützenden Heiligen auf der Brücke geschrieben steht:

Digitized by Google

Glück und Unglück, Lieber,
Trag's in Ruh';
Beides geht vorüber
Und auch Du.

Während sie lasen, war es ihnen für einen Augenblick, als gleite ein Schatten oder ein Schleier über den hellen Tag. Aber gleich war er wieder verschwunden. Sie hatten es an sich selbst erfahren: Das Unglück war vorübergegangen; heute stand nun das Glück an ihrer Seite und hatte ihre Hände ineinander gelegt. Sie waren beisammen und waren vereinigt, fester, als jemals zuvor. Und wenn in fernen, — hoffentlich fernen Tagen, einmal ein Scheiden, ein Schwinden, ein Versinken in die Dunkelheit kommen mußte auch für sie, der heutige Tag war darum nur doppelt so schön!

Sie blickten hinaus auf das weite, im hellen Lichte flimmernde Bild. Ihnen zu Füßen rauschte das grüne Wasser, besänftigt, aber voll jubelnden Lebensmutes: die Sonne spielte auf seinen Wellen, und von Thalkirchen drüben grüßte so freundlich das weiße Kirchlein mit seinem Turm. Nein, Glück und Frühling waren heute bei ihnen! Klarer und deutlicher selbst, als in den letzten, vergangenen Tagen seligen Sichfindens fühlten sie es in dieser Stunde: auch über ihr Leben war eine Hochflut dahingegangen, eine Hochflut von Zweifel, Entfremdung, Thränen und Zorn. Nun aber war sie vorüber, wie die Flut hier im Thal, und sie empfanden es tief, daß der Mann dort in seinem Häuschen Recht behalten würde mit seiner alten, bewährten Lehre: „Nach dem Hochwasser der Frühling!"

Gedichte von Alfredo Baccelli.

Aus dem Italienischen übersetzt von **Paul Heyse.**

Die Amme.

Den Boden deckt ein persischer Teppich durchs ganze Zimmer,
Die Wiege glänzt von Ebenholz, mit Stickerei'n behangen;
Die goldverzierten Thüren verschlossen dicht mit langen
Geblümten Sammtportièren, und leiser Morgenschein
Dringt durch die blaue Seide des reichen Vorhangs ein.

Da drin hält eine braune Tochter der sonnigen Thäler,
Mit drei Korallenschnüren die volle Brust geschmückt,
Das schwarze Haar durchstochen von breitem Silberpfeile,
Im Arm ein lächelnd Kindchen, fest an ihr Herz gedrückt,
Und während sie eintönig es einlullt, leise, leise,
Im Stuhl sich langsam schaukelnd singt sie die schlichte Weise:

„O Schlummergeister, die ihr zieht vorüber,
Macht, daß in Schlaf mein kleiner Engel fällt,
Mein Engel hier, den Gott gesandt der Welt!"

Doch nicht so ruhig schlafen wohl jetzt ihre eignen Kleinen,
Die unterm dunklen Hüttendach vielleicht vor Hunger weinen.
Ach nicht so süßen Schlummer kann für ihren Mann sie hoffen,
Der auf den Feldern niedersank, vom Sonnenstich getroffen.
Und ach! vielleicht auch — denkt sie — fällt schauerlich hernieder,
Indessen hier der Kleine auf weichem Kissen ruht,
Der Schnee auf meiner Kinder entblößte junge Glieder!
Und doch — das kleine Glückskind, das ihr am Herzen schlummert,
Mit Liebesblick betrachtend, legte in die weiche Wiege
Sie es behutsam nieder und hüllt es sorglich ein
Und küßt es sacht und flüstert: Gesegnet sollst du sein!*)

Einsamkeit.

Auf dem Coviccio-See.

Einsam und düster zwischen rauhen Alpen
Ergrünt der See. Windstill die Luft. Die Wellen
Spiegeln die wald'gen Gipfel reglos wieder
Weit in der Runde;

Und spiegeln leuchtend weiß, gekrönt von grauem
Granitnen Felsgezack, den steilen Gletscher,
Daß er im Strahl der Sonne glänzt von tausend
Krystallnen Funken.

Kalt sind die Wasser, dunkel sind die Berge,
Dicht wölben sich die unberührten Wälder.
Rings weder Hirt noch Hütte. Nirgend hört man
Gesang noch Zuruf.

Doch in dem Schweigen schwebt ein weltvergessner
Friede hernieder, wie mit mystischen Schwingen
Des Herzens Pochen sänftigend. Die Seele
Ist in den Augen.

Und wo die unbefleckten Schneegefilde
Aus Blau des Äthers rühren, scheint ein Thor sich
Zu öffnen zwischen Erd' und Himmel, zwischen
Wahrheit und Träumen.

*) Die Unregelmäßigkeit der Strophenform und des Rhythmus findet sich auch im Original. Anm. d. Übers.

Digitized by Google

Gewißheit.

Nicht lang, dann muß ſich wenden
Mein Glück, mit rauhen Händen
Der Tod ſchon nach mir greift;
Selbſt ſonnenglutumfangen
Fühl ich, wie meine Wangen
Sein ſchneidend kalter Atem ſtreift.

Dann muß ich überdenken
Mein Leben, mich verſenken
Tief in vergangne Zeit;
Da geht ein zages Beben
Wie Falter-Flügelheben
Durch meiner Seele Dunkelheit.

Hab unter Blütenbäumen
In dämmerſüßen Träumen
Zeit, Thal und Glück verpaßt,
Und wenn der Tag zerronnen,
Der Welt entrückt, verſonnen
Geſchaut des Mondes Silberglaſt.

Doch wäre mir gegeben
Noch einmal dieſes Leben,
Ich lebt es anders nicht;
Im Herzen doch tiefinnen
Wußt ich mir zu gewinnen
Ein Leben reich und groß und licht.

Drum will ich gerne ſterben,
Froh lächeln noch dem herben
Tod, dem gewalt'gen Herrn;
Dann ſchwindet alles Sehnen,
Dort wo wir ſanft gleich Schwänen
Traumdämmernd ziehn von Stern zu Stern.

Carl von Arnswaldt.

Frühling.

Der Acker grünt. Am Hügel
Die Schlehen blühen ſchon.
Die Lerche regt die Flügel
Und ſingt mit ſüßem Ton:
Dem Frühling Lob! Dem Frühling Dank!
Vor deſſen Macht der Winter ſank.

In bunten Reihen ziehen
Die Burſchen durch das Feld.
Vor ihnen Mädchen fliehen
Und ſind doch gern geſtellt.

Zum Tanze ſpielt nun Einer
Die Mundharmonika.
Dem widerſtehet Keiner;
Die Mädchen ſind ſchon da.

Sie tanzen auf dem Wege;
Im Freien iſt ihr Saal.
Der Spielmann wird nicht träge,
Er ſpielt wohl tauſendmal:
Dem Frühling Lob! Dem Frühling Dank!
Vor deſſen Macht der Winter ſank.

Und wer nicht tanzt im Maien,
Um dieſe frohe Zeit,
Den wird's im Winter reuen,
Wenn's regnet und wenn's ſchneit.

Hans M. Grüninger.

„Flog hinaus ein Schmetterling . .“

Flog hinaus ein Schmetterling
In den jungen Morgen,
Leicht er in den Lüften hing,
Schwebte ohne Sorgen,
Sank ein Tropfen Morgentau
Auf ſein bunt Gefieder,
Schwer ward da der luft'ge Flug,
Senkte matt ſich nieder.

Fiel auch mir ein ſchwerer Tau
Auf der Seele Schwingen,
Und was bunt, das ſah ich grau
Und die Freuden gingen.
Doch daß nicht in Staub und Grab
Sank mein Geiſt hernieder
Gab ein Gott die Liebe mir
Und ein Herz voll Lieder!

Börries von Münchhauſen.

Roſe und Lilie.

Als mir die Roſe ſtarb
Der erſten roten Liebe,
Mein Herz hinfort nicht warb
Um neue Roſentriebe.

Doch aus der Roſe Grab
Erſtand der Lilie Reine:
Die leuchtet nun herab
Auf mich mit ew'gem Scheine.

Karl Ernſt Knodt.

Digitized by Google

Schmelings Erben.

Roman von **Wilhelm Berger.**

(Fortsetzung.)

Sechstes Kapitel.

Einförmig spann sich das Leben in Oldenholm ab; ein Tag verlief fast genau so wie der andere. Hin und wieder ein Spaziergang, eine Ausfahrt — das war die einzige Abwechselung. Aber niemand langweilte sich, niemand gähnte nach Zerstreuung. Zu bequemem Schritt rückte die Zeit vor und die Menschen spazierten ebenso mit.

Heinrich, aus der Großstadt gekommen, wo er, obgleich zurückgezogen in einem engen Kreise weilend, dennoch die nervöse Hast des modernen Lebens beständig gespürt hatte, wunderte sich über den ruhigen Pulsschlag aller Kreatur in diesem grünen Erdenwinkel. In den ersten Tagen war's ihm, als ob er die kostbare Zeit auf unverantwortliche Weise verschwendete; er hielt sich immer wieder Darwins Wort vor: „Ein Mensch, der eine Stunde von seiner Zeit zu vergeuden wagt, hat den Wert des Lebens noch nicht entdeckt.“ Aber er hatte, dem Gebote des Oheims, das er als verständig anerkannte, gehorsam, nicht ein einziges Buch in sein Mänzel gepackt und in der Bibliothek zu Oldenholm, die er sehr bald durchmusterte, fand er nichts, das ihn zum Lesen reizte. So glich er einem Menschen, der sich in eine Heilanstalt begeben hat und nun, wohl oder übel, sich der Hausordnung fügen muß. Und nachdem das erste, schlimmste Sehnen nach der gewohnten geistigen Beschäftigung überwunden war, ging ihm der Sinn für den Genuß am bloßen sinnlichen Dasein auf und er gab sich ganz der sonnig heitern Gegenwart hin. Da erschien es ihm denn bald wie ein Wunder, wie rasch die Sonne ihren Tageslauf vollendete. Denn was er unbewußt an Eindrücken in sich aufnahm, hielt ihn doch fortwährend in stiller Arbeit. Eine neue Umgebung mit anders gearteten Menschen als wir sonst um uns sehen, ist einem zur Beobachtung erzogenen Geiste immer ein interessantes Problem, das ihn in Thätigkeit versetzt.

Wenn der Abend gekommen war und die Luft sich etwas abgekühlt hatte, pflegte die Jugend auf einer nassen Wiese sich zu geselligen Spielen zu versammeln. Die beiden Knaben ließen keine Ruhe, bis alles, was laufen, einen Ball werfen und einen Reif schlagen konnte, sich draußen eingestellt hatte. Ihr neuer Verwandter war ihnen immer gleich zu Willen und auch mit seinem Spieltalente waren sie wohl zufrieden. Heinrich ließ sich von den wilden Burschen alles gefallen und sie konnten es ihm garnicht toll genug treiben. Daß er aber bei allen Spielen sich hauptsächlich mit ihrer älteren Schwester beschäftigte, das merkten die kleinen Dummköpfe nicht. Bessere Augen hatte der Kandidat, der sich gutmütig zur Teilnahme an diesen ermüdenden Abendunterhaltungen pressen ließ. Aber wenn die Beiden sich gerne hatten und einander neckten und sich jagten — was war denn weiter dabei? Thaten sie doch nur in fröhlicher Jugendlust, was unzählige Pärchen vor ihnen schon getrieben haben, so lange Adams Kinder die Erde bevölkern! Und er, der Kandidat Rudolf Stirn, hatte er nicht auch einst — es war freilich schon drei Jahre her — seine Lina hitzig durch den Garten verfolgt und sie in den Armen gefangen, wenn sie sich haschen lassen wollte? Er beneidete die Glücklichen, die vor seinen Augen in süßer Wonne einander suchten, kaum wissend, was sie thaten. Jugend ist Trunkenheit ohne Wein, und der edelste Johannisberger giebt sie hernach so schön nicht wieder.

Heinrich Kurz hatte nicht gedacht, als er sich in Oldenholm zum Besuch ansagte, daß ihm Hiltas Nähe das Herz so warm machen würde. Er wollte sie nur wiedersehen und sich eine sichere Hoffnung für die Zukunft holen. Noch immer hatte er geglaubt, sich der Liebe, als einer unpassenden Genossin auf seinem Wege zu den Höhen der medizinischen Wissenschaft, erwehren zu müssen. Und nun lachte sie seiner klugen Be-

Digitized by Google

sonnenheit und umstrickte ihn mit jedem Tage enger und enger. Schon begann ihm zuweilen die Angst ans Herz zu steigen, daß es nur ein freundschaftlich verwandtschaftliches Gefühl sei — nur eine Cousinneneigung, die Hilka für ihn empfinde. Und er beobachtete sie mit unruhigen Augen und suchte nach Symptomen einer wurzelechten Leidenschaft, die Dauer für das Leben verspreche. Manche Zeichen sah er wohl dafür, daß sie ihm gut war; aber sie genügten ihm nicht, mit Sicherheit die Diagnose zu stellen, daß es wirklich die „selige Krankheit", die Liebe sei, die sie ergriffen habe.

Vierzehn Tage hatte Heinrich in Oldenholm bleiben wollen, nun waren es schon drei Wochen geworden und er konnte es noch immer nicht über sich gewinnen, ein Wort von Abreise zu sprechen. Da saß er eines Nachmittags allein mit Tante Rieke im Garten. Es war nach dem Kaffee; Gerdt war über Feld geritten, um einen Nachbar bei einer Drainierungsarbeit zu beraten, Hilka hatte Geschäfte im Hause und der Kandidat war mit seinen Zöglingen botanisieren gegangen.

Das alte Fräulein strickte und blickte zuweilen nach ihrem Gefährten hinüber, der, eine Cigarre rauchend, stumm seinen Gedanken nachhing.

Auf einmal sagte sie: „Das wird dem Gerdt schwer ankommen, wenn er seine Tochter hergeben muß — schon wegen der Wirtschaft. Auf mich ist nicht mehr viel zu rechnen und ganz lange werde ich auch wohl nicht mehr vorhalten, obgleich ja kein Mensch sagen kann, wie weit hinaus seinem Leben das Ziel gesetzt ist. Und etwas Weibliches an der Spitze des Haushalts, das mit dem Wohl und Wehe des Ganzen verknüpft ist, kann in einem solchen ökonomischen Betriebe garnicht entbehrt werden. Außerdem, Herr Kurz: der Gerdt hängt doch sehr an der einzigen Tochter, und wenn nun in ein paar Jahren die beiden Jungens in Kiel auf der Schulbank sitzen, was soll dann aus dem armen Mann werden? Er hat nicht wieder geheiratet der großen Tochter wegen und hat daran auch recht gethan, denn das bringt immer Unzuträglichkeiten mit sich und der Mann wird schließlich mit der Frau halten. Wenn Hilka ihn nun in seiner Einsamkeit sitzen läßt — man kann es ihr ja am Ende nicht groß verdenken — ein Mädchen will auch sein eigenes Nest bauen — etwas undankbar ist's doch — der Meinung werden Sie auch sein, Herr Kurz."

Bei dem Anfange dieser Rede erschrak Heinrich nicht wenig, denn er glaubte nichts anderes, als daß Hilka im Geheimen versprochen sei und Tante Rieke aus der Schule plaudre. Im Verlaufe ihrer Bemerkungen wurde er wieder ruhiger; es war doch wohl nur ein „Problema", was die alte Dame erörterte.

„Was soll ich dazu sagen, Tante Rieke?" erwiderte er. „Es ist doch die natürliche Ordnung der Dinge auf Erden, daß die Kinder, wenn sie erwachsen sind, sich selbständig machen. Und wenn die Eltern dabei etwas leiden sollten, so mögen sie sich erinnern, daß sie es seiner Zeit genau so gemacht haben. Ohne ein gewisses Maß von Rücksichtslosigkeit kann die jüngere Generation ihre Ansprüche an das Leben niemals gegen die ältere durchsetzen."

Tante Rieke hatte aufgehört zu stricken. „Ich hab' es mir wohl gedacht," sagte sie, „daß Sie sich nicht abhalten lassen würden."

„Ich, Tante Rieke?" stotterte Heinrich. „Aber wie kommen Sie denn dazu —"

„Glauben Sie wirklich, ich hätte noch nicht gelernt, den Menschen aus ihren Gesichtern abzulesen, wo sie der Schuh drückt? Dafür bin ich denn doch allmählich alt genug geworden. Und vollends, wenn die Liebe in Frage kommt — wissen Sie nicht, Herr Kurz: tausend Schleier decken die Liebe nicht? Bei Euch beiden ist's gar nicht einmal so schwer; mit Ausnahme von Gerdt — die Väter sind, was ihre Töchter betrifft, in diesem Stücke merkwürdig blind — also mit Ausnahme von Gerdt und den beiden Jungens wird das ganze Haus wohl auf der richtigen Fährte sein."

Das war eine nette Überraschung für den ahnungslosen Verliebten! Also so öffentlich hatte es getrieben, daß nächstens die Spatzen auf dem Dache das Pärchen proklamieren würden — noch ehe es einig war!

„Ich versichere Ihnen, Tante Rieke, ich weiß bis zu diesem Augenblicke noch nicht, wie ich mit Hilka daran bin," sagte Heinrich.

„Ach, warum nicht gar!" rief Tante Rieke. „Und zuweilen denk' ich auch: ein unfertiger Mann, das heißt einer, der noch keine Position hat, soll einem Mädchen gegenüber keine Verpflichtungen eingehen. Ihretwegen und auch seinetwegen. Man sagt ja, die Liebe invitiere zum Müßiggange. Und ich habe noch eine Menge Arbeit zu leisten, ehe ich das Doktorschild an meine Hausthüre nageln kann."

Tante Rieke neigte den Kopf noch etwas weiter nach rechts als gewöhnlich und sah den bedachtsamen Freier verwundert von unten an.

Digitized by Google

„Ei ja, wie vorsichtig doch die jungen Leute heutzutage sind! Ich stehe noch mit beiden Füßen in der guten alten Zeit. Da fürchtete man sich noch nicht vor einem langen Brautstande, und der Mann, der ein liebes Mädchen gewonnen hatte, strengte alle Muskeln an, um sie sobald als möglich zu seiner Hausfrau machen zu können."

„Ich würde ja nicht einmal viel wagen, Tante Rieke . . . Uns tägliche Brot handelt sichs bei uns nicht. Aber ich bin ehrgeizig. Es geht mir nicht nur um eine Praxis schlechthin, ich will höher hinauf. Das Streben liegt mir im Blut und alles Mittelmäßige ist mir zuwider. Und dann: ich liebe meine Wissenschaft: ich lebe darin, und es könnte leicht kommen, daß sie sich meines ganzen Menschen bemächtigen wird . . . Was bliebe dann für eine Frau noch übrig?"

„Das alles weiß ich schon durch Hilka," versetzte Tante Rieke. „Aber — nehmen Sie mirs nicht übel, Heinrich Kurz — Sie sind ein sehr gescheidter Mann, und ein altes Mädchen wie ich, das obendrein jetzt etwas schwach im Kopfe ist, kann sich garnicht mit Ihnen messen . . . Nur was Lebenserfahrung betrifft — ich will mich nicht rühmen — aber darin glaube ich Ihnen doch über zu sein. Und ich könnte Ihnen eine lange Reihe von Fällen herzählen, wo der Mann nur durch den Einfluß der Frau zu etwas in der Welt geworden ist. Ja, ich möchte fast behaupten, daß dies die Regel ist. Freilich muß die Frau auch danach sein. Und das will ich Ihnen als meinen guten Rat zu guterletzt mit auf den Weg geben, Heinrich Kurz: sehen Sie sich die Hilka einmal darauf an, wessen Sie sich von ihr zu versehen haben — ob des Verständnisses und der Förderung, oder der Gleichgültigkeit und der Hemmung. Und wenn dann Ihre Entscheidung im ersteren Sinne ausfällt — ich will mir gar kein Urteil darüber erlauben, ob sie es sollte — dann wissen Sie hoffentlich, was Sie zu thun haben — und dafür, daß dereinst die Wirtschaft in Oldenholm nicht verkommt und der Gerdt eine behagliche Häuslichkeit behält — na, dafür wird dann auch wohl noch gesorgt werden."

Damit erhob sich Tante Rieke, nickte ihrem jungen Freunde freundlich zu und trippelte von dannen.

Zu Heinrich Kurz aber war es merkwürdig helle geworden. In dieser zuweilen so konfusen Tante Rieke, die er bisher kaum für voll angesehen hatte, steckten doch einige Adern gediegener Lebensweisheit — man mußte nur an der richtigen Stelle anklopfen, um sie zum Ausfließen zu bringen.

Heinrich stand auf, warf sein Zigarrenende weg und schleuderte im Garten umher. Zuweilen stand er still und schien mit großer Aufmerksamkeit die reifenden Äpfel und Zwetschen zu besehen, als ob er den Termin der Ernte ausrechnete; in Wirklichkeit aber waren seine Gedanken mit ganz anderen Dingen beschäftigt, und ob es Äpfel und Zwetschen auf Erden gab, war ihm vollständig gleichgültig.

Er hatte Hilka nicht herankommen hören. Auf einmal fragte sie hinter ihm lachend: „Seit wann bist Du denn Naturforscher geworden?"

Heinrich drehte sich langsam um: „Hat Tante Rieke Dich etwa hergeschickt?"

„Tante Rieke — mich? Nein. Wie kommst Du darauf?"

„Ich dachte nur so . . . Ist es nicht schändlich heiß hier im Garten?"

„Ja — warum gehst Du auch in der Sonne spazieren?"

Heinrich blickte auf. „Ach so — die Sonne — daran hab' ich nicht gedacht."

Hilka sah ihm lachend ins Gesicht. „So geistesabwesend? Mit welcher Krankheit hattest Du gerade zu schaffen?"

„Ich will es Dir erzählen. Komm mit — dort hinten unter der hängenden Esche ist ein schöner schattiger Platz."

Er legte den Arm um sie und führte sie schweigend über den Rasen.

„Nun — warum fängst Du nicht an?" — Es war ein leichtes Zittern in ihrer Stimme.

„Anfangen könnt' ich schon — aber das Ende finden, Hilka, das wird das Schwierige sein."

„Du bist komisch!"

Heinrich antwortete nicht, aber im Weitergehen zog er das liebe Mädchen fester an sich. Sie duldete es; als sie aber in der Laube angekommen waren, befreite sie sich mit einer entschiedenen Bewegung, setzte sich auf einen Stuhl und fragte, ohne Heinrich anzusehen: „Nun?"

Er nahm, ohne sich zu übereilen, einen andern Stuhl, stellte ihn dicht vor den ihrigen und ließ sich darauf nieder.

„Erlaube," sagte er. „Es ist nur, damit mir Deine Augen nicht so leicht ausweichen können . . . Was ist eigentlich Deine Meinung von Tante Rieke?"

„Schon wieder kommst Du mit Tante Rieke! — Worüber hat sie Dir beim Kaffee Vortrag ge-

Digitized by Google

halten? Sie muß sich besonders angestrengt haben."

„Das hat sie auch. Sie hat mir die Augen geöffnet."

„Ach! — Da bin ich neugierig."

„Alle Achtung vor Tante Rieke! Sie hat mir zu der Einsicht verholfen, daß ich am raschesten auf Erden weiterkommen und überhaupt ein ganz vortrefflicher Mensch werden würde, wenn Du die Güte hättest, mich mit dem Lichte Deiner süßen blauen Augen möglichst häufig zu durchleuchten und nach einigen Jahren fortwährend . ."

Hilka machte eine Bewegung, als ob sie aufstehen wollte.

„Bitte, nicht weglaufen! — Liebe Hilka," — er ergriff ihre Hände — „ich weiß wohl, es ist recht viel von Dir verlangt, und Du bringst es auch nicht fertig, wenn Du mich nur ein klein wenig lieb hast — nein: Du mußt schon ein ganzes Herz voll von Liebe für mich haben — und ob Du das in Dir finden kannst, wenn Du nachsiehst, das möchte ich gerne wissen, ehe wir dieses schattige Versteck verlassen."

Hilka blickte auf und ihm gerade in Augen.

Leise erwiderte sie: „Ich will versuchen, Dir das zu sein, was Du von mir erwartest." Und dann fuhr sie mit einem Anflug von Schelmerei fort: „Für keinen Andern thät' ich's — für keinen Andern in der Welt. Denn was Du von mir verlangst, das versteh' ich ganz gut. Hier ist meine Hand, Heinrich: Dein Glück soll mein Glück sein."

Das Paar fand noch lange den Weg nicht aus den Eschenzweigen heraus. Die Sonne war schon stark gegen den Horizont hinabgesunken, als Fritz und Gustav in den Garten geraunt kamen: „Heinrich! Hilka! wo seid ihr?"

Da sahen sich die Liebenden lächelnd an.

„Die Quälgeister!" sagte Heinrich. „Sollen wir antworten?"

„Wenn wir's nicht thun, suchen sie doch, bis sie uns finden," meinte Hilka. „Du kennst sie ja."

Sie traten zusammen in das Freie und wurden von den Knaben mit Hurrah empfangen.

„Nun kann's losgehen!" rief Gustav vergnügt.

„Der Herr Kandidat ist gleich auf der Wiese geblieben," berichtete Fritz.

Das Paar hatte den Geschmack am Spiele verloren. Die Knaben merkten es bald. „Wie bist Du langweilig heute, Hilka!" schalt Fritz. Und der Kleine nahm Heinrich auf's Korn: „Du paßt auch gar nicht auf; jetzt hast Du Dir schon den zweiten Reif auf die Nase fliegen lassen."

Der Kandidat aber war durch Selbsterlebtes gewitzigt genug, von der Wirkung auf die Ursache zu schließen. Er brach das Spiel ab, indem er seine Zöglinge daran erinnerte, daß sie die gesammelten Blumen noch einlegen müßten, und sie nach Hause führte.

Gerdt war wie aus den Wolken gefallen, als nach seiner Heimkehr das Brautpaar sich ihm vorstellte.

„Habe ich's nicht gesagt?" triumphierte Tante Rieke. „Nichts hat er gemerkt, gar nichts! — Und es lag doch so nahe, Gerdt, daß die Beiden sich unter dasselbe Dach setzen würden — als Schmelings Erben!"

Siebentes Kapitel.

Als der Zauberkünstler Rabattini, alias Richard Brüninghaus, mit den geraubten Schätzen flüchtete, war es seine Absicht, wie Käthe Schmeling richtig vermutet hatte, sich nach Anfeld, der nächsten Eisenbahnstation, zu begeben, und dort den Schnellzug zu besteigen, der gegen sieben Uhr morgens passierte. Er wußte recht gut, daß ihm selbst dann, wenn er in Gunthershausen gesehen worden sein und sich irgend ein Verdacht gegen ihn erhoben haben sollte, vor acht Uhr keine Verfolgung drohte. Dann aber würde er den Schnellzug an dem nächsten Knotenpunkte bereits wieder verlassen und eine ganz andere Richtung eingeschlagen haben.

So marschierte er denn auf der ihm wohlbekannten Straße nach Anfeld aus Gunthershausen hinaus. Draußen indessen fegte ein eisiger Ostwind über die kahlen Felder und drang ihm bald durch Mark und Bein. Nachdem er am vorigen Abend, ebenfalls zu Fuß, in Gunthershausen angekommen war, hatte er nicht gewagt, irgendwo einzukehren und sich Speise und Trank verabreichen zu lassen. Das Haus des Notars unschleichend, hatte er ausgekundschaftet, daß sein Vater abwesend war, und dann in der Nähe geduldig auf der Lauer gelegen, bis er ihn die Straße herabkommen sah. In der Aufregung, worin er sich befand, fühlte er auch die Kälte nicht. Jetzt aber, nach begangener That, wich die Spannung von ihm; er empfand nagenden Hunger und fror elendiglich.

Dazu kam, daß die Sterne, die anfangs noch ein schwaches Licht auf seinen Weg geworfen hatten, nach einer halben Stunde verschwanden. Es wurde pechfinster, und wiederum nach einer

Digitized by Google

halben Stunde begann es zu schneien. Kleine, spitze Eiskrystalle peitschten das Gesicht des sich langsam vorwärts tappenden Wanderers.

Noch aber hielten seine Kräfte aus. Mit dumpfer Entschlossenheit stapfte er weiter durch den Schnee, mit den Füßen tastend, ob er auf dem Straßenkörper blieb. Gestern war er zwei Stunden gegangen; er sah voraus, daß er jetzt mindestens drei gebrauchen würde. Eine lange Zeit. Und messen konnte er sie nicht — die Uhr in seiner Tasche war nutzlos. Er wollte nicht daran denken, wie weit das Ziel noch vor ihm liegen mochte — weiter, weiter, wie eine Maschine, die blind vorwärts arbeitet, so weit ihre Triebkraft reicht . . .

Rabattini war ein Mann von starkem Körperbau; in früheren Jahren hatte er als Athlet mit schweren Eisenkugeln „gearbeitet". Mit der Zeit aber war er immer bequemer geworden und seine ausschweifende Lebensweise rächte rasch mit seinen Kräften auf. Am ärgsten hatte ihm der letzte Winter zugesetzt, nachdem er von dem Direktor des Varietäten-Theaters entlassen worden war. Denn seine alte Freundin Polly Pitt hatte sich seiner bald wieder entledigt, nachdem sie eingesehen, daß sie ihn würde ernähren müssen. Und da auch die Taschen seiner früheren Genossen sich gegen ihn schlossen, geriet er immer tiefer in Not. Wie schlecht er noch imstande war, außergewöhnliche Strapazen zu ertragen, das merkte er erst in jener Nacht, als er im Dunkel gegen Wind, Schnee und Kälte ankämpfte. Nach einer Stunde schon begannen seine Füße, ihm den Dienst zu versagen; er stolperte wiederholt und endlich stürzte er über einen Stein. Mit Mühe raffte er sich wieder auf und taumelte weiter. Nun aber stieg lähmend die Angst in ihm auf, daß er am Wege umkommen würde, mit Schätzen in den Taschen, deren Besitz ihm ein Leben im Überfluß ermöglichte. Der bloße Gedanke hatte etwas Entsetzliches. Er vergegenwärtigte sich, daß er nur noch eine Stunde — höchstens zwei Stunden auszuharren brauchte, um dann lebenslang in allen Delikatessen schwelgen zu können.

Er raffte alle Energie zusammen, die er noch aufzuwenden fähig war. Um nicht wiederum von der gräßlichen Furcht beschlichen zu werden, daß sich über ihm in den Lüften sein Leichentuch webe, fing er an, laut seine Schritte zu zählen. Bis nahe an fünfhundert war er gekommen, da rutschte er ab in den Chausseegraben. Er fiel weich genug, und beschädigt hatte er sich nicht. Aber das Zurückklettern auf den Straßendamm erwies sich als eine schwierige Sache. Dreimal glitt er zurück. Als er nun wieder im Schnee saß, sagte er sich: So geht es nicht; ich muß etwas ausruhen, ehe ich einen neuen Versuch mache. Hier in der Tiefe bin ich vor dem Winde geschützt — der Platz ist gut.

Und er zog die Kniee unter das Kinn herauf und legte seine Arme herum.

Halbwegs muß ich sein, dachte er, die Ruhe genießend. Und mit der andern Hälfte werd' ich auch noch fertig werden. Den Teufel auch! Was bin ich denn mit einem Male für ein Waschlappen geworden! Wenn es galt, was hab' ich früher nicht alles leisten können! Pah! ich bin heruntergekommen bei dem elenden Leben in den letzten Monaten — es wird auch wieder anders, wenn ich erst in Brüssel sitze, oder in Paris oder in London und die Kellner springen mache . . .

Ein Frostschauer lief ihm durch das Rückenmark . . . Ist nicht alles mein, rechtmäßig mein, was ich bei mir trage? Bin ich nicht der Erbe? — Obgleich — wie die Sache verlaufen ist — das lag nicht in meinem Plan. Der Alte sollte einen tüchtigen Posten hergeben — ich wollte ein für allemal aus dem Hundeleben heraus — auch mit Gewalt hätt' ich's ihm genommen — das ist ja wahr . . . Aber daß er bei der ersten drohenden Gebärde von mir todt zu meinen Füßen niederstürzen würde — das lag ganz außerhalb meiner Berechnung . . . Wie konnte ich denn auch wissen, daß er so morsch sei?

Wieder schauerte Rabattini zusammen, es flimmerte ihm vor den Augen.

Ich habe ihn nicht getötet — wer sagt das? — Am Schlage ist er gestorben — wer vermag zu beweisen, daß er nicht um dieselbe Zeit im Wirtshause, auf der Straße, in seiner Schlafkammer, in seinem Bette aus dem Leben hätte scheiden können — ebenso jäh wie vor meinen Augen? — Es war ein Zufall — nichts weiter. Ein verfluchter Zufall! Ich habe die Bude darum in Brand stecken müssen . . .

Plötzlich kam ihm ein Gedanke. Er kroch an der Wand des Grabens in die Höhe. Mit großer Mühe gelang es ihm, den Kopf über den Rand hinauszubringen. Als er in der Richtung nach Gunthershausen ausspähte, erblickte er Feuerschein; zugleich aber verlor er seinen Halt und rutschte zurück.

Es ist gelungen! rief er in wahnsinniger Freude. Die Flamme verzehrt alles — die

Digitized by Google

Flamme frißt alles . . . Wer kann mir etwas anhaben? Ein Schutthaufen wird bleiben mit einem Geheimnis, das kein Mensch jemals enträtseln wird . . . Das verändert die ganze Sachlage . . . Ich muß nachdenken — nachdenken. Muß ich noch fliehen? — Ja, ja — es ist doch besser, ich halte mich noch ein Weilchen verborgen — die Zeitungen werden schon berichten. Und wenn ich dann finde — und so wird es kommen — daß nur von einem Unglücksfall die Rede ist — dann melde ich mich — ja, ich melde mich als der einzige Erbe — und hoch und frei kann ich vor aller Welt den Kopf tragen . . . Richard Brüninghaus — der alte Name — ich will ihn in Ehren führen — jetzt kann ich's, und wehe dem, der mir mit vergangenen Geschichten kommt . . . Was fühl' ich da nun mich? Es ist sanft und weich, wie die Daunenbetten, auf denen ich mich als Knabe streckte . . . Ah — wie schön ruht sich's darin . . . Wer ruft mich da? — Schon aufstehen soll ich? — Eine halbe Stunde laß mich noch schlafen, Gertrud — nur eine halbe Stunde; so müde bin ich — so müde . . .

Er streckte sich aus im Schnee und schlief ein.

Leise deckte sich das Leichentuch über ihn und wurde dicker und dicker, bis auch die letzten, undeutlichen Umrisse seiner Gestalt verschwunden waren. Hoch über ihm spannte sich der Draht von Pfahl zu Pfahl, durch den einige Stunden später die Botschaft nach Anfeld schoß, daß ein großer, breitschultriger Mann in langem grauen Überrock und schwarzem Schlapphut, der unmaßlich den Siebenuhrschnellzug bestiegen habe, durch den Bahntelegraphen wegen Verdachtes des Mordes und der Brandstiftung zu verfolgen sei.

Aber der Gesuchte war wie vom Erdboden verschwunden; nirgendwo konnte eine Spur von ihm aufgefunden werden.

Erst spät im März, nach ein paar Tagen warmen Regens, brachte ein Bauer die Nachricht nach Gunthershausen, daß er etwa eine halbe Meile vor der Stadt, im Chausseegraben, aus dem schmelzenden Schnee Teile eines menschlichen Körpers habe hervorragen sehen.

Nachdem die Leiche eingeholt war, konnte der Polizeikommissar es sich nicht versagen, Käthe Schmeling einen Besuch abzustatten. Die alte Dame hatte ihn in den letzten vier Wochen oft genug durch beißende Sarkasmen über die Unfähigkeit der Polizei, Verbrecher aufzuspüren, geärgert; nun wollte er seine Genugthuung haben.

„Wir haben ihn, Fräulein Schmeling," trat er in das Zimmer.

Käthe stopfte Hauswäsche. Sie nahm die Brille ab und rückte die Haube auf ihrem Kopfe zurecht. „Da gratulier' ich," sagte sie trocken. „Durch welche Dummheit ist er Ihnen denn in's Garn gelaufen? — Nehmen Sie Platz. Ich bin wirklich neugierig."

Der Beamte berichtete.

„Das ist Gottes Gericht," erklärte Käthe feierlich. „So rasch arbeitet Eure Justiz nicht. — Und was habt Ihr an der Leiche gefunden?"

„Alle Taschen gestopft voll von Wertpapieren, Kassenscheinen und barem Gelde. Alles Papier ist natürlich gründlich von Wasser durchzogen."

„Das wird auch wieder trocken zu kriegen sein. Die schlimmste Arbeit kommt später: die Ermittlung der Eigenthümer all dieser Schätze. Schmelings Erben werden lange warten müssen, ehe sie etwas davon in die Finger bekommen."

„Wünschen Sie vielleicht —"

„Den Toten zu sehen? Nein, ich danke. Nicht einmal wissen will ich, wo er die Erde besudelt; ich könnte sonst lästige Umwege machen müssen."

„Und von der Polizei denken Sie jetzt besser, Fräulein Schmeling?"

„Weil sie das Unmögliche nicht gekonnt hat? — Dieser Fall beweist nichts. Aber ich danke Ihnen für Ihren Besuch; Ihre Mitteilung hat mich erfrischt. Es stärkt ungemein den Glauben an eine weise Weltregierung, wenn man sieht, daß einmal einer bösen That die Strafe auf dem Fuße folgt. Wenn's immer so wäre — wir befänden uns besser dabei. Aber der liebe Gott wird wissen, weshalb er so manchem Hallunken ein langes, vergnügtes Leben gewährt."

(Schluß folgt.)

Gezeichnet.

In meiner Heimat Buchenwäldern knüpft
Der Förster um die silbergrauen Stämme,
Die er der Axt geweiht, in jedem Herbst
Ein frohes Band; gezeichnet sind sie dann.
Und wenn im Winterszeit mit Axt und Säge
Der Bauer ausgeht, findet er sie leicht
Im dichten Forst aus einer Wildnis aut
Von tausend, aber tausend gleichen Bäumen
Und waltet seines Amts. — Stets, wenn mich heimwärts
Nach Jahren meine Füße wieder tragen,

Digitized by Google

Die milden, die der Staub der Fremde deckt,
Und einsam ich die dunklen Buchenforsten
Durchwandere, die der Jugend Träume rauschten,
In grüner Bildnis späh' ich nach den Stämmen,
Drum sich der Strohkranz schlingt und denk' der andern,
Die noch geragt, da ich zum letzten Male
Hier wandelte. — Warum sie fallen müssen,
Die kronenstolz, wie Säulen, die das Blau
Der Himmelswölbung tragen, mit den andern
Empor sich recken, grade sie, — der Wanderer
Begreift es nicht und wähnt, so der wie jener
Wär' besser wohl dem Untergang geweiht,
Wenn's einmal gall, ein Todesurteil fällen.
Und dennoch waltet ehernes Gesetz
Darüber, das Notwendigkeit bestimmt,
Das keine Wahl und keinen Wandel kennt,
Und neuem Aufwuchs Raum und Sonne schafft.
Ich aber fühl's: der große Weltenförster
Hat so den Menschenwald zur Herbstzeit auch
Durchschritten wohl und sacht mir um das Herz
Das strohrne Band gekünstelt, das mich der Axt
Des Fällers preisgiebt. — So gezeichnet harr' ich
Der Stunde, wo an mich die Reihe kommt.
— Wie bald! — und thöricht däucht es mich, zu fragen,
Warum just mich der Förster auserlesen.
Das Strohband trag ich und die Axt wird kommen.
Nur wissen möcht' ich, ob ein sinnend Auge
Dereinst wohl noch im Wald die Stelle sucht,
Wo ich gestanden, ob voll Wehmut noch
Ein Wanderer mein gedenkt, wie ich der Buchen,
Der axtgefällten, in der Heimat Wäldern.

Konrad Telmann.
(Ungedr. Nachlaß.)

Die Einsamkeit.

In menschenleerer Gegend, wo Natur
Und Himmelslicht sich paaren, einsam sein,
Ist wohl was wert: Man freut sich dieser Ruh',
Genießt beglückt die süße Einsamkeit
Und sehnt sich nimmer in den Schwarm zurück.
So ging mir's jüngst an einem Maientag:
— Hochaufgeschossnes Gras, — Lichtnelken drin,
Und Margeriten blickten scheu mich an,
Der ich, ins Blaus gestreckt, so recht vergnügt,
Zum Himmel sah, wo hoch im fernen Blau
Ein Lerchlein hing, ein einsam jubelndes.
„Grüß Gott, Genoß!" rief ich dem Sänger zu,
„Dir geht's, wie mir: Du liebst die Einsamkeit!
„Schwingst dich empor vom Boden, und den Blick
„Zum Sonnenglanz erhoben, singst du Eins,
„So ganz für dich, und unbekümmert drum,
„Ob es gefalle. Wenn es dir behagt,
„Was kümmert dich der Erde Beifall nur?
„Du bist ein Spring-ins-Feld, wie ich es bin!
„Kannst auch nicht stumm sein, wenn die Welt dich freut,
„Und stille Liebe ist dir unbekannt!
„Doch schau, so wird man einsam mehr und mehr! —
„Die dich umgeben, dulden nicht dein Glück,
„Wovon du ihnen jubelnd Kunde giebst.
„Neid, Eifersucht, der Liebe Tyrannei
„Sind stets bereit und rütteln dir am Glück!
„In menschenleerer Gegend, wo Natur
„Und Himmelslicht sich paaren, einsam sein,
„Ist wohl was wert. — Doch im Getrieb der Welt,
„Wo deinesgleichen rings um dich verkehrt,
„Zur Einsamkeit verdammt sein, das ist schlimm!
„Ich hab's erfahren, jubelnder Genoß!"
So etwa sprach ich; doch das Vögelein,
Das Menschen-Leid und -Weh nicht kennt, erhob
Zum hellsten Triller seine Stimme noch,
Eh' es zurück in seine Furche sank.

Hans Müller.

Italienische Volkslieder aus Dalmatien.

Der Großsultan ließ mich vor sich bescheiden,
Um mich von Dir zu trennen, Du mein Leben!
Ich aber sprach: Das will ich nicht erleiden,
Und wollt' ell, Herr, Du die Ehrlei mir geben
Und Barren Goldes ohne Maß und Zahl
Lebst Münzamt, Borentaur und Arsenal!

*

Mein Schatz, der Piero, sei's euch nicht verhohlen,
Hat meines Herzens Schlüssel mir gestohlen.
Um muß herumb ich leiden schwere Pein,
O gieb sie wieder, Piero, Liebster mein!

Nach Sternen wollt' ich seh'n am Himmelsbogen
Und fand den Mond von Wolken ganz umzogen.
Das deutet: meine Liebste sei gestorben,
Wofern ein And'rer nicht um sie geworben.

*

Ich sing, und mögt ihr's ungenehm auch finden,
Und wem der Kopf schmerzt, mög' sich ihn verbinden.
Und wem der Kopf schmerzt, lege sich zu Bette,
Ich aber singe fort, recht um die Wette.

Übersetzt von **Robert S. Arnold.**

Digitized by Google

Erinnerungen.

Von

Max Ring.*)

I.

Aus der Kinderzeit.

(1820—1828.)

Ich bin am 4. August 1817 geboren und meine frühesten Erinnerungen reichen bis zum Kongreß in Troppau, bis zum Jahre 1820, doch bin ich nicht ganz sicher, ob ich diese ersten Erlebnisse meiner Kindheit wirklich behalten habe, oder nur vom Hörensagen, durch die Erzählungen meiner nächsten Angehörigen kenne. Da mein Geburtsort, das Städtchen Zaudtz, Kreis Ratibor, nahe an der österreichischen Grenze auf dem Wege nach Troppau liegt, so waren die Bewohner so glücklich, den König Friedrich Wilhelm III. von Preußen und den Kaiser Alexander I. von Rußland auf ihrer Durchreise zu sehen. Auf einem kleinen Hügel in der Mitte des damaligen Marktfleckens stand die versammelte Schuljugend unter der Aufsicht ihrer Lehrer und begrüßte die Ankunft der Monarchen und ihres glänzenden Gefolges mit Gesang und Hurrahschreien. Selbstverständlich fuhr mein Vater mit der ganzen Familie nach dem nur zwei Stunden entfernten Troppau, um uns das denkwürdige Schauspiel eines solchen Kongresses in der Nähe zu zeigen. Von all den geschauten Herrlichkeiten und hohen Personen blieb nichts in meinem Gedächtnisse zurück, außer einem mehrere Zentner schweren Mädchen in einer Schaubude, und der Anblick der Soldaten, besonders der schönen Ulanen, welche bei der zu Ehren des kurz vorher verstorbenen Feldmarschalls Fürsten Schwarzenberg veranstalteten Gedächtnisfeier an dem Sarkophag als Ehrenwache standen und die ich wegen ihrer statuenähnlichen unbeweglichen Haltung für Wachsfiguren hielt. Von der politischen Bedeutung des Kongresses hatte ich ebenso wenig wie meine Angehörigen die geringste Ahnung, da ich damals noch ein Kind war und auch die Erwachsenen sich nicht um Politik kümmerten, sondern diese einzig und allein den Regierungen und Diplomaten überließen.

Bald darauf sollte ich in unserem Hause einen solchen Diplomaten und zwar einen Staatsmann von Angesicht zu Angesicht sehen, der in der preußischen Geschichte eine höchst bedeutende, aber auch sehr traurige Rolle gespielt hat. Es war dies der frühere Minister Graf Haugwitz, der auf seiner Reise nach Italien meinen Vater besuchte, um von ihm Abschied zu nehmen. Mein Vater war nämlich in dem einst preußischen Herzogtum Warschau, auf einer dem Minister gehörigen Besitzung geboren und mit diesem als vierzehnjähriger Knabe nach Deutschland gekommen. Später übernahm mein Vater die Braunweinpacht auf den oberschlesischen Gütern des Ministers, der ihm sein unbedingtes Vertrauen schenkte.

Nachdem Haugwitz aus dem Staatsdienst geschieden war, lebte er auf seinen Gütern zurückgezogen von der Welt als Privatmann. An der Spitze seines Haushalts stand eine Berlinerin, Madame Richter, deren ich mich noch ganz gut erinnere, eine stattliche Erscheinung, mit einem Gesicht, das noch immer die Spuren früherer großer Schönheit zeigte. Ihre beiden Söhne waren geadelt und führten einen polnischen Namen; ihre Tochter war mit einem Professor der Geschichte Mendelssohn, wenn ich nicht irre, einem Enkelsohn des berühmten jüdischen Gelehrten, verheiratet. Außerdem hatte der Minister noch zwei Söhne aus legitimer Ehe, von denen der eine sich als lyrischer Dichter bekannt gemacht hat.

Wie ich aus nachträglichen diskreten Mitteilungen meines Vaters entnehmen konnte, besaß Haugwitz eine an Schwäche grenzende Gutmütigkeit, welche von seinen Untergebenen vielfach gemißbraucht wurde. In seinem Äußeren und seinem ganzen Wesen war er der grand seigneur von altem Schlage, ein vornehmer Herr, fein gebildet und in Geldsachen stets uneigennützig. So lange er preußischer Minister war, nahm er keinen Gehalt, weshalb ihm der König einige Güter in Südpreußen im Werte von 200 000

*) Am 4. August d. J. vollendet Max Ring, der treffliche Erzähler, das achtzigste Jahr seines, an Arbeit und Kämpfen, aber auch an Erfolgen reichen Lebens. Daß er sich entschlossen hat, seine „Erinnerungen" niederzuschreiben und zu veröffentlichen, darf als eine wahre Bereicherung unserer Memoiren-Litteratur begrüßt werden, und wir freuen uns, unsern Lesern aus dem Werke, das im Herbst d. J. im Verlage der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt erscheinen soll, einige Abschnitte mitteilen zu können. D. Red.

Digitized by Google

Thalern und außerdem 30 000 Dukaten zum Geschenk machte, welche mein Vater in Berlin ausgezahlt erhielt und nicht ohne große Besorgnis, daß das Geld ihm unterwegs geraubt werden könnte, glücklich nach Hause brachte. Zur Belohnung für all diese Dienste wollte der Minister meinem Vater unter äußerst günstigen Bedingungen ein Staatsgut zuwenden, was jedoch mein Vater nicht annahm, weil ihm das dazu nötige Betriebskapital fehlte und er nicht den Mut hatte, sich in Schulden zu stürzen.

Da der Graf wenig oder gar nicht mit seinen Standesgenossen verkehrte, so sprach er zuweilen mit seinen Untergebenen und auch mit meinem Vater über seine Vergangenheit und früheren Verhältnisse. Aus diesen Unterhaltungen konnte man die Ueberzeugung gewinnen, daß Haugwitz wegen seines Verhaltens im Jahre 1806 vielfach fälschlich angeklagt und mit Unrecht beschuldigt worden ist; eine Ansicht, der sich auch die neuere Geschichtsforschung zuzuneigen scheint. Unzufrieden mit der Welt und zerfallen mit seiner Umgebung, beabsichtigte er jetzt, sich nach Italien auf seine Villa bei Este zurückzuziehen. Er verabschiedete sich von meinem ihm ergebenen Vater mit herzlichen Worten und einer Umarmung, die einen tiefen Eindruck auf unsere ganze Familie machte, da zu jener Zeit selbst ein gefallener Minister eine höchst bedeutende Person war und wie ein höheres Wesen angestaunt und verehrt wurde.

Abgesehen von dieser vornehmen Bekanntschaft, stand auch sonst mein Vater in gewissem Ansehen wegen seines allgemein geschätzten redlichen Charakters. Ohne eigentlich gebildet zu sein und ohne eine ordentliche Erziehung genossen zu haben, besaß er einen natürlichen, geraden Verstand und ein feines sicheres Benehmen, das er sich im Umgange mit Höherstehenden angeeignet hatte. Obgleich es ihm nicht an Geschäftssinn fehlte, fühlte er sich mehr zur Landwirtschaft hingezogen; weshalb er auch eine große ländliche Besitzung pachtete und daneben die Branntweinbrennerei, Brauerei und Gastwirtschaft betrieb. Diesem Umstande verdankte ich hauptsächlich meine Liebe zur Natur; an seiner Seite wanderte ich durch die Felder und Wiesen, auf dem Tausende von gelben, blauen und roten Schmetterlingen um die bunten Blumen flatterten, und glänzende Käfer im Grase herumschwirrten. Mit meinen Geschwistern zog ich in die nahen Lehnberge, um frische Haselnüsse zu pflücken, oder auf den Kartoffelacker, um mit dem dürren Kraut ein Feuer anzuzünden, in dem wir die ersten Kartoffeln brieten; ein Gericht, das uns besser als der schönste Braten schmeckte. Am liebsten aber verweilte ich in der sogenannten Wirtschaft, einem stattlichen Gebäude, mit Viehställen, Scheunen, und einem großen Obstgarten. Hier lockten mich im Frühling die ersten Veilchen, welche an dem geschützten Abhang blühten, im Sommer Kirschen, Erd-, Johannis- und Stachelbeeren, im Herbst das herrliche Obst, besonders eine Sorte Birnen, Zimmtbirnen genannt, die ich nirgends so schön und saftig wieder gefunden habe.

Unter der Obhut unserer Wirtschafterin Rosine, einer schmucken Frau, die mit unserem Oberknecht Valentin verheiratet war, verbrachte ich viele Stunden im Garten. Während ich auf dem Rasen lag, überließ ich mich den Eingebungen meiner lebhaften Phantasie, welche mir die seltsamsten Bilder und Erscheinungen vorgaukelte. So glaubte ich einmal deutlich, mit offenen Augen, am hellen Tage, eine schwarze Frau auf einem gespenstischen Pferde vorbeisprengen zu sehen und sah ein andermal einen langen Geisterzug in weißen Gewändern an mir vorüberschweben. Überhaupt litt ich als Kind häufig an derartigen Hallucinationen und schrecklichen, immer wiederkehrenden Träumen, in denen mich riesige Fische mit ihrem weit geöffneten Rachen verfolgten und mit ihren spitzen Zähnen nach mir schnappten. Trotz dieser Träumereien war ich ein sehr lebhaftes, aufgewecktes Kind, das um so mehr von Vater und Geschwistern verzogen wurde, da ich das Unglück gehabt hatte, meine Mutter zu verlieren, als ich kaum vierzehn Wochen alt war. Nach allem, was ich später von ihr hörte, soll sie eine sehr schöne und gebildete Frau gewesen sein; wie dies auch aus ihrer hinterlassenen kleinen Bibliothek hervorging, in der sich unter anderen Büchern der „Phädon“ und die „Morgenstunden“ von Moses Mendelssohn, sowie der „väterliche Rath an meine Töchter“ von Kampe befanden. —

Als jüngstes Nesthäkchen und mutterlose Waise wurde ich von der ganzen Familie verhätschelt, am meisten von meiner ältesten Schwester, welche Mutterstelle an mir vertrat und Alles that, was in ihrer Macht stand, um mich so gut als möglich zu erziehen. Als ich sechs Jahre alt geworden war, nahm mein Vater für mich und meine noch nicht erwachsenen Geschwister einen eigenen Hauslehrer an, da weder die evangelische, noch die katholische Schule des Ortes seinen Ansprüchen genügte. Unser neuer Lehrer, ein junger, tüchtiger Mann, war zum Glück ein begeisterter Anhänger der Pestalozzi'schen Methode. Demgemäß suchte er uns in seinem Unterricht die nötigen Kenntnisse durch Anschauung beizubringen. Wir verweilten nur wenige Stunden des Tages in der Schulstube; dann führte er uns ins Freie und zeigte uns hier die Gegenstände, welche wir kennen lernen sollten, Steine, Pflanzen und Tiere, indem er uns zugleich auf ihre verschiedenen Eigenschaften aufmerksam machte. Während wir an dem kleinen Bache im Schatten eines Erlenbusches lagerten, erklärte er uns die Natur und den Lauf des Wassers, die dadurch bedingte Bildung der Inseln und Halbinseln und brachte uns so fast spielend geographische, naturwissenschaftliche und auch geschichtliche Kenntnisse bei.

Unter solcher Anleitung machte ich schnelle und gute Fortschritte: ich lernte nicht nur leicht lesen und

Digitized by Google

schreiben, sondern auch nachdenken und dachte mehr und verständiger, als sonst Kinder in so frühem Alter zu thun pflegen. Außerdem fehlte es mir nicht an geistiger Anregung, da in unserem Hause und auch in der Wirtschaft ein lebhafter Menschenverkehr stattfand. Fast täglich kamen Fremde mit der durchfahrenden Schnellpost, Beamte aus der Umgegend, Freunde meines Vaters, die ihn besuchten oder mit ihm Geschäfte hatten. Wegen meiner Munterkeit und Zutraulichkeit gewannen mich diese Gäste lieb und erwiesen sich mir freundlich und wohlgesinnt, indem sie sich über meine dreisten, oft überraschenden Antworten freuten und über meinen frühreifen Verstand sich wunderten. Vor allem schenkte mir der Steuerrat Suard aus Ratibor, der amtlich mit meinem Vater häufig zu thun hatte, eine gütige Aufmerksamkeit und beglückte mich zu meinem Geburtstag mit einem vollständigen Husarenanzug, samt Säbel und Patronentasche, worauf ich nicht wenig stolz war. Auch von dem Herausgeber des „Ratiborer Anzeigers", einem Herrn Pappenheim, dem Vater des verdienstvollen Pädagogen, erhielt ich einen Tuschkasten, weil ich ihm gesagt hatte, daß ich ihn mit seiner großen Nase und seiner auffallenden, goldenen Brille abmalen wollte. Den tiefsten Eindruck auf mich machte aber die Ankunft des damals sehr bekannten Menageriebesitzers van Aken, der mit seiner schönen und liebenswürdigen Frau auf der Durchreise nach Troppau bei uns übernachtete. Ich gefiel dem kinderlosen und sehr reichen Ehepaar so gut, daß sie meinem Vater ernstlich anboten, mich förmlich zu adoptieren und für meine Zukunft zu sorgen; worauf er jedoch natürlich nicht eingehen wollte. Beim Abschied beschenkten sie mich mit einer Menge interessanter Gegenstände: mit Schlangenhäuten, Straußeneiern, schönen Vogelfedern und mit einem prächtigen, ausgestopften Kolibri, sowie mit einigen seltenen ausländischen Gold- und Silbermünzen.

Auch in unserer nächsten Umgebung lernte ich manche interessante und für mich merkwürdige Persönlichkeit kennen. Da war der alte Beck, ein langer, hagerer Mann, mit einem ganz grauen, verwitterten Gesicht, der unter Friedrich dem Großen Spionendienste geleistet hatte und dafür jetzt noch eine kleine Pension bezog; der Schuhmacher Koch, welcher noch immer einen langen Zopf trug, mit dem er sich auch begraben ließ, und sein Sohn, der in den Freiheitskriegen tapfer mitgefochten und dafür das Eiserne Kreuz erhalten hatte; der kleine Tischler Jarkele, ein wahrer Tausendkünstler, der alle möglichen Handwerke verstand, Stuben malte, Fenster einsetzte, verdorbene Uhren reparierte, aber trotzdem auf keinen grünen Zweig kommen konnte; der originelle Torfbarbier, der im Chirurgen-Examen durchgefallen war, weil die dummen Examinatoren, wie er zu sagen pflegte, ihn immer nur solche Sachen fragten, die er nicht wußte; ferner der Vetter Kriebele, ein wohlhabender und sonst sehr tüchtiger Bauer, aber ein sogenannter Quartalsäufer, der sich nur zu gewissen Zeiten betrank und dann auf der Straße zum Gaudium der Kinder tanzte, mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit ein volles Schnapsglas auf seiner Stirn oder seiner Nase balancierend; die alte Chaje, eine arme, jüdische Handelsfrau, welche alle Welt bat, ihr einen Brief nach „Merika" an einen vor dreißig Jahren ihr mit einer kleinen Summe durchgegangenen Kunden zu schreiben, in dem festen Glauben, daß Amerika nicht viel größer als unser Marktflecken sei, und jeder dort ihren Schuldner kennen müsse; endlich der jüdische Krämer, ein alter Mann mit silberweißem Bart und Haar, der den ganzen Tag in talmudischen Schriften und Gebetbüchern mit lauter Stimme las, überzeugt, dadurch ein gottgefälliges Werk zu verrichten und die ewige Seligkeit zu erwerben.

Trotz seiner Einförmigkeit und Gleichmäßigkeit bot mir das Leben auf dem Lande einen größeren Wechsel von wichtigen und selbst tragisch erschütternden Ereignissen, als unsere Großstädter ahnen. Zunächst verunglückte unser alter Oberknecht, der gute Valentin, den wir alle sehr lieb hatten, im Walde beim Einfahren des für unsere Brennerei und Brauerei nötigen Holzes. Wie sein Begleiter, der zweite Knecht, Namens Joseph, berichtete, war der schwer beladene Wagen auf dem schlechten Waldwege umgeworfen worden und zwar so unglücklich, daß der arme Valentin einen Schädelbruch erlitt. Obgleich er noch einige Tage lebte und die sorgfältigste ärztliche Behandlung ihm zu Teil wurde, kehrte sein Bewußtsein nicht mehr zurück. Da aber der zweite Knecht, ein noch junger, rüstiger Mann, bald darauf die noch immer begehrungswerte Witwe des Verstorbenen heiratete, so wurde der Verdacht laut, daß der gute Valentin keines natürlichen Todes gestorben wäre; was um so glaublicher schien, als der genannte Joseph wegen seines mürrischen und verschlossenen Wesens wenig gute Freunde hatte. Da ihm aber trotz der gerichtlichen Untersuchung nichts Nachteiliges bewiesen werden konnte, nahm mein Vater keinen Anstand, ihn auch ferner in seinen Diensten zu behalten, weil er sonst ein sehr tüchtiger und ehrlicher Arbeiter war. — An demselben Tage, an dem ein junger katholischer Geistlicher, der Sohn des Rademachers, zur unbeschreiblichen Freude seiner frommen Eltern die sogenannte Primiz feierte und seine erste Messe in der Kirche las, stürzte sich die anmutige Tochter des jüdischen Krämers, die mich mit Mandeln und Rosinen zu versorgen pflegte, in den Brunnen und ertrank. Auch in diesem Falle war man geneigt, einen inneren Zusammenhang zwischen beiden Vorgängen und ein heimliches Liebesverhältnis zwischen dem katholischen Priester und dem schönen Judenmädchen anzunehmen.

Noch viel tiefer berührte uns der Mord, den der bereits genannte jüngere Koch an einem polnischen

Digitized by Google

Häusler in dem nahen Klein-Peterwitz verübte. Dieser Koch hatte den Feldzug im Jahre 1813—14 als freiwilliger Jäger mitgemacht, war aber durch den Krieg verwildert, und konnte sich nicht mehr, trotzdem er mit einer trefflichen Frau verheiratet war, in das stille, geordnete Landleben finden. Da er ein guter Schütze und auch sonst ein ehrlicher Mann war, so stellte ihn ein benachbarter Gutsbesitzer, dem die Jagd in der Umgegend gehörte, als Wildheger an. Derselbe verrichtete sein Amt zu solcher Zufriedenheit seines Herrn, daß dieser ihm zu Weihnachten einige Thaler, ein Fäßchen mit Branntwein und allerlei Lebensmittel schenkte. Das Alles wurde ihm jedoch in der Nacht gestohlen; sein Verdacht fiel sogleich auf einen bekannten Dieb, und in der Wut über seinen Verlust faßte er den entsetzlichen Entschluß, den Spitzbuben zu erschießen. Mit der Flinte bewaffnet, ging Koch zu diesem Zweck nach dem nahen Dorf; unterwegs begegnete er meiner zweiten Schwester, die ihn verwundert fragte, wohin er mit seiner Flinte am Feiertage ginge; worauf er ihr ruhig antwortete, daß er nach Klein-Peterwitz wollte, um dort den verfluchten Spitzbuben, der ihn bestohlen, zu töten. Meine Schwester lachte darüber, weil sie diese Reden nur für einen schlechten Scherz hielt, und erzählte unbefangen die wunderliche Äußerung des närrischen Koch, ohne sich um die möglichen Folgen zu kümmern. Dieser ging unterdessen nach dem genannten Dorf, wo er den gesuchten Dieb vor der Thür seines Häuschens fand und mit kaltem Blute erschoß. Bei der gegen ihn eingeleiteten Untersuchung wurde meine Schwester als Hauptzeugin vernommen, indem es auf ihre Aussage einzig und allein ankam, ob das von Koch eingestandene Verbrechen nur als ein einfacher Totschlag oder als ein prämeditierter Mord angesehen werden müßte. Infolge ihres Zeugnisses wurde der geständige Thäter zum Tode verurteilt, aber vom König zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe begnadigt. Meine arme Schwester, welche ohnehin zur Schwermut neigte, nahm sich den unglücklichen Vorfall so sehr zu Herzen, daß sie darüber schwer erkrankte, und sich nie mehr von der großen geistigen Erschütterung ganz erholen konnte.

Einen schweren Verlust erlitt außerdem mein Vater durch wiederholte Feuersbrünste, wobei einmal die ganze Scheune mit der eben eingebrachten Ernte und vielen alten Getreidevorräten ohne Versicherung, die damals noch nicht so allgemein wie jetzt war, abbrannte. Der ungewöhnliche Anblick der Flammen, der schwarzen Rauchwolken, die ängstlichen Gesichter der Bewohner, welche mit ihren Habseligkeiten flüchteten, das Brüllen der erschreckten Tiere, das Rasseln der Spritzen, das Geschrei der Rettenden erfüllten mich mit Grausen und regte zugleich meine Phantasie in unbeschreiblicher Weise auf. Während das Feuer den Wohlstand unserer armen Eltern zu vernichten drohte, blickten wir Kinder mit einer Mischung von Furcht und Neugierde auf das seltsame Schauspiel. Bei dieser Gelegenheit soll, wie nachträglich behauptet wurde, der evangelische Schullehrer, ein überspannter Kopf, den Kindern das brennende Dorf mit den Worten gezeigt haben: „Merkt Euch das! So hat es damals in Rom ausgesehen, als der böse Nero die Stadt anzündete!“

Mehr als dies alles aber betrübte und schmerzte mich der plötzliche Abgang eines geliebten Lehrers, den mein Vater, wenn auch nur ungern, entlassen mußte, weil er mit unserer schönen Hausmagd ein sträfliches Verhältnis unterhielt. Ich war untröstlich über diesen Verlust und es verging eine geraume Zeit, bis ich mich zufrieden gab, da ich als Kind ein überaus anhängliches Herz besaß. Jeden Abend, bevor ich einschlief, betete ich für alle meine Lieben und empfahl jeden einzelnen namentlich dem Schutz des Himmels. Ich war damals sehr fromm und beschäftigte mich viel mit religiösen Gedanken, mit Gott und den Engeln, die ich mir in den schönsten, wunderbarsten Bildern vorstellte. Damit verband ich eine große Furcht vor der Sünde und Hölle, die ich mir mit ihren Teufeln und bösen Geistern in den schrecklichsten Farben ausmalte.

Obgleich mein Vater, der sich zum jüdischen Glauben bekannte, die vorgeschriebenen Gesetze und Ceremonien streng beobachtete, hatte er sich im Verkehr mit der gebildeten Welt eine große Toleranz bewahrt. Nie hörte ich ein gehässiges Wort gegen Andersgläubige aus seinem Munde. Er war sowohl mit der katholischen wie mit der evangelischen Geistlichkeit befreundet und von sämtlichen Bewohnern des Ortes wegen seiner strengen Redlichkeit und Herzensgüte so sehr geachtet, daß die ganze Gemeinde, als er starb, um ihn trauerte und seiner Leiche folgte. Allerdings herrschte damals noch in Glaubenssachen eine größere Duldung und die verschiedenen Konfessionen lebten friedlich miteinander, ohne sich zu hassen oder zu verfolgen. In diesem Geiste wurde auch ich erzogen und, wenn mein Vater auch darauf hielt, daß ich in der jüdischen Religion unterrichtet wurde und die Gebräuche derselben beobachtete, so legte er doch das Hauptgewicht auf die Erfüllung der sittlichen Pflichten, auf tugendhaften Lebenswandel und Reinheit der Gesinnung. Er hatte nicht nur nichts dagegen, sondern sah es gern, daß ich mit den christlichen Kindern verkehrte und befreundet war. Ich durfte auch an den christlichen Festen teilnehmen, am Weihnachtsabend bei unserem Richter, einem wohlhabenden Färbermeister, die kunstvolle „Krippe mit dem Jesuskinde“ bewundern, Ostern mit der Dorfjugend mich mit „Schmakostern“, gegenseitigem Bespritzen und dem Suchen von gemalten Eiern belustigen und Pfingsten mit dem geschmückten „Maien“ herumziehen.

So lernte ich frühzeitig durch das Beispiel meines Vaters und im Verkehr mit Andersgläubigen Duldung und Liebe. Bald aber sollte ich auch die

Digitized by Google

Bekanntschaft des religiösen Zweifels in der Person eines klugen, wohlhabenden Bauern machen, der — damals noch eine große Seltenheit — außer der Bibel auch noch andere Bücher las. Als ich den Vetter Gottlieb, wie er allgemein hieß, in seinem Garten besuchte, wo des Nachts vorher der Sturm einen alten Baum gebrochen und umgestürzt hatte, sagte der Alte, auf den gefallenen Baum zeigend: „Siehst Du, mein Sohn, so werden auch wir einmal daliegen, wenn wir gestorben sind, und Alles, was unsere Pfaffen und Deine Rabbiner von der Auferstehung und Unsterblichkeit, von Hölle und Himmel predigen, ist nichts als eitel Lug und Trug.“ Bei diesen Worten überlief mich unwillkürlich ein kalter Schauer und ich erwartete nichts anderes, als daß auf der Stelle ein Blitz vom Himmel niederfahren müßte, um den frechen Redner zu strafen. Da aber nichts dergleichen erfolgte, beruhigte ich mich wieder, wenn ich auch längere Zeit den Eindruck nicht überwinden und nicht so leicht vergessen konnte.

II.

Auf dem Gymnasium.

(1828—1836.)

Nachdem mein Vater sich vergebens bemüht hatte, für meinen abgegangenen Lehrer einen passenden Ersatz zu finden, entschloß er sich, mich nach Ratibor, wo mein älterer Bruder das Gymnasium besuchte, in eine Privatschule zu bringen. Ich kam in Pension zu einer guten, ehrenhaften Familie, bei der ich mit meinem Bruder zusammen wohnte, so daß ich das anfängliche Heimweh und den Mangel an Freiheit schnell überwand. Außerdem kam mein Vater regelmäßig zum Wochenmarkt, auf dem er als Landwirt zu thun hatte. Seine Ankunft war jedesmal ein Fest für mich, aber auch zugleich ein Gegenstand der Sorge, da er als Viehzüchter verschiedene Schlächter besuchte, vor denen ich beständig eine große Angst hatte, daß sie ihm mit ihren Beilen ein Leid zufügen würden. In meiner Pension fand ich an der Tochter meiner Wirtsleute, einem schönen gleichaltrigen Kinde, eine lustige Gespielin und in der Schule an dem später so berühmt gewordenen Kliniker Louis Traube einen guten Freund, mit denen ich manche vergnügte Stunde verlebte.

Indessen sollte ich nur kurze Zeit in Ratibor bleiben, da sich meine älteste Schwester nach Gleiwitz verheiratete und so lange meinen Vater bat, mich mitnehmen zu dürfen, bis dieser die gewünschte Erlaubnis dazu gab. In Gleiwitz besuchte ich die dortige jüdische Gemeindeschule, die zuerst der Großvater des bekannten Berliner Possendichters Jacobsohn und später der Vater des Gerichtspräsidenten und juristischen Schriftstellers Thilo leitete. Daneben erteilte mir ein Primaner, der spätere Geheime Sanitätsrat Grätzer in Breslau, den ersten Unterricht in der lateinischen Sprache. Da ich sehr leicht lernte und schnell begriff, konnte ich schon nach kurzer Zeit das Gymnasium besuchen. Frühzeitig zeigte sich auch bei mir die Lust und das Talent für Poesie. Noch nicht zehn Jahre alt, verfaßte ich mein erstes Gedicht „Das Veilchen“, das ich dem Herausgeber des in Gleiwitz erscheinenden „Oberschlesischen Wanderers“ brachte, der auch wirklich diesen kindlichen Versuch abdruckte, worüber ich natürlich eine große Freude empfand. Weniger zufrieden mit mir waren meine Lehrer, weil sowohl mein Fleiß, wie mein Betragen viel zu wünschen übrig ließ und Veranlassung zu gerechtem Tadel gab. Mein Schwager, der selbst noch sehr jung war, ließ es zwar nicht an nachdrücklichen Ermahnungen fehlen, war aber ebensowenig wie meine nur zu gute, allzu nachsichtige Schwester befähigt, den eigenartigen Knaben zu erziehen und in Ordnung zu halten, so daß ich, besonders durch den Umgang einiger älterer Taugenichtse, immer mehr verwilderte.

Unter solchen Umständen fand sich mein besorgter Vater bewogen, mich von Gleiwitz zu entfernen und mich wieder auf das Gymnasium nach Ratibor zu bringen, nachdem ich zu Hause noch einige Zeit von dem Kaplan des Ortes, einem ebenso liebenswürdigen, als kenntnisreichen katholischen Geistlichen, Privatstunden im Lateinischen und Griechischen erhalten hatte. Diesen Unterricht teilte ich mit einem älteren Knaben, dem Sohne eines wohlhabenden, in der Nähe wohnenden Müllers. Mein neuer Freund, der auf Wunsch seiner Eltern Theologie studieren sollte, gewann mich bald so lieb, daß ich ihn öfters besuchen mußte und er mit mir auch später in innigster Verbindung blieb, so sehr auch unsere Wege und Anschauungen auseinander gingen. Er selbst war in jeder Beziehung, sowohl äußerlich wie innerlich, eine ideale Erscheinung, gleich würdig als Mensch und Geistlicher, ein wahrer Priester des Herrn, der mich in seinem Denken und Handeln an die Heiligen der katholischen Kirche, an einen Franz von Assisi, Vincenz de Paula und Karl Boromäus erinnerte. Leider starb er früh als Pfarrer in seinem Beruf während der oberschlesischen Typhus-Epidemie, indem er sich als unermüdlicher Pfleger und Trostspender seiner Gemeinde der Ansteckung unerschrocken aussetzte und endlich der ansteckenden Krankheit erlag.

Auf dem Gymnasium in Ratibor ging es mir besonders im Anfange weit besser als in Gleiwitz. Ich galt für einen guten, begabten Schüler und zeichnete mich besonders in meinen deutschen Aufsätzen so sehr aus, daß meine minder begabten Mitschüler häufig meine Hilfe beim Anfertigen ihrer Arbeiten in Anspruch nahmen. Als wir einmal die Aufgabe erhielten, eine Parabel zu liefern, diktierte ich eine solche einem meiner Klienten. Bei der Zurückgabe der Hefte erklärte unser Lehrer im Deutschen, der spätere Tomherr Heide in Breslau, daß der betreffende Schüler die Arbeit nicht selbst gemacht, son-

Digitized by Google

dern aus den bekannten Parabeln von Krummacher abgeschrieben habe; worauf der Schüler auch gestand, daß ich ihm dabei geholfen. Da sich aber unser Lehrer überzeugte, daß die Parabel nicht von Krummacher herrührte, sondern meine eigene Erfindung war, erließ er mir die angedrohte Strafe und schenkte mir seitdem eine besonders wohlwollende Beachtung. Unwillkürlich schrieb ich die meisten Aufsätze, ohne mir dessen bewußt zu sein, in Versen; weshalb mich auch der treffliche Lehrer öfters tadelte. Aber so sehr ich mir auch Mühe gab, eine reine Prosa zu schreiben, so konnte ich doch nicht ganz verhindern, daß ich immer wieder in den alten Fehler verfiel, obgleich ich von Metrum und Prosodie noch keine Ahnung hatte.

In den oberen Klassen, zu denen ich allmählich aufstieg, schenkte mir der damalige Prorektor des Gymnasiums, Doktor Eduard Müller, der würdige Bruder des genialen Philologen und Altertumsforschers Ottfried Müller aus Brieg, ein durch sein Wissen und seinen Charakter gleich ausgezeichneter Lehrer, eine fast väterliche Liebe. Er vor allen erschloß mir die unvergängliche Schönheit des klassischen Altertums und bildete meinen ungeordneten Geist. Im hohen Grade besaß derselbe die seltene Gabe des Individualisierens und die Kunst, durch Beachtung der besonderen Fähigkeiten der begabteren Schüler zu fördern. Mit der Zeit entwickelte sich zwischen ihm und mir ein wahrhaft zärtliches Verhältnis, das mir von meinen neidischen Mitschülern die Benennung „Müller's Theckind“ zuzog. In der That genügte ein Wort von ihm, mich zum Fleiß anzuspornen und ein Tadel aus seinem Munde traf mich härter, als die strengste Strafe. Leider wurde zu früh für mich der ausgezeichnete Lehrer, der durch seine „Geschichte der Theorie der Kunst bei den Alten“ und durch ein Drama „Timon und Delia“ sich noch einen Namen in der Litteratur erworben hat, als Direktor an das Gymnasium in Liegnitz versetzt, wodurch ich einen unersetzlichen Verlust erlitt. Nicht so gut wußte ich mich mit unserem Lehrer in der Mathematik zu stellen, worin aber so sehr seine verkehrte Methode, wie meine Unfähigkeit die Schuld tragen mochte, so daß ich in dieser so wichtigen Wissenschaft nur höchst dürftige Fortschritte machte; was ich später sehr bedauerte. Noch schlimmer aber war der Umstand, daß unser Mathematiklehrer durch sein rohes, würdeloses Benehmen die Achtung der Schüler einbüßte und dieselben zu allerlei Unarten und dummen Streichen herausforderte, die natürlich nicht ungeahndet bleiben konnten und auch mich zwangen, das mir lieb gewordene Gymnasium in Ratibor noch vor meinem Abiturienten-Examen zu verlassen, wie dies noch später hier ausführlicher berichtet werden wird. — Selbstverständlich schloß ich mich von neuem meinem alten Schulfreunde Louis Traube wieder an, der zu den Besten in unserer Klasse zählte und durch seinen Fleiß und sein musterhaftes Betragen seine künftige Bedeutung bereits ahnen ließ. Während Traube mir so durch seine soliden Eigenschaften imponierte, zog mich ein anderer, minder talentvoller Mitschüler fast noch mehr durch seine auffallende Schönheit und hinreißende Liebenswürdigkeit so sehr an, daß ich für ihn eine schwärmerische Neigung faßte, welche er in gleicher Weise erwiderte. Zur Besiegelung unseres Herzensbundes unterschrieben wir mit unserem Blut einen heiligen Eid, durch den wir uns ewige Freundschaft gelobten. Mit der Zeit kühlte sich unsere heiße Liebe ab, doch blieben wir auch im späteren Leben mit einander in freundlichem Verkehr, bis ein tragisches Geschick den mit einer reichen Erbin aus Ratibor verheirateten, scheinbar in den glücklichsten Verhältnissen lebenden Freund ereilte, nachdem auch sein älterer Bruder sich das Leben genommen hatte.

Ein Dritter meiner Freunde, der, um einige Jahre älter als ich, in einer höheren Klasse saß, diente mir gewissermaßen als Mentor und übte durch seine geistige Überlegenheit einen günstigen Einfluß auf meine Entwicklung aus. Da er deshalb auch meinem Vater gut gefiel und er in etwas dürftigen Verhältnissen, fern von seinen Angehörigen lebte, so brachte er gewöhlich die Ferien bei uns auf dem Lande zu, wo er bald durch seine heitere Laune und sein feines, lebenskluges Benehmen der Liebling der ganzen Familie und besonders aller Mädchen und Frauen wurde. Mit diesem Freunde machte ich in Gesellschaft meiner Schwestern kleinere und größere Ausflüge in der Umgegend, wobei es nicht an komischen Abenteuern fehlte. Öfters fuhren wir nach dem nahen Troppau, um allerlei Einkäufe zu machen und uns an dem billigen österreichischen oder ungarischen Wein zu laben. Gewöhnlich kehrten wir bei einem originellen Gastwirt ein, dessen unförmliche Nase dreimal so groß wie die anderer Menschen war und in allen Abstufungen der Farbenscala von dem dunkelsten Violet bis zum brennendsten Purpur glänzte. Unser Wirt saß noch nach alter Sitte beim Essen mit seinen Gästen an derselben Tafel und speiste mit ihnen. Wenn aber der Kellner „Nazi“ die Schüsseln herumreichte und bei einem der Gäste damit den Anfang machte, rief er mit zorniger Stimme: „Nazi, mir zuerst, i bin der Wirt.“

Ein anderes Original, dem wir in Troppau mitunter begegneten, war ein mit meinem Vater bekannter Posthalter, ein enragierter österreichischer Patriot und zugleich ein großer Aufschneider, der mit einer bewunderungswürdigen Naivetät die unglaublichsten Geschichten erzählte und, was nicht selten ist, selbst an seine tollsten Lügen glaubte. So sprach er einmal mit wahrer Begeisterung von der freundlichen Herablassung des guten Kaisers „Franzl“, bei dem er in Wien eine Audienz haben wollte. „Wie mich der Kaiser nur sieht,“ berichtete unser Münchhausen, „ruft er gleich: Gotts Willkommen, lieber Posthalter; Ferdel, (der Kronprinz) bring dem Herrn

Digitized by Google

Posthalter einen Sessel, Karlinel, (die Kaiserin) koch uns einen Kaffee, aber er muß recht stark sein."

Von Troppau aus besuchten wir auch das nahe gelegene Grätz, die Residenz des bekannten Fürsten Felix Lichnowski, der ebenfalls mit meinem Vater in Geschäftsverbindung stand. Die interessante Familie leitete ihren Ursprung von dem Hause Granson in Hochburgund her, war aber vielfach mit slavischen und ungarischen Geschlechtern verbunden und hatte ihre Besitzungen teils in Österreich, teils im preußischen Schlesien, in nächster Nähe meines Geburtsortes. Der Urgroßvater des durch sein unglückliches Ende bekannten Fürsten war unter Maria Theresia Gouverneur der küstenländischen Provinzen gewesen und hatte sich besondere Verdienste durch den Bau des Hafens von Triest erworben, dessen Wichtigkeit er zuerst erkannte. Später mit der Kaiserin entzweit, wurde er von Friedrich dem Großen freundlich aufgenommen und von diesem in den Fürstenstand erhoben. Sein Sohn war der Freund und Beschützer Beethovens, der zu verschiedenen Zeiten auf dem Grätzer Schlosse lebte, und seinem Gönner verschiedene Kompositionen widmete. Der alte Kastellan, an den wir von einem höheren Beamten empfohlen waren, erzählte uns von dem berühmten Komponisten verschiedene charakteristische Züge. Nach seiner festen Überzeugung war der Herr van Beethoven nicht recht bei Sinnen, da er oft Stunden lang in dem großen Schloßpark mit bloßem Haupt, ohne Hut, herumrannte, mochte es blitzen, donnern und stürmen. Dann saß er wieder ganze Tage in seinem Zimmer eingeschlossen, ohne mit einem Menschen zu verkehren oder ein Wort zu sprechen.

Am tollsten aber trieb es der Herr van Beethoven, als die Franzosen nach der Schlacht bei Austerlitz Grätz besetzten. Der Fürst hatte dem französischen General, einem sehr feinen Herrn und großen Musikliebhaber, die Hoffnung gemacht, den berühmten Komponisten kennen zu lernen und auf dem Klavier zu hören. Zu diesem Zweck sollte auf dem Schloß eine große musikalische Abendgesellschaft stattfinden und der Künstler seine neuesten Kompositionen vortragen. Dieser weigerte sich jedoch, obgleich der Fürst ihn dringend wiederholt darum ersuchte. Trotzdem hoffte er noch immer, den eigensinnigen Musikus zu überreden, und lud auch den französischen General und andere vornehme Gäste zu der beabsichtigten Soirée ein. An dem bestimmten Abend versammelte sich die Gesellschaft und wartete auf den versprochenen Genuß, aber kein Beethoven ließ sich blicken. Der Fürst schickte einen Diener nach dem anderen ab, aber der Musikus wollte nicht kommen. Endlich brachte der ebenfalls an ihn abgesendete Haushofmeister die Nachricht, daß der Künstler das Schloß heimlich verlassen und man nur in seiner Wohnung einen Brief an den Fürsten gefunden habe, worin er erklärte, daß er vor dem Feinde seines Vaterlandes nicht spielen könne. Um allen ferneren Bitten und Drängen zu entgehen, war Beethoven in der kalten Winternacht zu Fuß von Grätz geflohen; was, wie der alte Kastellan hinzufügte, nur ein klarer Beweis seiner Verrücktheit gewesen sei.

Auch der Vater des Fürsten Felix Lichnowski war ein merkwürdig begabter Herr. In seiner Jugend hatte er am Hofe des Kaisers Franz in Wien ein so verschwenderisches und extravagantes Kavalierleben geführt, daß er die Residenz und den Hof meiden mußte. Er war mit der ungarischen Gräfin Zichy, einer Verwandten des Fürsten Metternich, verheiratet. Später beschäftigte er sich mit historischen Studien und verfaßte eine Geschichte des Hauses Habsburg. Trotz seiner vielen Schulden führte er nach wie vor in Grätz ein vergnügtes Leben, gab große Gesellschaften und Bälle und war noch im höheren Alter ein liebenswürdiger Kavalier und flotter Tänzer. Da er aber mit Sequestration bedroht wurde, so überließ er noch zu seinen Lebzeiten die Fideikommißgüter zum Nachteil der zahlreichen Gläubiger seinem Sohne. Unter solchen Verhältnissen und Umständen war Fürst Felix aufgewachsen und in Oesterreich erzogen worden. In seinem zwanzigsten Jahre trat er in ein preußisches Husaren-Regiment, um seiner Militärpflicht zu genügen. In dem kleinen, oberschlesischen Neustadt suchte er sich für die Langeweile des Garnisondienstes durch galante Liebesabenteuer und Aufsehen erregende Duelle zu entschädigen. Nebenbei trieb er verschiedene Studien mit einem wegen demagogische Umtriebe relegierten Studenten, Namens Platenauer, dessen Schwester später der bekannte Graf Oskar Reichenbach heiratete.

Unbefriedigt von seiner Stellung und unzufrieden mit seinen beschränkten Verhältnissen, von Eitelkeit, Ehrgeiz und romantischer Abenteuerlust getrieben, vertauschte der junge Lichnowski das profaische Oberschlesien mit dem poetischen Spanien und die stille Garnison mit dem geräuschvollen Lager des Prätendenten Don Carlos, um, wie er erklärte, für die heilige, gerechte Sache der Legitimität zu kämpfen. Er wurde mit offenen Armen empfangen und sogleich zum General und Generaladjutanten des Infanten Don Sebastian ernannt. Als solcher focht er in den Schlachten von Huesca, Barastro und Herrera mit. Als sich das Glück der Waffen wendete, übernahm er verschiedene diplomatische Sendungen im Interesse des Prätendenten an auswärtige Höfe, um ihre Hilfe für die Sache der Legitimität anzurufen.

Zurückgekehrt, ohne den gewünschten Beistand gefunden zu haben, beteiligte sich der Fürst an den kühnen Expeditionen des von ihm hochverehrten Grafen d'Espagna, bis ihn seine Wunden 1839 zwangen, Spanien zu verlassen und nach Paris zu gehen. Hier knüpfte er viele interessante Bekanntschaften und schloß sich besonders an den genialen Liszt an, der, wie Heine boshaft bemerkte, arme,

Digitized by Google

talentvolle Fürsten protegierte. Der liebenswürdige, geistreiche Lichnowski fand in den Salons der französischen Aristokratie eine überaus freundliche Aufnahme und machte besonders in der vornehmen Damenwelt großes Glück. Jedoch von Schulden gedrängt und in pekuniärer Verlegenheit, faßte er den abenteuerlichen Plan, nach Persien zu ziehen und dem Schah seine Dienste anzutragen.

Indes gab er diesen Vorsatz wieder auf, da die Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. ihm bessere Aussichten in Preußen eröffnete. Er reiste sogleich nach Berlin zur Huldigung, brachte aber den Winter in Brüssel und Paris zu, wo er seine „Erinnerungen aus den Jahren 1837, 1838 und 1839“ niederschrieb und veröffentlichte. Wegen seines Buches zu einem Duell genötigt, erhielt er einen Schuß in den Unterleib, wogegen er seinem Gegner den Arm verletzte. Kaum von seiner Wunde genesen, eilte er nach Portugal, wo er, am Hofe der jungen Königin Donna Maria da Gloria freundlich aufgenommen, die Grundsätze der Legitimität verleugnete und sich mit dem konstitutionellen Regiment aussöhnte. Auf dem Rückwege wurde er als ehemaliger Karlist in Barcelona verhaftet, aber bald wieder freigegeben. Zu der Heimat angelangt, ließ er „Erinnerungen an Portugal“ erscheinen, welche ins Portugiesische übersetzt wurden und zwei Auflagen erlebten. Nachdem er die Fideikommißgüter von seinem Vater übernommen hatte, widmete sich der Fürst den vaterländischen Interessen, er wurde Präsident der Coseler Wilhelmsbahn, Landesältester und Deputierter der vier südlichen und östlichen Bezirke in Schlesien. In demselben Maße, wie sich seine pekuniäre Stellung besserte, trat er auch mit seinen aristokratischen Neigungen und Ansprüchen immer mehr hervor. Er umgab sich mit einem förmlichen, uniformierten Hofstaat und führte bei seinen Beamten eine gewisse Rangordnung ein, welche ein geistreicher Jurist, Dr. Weidemann in Ratibor, in seinem eigenen Hausstand parodierte und lächerlich machte.

Im Jahre 1847 nahm der Fürst als Mitglied der Herrenkurie an den Verhandlungen des ersten Vereinigten Landtags einen regen Anteil, indem er sich durch seine bestechende Persönlichkeit und sein rednerisches Talent bald bemerkbar machte, aber sich auch durch seine maßlose Eitelkeit manche Blöße gab und nicht selten sich eine verdiente Zurechtweisung zuzog. Daß er trotz seiner Sympathie für die armen schlesischen Weber nicht seine Standesinteressen vergaß, zeigte sein mit den neuesten agrarischen Forderungen merkwürdig übereinstimmender Antrag auf Einführung von Schutz- und Rückzöllen, weshalb ihn die Kölnische Zeitung damals mit dem berüchtigten Schotten Law verglich. — Seine politische Thätigkeit hielt ihn jedoch nicht ab, seinen früheren noblen Passionen zu folgen. Halb Roué, halb Staatsmann, glänzte er ebensosehr durch seine Beredsamkeit in der Herrenkurie, wie in dem Boudoir der geistvollen Herzogin von Sagan, mit der er eine zärtliche Liaison unterhielt. Von der Natur verschwenderisch begabt, schön, geistreich und liebenswürdig, feierte Lichnowski die größten Triumphe, von einem Siege zum anderen, von einer Schäferstunde zu der nächsten fliegend, von den Frauen angebetet, von den Männern beneidet, ein Held im Kampfe, ein interessanter Schriftsteller, ein glänzender Redner, dem die Worte süß und schmeichelnd von den bezaubernden Lippen flossen. Eine gütige Fee schien ihm mit allen Vorzügen, allen Reizen in seiner Wiege beschenkt zu haben: nur Eins war ihm versagt — ein männlicher Charakter. Der geniale Fürst besaß alle Tugenden und auch alle Schwächen einer reizenden Frau, eine hinreißende Anmut und Grazie in der äußeren Erscheinung und im Benehmen, eine bewunderungswürdige Feinheit und Gewandtheit der Form, eine große Gutmütigkeit und persönliche Liebenswürdigkeit, aber auch eine jedes Maß überschreitende Eitelkeit, eine große Unzuverlässigkeit, Frivolität und Gesinnungslosigkeit, sowie ein Kokettieren mit allen Parteien und Principien.

Nach dem Urteil eines bedeutenden Parlamentariers und seinen Menschenkenners war Lichnowski — der Mann des Scheins. „Ohne einer festen und großen Gesinnung fähig zu sein, hatte er doch Herz genug, um den Besitz einer solchen Gesinnung schön und reizend zu finden. Was er nicht ist, das scheint er, und er scheint es so sehr, daß er es beinahe ist. — Er ist der Schauspieler auf dem Landtage. Ob man diesen Künstler wohl wiederkennt, wenn er heute die Rolle des Helden, morgen die des Gelehrten und übermorgen die des Diplomaten spielt! Werdet Ihr ihm Eure Bewunderung versagen, wenn er mit gleicher Gewandtheit sich in die eine wie in die andere Situation zu finden weiß, wenn ihn heute die Boina so schön und morgen das bürgerliche Kleid noch schöner steht? Sagt, werdet Ihr ruhig die Hände im Schoß lassen, wenn er endlich sein Plaudite! ruft? Ich hoffe, Ihr werdet es nicht, denn hier ist er, der Held auf den Schlachtfeldern von Barbastro und Villar des los Navarros, und seht, nicht tapferer hat er das Schwert geführt, als er gewandt die Feder führt: Dextra tenet calamum, strictum tenet altera ferrum! — er ist später der harmlose Tourist, der feine, weltmännische Beobachter, und abermals seht! er ist auch der Cicero der Tribüne! Und wie bewegt er sich mit Anstand und Grazie! Seine Gesten, seine Deklamation, seine volle, klangreiche Stimme, und welche Figur, welcher Wuchs, welches Feuer in den großen Augen! Wahrlich ein schöner Mann, und wie dem vollen, jugendlichen Antlitz der schwarze Bart auf Kinn und Oberlippe so gut steht! Der Rednerstuhl wird zur Bühne. Ihr mögt wollen oder nicht — er hat geendet und ein Sturm von Bravos begleitet den Mimen an seinen Platz zurück.“

Digitized by Google

Dieser trefflichen Charakteristik entspricht auch vollkommen das Bild des Fürsten, wie es aus persönlicher Anschauung in meiner Erinnerung lebt. Damals, bei unserem ersten Besuche in Grätz, mußten wir uns in Abwesenheit des Besitzers nur mit dem Anblick des Schlosses und den Mitteilungen des alten Kastellans begnügen lassen, doch verrieten Wohnung und Einrichtung hinlänglich die persönlichen Neigungen und Gewohnheiten des Fürsten. Man konnte sich in der That nichts Geschmackvolleres, aber auch nichts Koketteres vorstellen, als die von ihm bewohnten Räume, besonders seinen Lieblingsaufenthalt, einen mit wahrhaft künstlerischem Geschmack und weiblichem Raffinement ausgestatteten Gartenpavillon, der mit seinen weißen Marmorstatuen, hohen, grünen Blattpflanzen, Palmen und Lorbeerbäumen, mit seinen sybaritischen Draperien und schwellenden weichen Canapees mehr an das verschwiegene Boudoir einer Pompadour oder Dubarry, als an die Wohnung eines ritterlichen Helden oder Staatsmannes erinnerte. Man konnte jeden Augenblick die Erscheinung einer zärtlichen Schäferin oder einer galanten Herzogin erwarten.

Später fand ich mehrfach Gelegenheit, den Fürsten in dem Hause meines Vaters zu sehen, zu dem ihn geschäftliche Angelegenheiten führten. Der ihm vorangehende Ruf seiner Schönheit und Liebenswürdigkeit war keineswegs übertrieben: ich glaube kaum, daß ich einen schöneren Mann, eine elegantere Gestalt und ein interessanteres Gesicht gesehen habe. Besonders übten seine großen, feurig schwarzen Augen einen dämonischen Zauber aus, und ich begriff vollkommen, daß ihm kein Frauenherz so leicht zu widerstehen vermochte. Erst im längeren Verkehr und bei genauer Beobachtung bemerkte man wohl, daß der Fürst sich drapierte, wie ein geschickter Schauspieler den Effekt beabsichtigte und auf Applaus spielte. Seine Liebenswürdigkeit erschien wie berechnet und alle seine Mienen und Worte einem bestimmten Ziel, der Befriedigung seiner Eitelkeit oder seiner Interessen zu dienen. Mit meinem Vater sprach er ungeniert und offen über seine zerrütteten Verhältnisse, wobei er die charakteristische Äußerung that: „Unser Unglück ist nur, daß wir noch zu wenig Schulden haben; wenn wir erst zehn Millionen schuldig wären, so hätten wir keine Sorgen mehr, dann müßten unsere Gläubiger Alles aufbieten, um uns zu halten.“

Einige Zeit darauf sah ich den Fürsten in Begleitung des reichen, feingebildeten Professors Kuh aus Woinowitz, eines ausgezeichneten Arztes, der zugleich einen hohen Grad in dem Freimaurerorden bekleidete. Der Fürst ließ sich von ihm in die Ratiborer Loge aufnehmen; was ihn jedoch nicht hinderte, in den damaligen kirchlichen Wirren mit dem Grafen Hatzfeld eine entschieden ultramontane Haltung zu beobachten und sich den katholischen Dissidenten unter Ronge feindlich entgegenzustellen, wofür ihn der Papst mit dem Gregorinsorden schmückte, nachdem er zuvor, wie man sagte, aus der Loge ausgeschieden war. Das nächste Mal begegnete ich dem Fürsten in einem von Liszt gegebenen Konzerte, das mit einer zu Ehren des berühmten Virtuosen veranstalteten Soirée verbunden war. Die beiden interessanten Männer wetteiferten an dem Abend um den Preis der Liebenswürdigkeit und — Eitelkeit. Während Liszt die Ohren der Zuhörer durch sein geniales Klavierspiel bezauberte, eroberte der Fürst alle Herzen durch seine herablassende Freundlichkeit und die Grazie seiner bestechenden Erscheinung. Die armen Damen, unter denen sich die Elite der oberschlesischen Aristokratie befand, waren in Verlegenheit, welchem von beiden sie den Sieg zuerkennen sollten. Es war in der That ein interessantes Schauspiel, diese ausgezeichneten Männer in der Gesellschaft neben einander zu sehen, und mit einander zu vergleichen, zwei Helden des Salons, der eine ein großer Künstler, der andere ein noch größerer Schauspieler.

Beim Ausbruch der Märzrevolution eilte Lichnowski nach Berlin, wo er sich ungeachtet seiner konservativen Grundsätze, wenn auch nur auf kurze Zeit, von der demokratischen Strömung fortreißen ließ und freisinnige Reden für die Rechte des Volkes hielt, was er jedoch später in Abrede stellte. Bald aber kehrte er zu seinen früheren Anschauungen zurück, die er auch als Mitglied der Frankfurter Nationalversammlung mit ebenso großem Talent, wie mit anerkennungswertem Mut, jedoch häufig in so herausfordernder Weise vertrat, daß er sich dadurch den Haß seiner politischen Gegner und der erbitterten Menge zuzog. Bei dem Frankfurter Aufstande am 18. September 1848 ereilte ihn das tragische Geschick, von der gegen ihn aufgehetzten Pöbelrotte zugleich mit seinem Begleiter, dem unschuldigen, edlen Herrn von Auerswald unter den entsetzlichsten Martern und Seelenqualen ermordet zu werden. So endete einer der begabtesten und liebenswürdigsten Männer, den das Schicksal wie Wenige begünstigt, auf der Bornheimer Haide unter den Händen entmenschter Kannibalen und wütender Megären, die den Liebling des Glücks unbarmherzig zerfleischten.

Eine andere, ebenfalls interessante Persönlichkeit in jener bewegten Zeit war der abenteuerliche Wit, genannt von Döring, den ich durch seinen Schwager, einen meiner Mitschüler, kennen lernte. Sohn eines Pferdehändlers in Holstein, hatte der junge, talentvolle Wit in Kiel und Jena studiert und sich der dortigen Burschenschaft angeschlossen. Mit dem bekannten Demagogen Follen und dem Mörder Kotzebues, dem unglücklichen Sand, intim befreundet und wie diese zu den sogenannten „Unbedingten“ gehörend, machte er sich durch sein extravagantes Wesen so mißliebig und verdächtig, daß er 1818 von Jena ausgewiesen wurde. Nach Follens Verhaftung floh Wit aus Furcht vor der ihm drohenden Untersuchung

Digitized by Google

nach England, wo er im Morning Chronicle verschiedene Artikel über die Burschenschaft veröffentlichte, welche einiges Aufsehen machten.

Auf eine Einladung seines mütterlichen Oheims, des geistvollen, reaktionären Schriftstellers und Chefs der französischen Geheimpolizei, Baron von Eckstein, begab er sich nach Paris, wo er eine zweideutige Rolle spielte und viel mit dem damaligen Justizminister Grafen de Serre und dessen Familie verkehrte. Bald als Spion der geheimen Polizei, bald als gefährlicher Carbonari verdächtigt, hielt er sich im südlichen Frankreich, in der Schweiz und in Italien verborgen, bis er, auf savoyischem Gebiet verhaftet, an die österreichische Regierung ausgeliefert und nach Mailand gebracht wurde. Von der dortigen Citadelle glücklich entflohen, irrte er längere Zeit in Deutschland und der Schweiz umher, bis er, in Baireuth von Neuem verhaftet, nach der Hausvoigtei in Berlin und von dort nach der dänischen Festung Friedrichsort transportiert wurde, wo er seine „Lucubrationen eines Staatsgefangenen“ und „Fragmente aus meinem Leben und meiner Zeit“ schrieb: eine unglaubwürdige Mischung von Wahrheit und Dichtung, voll der abenteuerlichsten Geschichten und entstellten Thatsachen.

Nach seiner Freilassung hielt Wit sich in verschiedenen deutschen Städten, darunter auch in München auf, wo er mit Heine verkehrte, der über ihn folgendes Urteil fällte: „Wit ist ein mauvait sujet, und wenn ich Macht hätte, ich ließe ihn hängen. Er hat eine Privatliebenswürdigkeit, die mich oft seinen Charakter vergessen ließ — er hat mir ungemein viel Spaß gemacht, und vielleicht eben deshalb, weil die ganze Welt wider ihn war, hielt ich ihm manchmal die Stange.“ — Dieser persönlichen Liebenswürdigkeit verdankte er auch das Glück, daß eine junge, reiche Dame von Adel sich in den interessanten Abenteurer verliebte und ihn heiratete. Seitdem lebte Wit auf seinem Gute Urbanowitz in der Nähe von Cosel, von wo er öfters auch nach Ratibor kam. Seine maßlose Eitelkeit und Abenteuerlust ließ ihm jedoch keine Ruhe und trieb den ehemaligen Burschenschafter in das Lager der Reaktion und der Ultramontanen, obgleich er dem protestantischen Glauben angehörte. Im Jahre 1848 versuchte er noch einmal eine öffentliche politische Rolle zu spielen, die ihn nur den gefährlichen Angriffen und Zufuhren der demokratischen Partei aussetzte, so daß er es geraten hielt, nur noch im Geheimen fortzuwühlen, ohne daß er dafür den gehofften Dank von der siegreichen Reaktion erhielt.

Mir und meinen Freunden war zu jener Zeit noch alle Politik fremd und gleichgültig; sogar die Julirevolution machte auf uns nicht den geringsten Eindruck. Um so größer war unsere Teilnahme an dem polnischen Aufstand und dem Verzweiflungskampf der unglücklichen Nation gegen das allgemein verhaßte Rußland. Jeder Sieg der Polen wurde von uns mit Jubel begrüßt, jede Niederlage schmerzlich beklagt. Alle Welt schwärmte für die tapferen Sensenmänner, und überall hörte man das Lied: „Noch ist Polen nicht verloren.“ Es herrschte damals eine Begeisterung für Polen, die uns heute nach all den wichtigen Vorgängen und Erfahrungen unfaßlich erscheinen muß. Ich war tief ergriffen, als ich in meinem Vaterhause die ersten, in Troppau internierten Polen erblickte, welche die Erlaubnis erhalten hatten, in Begleitung einiger österreichischen Offiziere einen Ausflug nach Ratibor zu machen. Meist waren es schöne, elegante, junge Männer in kleidsamer Uniform, die, von dem Nimbus ihrer Tapferkeit umschwebt, uns wie die Helden der alten Geschichte erschienen. Zugleich war ich Zeuge einer mich wahrhaft rührenden Scene, als mein Vater seine früheren Landsleute in polnischer Sprache anredete. Mit Thränen in den feurigen Augen und mit begeisterten Grüßen umringten sie meinen Vater, den sie mit ihren enthusiastischen Umarmungen und Küssen fast zu ersticken drohten.

Minder angenehm erschien uns ein anderer Gast, der in Folge des polnischen Aufstandes zum erstenmal auch nach Ratibor kam — die asiatische Cholera. Niemand kann sich heute eine Vorstellung von der Furcht machen, welche damals die noch gänzlich unbekannte, unheimliche Krankheit begleitete. Wie ein entsetzliches Gespenst schwebte sie unsichtbar auf den Schwingen des Todes in der verpesteten Luft, von Osten nach Westen, unaufhaltsam von Ort zu Ort, alle Grenzen, jede Absperrung und alle Vorsichtsmaßregeln der Behörden verspottend. Schrecklicher als die Cholera selbst war die bleiche Angst in ihrem Gefolge. Wo sie sich zeigte, hörte jeder Verkehr, alles Leben auf. Man floh die davon befallenen Häuser, und mied jede Berührung mit ihren unglücklichen Bewohnern. Die Briefe, welche man von der Post erhielt, waren durchstochen und durchräuchert: das Geld mußte, bevor man es aus fremder Hand nahm, mit Essig gewaschen und sorgfältig gereinigt werden. Die Straßen rochen nach Chlor, die Menschen, in Wolle und Flanell gehüllt, eilten an einander vorüber, und selbst die besten Freunde wagten kaum, einander die Hand zu reichen. Die meisten Ärzte erschienen in schwarzen Wachstuch-Anzügen wie Dämonen, und ängstigten ihre ohnehin verzagten Patienten durch die seltsame Tracht. Die Leichen wurden sang- und klanglos, gewöhnlich des Nachts, begraben und, da die Totenwagen nicht hinreichten, auf elenden Karren heimlich fortgeschafft. Überall sah man nur die Embleme des Todes: Särge, Bahren und düstere Trauerkleider. Da auch die Schulen geschlossen werden mußten, so eilte ich in meine Heimat zurück, die glücklicherweise von der furchtbaren Krankheit verschont blieb.

Sobald die Cholera erloschen war, kehrte ich wieder zu meinen unterbrochenen Studien nach

Digitized by Google

Ratibor zurück. Eine weniger nützliche als angenehme Zerstreuung bot mir jetzt die Tanzstunde, welche ich bei einem Italiener, einem ehemaligen napoleonischen Chasseur, nahm, den das launenhafte Schicksal nach Ratibor verschlagen hatte. Da ich aber für diese schöne Kunst wenig oder gar kein Talent besaß, so erbarmte sich die reizende Adelaide, das anmutige Töchterlein meines Tanzlehrers, des ungeschickten Scholaren, und brachte mir privatim die schwierigsten Pas bei. Nach und nach fand ich Geschmack am Tanz und noch mehr an den Tänzerinnen, was natürlich nicht den günstigsten Einfluß auf meinen Fleiß und meine Arbeiten ausübte, so daß ich meinen Lehrern vielfachen Grund zu Klagen gab. Außerdem war ich durch die Tanzstunde mit einigen älteren Primanern bekannt worden, welche bereits auf dem Gymnasium die Studenten spielten, kommerschierten, und eine förmliche Verbindung mit bunten Abzeichen bildeten, an der ich mich ebenfalls beteiligte. Es gab auch zuweilen kleine Pankereien, und ich selbst erhielt von dem Schwager Wits von Döring auf der Mensur einen ordentlichen Schmiß, auf den ich mir nicht wenig einbildete. Diese Extravaganzen der unreifen Burschen konnten natürlich nicht verborgen und unbestraft bleiben. Das grausame Schicksal in Gestalt unseres würdigen Direktors, eines alten Burschenschafters, verhängte über uns eine mehrtägige Karzerstrafe.

Wie aber selten ein Unglück allein zu kommen pflegt, so geriet ich mit unserem Mathematiklehrer, der mich, sozusagen, auf dem Strich hatte und mich vor der ganzen Klasse einen elenden Buben schimpfte, in einen heftigen Konflikt, da ich mir eine solche Beleidigung nicht gefallen lassen wollte und in meinem gekränkten Ehrgefühl mich so sehr vergaß, daß ich oder er das Gymnasium verlassen mußte. Natürlich ging ich, und zwar nach Oppeln, wo ein Bruder meiner verstorbenen Mutter mich freundlich bei sich aufnahm und mir mit seiner hoch geachteten Familie eine feste Stütze in der fremden Stadt bot. Obgleich mein Abgangszeugnis nicht zum Besten lautete, gelang es mir schon nach kurzer Zeit, die Zufriedenheit und die Liebe meiner dortigen Lehrer zu erwerben, indem ich mich bemühte, durch Fleiß und gutes Verhalten ihr anfängliches Vorurteil zu zerstreuen und ihnen von mir eine bessere Meinung beizubringen. Auch unter meinen Mitschülern fand ich bald einige Freunde, welche meine poetischen Neigungen teilten und mit denen ich unter dem Schutz eines trefflichen, originellen Oberlehrers einen litterarischen Klub bildete. Dabei vernachlässigte ich meine Studien so wenig, daß ich schon nach zwei Jahren zur großen Freude meines guten Vaters das schwierige Abiturienten-Examen nicht nur mit Ehren, sondern sogar mit Auszeichnung bestand und Student wurde.

III.

Breslauer Studenten-Jahre.

(1836—1838.)

Nach meiner Meinung giebt es auf der Welt kein glücklicheres Wesen, als einen sogenannten „Manlesel", mit welchem Namen man in der Studentensprache einen hoffnungsvollen Jüngling zu bezeichnen pflegt, der soeben sein Abiturienten-Examen glücklich überstanden hat, weil derselbe, wie der Manlesel zwischen Pferd und Esel, zwischen Gymnasiasten und Studenten steht. Das Glück eines solchen Manlesels läßt sich nicht mit Worten beschreiben, sondern nur mit den Gefühlen eines langjährigen Gefangenen vergleichen, dem sich plötzlich die Pforten seines Kerkers erschließen. Hinter ihm liegt die Schule mit ihrem verhaßten Zwang und vor ihm die Freiheit der schönen Burschenwelt. Kein lateinisches Exercitium, kein deutscher Aufsatz, kein griechisches Extemporale, keine mathematische Aufgabe, weder Homer noch Sophokles, weder Horaz noch Tacitus machen ihm ferner Sorgen. Er darf seine Pfeife oder Cigarre öffentlich rauchen, wenn er auch den ungewohnten Genuß mit schweren Übelkeiten erkaufen sollte, in der sonst verbotenen Kneipe so vielen „Stoff" vertilgen, als ihm beliebt und sich einen gründlichen Katzenjammer anschaffen, die verpönten Verbindungszeichen und farbigen Bänder tragen, ohne eine Strafe von dem gestrengen Herrn Direktor zu fürchten. Er kann in seinem Bett liegen, so lange es ihm gefällt, sich den noch unsichtbaren Bart stehen lassen und schwarz färben, mit einem Wort, alle möglichen Thorheiten und die unglaublichsten Dummheiten zu seinem Vergnügen begehen.

Mit der ganzen Seligkeit eines solchen Manlesels verließ ich das Gymnasium zu Oppeln, um in Breslau Medizin zu studieren, vor allem aber die akademische Freiheit zu genießen und das Burschenleben von Grund aus kennen zu lernen. Damals stand noch das Corpswesen in seiner schönsten Blüte und die Studenten genossen eine fast unbeschränkte Freiheit, die nur leider zuweilen durch wilde Excesse, Raufereien mit Philistern und Händel aller Art getrübt wurde. Silesen, Borussen und Unitas tranken um die Wette und die Pankereien und blutigen Skandäler zwischen ihnen und den verkappten Burschenschaftern, den sogenannten Matscheckianern, standen auf der Tagesordnung. Eine besondere Eigentümlichkeit der Breslauer Universität war der berühmte „Zobten-Kommers", eine Art Saturnalien, ein masquierter Sommer-Karneval, an dem wir uns alle beteiligten. An dem dazu bestimmten Tage versammelten sich die Festgenossen zu Roß und zu Wagen in den mannigfaltigsten und seltsamsten Verkleidungen, an der Spitze die Senioren und Chargierten der Corps und Verbindungen im großen Wichs, mit Stürmern, Schärpen, Zuexpressibles von gelbem

Digitized by Google

Leder, Schnürröcken und Kanonen, mit dem blanken Schläger an der Seite, in vierspännigen Extrapost-Chaisen, mit blasenden Postillonen, gefolgt von einer zahlreichen Maskenschar und einer unübersehbaren Menschenmenge, welche mit Jubel den Zug der bunten Masken, die witzigen Darstellungen und satirischen Anspielungen laut begrüßte.

Gewöhnlich wurde die Gelegenheit benutzt, bekannte Vorgänge und Persönlichkeiten zu parodieren und zu geißeln, obgleich die Behörden eine strenge Censur übten und alle politischen oder religiösen Anspielungen streng verboten waren. Dennoch fehlte es nicht an dem nötigen Humor und an gelungenen Späßen. Bald sah man einen verrufenen Wucherer mit der Schere in der Hand die goldenen Dukaten beschneiden, bald einen jammervollen Lokaldichter in täuschend ähnlicher Maske des Originals, umgeben von seinen poetischen Mißgeburten, den gräulichsten Larven und Fratzen. Hier zankten sich Homöopath und Allopath, zwei bekannte Breslauer Charlatane, an dem Lager eines sterbenden Kranken, dort stand der „Kandidat Jobs“ vor seinen gestrengen Examinatoren, welche die Gesichter bekannter Professoren trugen. Modedamen in auffallender Toilette und emancipierte Frauen zu Pferde neben frommen Betschwestern, welche pietistische Traktätlein verteilten. Galante Kavaliere in der Kleidung der Rokokozeiten warfen den schönen Zuschauerinnen Küsse zu oder schleuderten mit großen Holzscheren, die bis zum zweiten Stockwerk hinanreichten, duftende Blumensträuße für die Damen. Polnische Juden fuhren im elenden Planwagen dem „Schabbes“ entgegen, indem sie dem dürren, müden Gaul ein Heubündel vorhielten, um seine gesunkenen Kräfte zu beleben. Auf einem riesigen Faß thronte König Gambrinus mit seinen treuen Rittern, während Gott Bacchus mit dem trunkenen Silen unter grünen Reben zechte. Auf den traurigsten, halb verhungerten Kleppern oder grotesk herausgeputzten Eseln ritten Jockeys in den Farben des schlesischen Adels, mit Würsten und Schinken als Preisen behangen und parodierten den aristokratischen Sport.

In solcher Weise bewegte sich der interessante Zug zur größten Belustigung der Breslauer durch die mit Menschen überfüllten Hauptstraßen der Stadt nach dem Städtchen Zobten am Fuße des gleichnamigen Berges. Unterwegs wurden verschiedene zahlreiche Stationen gemacht, um den unauslöschlichen Durst zu stillen. Bürgermeister und Magistrat des Ortes kamen den Studenten entgegen und übergaben den Senioren förmlich die Herrschaft über ihr Gebiet, mit Ausnahme eines einzigen Hauses, in dem die Frauen und Töchter der Eingeborenen ein sicheres, vor allen Angriffen geschütztes Asyl fanden, da diese Räume feierlich in Verruf gethan, während des Kommerses von keinem Burschen betreten werden durften. Ebenso wurde während der ganzen Zeit der gewöhnliche „Komment“ aufgehoben, so daß keine Beleidigung „zog“ und kein „Tusch“ zu einer Forderung verpflichtete. Auf dem offenen Markt waren riesige Tische und lange Bänke aufgestellt, auf die sich die durstige Schar zu einem Gelage niederließ, das gewöhnlich bis zum nächsten Morgen und wohl noch länger dauerte. Ungeheure Massen des edlen Stoffes wurden vertilgt und ein Nüchterner gehörte zu den seltensten Ausnahmen. Erst nachdem das letzte Achtel geleert und der letzte Groschen ausgegeben war, endete der Zobten-Kommers mit einem allgemeinen, jeder Beschreibung spottenden — Katzenjammer.

Obgleich wir uns dabei gottvoll amüsierten, hörte man von den älteren Burschen vielfache Klagen nicht nur über den letzten Kommers, sondern auch über den annahmenden Verfall des Studentenlebens im Allgemeinen. Mit tiefer Wehmut gedachten die „bemoosten Häupter“ einer besseren, leider dahingeschwundenen Zeit und jener Heiden, deren Andenken nur noch in der Erinnerung lebte. Unter diesen „alten Herren“, welche uns jungen Füchsen als Muster und Vorbilder aufgestellt wurden, ragte vor allen der „schwarze Rabe“ hervor, von dem die wunderbarsten Sagen und Geschichten berichtet wurden. Gleich dem klugen Odysseus zeichnete er sich besonders durch die Schlauheit aus, mit der er den hochweisen Senat täuschte und die Philister und Pedelle preßte; weshalb er auch den ehrenvollen Beinamen „Rabulist“ erhielt. Er war der beste Schläger auf dem Fechtboden, der Schrecken der Philister, der Beschützer und Berater seiner Freunde und der Anführer der Jugend bei allen tollen Streichen und Fahrten, unerschöpflich an listigen Anschlägen und Auskünften.

Wie die Fama von ihm erzählte, wandte sich eines Tages ein Kommilitone an ihn mit dem Ersuchen, einen Handel wegen eines bei einem Pferdeverleiher gemieteten Gauls rückgängig zu machen und vor allem ihm das darauf gezahlte Reugeld von drei Thalern wieder zu verschaffen. Sogleich begab sich Rabe zu dem Pferdephilister, den er höflich aufforderte, ihm den gemieteten Gaul zu zeigen. Mit erniter Kennermiene betrachtete er von allen Seiten das magere Tier, indem er zugleich mit einem zu diesem Zweck mitgebrachten Zollstock die Länge und Höhe desselben maß und in seine Brieftasche notierte. Dann machte er ein bedenkliches Gesicht und schüttelte ernsthaft den Kopf. Voll ängstlicher Verwunderung fragte der Pferdeverleiher, was das bedeuten sollte und was er mit dem Gaul vorhabe. „Ich wollte mich nur vorher überzeugen,“ sagte er, „ob auch das Pferd eine so schwere Last bis nach Zobten tragen kann?“ — „Was für eine Last?“ fragte der Philister immer ängstlicher. — „Eine zehn Zentner schwere Kanone,“ erwiderte Rabe mit besorgter Miene. — „Da müßte ich ja verrückt sein, wenn ich mein Pferd dazu hergäbe; das bricht ihm ja das Kreuz entzwei.“

Digitized by Google

— „Thut mir leid, aber ich kann ihm nicht helfen.“ — „Und ich sage Ihnen, daß aus dem Handel nichts werden kann.“ — „Dann werden wir Sie verklagen.“ — „So nehmen Sie doch Vernunft an,“ bat der besorgte Pferdeverleiher, „ich will Ihnen gern das Draufgeld zurückgeben und noch einen Thaler dazu, wenn Sie das Pferd nicht nehmen.“

Von zahllosen Gläubigern verfolgt, von Exekutoren und Pedellen bedrängt, suchte sich der schlaue Rabe dadurch zu retten, daß er an seine Stubenthür einen großen Zettel hängte, mit der Anzeige: „Hier sind die schwarzen Menschenpocken!“ — Endlich aber war die Langmut des Himmels und des akademischen Senats erschöpft und der unverbesserliche Sünder wurde wegen seiner zahllosen Schandthaten und wilden, aber nie gemeinen Streichen ohne Erbarmen relegiert. Rabe ging nach Wien und bereute dort seine Sünden, indem er zur größten Überraschung seiner Breslauer Freunde und Kommilitonen katholisch wurde und als Kapuziner nach einigen Jahren im Geruch der Heiligkeit gestorben sein soll.

(Fortsetzung folgt.)

Litterarische Notizen.

Herr Karl Theodor Gaedertz ist ein fleißiger Sammler, dem schon mancher wertvolle Fund geglückt ist, nur daß er bei der Auswahl dessen, was er mitteilt, sowie in seinen eigenen Zuthaten nicht immer die genügende Zurückhaltung und Genauigkeit übt, um ihm für alle Fälle auch das Lob eines geschmackvollen und zuverlässigen Sammlers zu sichern. Damit ist auch jenes seiner Bücher, das uns heute vorliegt — Herr Gaedertz ist sehr emsig und sein neuestes Buch wird es darum schwerlich sein — im Großen und Ganzen charakterisiert: „Aus Fritz Reuters jungen und alten Tagen. Neues über des Dichters Leben und Werken auf Grund ungedruckter Briefe und kleiner Dichtungen mitgeteilt von Karl Theodor Gaedertz. Mit Reuters Selbstporträt aus seiner Haft in der Berliner Hausvoigtei, sowie zahlreichen Bildnissen und Ansichten, zum Teil nach Originalzeichnungen von Ludwig Pietsch, Theodor Schloepke und Fritz Reuter.“ (Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchhandlung 1897). Das ist ja ein recht langer Titel, aber daß er die Käufer nicht abgeschreckt hat, erweist die Thatsache, daß der Herr Mitteiler in der erfreulichen Lage war, ihn auch noch durch den Zusatz: „Zweite Auflage“ zu verlängern. Dies Schicksal ist nicht unverdient; das Buch enthält zwar keine Mitteilungen, die den kürzlich veröffentlichten Briefen Fritz Reuters an seine „Luising“ an Wert gleich kämen, aber viel Hübsches und Beziehenswertes, und ist zudem mit reichem und wertvollem Bilderschmuck geziert. Nicht allein der naive Leser, der zunächst nach den Illustrationen sieht und dann gerne zu ihnen zurückkehrt, auch der Beurteiler, dem es auf den biographischen und kulturhistorischen Wert des Buches ankommt, wird der Bilder zuerst gedenken müssen. Da ist vor allem das schon im Titel genannte Selbstporträt des Dichters, mit Bleistift während seiner Haft gezeichnet; es lag den Untersuchungs-Akten bei, wurde in dieken von dem Preußischen Justizminister Dr. Friedberg entdeckt und der Witwe überiendet. Reuter war kein Künstler mit dem Stift, das Licht in der engen Zelle mag auch nicht eben das beste gewesen sein, zudem hat das Blatt offenbar durch die Aufbewahrung in gefalzten Akten gelitten, gleichwohl sind wir dem günstigen Zufall, der es uns Licht gezogen hat, aufrichtig dankbar. Die Züge des damals 24jährigen Mannes sind voll Gutmütigkeit, aber auch voll Energie, und die Wiedergabe bei aller Schlichtheit ebenso charakteristisch, wie die Züge selbst. Auch ein Pastell Reuters, das Portrait seines Oheims, Pastor Ernst Reuter in Jabel, wird man mit Interesse besehen; ringt hier der Dilettant sichtlich noch mehr, als beim Selbstporträt mit der allerdings auch schwierigeren Technik, so bleibt ihm doch die sichere Hand, der scharfe Blick, der Instinkt für das Charakteristische auch hier treu. Das Gleiche gilt von Reuters Zeichnung: „Der Schäfer Lesten in Thalberg“, die freilich schon, gewollt oder ungewollt, hart an die Karrikatur grenzt; zwei andere Zeichnungen (Kinderbilder) von seiner Hand sind zu ungeschickt reproduziert, um ein Urteil zu ermöglichen. Hat ein anderer großer Humorist, Josef Scheffel, sich in jenen schweren Stunden, die ihm nur allzureichlich beschieden waren, auch mit der Frage abquälen können, ob er nicht besser daran gethan hätte, Maler zu bleiben, so war Reuter durch seine bescheidene Fertigkeit in dieser Kunst davor bewahrt; immerhin bleibt es nicht ohne Interesse, auch diese Blätter kennen zu lernen. Dankenswert sind auch die zahlreichen, meist nach Photographien beigefügten Portraits des Dichters und seiner Gattin; dazu der und jener seiner Freunde und hier gleichfalls im Bild entgegentritt, daß wir seine Wohnstätten vorgeführt erhalten, wollen wir uns ebenso gern gefallen lassen, aber daß der „Reuter-Darsteller“ Theodor Schelper und der „Reuter-Vorleser“ Karl Kräpelin in dies Buch gehören, werden mit uns wohl auch Andere bezweifeln. Was den Inhalt betrifft, so besteht es aus Bekanntem und Unbekanntem von und über Reuter; wo Herr Gaedertz ersteres, wo letzteres mitteilt, hat er leider nur selten bemerkt; das ist nicht gut, und eine Erklärung dafür giebt es nicht. Denn allerdings ist das Buch für weite, breite Kreise bestimmt, denen es nicht erheblich ist, ob etwas, was ihnen gefällt oder mißfällt, schon früher irgendwo zu lesen stand: aber — eine Fußnote verzieht auch der Leser dieses Schlages, weil er sie ja nicht zu lesen braucht, und der ernste, bei deriei Mitteilung gern genau orientierte Leser ist dafür dankbar. So geben wir denn nur mit Zagen — „Irrtum vorbehalten“, wie die Kaufleute sagen einiges wieder, was uns als neu erscheint. Klaus Groth hat bekanntlich behauptet, daß Reuter durch den 1852 erschienenen „Quickborn“ veranlaßt worden, plattdeutsch zu dichten; daß dies unrichtig ist und Reuter den heimischen Dialekt schon zehn Jahre zuvor, mindestens in Gelegenheits-Dichtungen, anwandte, ist bekannt; Gaedertz sucht nun die erste Anregung Reuters zur Wahl des Dialekts in dem Vorbild des Darmstädters E. Niebergall, dessen Meisterstück: „Der Datterich“ er 1840 in Heidelberg kennen lernte, und erinnert an einzelne Züge, die dies erhärten sollen; es ist wohl möglich, daß Gaedertz Recht hat. Warum er aber Groth für diesen Irrtum, der doch schließlich, auch wenn man ihn für richtig hielte, Reuters Bedeutung in keines Verständigen Augen verkleinern könnte, so sehr zürnt, um ihn durch die Aufführung eines wenig gerechten Urteils von Jakob Grimm über den „Quickborn“ zu strafen, verstehen wir nicht recht. Wir meinen, der „Quickborn“ bleibt ein schönes Buch, auch wenn man Reuter nach seinem vollen Verdienst würdigt. Die Gelegenheitsgedichte Reuters, die Gaedertz mitteilt, sind gewiß nicht bedeutend, aber sehr liebenswürdig, einige gemütvoll; noch dankbarer sind wir dem Mitteiler, daß er uns die Atmosphäre, in welcher Reuters erste Bücher erwuchsen, durch Schilderungen seiner Freunde nahebringt. Der Sanitätsrat Dr. Marcus, der einem Schweinejungen ins Gewissen spricht, er müsse es einem seiner Ferkel beibringen, mit dem Theelöffel zu fressen, der Ex-Rector Reinhard, der das harte Schicksal eines gemaßregelten Schulmanns mit unverwüstlicher Laune trägt, die Brüder Boll, der gemütliche Seemerling und wie Reuters Freunde und Urbilder alle heißen mögen — in jedem lebt ein Stück jenes Humors, der dann, genial individualisiert, in den Werken unseres Dichters zum Wort kam. Ernst und schwer ist ihm und seiner Frau das Leben aufgegangen, aber es wurde doch alles, wo es irgend

Digitized by Google

angeht, lustig genommen. Wenn Frau Luising Manuskripte ihres Mannes zum Einwickeln der Spickgänse verwendet und Reuter, nachdem er dies gewahrt, den ersten besten Hut, den Sommerhut seiner Frau ergreift, um beim Kaufmann von seinen Arbeiten zu retten, was zu retten ist, so ist ihm und der Frau das Vorkommnis gewiß sehr schmerzlich, wie nur irgend einem Dichter und seiner Gattin, aber dann wird doch vor Allem über die komische Situation gelacht! Oder der folgende Zug. Der arme, von Sorgen erdrückte Mann schreibt, um sich aufzuheitern, eine Posse: „Des ist so der August“; sie wird (am 2. August 1858) in Rostock aufgeführt und fällt schrecklich durch. Reuter aber? Er wohnt der Vorstellung nicht bei, geht dann zum Direktor, um sich zu bedanken, und erzählt diesem in bestem Humor, es sei eine wahre Geschichte, die er dramatisiert. Von anderen beachtenswerten Mitteilungen sei verzeichnet: ein Brief an den Antwerpener Bibliothekar Mertens, wie eine allgemein gültige plattdeutsche Orthographie herzustellen wäre (der Grundgedanke, daß es nur nach historischer Methode ginge, ist gewiß ein richtiger); der schöne Gruß Reuters an den Nationalvereins-Tag in Lübeck (1862); die Darstellung der innigen Beziehungen des Dichters zu seinem Verleger Hinrichsen; endlich die Notiz über die Verbreitung der Werke: es wurden bisher rund 1 850 000, schreibe eine Million achtmalhundertdreißigtausend Bände verkauft! Daneben geht freilich so viel Unwichtiges, daß man zuweilen die Geduld verlieren könnte. Zum Schluß noch eine Bemerkung: wir haben oben gewünscht, daß Herr Gaedertz, wie dies nun einmal löblicher Brauch ist, künftig angehe, ob seine Mitteilungen gedruckt sind oder in dem betreffenden Buche zuerst ans Licht treten; aber will er's überhaupt thun, dann auch gefälligst genau. So wird z. B. mit der Note „Aus der Handschriften-Abteilung der Königlichen Bibliothek zu Berlin“, also mit der Gewähr, daß es sich um Ungedrucktes handelt (S. 114) ein hübscher Brief Reuters an „Karl Büchner und Wiesken“ mitgeteilt. Dazu ist dreierlei zu bemerken. Erstlich ist der Brief bereits im Oktober 1891 (XI. 30 ff.) in der „Deutschen Dichtung“ zu lesen gewesen und dann aus der Zeitschrift von einer Reihe von Zeitungen abgedruckt worden; zweitens giebt Gaedertz den Brief nicht vollständig wieder, ohne daß auch nur zu erwähnen oder durch Punkte anzudeuten, endlich soll es statt „Büchner“ ans „Wiesken“, „Buchner“ aus „Darmstadt“ heißen, und wenn es Herrn Gaedertz interessieren sollte, wer besagter Buchner war, so kann er es in jenem Heft der „Deutschen Dichtung“ nachlesen. „Kleinkram“ wird man dagegen einwenden, der Großkram sind derlei Werke überhaupt nicht und ein großer Teil ihrer Existenzberechtigung beruht auf der Gewissenhaftigkeit, mit der sie gearbeitet sind. M. B.

— „Frau contra Frau.“ Von Adele Hindermann. Leipzig, Georg Freund. 1896. Ein dünnes, leichtbeschwingtes, von keinem Ballast beschwertes Schriftchen; namentlich sind neue und tiefere Gedanken mit großem Erfolg vermieden. Zum Beweis, was in unseren Tagen eines breit-fröhlichen Dilettantismus genügt, um eine Broschüre über eine der wichtigsten sozialen Fragen der Gegenwart zu schreiben, sei hier der Inhalt kurz wiedergegeben. Die Frage des Frauenstudiums ist keine „Frauen“- sondern eine „Damen-Frage“, denn zum Studium gehört Geld. Es will uns aber scheinen, als hätten wir wiederholt schon von armer Leute Söhnen gehört, die dennoch studieren, noch mehr, und nun im Ernst gesprochen: von je zehn Frauen, die heute in aller Herren Länder ein akademisches Studium betreiben oder gelehrte Berufe ergriffen haben, haben sich sicherlich mindestens neun aus bitterster Armut durch eigene Kraft emporgekämpft. Ein zweites Kapitel bringt die sinnfeinagelneue Wahrheit, daß viele Töchter „guter Familien“ sich scheuen, zu bekennen, daß sie sich durch Sticken, Häkeln, Malen u. s. w. einen kleinen Nebenerwerb schaffen. Sehr wahr, es giebt sehr viele solcher Mädchen, aber es gab ihrer vor zehn Jahren weit mehr als heute, und es wird ihrer in Zukunft noch weit weniger geben, als jetzt, — was aber folgt daraus? Nach Frau Hindermann scheint daraus zu folgen, daß auch Damen, die sich nicht schämen, keine Unterstützung in ihrem Streben nach Arbeit zuteil wird, denn sie schließt in diesen Abschnitt wörtlich wie folgt: „Es gehört — Kühnheit dazu, unter solchen Verhältnissen, bevor wir gelernt haben, die Arbeit als solche hochzuachten, stürmisch die Erschließung von neuen Arbeitsgebieten zu verlangen.“ — Punktum. Pause. Ein drittes Kapitel: „Frau gegen Frau“ überschrieben, besteht zwar auch nur aus altbackenen Phrasen, ist aber in der Tendenz zu billigen: die Verfasserin bekämpft die Mißachtung der arbeitenden Frauen seitens jener Frauen, die Arbeit nicht nötig haben. Aber dieses Kapitel genügt nicht, um uns in unserem Bedauern irre zu machen, daß das schöne Papier, auf welches die Broschüre gedruckt ist, nicht eine nützlichere Verwendung gefunden hat. Z.

— Das Leben und der Martertod der heiligen Barbara, Patronin der Sterbenden. Erzählendes Gedicht von Clemenine Odendahl. Greyenbroich, P. A. Bochum. 1896. Statt jeder Kritik lassen wir hier eine Strophe — sie ist noch lange nicht die platteste — aus diesem merkwürdigen Gedicht folgen:

Jahrhunderte vorüber sind gegangen,
Gefeiert wurde stets Sanct Barbara,
Und durfte als ein Stern der Kirche prangen,
Ans sie bewundernd manche Jungfrau sah,
Ihr Lob begeistert Bruderschaften sangen,
Durch sie so manches Wunder schon geschah,
Man sucht sich ihre Fürsprach' zu verdienen
In Bergwerken und Pulvermagazinen.

— Ein uns bisher nicht bekannter Dichter, Armin Friedmann, hat Jonathan Swifts „Testament“ recht geschmackvoll und flüssig in deutschen Versen wiedergegeben. Die kleine Dichtung (375 Verse) umfaßt in dem uns vorliegenden Büchlein: Swifts „Testament“ (Wien, Moriz Perles 1897) 29 Seiten; genau denselben Umfang hat eine recht überflüssige Einleitung von Hieronymus Lorm, überflüssig, weil sie dem orientierten Leser nichts Neues sagt, während der nicht orientierte zu wenig aus ihr erfährt, und weitere 24 Seiten füllen die Anmerkungen des Nachdichters, die sich recht gut auf zwei Seiten hätten geben lassen. So wird uns das kleine Gericht auf einer Schüssel präsentiert, in der es fast verschwindet! K. B.

— Für den Dichter Detlev v. Liliencron, der seinem 55. Geburtstag entgegengeht, ist vor einiger Zeit ein Aufruf erlassen worden, der die Sammlung einer allgemeinen Ehrengabe zur Beseitigung seiner wirtschaftlichen Notlage bezweckt. Der Aufruf war u. a. unterzeichnet von folgenden Künstlern und Kunstfreunden: L. Anerbach, Hermann Bahr, Wilh. Bode, A. Böcklin, Marie v. Ebner-Eschenbach, Th. Fontane, Klaus Groth, Gerh. Hauptmann, G. Hirth, M. Klinger, A. Lichtwark, Max Liebermann, Wilh. Raabe, Emanuel Reicher, F. v. Uhde. Auf Wunsch der Unterzeichner bringen wir die Sache unseren Lesern hierdurch gern in Erinnerung. Beiträge sind mit der Bemerkung „für die Liliencron-Stiftung“ an den Kassenwart der Stiftung, Herrn Konsul Anerbach, Berlin W., Tauben straße 20, einzusenden.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Recension zugekommen:

Arent, Wilhelm, Auf neuen Bahnen. Berlin, Aug. Dendner. 1897.

Beyer, Max, Ewige Messe. Dichtungen. Leipzig, P. Friesenhahn. 1897.

Boyesen, H. H., Selbstbestimmung. Stuttgart, J. Engelhorn. 1897. (Engelhorn's Romanbibl. XIII. Bd. 20.)

Crauz, Paul, Haus. Eine soziale Dichtung aus der Gründungszeit des deutschen Reiches. Leipzig, Friedrich Jansa. 1897.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von G. Lyzius & Co. in Berlin.

Digitized by Google

Der Schulmeister.

Erzählung von H. Roberlin.

Gleich rechts von der Chaussee, die von der Stadt her ins Dorf führt, liegt das Anwesen des Schullehrers. „Schulgehöft“ nennt es die dörfliche Kanzleisprache nach seiner Eigenschaft als Bildungsstätte; sonst trüge es schlechtweg die Bezeichnung „Büdnerei“ mit einer Nummer zur Unterscheidung. Ein Büdner heißt an der Ostsee ein Besitzer, der neben dem verhältnismäßig stets großen Garten noch ein Stück Getreideland sein eigen nennt; ohne das letztere müßte er sich mit dem Titel „Häusler“ begnügen. Besitzt er aber soviel Acker, daß zu dessen Bestellung zwei Pferde notwendig sind, heißt er ein Käther; und wenn gar vier Rosse das Feld bearbeiten müssen, darf er sich mit Stolz einen Bauern nennen. Darf es, aber überläßt dies lieber dem Volk. Der kernigen, echt deutschen Bezeichnung „Bauer“ zieht er, vom Streben nach Vornehmsein angekränkelt, das farblose „Erbpächter“ vor, welches zugleich seine amtliche Titulatur ist.

Also ein Büdner war Wilhelm Kruse neben seinem Amte als Dorfschullehrer, und was ihm an Naturaleinkünften aus seinem Besitz gerechnet wurde, betrug einen großen Teil seines Einkommens überhaupt.

Als er vor reichlich vier Jahren sein Amt im Dorfe angetreten hatte, war dies Einkommen recht beschnitten gewesen, denn sein Vorgänger hatte ihm das Anwesen nahezu als Wüste hinterlassen. Diesem hatte gefehlt, was andere zur Arbeit treibt: die Notwendigkeit, denn er war kinderlos und seit lange Witwer, und für ihn allein reichte das knappe Bargehalt schon, — und die Lust am Schaffen auf eignem Grund und Boden, denn sein Ehrgeiz lag auf anderm Felde. Nicht zum Lehrer und Landwirt, sondern zum Redner und Dichter fühlte er sich berufen, und wie auf Hochzeiten, Kindtaufen und Festen des Kriegervereins die Bauern im sauren Wein des Krämers, so berauschte er sich am Klange seiner eignen, reich mit Citaten aus Schiller gespickten Reden.

Schlimmere Folgen brachte ihm die zweite Selbsttäuschung, daß er auch ein Dichter wäre. Mangels eines Verlegers hatte er auf eigne Kosten einen stattlichen Band plattdeutscher Gedichte drucken lassen. Da aber niemand litteraturfreundlich genug war, sie zu kaufen, so war er dabei arg in Schulden geraten. Zwar hatte sich der Pfarrer nach einer eindringlichen Vermahnung des Bedrängten angenommen, indem er die Gutsbesitzer und Bauern seiner Gemeinde veranlaßte, den mißratenen Geisteskindern des Schulmeisters bei sich Aufnahme zu gewähren; aber der Dichterruhm ward ein anderer, als ihn der Autor für sich geträumt hatte. Gerade dem nüchternen Verstande des niederdeutschen Bauern liegt jede Überspanntheit fern, doch ist er scharfsichtig für das Komische, und deshalb lieferten die schwülstigen Verse des armen Poeten seinen Dorfgenossen nimmer erschöpften Stoff zu Hänseleien.

War man so gewöhnt, in dem „lütten Lihrer“, wie der zweite Lehrer, der die Kinder vom sechsten bis zum zwölften Jahre unterwies, genannt wurde zum Unterschied vom „groten Lihrer“, dem Küster, dem die Dreizehn- und Vierzehnjährigen zugehörten, — war man also gewöhnt, im „lütten Lihrer“ eine komische Person zu sehen, so mußte man bald bemerken, daß Wilhelm Kruse aus anderem Holz geschnitzt war.

Mehr aber, als die Art, wie er dem Mutwillen der Kinder Zügel anlegte, imponierte den Dorfbewohnern die Energie und Sachkenntnis, mit der er die verwahrloste Wirtschaft umgestaltete, so daß sie heute als bäuerlicher Musterbetrieb gelten konnte. Vier blankgeputzte Kühe reiner ostfriesischer Rasse brummten in Lehrer Kruses Stall, und allsonnabendlich brachte er persönlich die Butter zur Stadt. Seine Schweine widersprachen der Tradition, die sie zu Repräs-

Digitized by Google

sentanten der Unsauberkeit stempelt, ja, die schneeweißen Ferkel hätten einen Marzipanbäcker zu bildnerischen Thaten begeistern können. Vom reichbevölkerten Bienenschuppen jenseits des Gartens führte eine schnurgerade Allee junger Obstbäume auf den Hof, der durch einen Drahtzaun vom Garten geschieden war, um letzteren vor den räuberischen Einfällen des Hühnervolkes zu schützen, und an der sonnigen Hinterwand des Wohnthauses dehnten Spalierbäume ihre Zweige, rankte schmeichelnd der Weinstock seine Reben.

Schwieriger war es gewesen, die Feldwirtschaft auf die gewünschte Höhe zu bringen. Zu den indirekten Abgaben, die das Dorf und ein angrenzendes Rittergut an die Schule zu leisten hatten, gehörte die Bestellung des Lehreracker. Daß man nicht eher daran ging, als bis die Arbeiten auf dem eigenen Felde vollendet waren, läßt sich denken, und zur Zeit des verstorbenen Lehrers war diese Verpflichtung eine Quelle steter Reibereien gewesen.

Auch das änderte sich jetzt.

Herr von Glöden, der Gutsbesitzer, nahm bald Interesse an der Wirtschaft des intelligenten jungen Lehrers, der sogar Chili, Kainit und Thomasschlacke nicht wie die Bauern als neumodischen Kram verurteilte, sondern mit Verständnis anwandte. „Von dem Manne kann man noch lernen," pflegte der alte Edelmann im Kreise seiner Berufsgenossen zu sagen. Und da Wilhelm Kruse zudem nicht allzu rigoros war, wenn einmal die Kinder der Gutstagelöhner massenweis erkrankten, gerade zur Zeit, wo ihre Mütter bei der Schafschur oder Wäsche im Hofdienst gebraucht wurden und zur Vertretung im eigenen Hause ihrer Kinder bedurften, — da er sich nur die häufige Wiederholung solcher Epidemieen verbat, so beeiferte sich der Gutsherr auch seinerseits, durch Mehrleistungen zur Erhaltung des guten Einvernehmens beizutenern.

Noch weniger mochte es der Dorfschulze mit dem Lehrer verderben, der ihm so bereitwillig die Bürde der unbequemen amtlichen Schreibereien abnahm.

Wollte man aber hiernach Wilhelm Kruse für einen Streber halten, der uneingedenk seiner eigenen Würde es jedem recht zu machen suchte, der ihm Vorteil bot, so that man ihm Unrecht. Neben einem guten Teil Bauernschlauheit besaß er auch die edleren Eigenschaften seines Stammes: Redlichkeit, Tüchtigkeit und Treue und schwer zu weckendes, aber, wenn einmal erregt, tiefes und dauerndes Empfinden.

Auch äußerlich war Wilhelm Kruse der rechte Repräsentant des niederdeutschen Bauerngeschlechts. Alles in seiner Erscheinung paßte zu einander: die wuchtige Gestalt mit den etwas nach vorn hängenden Schultern und den gebogenen Knieen, das gerötete Gesicht, die hellen, scharfen Augen unter der breiten Stirn, um die sich schlichtes Blondhaar legte, die gerade Nase und der feste Mund. Nur der Rahmen, aus dem sein Bild hervortrat, paßte nicht zu diesem. Was hinter dem Pfluge stattlich gewirkt hätte, nahm sich hier in der niedrigen Schulstube schwerfällig aus. In ähnlicher Weise hatte sich auch Wilhelms geistige Begabung erst mühsam hineinpassen müssen in den sie umschließenden Rahmen: den Lehrberuf.

Wilhelm Kruse war der Sproß eines alten Bauerngeschlechts, welches, wenn es nur seine Ahnen aufgezeichnet hätte, wohl deren ebenso viele aufzuweisen vermöchte, wie manche adlige Familie. Da Wilhelm der jüngere von zwei Brüdern war, der Vater aber neben der nicht ganz schuldenfreien Bauerstelle kein Vermögen besaß, so blieb dem Zweitgebornen, wollte er Landwirt werden, nichts übrig, als sich sein Brot als Inspektor zu verdienen oder eine Erbtochter zu freien. Ersteres ist nicht sehr verlockend und bei mangelnder Ausbildung im Schriftlichen auch nicht lohnend, Erbtöchter sind nicht reichlich gesäet, und dies einsehend, bestimmte Vater Kruse seinen Sohn zum Lehrer.

Ohne Neigung, aber auch ohne Widerwillen bezog Wilhelm das Seminar. Er lernte nicht schnell, aber er behielt das einmal Erfaßte und verarbeitete es, und so erwarb er ein zwar nicht glänzendes, aber ausgeglichenes Abgangszeugnis. Dieses verschaffte ihm in einem freundlichen Flecken eine Stelle als Adjunkt, und wie, zum erstenmal in seinem Beruf auf sich selbst gestellt, sein Geist allmählich freieren Flügelschlag wagte, so auch blühte sein Herz auf unter dem Sonnenlicht eines Empfindens, das dem Jüngling nicht gerade durch den Mund der Eltern und Lehrer, aber machtvoll von der Natur selber verkündet wird: der jungen Liebe.

Lene Schmidt hieß Wilhelms Erwählte, und eines wohlhabenden Bäckermeisters Tochter war sie.

„Einem Hungerleider, einem Lehrer, werd' ich doch meine Lene nicht geben," war auf die neckenden Anspielungen der Gevattern des alten Bäckermeisters zornige Erwiderung. Aber nie-

Digitized by Google

mand nahm sie recht ernst, denn man wußte, wie Licht, Luft und Nahrung zu eines gewöhnlichen Menschen Wohlbefinden gehören, bedurfte Vater Schmidt noch eines vierten: einer Ursache, recht nach Herzenslust schimpfen zu können. Daß es ihm daran selten fehlte, war einer der wenigen Vorzüge, die in der Unzulänglichkeit der irdischen Dinge wurzeln.

Zwei lange Jahre hindurch hatte Lene täglich die väterliche Weigerung hören müssen. Aber die Liebenden blieben sich treu. Selbst dann, als Lene auf mehrere Monate zu einer entfernt wohnenden Tante geschickt wurde, „um den Wilhelm zu vergessen," wie die Wohlmeinenden sagten; die Gehässigen flüsterten anders.

Als sie dann zurückkam, ereignete sich das Langersehnte: der alte Bäckermeister gab seine Einwilligung zur Verbindung der beiden. Das war nun freilich vorauszusehen gewesen, denn geschimpft hatte er in den zwei Jahren so viel und so behaglich über die „verrückte Liebelei", daß nur ganz einfältige Gemüter an einem guten Ausgang zweifeln konnten. Auch in der Heirat der jungen Leute auf das knappe Hülfslehrergehalt hin fand man nichts Unvernünftiges. Wer den reichen Schmidt zum Vater hatte, durfte wohl sicher sein, daß ihm neben dem täglichen Brot noch Semmeln und Kuchen vergönnt waren.

Aber da geschah etwas Unerwartetes: der alte Griesgram schimpfte nicht mehr über Lenes Heirat, ja, sprach am liebsten garnicht davon. Nur wenn er direkt darauf angeredet wurde, murrte er zwischen die Zähne: „Was sollt' ich wohl dagegen haben" — und rettete sich dann schleunigst auf ein anderes Thema, wo er in Kraftausdrücken nachholte, was er eben versäumt hatte.

„Da muß etwas nicht in Ordnung sein," sprachen die Klugen, und sie mußten wohl recht haben. Zwei Jahre lang noch wohnte Lene mit ihrem Vater in demselben Städtchen, aber niemand sah ihn je den Fuß in seiner Tochter Haus setzen. Auch daß keiner der Goldfüchse aus des Bäckers drahtgeflochtener Ladenkasse, kein knuspriges Brot und keine blonde Semmel der Armut der jungen Eheleute zu Hülfe kam, war bald stadtkundig geworden. So nahm es niemand Wunder, daß die jungen Kruses alles daran setzten, dieser Atmosphäre der Armut und des väterlichen Grolls zu entrinnen, und mit Freuden zulangten, als sich ihnen eine nicht viel besser dotierte Stelle in einem Dorfe ganz im andern Zipfel des Ländchens bot.

Lene erschrak freilich, als sie ihr neues Heim sah, denn in gar wüstem Zustande hatte das arme Poetlein Haus, Garten und Feld zurückgelassen. Aber Wilhelm schaute auf das verwilderte Anwesen mit demselben Blick, mit welchem der Künstler den rohen Marmorblock betrachten mag: „Hieraus kannst du etwas machen, wenn du den nötigen Verstand hast!" Außerdem barg, wie die Nuß in harter Hülle, die bescheidene Stellung des „litten Lihrers" ein glänzendes Zukunftsbild in sich: war er musikalisch — und diese in der niederdeutschen Landbevölkerung seltene Gabe besaß Wilhelm in leidlichen Maße —, verstand er seinen Beruf und führte sich sonst gut, so winkte ihm in absehbarer Ferne das Amt des Küsters, da der alte Küster Schramm dem wohlverdienten Ruhestand immer näher rückte.

Wilhelm und Lene hatten eine gute Schule hinter sich. So gelang ihnen das fast Unglaubliche: im ersten Jahre kamen sie herum ohne Schulden, und die Quecken verschwanden vom Felde, aber Kuh und Schweine kamen in den Stall. Im zweiten Jahre gewannen sie dem ausgehungerten Boden eine befriedigende Ernte ab, und statt des blankgebürsteten Kirchgangrockes, den der alte Bauer Kruse seinem Jungen zum Seminarexamen aus seinem zu eng gewordenen Hochzeitsrock hatte machen lassen, trug Wilhelm eines Sonntags ein neues schwarzes Tuchhabit. Von Lenes Zügen wich in dem Maße, wie ihre Kleidung weniger die peinlichst sparende Sorgfalt verriet, der gespannte Ausdruck, mit dem Armut ihre Jugendblüte zu vernichten gedroht hatte.

Dann starb der alte Schmidt. Mitten im besten Wohlsein — er hatte gerade beim Glase Bier in gewohnter Kernigkeit über das Regiment des neuen Bürgermeisters geschimpft — traf ihn der Schlag. Nun sahen die jungen Leute seit langem wieder baares Geld, mehr, als die gierigen Schulden verschlangen. Daß ihr Vater unversöhnt geschieden war, lastete freilich lange als Druck auf Lenes Gemüt. Aber sind nicht Glück und Wohlstand von jeher der beste Lethetrank gewesen?

War denn „Schulmeisters" Glück vollkommen?

„Ji Mannslüd hefft dor kein Gefähl för", sagte, diese Frage erörternd, die dicke Frau Näthboom zu ihrem Gatten, dem schreibsschwachen Dorfbürgermeister; „un hei" — damit war Kruse gemeint — „ok nicht. Awer dat kannst Du glöwen: ehr fählt een Kind!"

Digitized by Google

Sie hatte wohl recht, die gute Frau! Man mußte Lene beobachten, wie sie den ausgedehntesten Kindergeschichten mit einer Aufmerksamkeit zuhörte, die ihre glücklicheren Nachbarinnen nur für den pikantesten Dorfklatsch übrig hatten; wie sie dann wieder, sobald nur eine Mutter von ihrem Sprößling erzählen wollte, hastig das Gespräch abbrach; wie sie die Kleinen, wenn sie sich ungesehen glaubte, leidenschaftlich liebkoste und doch niemals einen der kleinen Flachsköpfe, die ihr nachliefen wie die Hündchen, in ihr Haus holte, in den schönen Garten mit den vielen Stachelbeeren. Und wer sich seine Beobachtungen zusammenzureimen wußte, der erkannte: hier ist die verborgene Wunde eines Frauenherzens — bittre, hoffnungslose Sehnsucht, verschwiegene Trauer . . . .

Es war Mai. Kein normaler Mai, der wie ein froher Junge ins Land gesprungen kommt, allerhand Possen treibt und nebenbei unter den mahnenden Blicken der Mutter Natur doch seine Pflicht thut. Nein, war's ein Knabe, so war er ein nervöser, frühreifer, dem als Blüte glüht und welkt, was noch in brauner Knospenhülle schlafen sollte. Augusthitze flimmerte über den Fluren, und die norddeutsche Erde, so heißblütigen Lenzes ungewohnt, atmete beklommen. Die Bäume falteten erschrocken ihre Blätter auseinander, und Flieder und Narcissen brachen auf und verblühten, ehe sie's wußten. Es war ein seltsames Wetter, aufregend für Gesunde, fiebererweckend für Kranke.

Die herabhängenden Zweige der vier Kirschbäume, die in Schullehrers Vorgärtchen den Eingang ins Haus begrenzten, sahen noch vorgestern aus, wie das blütengeschmückte Haar einer Jungfrau, und keiner der Buben war wohl an ihnen vorbeigestrichen, ohne der süßen Früchte zu gedenken, die er in Wochen verstohlen von ihnen naschen wollte. Nun war der weiße Kranz abgefallen, und nur die braunen Staubfäden standen zwischen den grünen Blättern. Die Bienen hatten die blütenleeren Bäume verlassen, aber dafür drang es wie Bienengesumm aus den geöffneten Oberfenstern der Schulstube.

Drinnen war Schreibstunde. Langweilig schien sie nicht zu sein, denn oft genug mischten sich unterdrücktes Kichern, der dumpfe Ton eines Puffs, der statt auf den Nachbar gegen die hölzerne Bank geglitten war, oder der kräftige Fall eines Federkastens in das Kratzen des Griffels auf den Schiefertafeln. Schlaffe Disciplin zu halten war sonst nicht Kruses Art gewesen. „Äwer hei givt sick all" — das Lob spendete ihm Tagelöhner Boldt, den das Schöffengericht noch unlängst mit einer Klage gegen den Lehrer wegen allzu energischer Pädagogik abgewiesen hatte.

Jetzt räusperte sich die alte Schwarzwälderuhr an der Wand dem Katheder gegenüber, wie ein Mensch, der zu längerer Rede ausholt, und noch einer minutenlangen Pause begann sie ihre elf Schläge herunterzuschnurren. Kruse schloß hastig den Unterricht. Die Mädchen verabschiedeten sich mit einem Knickschen, die Knaben mit einem drollig ungeschickten Diener, und nun war er allein. Tiefaufatmend fuhr er sich mit der Hand über die Stirn, erhob sich langsam und schob sich schwerfällig durch die niedere Thür auf den rotsteingepflasterten Flur.

Eine behäbige ältliche Frau kam ihm entgegen: Frau Räthboom, die Schulzenfrau.

Das gute, breite Gesicht legte sich in kummervolle Falten.

„Sie liegt immer still weg," sagte sie in ihrem ungelenken Hochdeutsch, das sie doch nun alles in der Welt hier im Lehrerhause nicht mit dem gewohnten Platt hätte vertauschen mögen. „Blos manchmal sagt sie ganz leise und sehnsüchtig: „Lisbeth, Lisbeth!" Ach ich sag' man, wenn einer mit den Toten spricht, das bedeutet nichts Gutes!"

Wilhelm antwortete nichts. Er wußte es besser: nicht der verstorbenen Schwester galt der Sehnsuchtsruf seines geliebten kranken Weibes . . .

Behutsam öffnete er die Thür jenseits des Flurs. Wie in Andacht versunken stand er eine Weile. Seine Augen, in denen eine Welt von Schmerz und Liebe lag, umflorten sich.

Alles Übergesunde, Derbe hatte die Krankheit von Lene Kruses Erscheinung hinweggenommen.

Wie das Bild der Defregger'schen Madonna, herb und doch lieblich, mit einem feinen Schmerzenszug um den Mund, lag ihr Kopf mit den breiten, blauschwarzen Flechten auf dem weißen Kissen. Die Wangen waren vom Fieber gerötet, und in den weitgeöffneten dunkelblauen Augen lag ein irrer, suchender, heißsehnsüchtiger Ausdruck.

„Lenning, min söt Lenning!" Mit erstickten Lauten beugte sich der Mann über sein junges Weib, aber kein Erkennen gab ihm Antwort. „Lisbeth, Lisbeth!" murmelten ihre Lippen.

Aufseufzend setzte er sich auf den Rohrstuhl, der vor dem Bette stand. Von der Thür her

Digitized by Google

klang die geschäftige Stimme der Schulzenfrau:

„Herr Kruse, Sie können gleich essen. Ich sehe noch mal nach der Küche und dann geh' ich auf 'ne halbe Stunde zu Haus. Bei Ihrer Frau bleibt Line", (das war das Dienstmädchen) „und zu's Abwaschen löse ich ihr wieder ab!"

Die freundliche Helferin war gegangen. Wilhelm saß am Bett der geliebten Kranken. Da richtete sie sich auf und sagte mit harter, befehlender Stimme:

„Wilhelm, hole mir Lisbeth! In meiner Todesstunde verlange ich mein Kind."

„Leue, ich kann nicht!" stieß Kruse hervor. „Fordere alles sonst, aber dies kann ich nicht, das weißt Du!"

Ob sie ihn verstanden hatte? Wieder lag ihr Haupt regungslos auf den weißen Kissen, und die Augen hatten den irren, sehnsüchtigen Ausdruck, und die Lippen murmelten unablässig: „Lisbeth, Lisbeth!"

Den Mann litt's nicht mehr in der Krankenstube. Er stürmte auf den Flur, riß den Strohhut vom Nagel und hörte nicht, wie Frau Rathboom ihm nachrief:

„Herr Kruse, wo wollen Sie noch hin? Die Kartoffel' kochen all!"

Als wär' er auf der Flucht, war er den Feldweg entlang gestürmt, auf den niedrige Weiden mit buschigen Köpfen wenig Schatten warfen. Die scharfe Mittagssonne trieb ihm große Schweißtropfen auf die Stirn — er achtete nicht darauf. „Laß die Sonne brennen!" — in seinem Herzen brannten heißere Gluten, und die Erinnerung saß davor, sie zu schüren. Lisbeth, Lisbeth! Was ihm und seinem Weibe Stolz und Wonne hätte sein sollen, war ihnen Anklage, Schmach und Herzleid geworden. Und doch war's gekommen, so natürlich, wie aus der Blüte die Frucht, aus dem Frühling der Sommer wächst, und nun sollte es eine Schuld geworden sein? Weg, weg mit der feigen Selbstbeschönigung! Ja und nochmals ja: eine Schuld war es, die ihre Strafe in sich getragen hatte, in sich tragen mußte, wie die Frucht den Kern. Nun war die schwellende Hülle vergangen, aber der bittre Kern war geblieben.

(Fortsetzung folgt.)

Mitternacht.

Schnell Augen zu! Schon schwebt der Schlaf heran,
Mit sanftem Flügeldruck mich zu umschlingen.
Verkohlen halt' ich die Gedanken an,
Bis er verstummt mich wähnt in seinem Schoß —
Dann löst sich meine Sehnsucht leise los
Und fliegt zu Dir auf märchenstillen Schwingen.

Es ist so weit — ein halbes Erdenrund
Zum Fenster, wo die Lindenzweige hangen.
Ein Träumen liegt auf Deinem bleichen Mund,
Ein Leidgedanke — und ich weiß: an mich!
Doch meine Seele beugt sich über Dich
Und küßt ein Lächeln wach auf Deinen Wangen.

Wenn Dich ein Etwas drängt zum Morgengang,
Und wenn Dein Sinnen nur die Pfade wüßte
Zu jenem Bach, dem unser Küssen klang —
Bis dorthin wird das Lächeln nicht vergehn,
Und läßt im Wellenspiegel Dich verstehn:
Daß meine Sehnsucht Dich im Schlafe küßte.

Josef Schanderl.

Morgengang.

Früh morgens zieh' ich durch die Flur
Allein in weiter Runde
Auf lichter Sonnenstrahlen Spur
Im thauerfrischten Grunde.

Die Lerche steigt zum Himmel hin
Und singt der Sonn' entgegen,
Die einzige Begleiterin
Auf meinen Morgenwegen.

Noch schlummern selig Hirt und Kunz
In ihrem dumpfen Pferche;
Die Sonne strahlt allein für uns,
Für mich und dich, o Lerche!

Johannes Grehling.

Digitized by Google

Erinnerungen.

Von

Max Ring.

III.

Breslauer Studenten-Jahre.

(1836—1838.)

(Fortsetzung und Schluß.)

Eine verwandte Persönlichkeit, aber geistig viel bedeutender, war der frühere Senior der Lusaten Albert Breunersdorf, einer der interessantesten und begabtesten Menschen, der nicht nur in der Studentenwelt, sondern auch in weiteren Kreisen eine große Beliebtheit und Popularität genoß. Eine zierlich elastische, aber kräftige Gestalt, mit feinen, geistvollen Zügen, dunkelfeurigen Augen, frischem, sinnlichem Mund, von einem koketten schwarzen Bärtchen beschattet, bald spöttisch, bald freundlich lächelnd, vereinte Breunersdorf einen scharfen, zersetzenden Verstand, sprühenden Witz und sprudelnden Humor mit einer angeborenen Liebenswürdigkeit und einer fast an Schwäche grenzenden Gutmütigkeit. Ein vortrefflicher Schläger, ein ausgezeichneter Redner, ein talentvoller Dichter, hochgebildet, von der Natur körperlich und geistig bevorzugt, mangelte ihm nur die nötige Willenskraft und der sittliche Ernst, ein Großes zu leisten.

Das größte Aufsehen erregte Breunersdorf durch seine satirischen Gedichte, die zwar nicht im Druck erschienen, aber in hundert Abschriften in der ganzen Stadt herumwanderten. Sein Pasquill auf eine Ballgesellschaft, seine reizenden Verse auf einen unliebsamen Vorfall in der von Mosewius geleiteten Singakademie waren kleine Meisterwerke, eines großen Humoristen würdig. Leider verschwendete der Verfasser sein glänzendes Talent an derartige Kleinigkeiten, die nur ein lokales Interesse hatten. Unter anderen Verhältnissen und in einer anderen Umgebung wäre er einer der originellsten und bedeutendsten Humoristen der neueren Zeit geworden. Er zog es jedoch vor, seinen Geist in der Kneipe leuchten zu lassen. In dem bayrischen Bierkeller von Kißling war Breunersdorf lange Jahre der Mittelpunkt einer lustigen Tafelrunde, der sogenannten „Tempelritter", deren Großmeister er wurde. Noch heute erinnern sich die Mitglieder dieser auserwählten Gesellschaft, zu der viele berühmt gewordene Männer gehörten, mit wehmütigem Lächeln der genußreichen Stunden, der heiteren Scherze und übermütigen Streiche, die meist von Breunersdorf ausgingen.

Trotz aller Zerstreuungen bestand der fröhliche Referendar sein Assessor-Examen mit Glanz. Nachdem er einige Zeit in dieser Eigenschaft am Breslauer Stadtgericht gearbeitet hatte, verließ er den Staatsdienst, um unter den vorteilhaftesten Bedingungen als Generalsekretär und juristischer Beistand in die Verwaltung der Oberschlesischen Eisenbahn einzutreten. Bald darauf verheiratete er sich mit einer der schönsten Frauen; leider aber war diese Ehe, wie seine Freunde voraussahen, keine glückliche und für ihn eine Quelle schwerer Leiden und bitterer Enttäuschungen. Unbefriedigt von seinen häuslichen Verhältnissen, stürzte sich Breunersdorf mit der ihm eigenen Leidenschaft in die revolutionäre Bewegung des Jahres 1848. Er wurde Vorsitzender des demokratischen Vereins, Deputierter bei dem Bürgerwehr-Kongreß in Berlin und einer der einflußreichsten Führer und Redner seiner Partei. Mitten in der höchsten politischen Aufregung erheiterte er durch seinen Witz den Ernst der Situation. Ein damals von ihm herausgegebenes „Extrablatt der Kreuzzeitung", worin er im Stil dieser Zeitung eine fingierte Revolution in Breslau beschrieb, war das Muster einer gelungenen Mystifikation wie der geistreichsten Satiren auf das Treiben der Reaktion, wert der Vergessenheit entrissen zu werden.

Nach der Unterdrückung des Breslauer Aufstandes im Mai 1849 zog er sich vom politischen Schauplatz zurück, um sich ausschließlich seiner amtlichen Thätigkeit zu widmen. Obgleich er von allen Verfolgungen der siegreichen Partei wegen seiner allgemeinen Beliebtheit verschont blieb, litt er schmerzlich unter den nachfolgenden traurigen Verhältnissen. Seine besten Freunde faßen gefangen, zu langjähriger Kerkerhaft verurteilt; andere hatten in schmählichster Weise ihre Gesinnungen verleugnet und die Freiheit verraten; der alte Kreis war zersprengt und zerrissen; er selbst fühlte sich einsam und verlassen. Dazu kamen noch die häuslichen Zerwürfnisse, die notwendige Scheidung von seiner Frau, die ihn heimlich verlassen hatte und mit einem ihrer zahlreichen Anbeter nach Amerika gegangen war. Diese mehr oder minder in sein Leben

Digitized by Google

eingreifenden Ereignisse erschütterten seine sonst so feste Gesundheit und entwickelten den bisher verborgenen Keim eines unheilbaren Brustleidens, dem er nach einigen Monaten im kräftigen Mannesalter erlag. Selbst auf dem traurigen Krankenlager zeigte er noch seinen unverwüstlichen Humor. Kurz vor seinem Tode hielt sich der ihn behandelnde Hausarzt für verpflichtet, den Patienten auf die drohende Gefahr aufmerksam zu machen und die Zuziehung des bekannten, mit Brennersdorf befreundeten Doktor Nega vorzuschlagen. Mit seinem gewöhnlichen satirischen Lächeln sagte der Sterbende: „Meinetwegen, wenn Du allein mit mir nicht fertig werden kannst. Du lässest den Freund mir als Bürgen — Er wird mich statt Deiner erwürgen". —

Trotz all dieser Zerstreuungen, wozu noch der Umstand kam, daß ich aus Rücksicht auf meine pekuniäre Lage eine Hauslehrerstelle angenommen hatte, verfolgte ich mit vielem Eifer meine wissenschaftlichen Studien. Ich besuchte fleißig die Kollegien und schrieb die Vorträge der Professoren anfänglich gewissenhaft nach, eingedenk des Goetheschen Spruches: „denn was man schwarz auf weiß besitzt, kann man getrost nach Hause tragen." Zunächst interessierten mich die philosophischen Vorlesungen des geistvollen Braniß, der sich durch große Klarheit und dialektischen Scharfsinn auszeichnete, während der berühmte Historiker Wachler, der einen großen Zuhörerkreis um sich versammelte, mich ungeachtet seiner Altersschwäche durch seine freisinnigen Urteile und glänzende Beredsamkeit fesselte. Vor allen aber zog mich der bekannte Nees van Esenbeck ebensosehr durch seine eigentümlichen naturphilosophischen Ansichten, wie durch seine bedeutende Persönlichkeit an. Wenn der kleine Mann mit dem feinen Denkerkopf, der gewöhnlich mit einem schwarzen Sammetkäppchen bedeckt war, unter den fremden Bäumen und exotischen Gewächsen des botanischen Gartens, in dem er wohnte und lehrte, mit uns über die Metamorphose der Pflanze sprach und die tiefsten Gedanken über die Schöpfung in poetischen Worten vortrug, glaubte ich in der That einen weisen Brahminen zu erblicken, der uns die Geheimnisse des Weltalls offenbarte. Schon damals scharte sich um Nees van Esenbeck eine Anzahl talentvoller junger Männer, denen er nicht allein durch seine botanischen Kenntnisse, sondern noch mehr durch seine kühnen politisch-sozialen Gedanken über die bürgerliche Gesellschaft und seine freisinnigen Ideen über die Ehe, den Staat u. s. w. imponierte. Wenn ich auch nicht zu dem Kreise dieser vertrauten Jünger zählte, so übte doch Nees auf mich einen großen Einfluß aus, so daß ich durch ihn ein eifriger Verehrer jener Naturphilosophie wurde, die jetzt für einen überwundenen Standpunkt gilt.

Weniger sagten mir die übrigen naturwissenschaftlichen Kollegien zu, woran wohl die trockene, pedantische Methode der meisten Lehrer die Schuld tragen mochte, da ich später das Versäumte mit großer Lust und Liebe in Berlin nachholte. Besonders zeichnete sich unser Professor der Chemie durch seinen komischen Jargon und durch eine wahrhaft lächerliche Ungeschicklichkeit bei seinen Experimenten aus. So oft er Sauerstoff oder Wasserstoff entwickeln wollte, sprangen ihm die Retorten und verursachten zum Glück eine weiter nicht gefährliche Explosion, höchstens, daß wir Thüren und Fenster aufreißen mußten, um nicht im Rauch und Dampf zu ersticken. Wenn der Herr Professor bei irgend einer Analyse einen weißen oder roten Niederschlag erwartete, so konnten wir sicher darauf rechnen, daß zum großen Gaudium des Auditoriums ein gelbes oder graues Pulver zu Boden fiel. Dagegen besaß unser Physiker eine anerkennungswerte Geschicklichkeit und elegante Sicherheit im Experimentieren, aber sein Vortrag war so langweilig und monoton, daß wir besonders in den heißen Sommertagen uns des Schlummers nicht erwehren konnten. Um so interessanter und amüsanter fanden wir seine wirklich wunderbar schöne Tochter, die uns weit stärker als die größten Magnete ihres gelehrten, langweiligen Vaters anzog. Es gab wohl keinen Studenten, der nicht für die „himmlische Marie" schwärmte und nicht die Madonna von Breslau anbetete, beglückt, wenn sie mit einer kaum merklichen Neigung des stolzen Hauptes seinen Gruß erwiderte, oder wenn er gar bei den akademischen Bällen mit ihr tanzen durfte. Einer ihrer zahllosen Verehrer wurde in der That aus Liebe zu ihr wahnsinnig und verfolgte sie mit seinen jammervollen Gedichten, die er in der Kneipe uns mit tragi-komischem Pathos vorlas. Der arme verkommende und zuletzt vollkommen verrückte Dichter irrte noch viele Jahre als eine wohlbekannte traurige Stadtfigur in Breslau herum, wo er von den Unterstützungen seiner Verwandten und den Gaben früherer Kommilitonen lebte. Aber auch die stolze Schöne endete nicht glücklich. Nachdem sie noch verschiedene Körbe ausgeteilt und manches Männerherz besiegt, verfiel sie in religiöse Schwärmerei; sie wurde katholisch und zog sich in ein strenges Nonnenkloster zurück, der Welt und allen ihren Freuden entsagend.

Im ersten Wintersemester besuchte ich die Anatomie, an deren unangenehmen Eindruck ich mich erst gewöhnen mußte. Mehrere Tage vermochte ich nicht zu essen und selbst im Schlaf verfolgten mich die widerlichen Bilder. Mit der Zeit jedoch überwand ich diesen natürlichen Widerwillen und schon nach einigen Wochen verweilte ich nicht nur zur bestimmten Stunde, sondern freiwillig bis zum späten Abend allein in Gesellschaft der Toten, um ein angefangenes Präparat zu beenden. Trotzdem habe ich mich nie dazu entschließen können, auf dem Seeritisch mein Frühstück zu nehmen, wie dies einige von meinen Bekannten aus Renommage thaten.

Die praktischen Übungen in der Anatomie leitete

Digitized by Google

der Geheimrat Otto, der mit großer manueller Geschicklichkeit einen geistreichen, mit cynischen Witzen gewürzten Vortrag verband. Seine Vorlesungen wurden nicht nur von Medizinern, sondern auch von Juristen und selbst von Theologen besucht, welche in der gerichtlichen Medizin und in der Entwickelungsgeschichte zahlreich bei ihm hospitierten. In diesen öffentlichen Kollegien ließ Otto vorzugsweise seiner mephistophelischen Laune freien Lauf, so daß er dabei mich vielfach an die bekannte Scene mit dem Schüler in Goethes Faust erinnerte. Eine Zweideutigkeit jagte die andere, und er überbot sich in schlüpfrigen, für keusche Ohren nicht berechneten Scherzen.

Ganz das Gegenteil von dem schneidigen, cynisch witzigen Otto war der damalige Prosektor, Professor Barkow, eine höchst liebenswürdige, bescheidene, fast weiblich zarte Natur, dabei ein ausgezeichneter Anatom, dessen merkwürdig feine Präparate und wissenschaftliche Arbeiten die verdiente Anerkennung fanden. Als Anatomiewärter fungierte der dicke Siegmund, eine ebenso originelle als populäre Figur, das Faktotum des Geheimrats, der Freund aller jungen Mediziner, die er durch sein gebrochenes Kauderwelsch und seine hohe Protektorniene belustigte. Durch die Länge der Zeit hatte sich der Beschränkte, aber schlaue Siegmund einige praktische Kenntnisse erworben und war gleichsam der genius loci geworden, wobei er sich nicht schlecht stand, indem er einen einträglichen Handel mit getrockneten Knochen und anderen Präparaten trieb. In höchst komischer Weise kopierte er seinen Herrn und Meister, mit dem er sich vollkommen identifizierte. Auch den Cynismus des Geheimrats hatte sich der dicke Anatomiewärter angeeignet, und man erzählte sich in dieser Beziehung von ihm die ergötzlichsten Geschichten.

Wie Otto die materielle Seite, so vertrat Professor Purkinje die ideale Seite der Wissenschaft. Der berühmte Physiologe, der durch seine Abhandlung „Über das Sehen in subjektiver Hinsicht“ die Aufmerksamkeit Goethes erregt und sich durch seine Untersuchungen auf dem Gebiet der Embryologie einen bedeutenden Namen und unvergängliche Verdienste erworben hatte, war unstreitig einer der interessantesten Lehrer an der Breslauer Universität. Gerade zu jener Zeit hatte sein Schüler Valentin, ein geborener Breslauer, die Professur in Bern erhalten, was um so größeres Aufsehen machte, da er als Jude keine Anstellung in Preußen finden konnte, obgleich Alexander v. Humboldt sich lebhaft für den jungen Gelehrten verwendet hatte. — Ich selbst hörte bei Purkinje mit großem Nutzen die Vorlesungen und besuchte außerdem ein besonderes Privatissimum bei ihm, verbunden mit mikroskopischen Untersuchungen, wodurch ich Gelegenheit fand, ihm persönlich näher zu treten. Im gewöhnlichen Verkehr war Purkinje höchst liebenswürdig und von einer seltenen Humanität. Ungeachtet seiner streng wissenschaftlichen Arbeiten hatte er noch immer Zeit für Kunst und Litteratur. Als geborener Czeche beschäftigte er sich viel mit slavischen Studien und übersetzte auch Schiller ins Böhmische. Mit Vergnügen erinnere ich mich eines geistreichen Gesprächs über diesen Gegenstand und seiner interessanten Vergleichungen der slavischen und deutschen Rasse, woran sich ein ihn besuchender russischer General beteiligte. Mitten in der Unterhaltung ergriff Purkinje plötzlich den Kopf des vornehmen Russen, um an demselben die Eigentümlichkeiten der slavischen Schädelbildung zu zeigen, wozu sich der General in seiner glänzenden Uniform, die Brust mit hohen Orden geschmückt, hergeben mußte, ohne von dem eifrigen Gelehrten gefragt zu werden.

Unter den älteren Mitgliedern der medizinischen Fakultät genoß der würdige Professor Benedikt den Ruf eines gelehrten Sonderlings. Der alte Herr, welcher die chirurgische Klinik leitete, litt an mancherlei Vorurteilen und abergläubischen Schrullen. So war es bekannt, daß er nicht leicht eine Operation vornahm, wenn er am Morgen bei seinem Ausgang einem alten Weibe, einem Schwein — oder seinem Kollegen Wendt begegnete. Äußerdem lebte er in dem Wahn, daß er von seinen nur in der Einbildung existierenden Feinden fortwährend verfolgt werde. Zu diesen zählte er vor allen den berühmten Chirurgen Rust und den genialen Dieffenbach in Berlin, über die er in seinen Vorlesungen zum Ergötzen seiner Zuhörer in origineller derber Weise loszog. Im Übrigen galt der alte Benedikt für einen bedeutenden Gelehrten der alten Schule und für einen tüchtigen Operateur, trotzdem er fast zu starke, plumpe und zitternde Hände hatte. — Sein Antipode war der ihm so verhaßte Geheimrat Wendt, eine imposante Gestalt, weniger durch wissenschaftliche Leistungen als durch praktisches Geschick ausgezeichnet und bekannt als einer der beliebtesten und populärsten Ärzte in Breslau. Schon als junger Mann hatte er es verstanden, durch seine galvanischen Experimente an der Leiche eines hingerichteten Mörders, der noch dazu ein ungarischer Edelmann und der Geliebte der damals in Breslau lebenden, berüchtigten Gräfin Lichtenau war, ein großes Aufsehn zu erregen. Obgleich diese Experimente wissenschaftlich nur einen sehr zweifelhaften Wert hatten, erzählte man sich darüber die wunderbarsten Dinge, unter anderen, daß der galvanisierte abgeschlagene Kopf des Mörders die Augen geöffnet und noch vollkommenes Bewußtsein verraten habe, als Wendt ihn bei Namen rief und verschiedene Fragen an ihn richtete; worans die Gegner der Todesstrafe Gründe gegen die Zulässigkeit derselben, besonders gegen die Enthauptung der Verbrecher, entnahmen. Den größten Nutzen aus diesen Experimenten zog jedenfalls der lebenslnstige Wendt, der, dadurch bekannt, bald zu den gesuchtesten Ärzten der Stadt zählte und mit der Zeit Professor und Geheimrat wurde.

Digitized by Google

Eine höhere wissenschaftliche Bedeutung durfte der alte Remer als klinischer Lehrer beanspruchen, obgleich auch er die Fortschritte der neueren Medizin, die pathologischen Untersuchungen der Wiener Schule, den damals auftauchenden Gebrauch der Perkussion und Auskultation, die Hilfsmittel der organischen Chemie wenig oder gar nicht berücksichtigte und seine Vorlesungen in der alten hergebrachten Weise hielt. Tagegen gehörte sein Sohn, ein geistreicher Chirurg und geschickter Operateur, bereits ganz der neueren Richtung an. Die Geschichte der Medizin trug der gelehrte, aber langweilige Professor Henschel vor, dessen Vater einst der geachtetste und humanste Arzt in Breslau war.

Bei dem Besuch der Anatomie und Klinik lernte ich verschiedene tüchtige und begabte Studenten kennen, denen ich mich mehr oder minder eng anschloß. Unter diesen befand sich der leider früh gestorbene Biol, der sich schon damals durch seine allgemeine Bildung und musikalisches Talent hervorthat, ferner der später bekannt gewordene Professor Hermann Friedberg, der sich auf dem Gebiete der Hygiene einen geachteten Namen erworben hat und der ebenfalls durch seine Leistungen auf demselben Felde bekannte geistreiche Medizinalrat Pappenheim, mit dem ich schon in Oppeln befreundet war. Vor Allen aber verkehrte ich wieder mit Traube, mit dem mich trotz der immer mehr hervortretenden Verschiedenheit unserer Anlagen und Neigungen die innigste Freundschaft verband. Rastlos fleißig, schlug er mir die Bildung eines philosophischen Vereins vor, an dem sich außer uns beiden noch ein strebsamer Jurist und ein höchst talentvoller, aber zerfahrener Student der Philosophie beteiligten. Wir schwärmten für Spinoza, dessen Werke und Briefe wir mit wahrer Andacht lasen und studierten. An bestimmten Tagen der Woche kamen wir auf Traubes Stube zusammen, um bei einem Glase Bier und einem frugalen Abendbrot uns an den Schriften des unsterblichen Denkers zu erbauen, der einen großen Einfluß auf unsere ganze Richtung ausübte. Schon damals imponierte uns Traube durch seinen scharfen Verstand, seinen unermüdlichen Fleiß und den sittlichen Ernst seines Charakters, obgleich er nach beendeter Arbeit sehr heiter sein konnte und dann einen frischen Humor entfaltete, der nur zuweilen eine scharfe ironische Färbung annahm, wenn er sich mit dem konfusen philosophischen Jünger, der trotz seiner glänzenden Anlagen oft auf bedenkliche Abwege geriet, heftig herumstritt und dem begabten Bummler freundschaftlich den Text las.

So sehr auch meine Zeit durch diese wissenschaftlichen Studien und meine Hauslehrerstelle in Anspruch genommen wurde, regte sich immer von Neuem meine Liebe zur Poesie, die jedoch damals in Breslau wenig oder gar keine Nahrung und Förderung fand. Im Ganzen herrschte daselbst nur ein geringes Interesse an der Litteratur, trotzdem gerade in jenen Tagen das junge Deutschland blühte, Börne und Heine eine förmliche Revolution der Geister hervorriefen und im Zenith ihres Ruhmes standen. Man kann sich heute kaum noch eine Vorstellung von dem Enthusiasmus machen, mit dem die genannten Schriftsteller besonders von der empfänglichen Jugend aufgenommen wurden. Man schwärmte für die Gedichte Heines, für diese originellen entzückenden Lieder mit ihren witzigen Pointen; man bewunderte die kühne Prosa und patriotische Sprache Börnes, man verschlang die Schriften des jungen Deutschlands: Die „Wally" Gutzkows, die „Madonna" Mundts und die „Reisenovellen" von Laube, welche man für die Morgenröte einer neuen Litteratur-Epoche hielt und von denen jetzt kein Mensch mehr spricht.

Gegen das Alles verhielt sich Breslau auffallend kühl und teilnahmslos, woran wohl zum Teil seine ungünstige geographische Lage und die überwiegenden Interessen des hier vorherrschenden Handelsstandes die Schuld tragen mochten. Zwar fehlte es nicht an empfänglichen Gemütern, an begabten Dichtern, aber sie hatten keinen Einfluß auf die Öffentlichkeit und lebten meist unbeachtet, isoliert. Carl Schall, der poetische Falstaff, war vor einigen Jahren in ziemlich bedrängten Verhältnissen gestorben, Holtei schweifte als Vorleser in der Ferne herum, der fein gebildete Kahlert war zu wenig produktiv und Hoffmann von Fallersleben als Dichter nur im engeren Freundeskreise der „zwanglosen Gesellschaft" erst bekannt. Freytag, Graf Moritz von Strachwitz und Sallet, die besten Geister, gehörten einer späteren Periode an. Um so üppiger wucherte die in Schlesien von jeher beliebte und gepflegte Gelegenheitspoesie, die von dem alten, prächtigen Geisheim und dem heiteren Grünig in achtungswerter Weise vertreten wurde. Zu den Genannten gesellte sich noch der würdige Stadtrat Pulvermacher und der biedere Destillateur Kudraß, der nicht nur vorzügliche Schnäpse, sondern auch Verse machte. Man würde jedoch diesen trefflichen Männern Unrecht thun, wenn man ihre Verdienste zu gering veranschlagen sollte. Vor Allen besaß der alte Geisheim ein entschiedenes Talent, eine große Leichtigkeit und Formgewandtheit, einen anspruchslosen, liebenswürdigen Humor und einen frischen, natürlichen Witz. Seine in einem starken Bande erschienenen Gedichte enthalten neben manchem Trivialen und Veralteten eine Fülle der reizendsten Lieder, die man noch heute mit Vergnügen lesen kann. Auch von Grünig sind anmutige Arbeiten vorhanden, darunter das köstliche Gedicht „Die verlegten Schlüssel", wert, der Vergessenheit entrissen zu werden.

Die periodische Presse Breslaus beschränkte sich fast ausschließlich auf die alte „Schlesische" und die neue „Breslauer Zeitung", von denen die erstere von dem hochgebildeten Professor Schön, einem geborenen Österreicher, die letztere von dem klugen, gewandten

Digitized by Google

Baron von Vaerst nach dem Tode Schalls redigiert wurde. Dieser zählte unstreitig zu den bedeutendsten und interessantesten Litteraten des alten Breslau. Sohn eines preußischen Offiziers in Wesel, der seine Abkunft von den alten Grafen von Flandern herleitete, folgte er seinem Vater bei dessen Versetzung nach Bayreuth, wo er sich der besonderen Gunst des genialen Jean Paul erfreute. Für den Soldatenstand bestimmt, kam der zwölfjährige Knabe in das Kadettenkorps und wurde Offizier im 2. Westpreußischen Infanterie-Regiment, das damals in Breslau stand. Als solcher zeichnete er sich in dem Feldzuge von 1812 gegen Rußland unter dem General York und ebenso in den Befreiungskriegen aus. Aus unbekannten Gründen nahm er jedoch kurz nach dem Frieden seinen Abschied und ging zu seiner weiteren Ausbildung nach Berlin, wo er mit dem originellen Dichter der Serapionsbrüder, Hoffmann, und mit dem berühmten Schauspieler Ludwig Devrient im vertrauten Umgang lebte. Schon damals verriet sich seine Lust an Abenteuern in dem romantischen, von ihm auch ausgeführten Entschluß, einen ganzen Winter auf der Heuscheuer in der Grafschaft Glatz mit dem befreundeten Maler Höcker in einem einsamen Bauernhause, das bald verschneite und von jedem menschlichen Verkehr abgeschnitten war, fern von der Welt, nur auf seinen Begleiter und einige Bücher beschränkt, in tiefster Abgeschiedenheit zu verbringen. Dieses sonderbare, an seltsamen Erlebnissen und Eindrücken reiche Abenteuer lieferte dem Dichter Willibald Alexis, der ein geborener Breslauer war, den Stoff zu der interessanten Novelle „Acerbi", deren Held Vaerst war.

Die folgenden Jahre lebte Vaerst in Breslau, wo er sich an Witte, Holtei und vor Allem an Schall anschloß. Durch ein Abkommen mit dem Letzteren wurde er Mitbesitzer der „Breslauer Zeitung", welche durch ihn ihren provinziellen Charakter verlor, dafür aber eine allgemeinere politische Bedeutung gewann. Von einer unwiderstehlichen Wanderlust getrieben, bereiste er Dänemark, England, Italien und Frankreich, überall Verbindungen anknüpfend. Am längsten und liebsten verweilte er in Paris, das zugleich seinem Geist und seiner Sucht nach Abenteuern, mit denen er stets praktische Zwecke und seine Interessen zu verbinden wußte, ein reiches Feld bot. Hier beteiligte er sich unter dem Ministerium Billele an dem politischen Parteitreiben und an verschiedenen Speculationen, wodurch er mit vielen hochgestellten und einflußreichen Personen aus der besten Pariser Gesellschaft in Verbindung kam. Eine interessante Episode in seinem vielbewegten Leben bildete eine im Jahre 1838 von ihm unternommene Reise nach Spanien, in das Hauptquartier des Prätendenten Don Carlos. Obgleich dieser Reise von den bestunterrichteten Blättern eine geheime diplomatische Mission zugeschrieben wurde, stellte Vaerst jede derartige Annahme entschieden in Abrede. Nichtsdestoweniger wollte ihn die französische Regierung unter Louis Philipp in Bayonne verhaften lassen, doch gelang es ihm, sich der Gefahr durch schleunige Flucht zu entziehen, nachdem er alle ihn kompromittierenden Papiere aus Vorsicht vernichtet hatte.

Schon früher ließ Vaerst unter dem angenommenen Namen eines Chevalier de Lelly „Cavalierperspective, Handbuch für angehende Verschwender" erscheinen. Das amüsante Buch, welches irrtümlich dem Justizrat Neigebauer, der früher preußischer Konsul in den Donaufürstentümern war, zugeschrieben wurde, erregte großes Aufsehen und fand in den Denkwürdigkeiten von Varnhagen eine höchst günstige Beurteilung: „Dreierlei ergiebt sich aus dem vorliegenden Buch auf den ersten Blick: daß der Verfasser ein Mann von Geist, daß er ein Mann von Welt, daß er eine schöne litterarische Bildung hat. Er führt von seiner Höhe herab, wo er einen freien Überblick genießt, angenehme Diskurse mit den Umstehenden. Die Pedanten und Philister sind ihm am meisten zuwider. Sein Humor, seine Satiren selbst haben etwas Menschenfreundliches. In litterarischer Hinsicht bekennt er sich zu Hoffmann, Pückler, höher hinauf zu Goethe und Shakespeare." — In seinen später veröffentlichten „Pyrenäen" gab Vaerst seine spanischen Reiseeindrücke und Erlebnisse, ohne jedoch den mysteriösen Schleier seiner Mission zu lüften. Ganz besonders aber machte er sich vorteilhaft durch seine „Gastrosophie" bekannt, eine der geistreichsten Schriften für gebildete Feinschmecker, welche mit bewunderungswürdiger materieller Sachkenntnis die Philosophie des feinsten Epikuräers verbindet.

Im Jahre 1840 übernahm Vaerst die Pacht und Direktion des Breslauer Theaters, von der er sich jedoch nach kurzer Zeit wieder zurückzog. Ebenso überließ er gegen eine ansehnliche Leibrente seinen Anteil an der „Breslauer Zeitung" dem Buchhändler Barth, wogegen Vaerst sein Leben zu Gunsten des letzteren mit einer hohen Prämie versicherte. Als aber Barth infolge der Märzrevolution und der veränderten Zeitverhältnisse sich weigerte, die große Rente weiter fort zu zahlen und von der erlangten Freiheit Gebrauch machen wollte, eine eigene Zeitung herauszugeben, erklärte der damals bei seinem Bruder an einer schweren Krankheit darniederliegende Vaerst, daß er in diesem Fall seinem Leben durch einen Pistolenschuß ein Ende machen würde, wodurch Barth nach den Statuten der Lebensversicherungs-Gesellschaft seine Prämie verloren hätte. Bei der bekannten Energie und Todesverachtung des mutigen Kranken fand sich der erschrockene Buchhändler bewogen, noch vor der abgelaufenen Frist die schuldige Rente zu zahlen, da er keinen Augenblick zweifelte, daß Vaerst seine Drohung zur bestimmten Stunde ausführen würde, wenn er nicht das geforderte Geld erhielt.

Dieser mir von glaubwürdiger Seite verbürgte Zug charakterisiert den ganzen Menschen besser, als

Digitized by Google

die ausführlichste und genaueste Biographie. Sowohl in seiner äußeren Erscheinung wie in seinem Wesen erinnerte Baerst unwillkürlich an jene vornehmen Abenteurer des achtzehnten Jahrhunderts, die durch ihren Geist und ihre Kühnheit eine bedeutende Rolle spielten, im Lager und im Salon glänzten, bald im Überfluß schwelgten, bald mit dem Mangel kämpften und nachdem sie das Leben bis zur Übersättigung genossen, den Becher der Lust bis zur Neige geleert, mit einem blasierten Lächeln in philosophischer Ruhe dem Tode entgegensahen. So erscheint auch Baerst auf einem von dem Breslauer Maler Siegert herrührenden Bilde zweier Mönche, von denen der dicke Kapuziner den geistreichen Schall, der hagere Jesuit mit den scharfen, energischen Zügen und klugen Augen den kühnen, abenteuerlichen Baerst darstellt. — Abgesehen von den beiden genannten politischen Zeitungen bot die periodische Presse in Breslau damals ein trauriges Bild litterarischer Armut. Ein Versuch Lambes, im Verlag von Schulz und Kompagnie eine Zeitschrift „Aurora“ herauszugeben, war vollkommen gescheitert. Auf die nach allen deutschen Städten versendeten Probenummern meldete sich ein Abonnent, und zwar ein Berliner. Nicht glücklicher war Hoffmann von Fallersleben mit seiner „Monatsschrift“, die nach kurzem Bestehen wieder einging. Einer größeren Verbreitung und längerer Lebensdauer erfreuten sich der von Geisheim herausgegebene „Hausfreund“ und die von Streit begründeten „Schlesischen Provinzialblätter“, welche diesen Vorzug den lokalen und provinziellen Interessen verdankten. Das von einem Herrn Mehwald, einem traurigen Scribenten, zusammengeschriebene oder vielmehr zusammengestohlene Winkelblatt konnte höchstens den Ansprüchen und dem Geschmack der niedrigsten Leser genügen, und der von dem Regierungssecretär Theodor Brandt herausgegebene „Schlesische Musenalmanach“ war so jämmerlich, daß der berühmte Wachler ihn nur den Abtritt der schlesischen Poesie zu nennen pflegte. Einen besseren Ruf genoß die von dem witzigen Doktor Laster (Julius Sincerus) redigierte „Nachtwandlerin“, obgleich auch die arme Somnambule keine Seide spann und an der Schwindsucht des Abonnentenmangels frühzeitig zu sterben drohte.

Ungeachtet dieser erschwerenden Umstände ergab ich mich dem Laster der Poesie. Ich schrieb nicht nur heimlich lyrische und epische Gedichte, sondern ließ mich durch den Beifall nachsichtiger oder unkritischer Freunde verführen, diese unreifen Arbeiten drucken zu lassen. Zu diesem Behufe wendete ich mich an den genannten Herausgeber der „Nachtwandlerin“, der sich auch bereit erklärte, natürlich ohne Honorar, diese Beiträge in sein geschätztes Blatt aufzunehmen. Mit unbeschreiblicher Spannung sah ich der betreffenden Nummer entgegen, in der mein Gedicht „Der Zweifler“, der Kampf der neuen freien Weltanschauung mit dem alten Glauben, erscheinen sollte. Voll Ungeduld eilte ich in die stark besuchte Konditorei von Perini in der Junkernstraße, wo sich die gebildete Welt zum Nachmittags-Kaffee zu versammeln pflegte, um unbemerkt das Urteil des Publikums über meine Poesie zu vernehmen. Aber kein Mensch sprach von meinen Gedichten und Niemand würdigte die unglückliche Nachtwandlerin auch nur eines Blickes oder Wortes. — Indessen blieb meine dichterische Thätigkeit nicht ganz unbeachtet; ich fand in einer Breslauer Korrespondenz des von Herloßsohn in Leipzig herausgegebenen „Kometen“ meinen Namen in ehrenvoller Weise erwähnt. Der gutmütige, gefällige Lasker betrachtete mich als seinen Schützling und stellte mich seinen litterarischen Freunden vor, die sich an gewissen Abenden in der „Blauen Marie“, einem renommierten Bierhause auf dem Neumarkt, zu versammeln pflegten. Hier lernte ich die Mitarbeiter der „Schlesischen“ und „Breslauer Zeitung“, junge und alte Theaterkritiker, Lyriker und Novellisten kennen, welche nach des Tages Arbeit und Lasten ihr frugales Abendbrot mit lyrischen und prosaischen Scherzen würzten. In einem großen, etwas wüsten Zimmer, mit niedriger Balkendecke, von Rauch geschwärzten Wänden und kleinen, blinden Fenstern saßen die Ritter vom Geiste, die Vertreter der Breslauer Litteratur auf harten Holzbänken um den unpolierten Tisch von zweifelhafter Reinlichkeit, umgeben von echten Spießbürgern, die mit schmutzigen Karten „Dreiblatt“ oder „Solo“ spielten und dazu ihre faden Witze rissen. Ebenso einfach und primitiv wie diese Einrichtung war die Verpflegung. Unser Souper bestand gewöhnlich aus Butterbrot mit Koppenkäse oder Wiener Würstchen, den beiden einzigen Gerichten einer nicht vorhandenen Speisekarte. Dafür betrugen auch die ganzen Ausgaben eines Abends selten mehr als drei bis vier Silbergroschen, das Bier mit eingerechnet. Leider war die Mehrzahl dieser litterarischen Gesellschaft weder mit irdischen noch geistigen Gütern allzu reich gesegnet, aber sie besaß eine beneidenswerte Zufriedenheit, einen gutmütigen Humor und die echt schlesische Gemütlichkeit. Niemand kennt heute mehr noch die Namen dieser längst verschollenen Dichter, ihre Schriften und Werke, die längst zum Käsekrämer gewandert sind. In diesem Kreise glänzte vor Allen der kleine verwachsene Ladislaus Tarnowski, der Verfasser großer mehrbändiger Romane und romantischer Novellen, der blasse blonde Gustav Schneiderreit, der unermüdlich lyrische Verse und Schulden machte, der begabte lahme Rudolph Hilscher, Mitredakteur der „Schlesischen Zeitung“, welcher als verdorbener Theologe sein fünfundzwanzigjähriges „Ohne-Amts-Jubiläum“ feierte, wozu der alte Geisheim, Lasker und Pulvermacher witzige Toaste improvisierten, die reizendsten Lieder dichteten und der talentvolle, stets durstige Theatermaler Weiwach die komischsten Illustrationen und Transparente lieferte.

Digitized by Google

Außerdem kam ich noch mit einigen wirklichen Notabilitäten Breslaus in Berührung, die vermöge ihrer Stellung oder ihrer Verhältnisse ein gewisses Ansehen genossen, darunter Herr Epstein, die „hundertjährige Aloe“ genannt, weil er nur in großen Zeiträumen eine kleine Arbeit veröffentlichte und sich sonst in ein vornehmes Stillschweigen hüllte. Wohlhabend und unabhängig durch ein bedeutendes Vermögen, lebte er als Junggeselle in angenehmen Verhältnissen und schrieb nur zu seinem Vergnügen, ohne sich anzustrengen. Als ich ihn zum ersten Mal in seiner eleganten, komfortabel eingerichteten Wohnung besuchte, zeigte er mir einen von Tieck an ihn gerichteten Brief, gleichsam sein poetisches Adelsdiplom. Zugleich vertraute er mir unter dem Siegel der Verschwiegenheit an, daß er mit einer großen, Epoche machenden Arbeit beschäftigt sei. In der That erwarteten seine Freunde von Jahr zu Jahr das angekündigte unsterbliche Werk, an dem er im Geheimen arbeitete und von dem sich die Welt einen großen Erfolg versprach. Leider starb darüber der Dichter und in seinem Nachlasse wurde das Manuskript, das vielleicht nur in seiner Einbildung vorhanden war, nicht aufgefunden. Einstweilen aber genoß er während seines Lebens alle Ehren eines bedeutenden Poeten auf — Kredit. Im Übrigen besaß Herr Epstein einen feinen Geschmack, eine für einen Dilettanten seltene Bildung und den Brief von Tieck, dem er hauptsächlich seinen Ruhm verdankte.

Auch der talentvolle Suckow, Professor der Theologie und Prediger an der Hofkirche, ließ nichts mehr von sich hören, nachdem er unter dem Namen „Posgaru“ zwei vielversprechende Novellen: „Liebesgeschichten“ und „Germanos“ veröffentlicht hatte, welche bei ihrem Erscheinen großes Aufsehen erregten und sogar Tieck zugeschrieben wurden, an dessen Stil und Manier sie unwillkürlich erinnerten, wenn auch ihre Tendenz dieser Annahme widersprach. Umsomehr wurde das Schweigen des begabten Schriftstellers bedauert, der hauptsächlich durch seine geistliche Stellung sich abhalten ließ, die mit so bedeutendem Erfolg betretene litterarische Laufbahn zu verfolgen. Seine Übersetzung des „Manfred“ von Byron enthielt schon im Jahre 1839 die merkwürdige, an Richard Wagner anklingende Bemerkung, daß das Deutsche Theater durch den Mißbrauch der Musik gesunken sei und nur durch die Musik sich wieder heben könne; wozu Suckow schon damals die Aufführung des „Manfred“ empfahl, die auch dann viel später im Wiener Hoftheater erfolgte, ohne daß man dabei an Suckow dachte.

Ein in vieler Beziehung eigentümlicher, höchst origineller Schriftsteller, den ich jedoch erst später kennen lernte, war der Professor Regis, der geistvolle Übersetzer des „Rabelais“ und des „Bojardo“. In seiner Übertragung des größten französischen Humoristen wetteiferte Regis mit dem alten „Fischart“ durch die wunderbarsten Wortbildungen und kühnsten Satzverschlingungen. Seine Übersetzung des Rabelais ist ein Meisterwerk, das nicht nur den Geist und Witz, sondern auch die groteske Sprache des Originals frei und doch treu wiedergiebt. Der Verkehr mit Regis war mir dadurch schwer gemacht, daß er die sonderbare Gewohnheit hatte, während des Tages zu schlafen, erst des Abends sein Diner einzunehmen, des Nachts zu promenieren und bis zum Morgen angestrengt zu arbeiten. Wenn man aber das Glück hatte, den sonderbaren Nachtschwärmer auf seinen einsamen Spaziergängen zu begleiten und zu sprechen, so mußte man seine wahrhaft riesige Belesenheit, seine gediegenen Kenntnisse und seinen liebenswürdigen Humor bewundern, so daß man nur ungern den genialen Sonderling verließ.

Originale wie Regis waren früher in Breslau nicht so selten und ich fand daselbst eine nicht unbedeutende Galerie solcher merkwürdiger Charakterköpfe, die sich sowohl durch ihre äußere Erscheinung, wie durch ihre eigentümliche Denkweise bemerkbar machten. Eine derartige auffallende Persönlichkeit war der in der Studentenwelt bekannte Antiquar Ernst, ein gelehrter Autodidakt, mit dem ich in Berührung kam, als ich bei ihm eine alte Ausgabe des „Novum Organon“ von Baco suchte. Ich war nicht wenig überrascht, in dem alten Bücherträbler einen kenntnisreichen und belesenen Gelehrten zu finden, der nicht nur in der älteren, sondern auch in der neueren Philosophie gründlichen Bescheid wußte und die Kabbala, Jakob Böhme, Plato und Aristoteles ebensogut wie Kant und Fichte, wie Schelling und Hegel kannte. Bald fesselte mich die Unterhaltung mit dem originellen Denker, dessen schöner Kopf, mit der hohen Stirn, den klaren Augen und den langen, weißen Haaren mich an die Büste eines antiken Philosophen erinnerte.

Im hohen Grade interessierte mich Ernst durch seine kühnen Hypothesen, die er unter dem Titel: „Planetognosis, Neues Planetenbuch, oder Mikro- und Makrokosmus“ im Verlage von Urban Kern in Breslau erscheinen ließ. Mit vielem Geiste, wenn auch nicht frei von phantastischen Ideen und mystischen Träumereien, suchte der originelle Verfasser den Beweis zu führen, daß die Erde ein lebendes Wesen sei. Nach seiner Ansicht sind alle Sterne lebende, empfindende, fühlende, denkende Individuen, und insofern sie letzteres sind, auch besondere Individualitäten. „Unser Planet,“ behauptete dieser moderne Jakob Böhme, „ist demnach nicht nur ein Planeten-Individuum, sondern auch eine Planetenperson. In dem Denken aller Menschen, dem Denken der ganzen Menschheit als eines organischen Ganzen, so zerspalten und verwirrt es auch in unserer Gegenwart und in unserer unmittelbaren Nähe erscheinen mag, offenbart sich das Denken des Planeten, so wie der Planet selbst wieder nur ein einzelner Gedanke des All- und Ein-

Digitized by Google

wesens, Gott genannt, ist. Im Tierreiche manifestiert sich das Fühlen des Planeten, jedes Tier ist eines seiner Gefühle, so manifestiert sich im Raubtiere die Leidenschaft, im Pflanzenreich das Empfinden, in jeder Pflanze eine besondere Art der Empfindung. Sofern die Erde empfindet, bringt sie Pflanzen hervor; sofern sie fühlt, Tiere; sofern sie denkt, das Menschengeschlecht. Das Mineralreich aber und alles, was wir für leblose, tote Materie halten, bildet den äußeren Leib des Planeten, der so gut wie der tierische und menschliche sein Leben bekundet."

Konsequenter Weise schreibt Ernst der Erde auch Respirationsorgane, Gehirn- und Sinneswerkzeuge zu, obgleich sich die letzteren wegen unserer mangelhaften Kenntnisse nicht leicht nachweisen lassen. Dagegen kann man die Denkkräfte der Erde ohne Mühe erkennen. Ihr Gedächtnis- und Erinnerungsvermögen giebt sich in der Geschichte kund. Geschichte ist nichts anderes, als das Resultat des Planetengedächtnisses, die Selbstbiographie der Erde. Was die Logik für den Verstand des Individuums, ist die Politik für den ganzen Planeten. Wie aber das Individuum, wenn es nicht altersschwach geworden ist, veraltete und verworrene Gedanken mit neueren, besseren und für seine Lage passenderen vertauscht, so ändert auch der Planet zuweilen seine Sinnesart und schafft sich eine neue Denkweise. So entstehen die Revolutionen, welche den früheren Gedankengang unterbrechen und zerstören. Es giebt aber im Menschen ein noch höheres und edleres Gedankenorgan — die Vernunft des Planeten, die sich in der Philosophie, der höchsten Wissenschaft, offenbart.

Der Mensch aber denkt nicht allein das Wahre, er denkt auch das Schöne mittelst seiner Einbildungskraft und Phantasie. Aus dieser entspringt die Poesie, die höchste aller Künste. Die Einbildungskraft schafft den Volksglauben und Aberglauben, den Mythus und die Volkssagen, die Phantasie, die verschiedenen Religionen. Religion ist die Poesie des Planeten. Nach einer geistreich spielenden Analogie vergleicht unser Philosoph das Judentum mit der Fabel, welche sich zur moralischen Anhanwendung vorzugsweise eignet, das Griechentum mit der lyrischen Poesie, welche die Natur verklärt und vergöttert; das Christentum mit dem Epos, das einen Helden (Christus) verherrlicht. Der Katholizismus glaubt an seinen objektiven Helden, das Lutherthum und der Kalvinismus fasst ihn mehr subjektiv und nähert sich deshalb dem Lehrgedicht. Der Rationalismus bildet den Übergang der Poesie zur Prosa und erinnert an den modernen Roman. Der Mohamedanismus ist das Drama, wobei man jedoch nicht an die heutigen geistesträgen Türken, sondern an die lebendigen, thatenlustigen Araber denken muß. Jede Religion erscheint in ihrer ersten jugendlichen Periode am reinsten und frischesten, dann fängt sie an, eine Lehrformel und Priesterschaft zu bilden, wodurch sie ihre Ursprünglichkeit einbüßt, gerade wie die Poesie, so lange sie nicht an Regeln der Ästhetik und Poetik gebunden ist und weder Kritiker noch Versküstler kennt. Daher repräsentieren Theologen und Geistliche in der Poesie des Planeten die Ästhetiker, Kunstdichter und Recensenten.

Der Planet macht aber auch wie der Mensch sich selbst zum Gegenstand seines Denkens und Wissens. Er richtet sein Denken auf seine körperliche Erscheinung. Diese Gedanken nennen wir: Geologen, Geognosten, Mineralogen, Chemiker u. s. w. Er richtet es auf die Natur, Beschaffenheit, Kräfte und Gesetze dieser seiner körperlichen Erscheinung; solche Gedanken nennen wir Physiker; auf seine Empfindungen: Botaniker; auf seine Gefühle: Zoologen; auf sein Denken: Psychologen. Er sucht seine ganze Erscheinung sowohl in seinem körperlichen Leben, wie in seinem Empfinden, Fühlen und Denken genauer zu erforschen: Physiologen, wogegen diejenigen Gedanken des Planeten, welche lediglich auf die allgemeinen Formen gerichtet sind, Mathematiker heißen.

So gewagt und zum Teil komisch diese Hypothesen und Paradoxen eines Autodidakten uns erscheinen mögen, so läßt sich doch nicht leugnen, daß in seinem Buche eine Fülle anregender Ideen und interessanter Ansichten enthalten ist. So sprach der Verfasser schon lange vor Darwin folgende, mit dem berühmten Naturforscher übereinstimmende Theorie aus: „Bei jeder neuen Schöpfung aber strebt das früher unvollkommen Dageweſene zu einer höheren Gattung empor und viele der Keime erreichen auch eine solche. Viele Tiere und Tiergattungen einer früheren Erdperiode haben sich, wahrscheinlich bei der letzten Schöpfung, zum Menschen und zur Menschengattung emporgerungen." Dieser Gedanke allein dürfte hinreichen, für den Geist des originellen Philosophen ein ehrenvolles Zeugniß abzugeben und dem alten Breslauer Antiquar ein Andenken zu sichern.

Ein nicht minder interessanter Charakterkopf war der verdienstvolle Musikdirektor Mosewius, ein geborener Königsberger, aber mit Breslau vollkommen verwachsen. Begabt mit einer schönen Stimme und großem musikalischen Talent, widmete er sich in seiner Jugend der Oper, nachdem er eine sorgfältige Erziehung und Gesangunterricht bei dem Italiener Cartallieri und Hiller in Leipzig erhalten hatte. Im Jahre 1816 nahm Mosewius ein Engagement bei dem damals blühenden Theater in Breslau an, wo er als Osmin, Caspar, Leporello und Figaro großen Beifall fand und auch als Schauspieler mit Erfolg auftrat. Schon damals erwarb ihm seine höhere Bildung, seine persönliche Liebenswürdigkeit und sein frischer Humor zahlreiche Freunde; darunter Männer wie Karl Schall, Braniß, Steffens, Karl von Raumer, von der Hagen und den gelehrten musikalischen Oberlandesgerichtsrat von Winterfeld.

Da sich Mosewius mit dem damaligen Theaterdirector Birey nicht zu stellen wußte, so verließ er

Digitized by Google

die Bühne und gründete 1825 die „Breslauer Singakademie", nachdem er schon früher mit Schall die „große Liedertafel" gestiftet hatte. Bald wurde er die Seele und der Mittelpunkt des musikalischen Breslau, obgleich er weder als Komponist noch als Virtuose sich auszeichnete. Aber sein lebendiges Gefühl für das Schöne, sein feuriger Eifer für die Kunst, sein seltenes Lehrtalent und seine allen Schwierigkeiten und Hindernissen trotzende Energie machten ihn zu einer Autorität auf dem Gebiete der Tonkunst. Als Gründer und Direktor der Singakademie erwarb sich Mosewius ein unvergängliches Verdienst um die musikalische Bildung der Stadt. Aber auch im persönlichen Umgang und geselligen Verkehr nahm er vermöge seines Geistes und seiner eigentümlichen Begabung eine hervorragende Stellung ein. Schon seine äußere Erscheinung, die kräftige, behäbige Gestalt, das rote ausdrucksvolle Gesicht mit der hervortretenden hohen Stirn, den hellen klugen Augen, dem starken, fast immer lachenden Mund und dem charakteristisch lebhaften Mienenspiel verrieten eine echte, gesunde Künstlernatur, eine glückliche Mischung von Geist und Herz, von Verstand und Gemüt, von leichtem Scherz und tiefem Ernst, von angeborener Gutmütigkeit und schlauer Weltklugheit. Dazu kam noch ein hinreißender Humor und eine unverwüstliche gute Laune, welche selbst mancher harte Schicksalsschlag nicht zu trüben vermochte. Sein schalkhafter Blick, sein fröhliches Gelächter ließ keinen Trübsinn, keine Langeweile in seiner Gesellschaft aufkommen und versöhnte selbst seine Gegner mit seiner nicht selten urwüchsigen Grobheit.

Eine verwandte, wenn auch in vielen Hinsichten genialere Natur war der beliebte Musiker Frendenberg, dessen interessante Selbstbiographie der ihm befreundete Doktor Viol herausgegeben hat. Wenn man in diese Memoiren einen Blick thut, glaubt man bald ein humoristisches Kapitel aus einem Roman von Jean Paul, bald ein Gedicht von Eichendorff oder bald einige Seiten aus Holteis „Vagabunden" zu lesen, bald den guten „Quintus Fixlein", bald den lustigen „Taugenichts" auf ihren romantischen Fahrten zu begleiten. Frendenbergs Wanderung nach Italien, mit 150 Thalern in der Tasche, seine Abenteuer in Rom und Tivoli, seine Brautwerbung, seine Ehestandsfreuden und — Leiden sind köstliche Genrebilder aus einer Zeit, die uns jetzt fern liegt, aber an idealem Lebensgehalt bei Weitem die Gegenwart übertrifft. Ebenso originell wie dies Buch war die Person des Verfassers. Exzentrisch und phantastisch gleich dem dämonischen „Kreisler" in Hoffmanns Erzählung, voll barocker Ansichten und Gewohnheiten, voll scharfer Ecken und Kanten, starr und eigensinnig bis zur rücksichtslosesten Ungezogenheit, aber ehrlich, bieder und uneigennützig bis zur höchsten Selbstverleugnung, schwärmerisch begeistert für seine Kunst, anspruchslos, bescheiden und immer heiter war der „Riesenkantor", wie ihn Schall zu nennen pflegte, der Typus eines alten Organisten, wie er in unseren Tagen nirgends mehr gefunden wird. Ein Gegenstück fand der geniale Frendenberg an seinem Kollegen, dem berühmten Orgelspieler Hesse, der ebenso dick wie der Riesenkantor lang und mager, ebenso materiell wie jener ideal war und wegen seiner Derbheit und Korpulenz in Breslau nur der „Bär auf der Orgel" hieß.

Einer anderen Lebenssphäre gehörte der Direktor der Oberschlesischen Eisenbahn, Friedrich Lewald, an, dessen Bild seine bekannte Nichte Fanny Lewald in ihrer Lebensgeschichte mit liebevoller Hand gezeichnet hat. Wie Mosewius, war auch er in Königsberg geboren und nur aus Rücksicht auf die Familie seiner ersten Frau nach Schlesien gekommen, wo er in angenehmen, unabhängigen Verhältnissen anfänglich als Privatmann lebte und sich hauptsächlich mit national-ökonomischen und handelspolitischen Studien beschäftigte. Nachdem er eine Anstellung unter dem Finanzminister Maaßen abgelehnt, widmete er sich mit großem Eifer den städtischen Angelegenheiten, bis er in die Verwaltung der in erster Linie von ihm ins Leben gerufenen Oberschlesischen Eisenbahn als Direktor trat. Mit einem scharfen, praktischen Verstande, seiner Bildung und gediegenen Fachkenntnissen verband Lewald einen schlagfertigen Witz und satirische Laune. Seine günstigen Vermögensverhältnisse und unabhängige Stellung gestatteten ihm, ein großes, gastfreies Haus zu machen und mit seinen Freunden Hoffmann von Fallersleben, dem Historiker Stenzel, dem Physiker Frankenheim, den praktischen Ärzten Guttentag, Simson und Kalkstein, den Schriftstellern Kahlert und Epstein einen interessanten Kreis zu bilden, in welchem die neuesten politischen und litterarischen Erscheinungen freisinnig besprochen wurden. Durch seine gesellschaftliche Stellung, seine vielfachen bedeutenden Verbindungen und durch seine stattliche, interessante Persönlichkeit übte Lewald nicht nur auf seine nächste Umgebung einen großen Einfluß aus: er war ebenso geachtet wegen seiner Tüchtigkeit, als gefürchtet wegen seines scharfen Witzes und seiner Ironie, die selbst seine nächsten Freunde nicht verschonte. So erzählte man von ihm, daß er die Beteiligung an einer Sammlung für einen seiner verstorbenen Freunde, um die Schulden desselben zu bezahlen, mit den Worten abgelehnt habe: „Unter keiner Bedingung! Das heißt gegen den Willen und Geist des Toten handeln, wenn wir seine Schulden bezahlen."

Ein nicht minder interessantes Original war der alte Sanitätsrat Guttentag, einer der vorzüglichsten und gesuchtesten Ärzte Breslaus, ein ebenso bedeutender Mediziner als gelehrter Philologe von universeller Bildung. Als junger Mann hatte er mit manchen Hindernissen und Anfeindungen von Seiten seiner älteren Kollegen zu kämpfen. Einer der Letzteren, der Doktor Seiffa, ging in seinem Haß sogar so weit,

Digitized by Google

die unter dem Titel „Unser Verkehr“ bekannte Posse zu schreiben und Guttentag als „Jidorus Morgenländer“ auf die Bühne zu bringen. Das elende Machwerk, dem eine wahre Begebenheit zu Grunde liegen soll, machte durch die Darstellung des damit herumreisenden Schauspielers Wurm ein unverdientes Aufsehen und gab seiner Zeit Veranlassung zu einer traurigen Judenhetze. Trotz all' dieser Anfechtungen und Vorurteile erwarb sich Guttentag bald einen hochgeachteten Namen und eine bedeutende Praxis, die er ebensosehr seinem ärztlichen Scharfblick, wie seiner seltenen Humanität verdankte. In späteren Jahren genoß der „alte Guttentag“, wie er allgemein genannt wurde, eine ungemeine Popularität bei Christen und Juden, Vornehmen und Geringen, Reichen und Armen, die er alle mit derselben Liebe und Sorgfalt, aber auch mit derselben Grobheit behandelte, hinter der sich seine Gutmütigkeit verbarg. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend sah man den kleinen originellen Arzt von einem Patienten zum andern unherwandern, ohne Rücksicht auf sein Alter und seine eigene Gesundheit zu nehmen. So begegnete ich ihm einst um Mitternacht im Sturm und Regen, als er von einem drei Treppen hoch wohnenden armen Kranken kam. Verwundert fragte ich ihn, was er bei einem solchen Unwetter so spät noch zu thun habe, worauf er mir sagte: „Ich alter Esel hatte den Patienten ganz vergessen, aber ich konnte nicht einschlafen, weil mir der Kerl keine Ruhe ließ. Ich versuchte zu schlummern und schloß die Augen, aber das half nichts. Ich drehte mich auf die andere Seite, aber der Mensch stand immer vor mir und sah mich mit vorwurfsvollen Blicken an. Zuletzt riß mir die Geduld, ich stand auf, zog mich an und ging in dem Hundewetter fort, nur um den verfluchten Kerl los zu werden.“

Zwei andere Originale waren die Brüder von Kottwitz, der eine Appellationsgerichtsrat, der andere Geheimer Regierungsrat. Beide alte Herren pflegten bei gutem und bei schlechtem Wetter ihren Spaziergang zu machen und sich genau zur bestimmten Minute an einem bezeichneten Stein auf der Kleinburger Chaussee zu treffen. Sobald sie sich von weitem sahen, zog der jüngere seinen Hut und grüßte den älteren Bruder, worauf dieser mit einer tiefen Verneigung dankte. Ohne ein Wort zu sprechen, gingen sie ernst nebeneinander her, immer schweigend, obgleich sie sich innig liebten. Wie man erzählte, sollen die Brüder einen Freund besessen haben, der sie auf diesen trappistischen Wanderungen zu begleiten pflegte. Als aber derselbe eines Tages die Bemerkung nicht unterdrücken konnte, daß es heute schönes Wetter sei, brachen sie empört über eine solche Ungehörigkeit jeden Umgang mit dem unleidlichen Schwätzer ab.

Ein anderes merkwürdiges Brüderpaar, die beiden Herren Fränkel, hinterließen mehr als eine Million Thaler zu wohlthätigen Zwecken und für milde Stiftungen. Trotz ihres großen Vermögens führten sie ein höchst bescheidenes Junggesellenleben und gönnten sich nicht den geringsten Komfort. Auf die Vorstellungen eines Freundes, daß sie sich doch auch einmal ein Vergnügen machen sollten, erwiderte der ältere: „Wenn ich mir ein Vergnügen machen will, brauche ich kein Geld auszugeben; ich esse nur zwei Stunden später als sonst, und wenn ich recht hungrig bin, habe ich dann ein großes Vergnügen, das mich nichts kostet.“ Auch diese Brüder hingen mit zärtlicher Liebe aneinander und noch mehr an ihrer Mutter, deren klugen Ratschlägen sie zum größten Teil ihr Vermögen verdankten. Durch ihr Testament, welches seiner Zeit viel besprochen und von den enttäuschten Verwandten angefochten wurde, erwarben sie sich ein großes Verdienst um die Stadt, besonders um ihre jüdischen Glaubensgenossen.

Ein durch seine unglaubliche Zerstreutheit berühmtes Original war ein sonst sehr gelehrter Gymnasialprofessor, von dem die wunderbarsten Geschichten berichtet wurden. So soll er unter anderem seinen Schülern folgendes Bild von den Unthaten Neros entworfen haben: „Der Tyrann zündete Rom an und warf in die brennende Stadt, um die Flammen zu schüren, Pech, Schwefel, Stroh, Christen und andere leicht entzündliche Materialien.“ Bei einer anderen Gelegenheit berichtete er von den Zuständen im Mittelalter: „Man konnte früher nicht von Breslau nach Schweidnitz reisen, ohne mehrere Male überfallen und tot geschlagen zu werden.“ Auch stellte er die kühne Hypothese auf: „Der Kreuzestod ist an sich selbst nicht tötlich.“

Wichtiger und bedeutender als diese mehr oder weniger interessanten Originale war ein berühmtes Breslauer Stadtkind: der vielbesprochene, bald übermäßig vergötterte, bald ungerecht verdammte sozialistische Agitator Ferdinand Lassalle, mit dem mich der Zufall zu verschiedenen Zeiten und unter verschiedenen Umständen zusammenführte. Als ich ihn zuerst sah, war er Gymnasiast, ich Student und Hauslehrer in einer reichen, gebildeten Kaufmannsfamilie. Der älteste Sohn derselben, ein talentvoller Sekundaner, war mit Ferdinand befreundet, der in meiner Erinnerung als ein frühreifer, hoch aufgeschossener, bleicher Jüngling lebt, mit wirren blonden Locken und feurig blauen, glänzenden Augen. Das Schicksal wollte, daß die Freunde sich entzweiten, und zwar, wie ich nachträglich erfuhr, wegen eines schönen Mädchens, in das sich beide in der Tanzstunde sterblich verliebten. Die Folge war ein heftiger Streit, der mit einer förmlichen Herausforderung von Seiten Lassalles endete. Da der betreffende Brief an meinen Zögling in meine Hände kam, so hielt ich es für meine Pflicht, dem Vater die Sache mitzuteilen, um die unreifen Burschc an der Ausführung dieses thörichten Duells zu hindern. Da auch die beiden Eltern der kampflustigen Sekundaner mit einander befreundet waren, so begaben wir uns zu dem Vater Lassalles, einem

Digitized by Google

wohlhabenden Manufakturisten, damit derselbe seinem Sohn ebenfalls den Kopf waschen sollte. Ich werde nie den trotzigen Hochmut vergessen, mit welchem der damals fünfzehnjährige Ferdinand sich jede Einmischung in seine Angelegenheiten verbat, und selbst gegen die väterliche Autorität sich auflehnte. Erst nach langen, heftigen Verhandlungen, wobei er schon damals eine bewunderungswürdige Rednergabe entwickelte, ließ er sich das Versprechen entreißen, von seinem blutigen Vorhaben abzustehen. Dieselbe Energie zeigte er auch später, als er gegen den Willen seines Vaters die Handelsschule in Leipzig mit der Universität unter großen Entbehrungen von seiner Seite vertauschte.

Einige Jahre nach diesem Ereignisse sah ich Lassalle in Berlin wieder, wo er als Student bereits durch seinen Geist Aufsehen erregte und selbst Männer wie Alexander von Humboldt und Böckh für sich zu interessieren wußte. Allerdings behaupten seine Gegner, an denen es ihm schon damals nicht fehlte, daß er sich für die Unterhaltung mit diesen berühmten Gelehrten förmlich aus ihren Schriften vorbereitete, und geschickt ihre kleinen Schwächen und Eitelkeiten zu benutzen verstanden habe. Damals traf ich mit Lassalle öfters in der Wohnung des Dr. Arnold Mendelsohn zusammen, da ich mit ihm und unserem gemeinschaftlichen Freunde Traube in demselben Hause wohnte. Mendelsohn selbst, ein Neffe des bekannten Bankiers, zeichnete sich durch Talent und gediegene Studien aus. Als eifriger Mediziner beschäftigte er sich mit wissenschaftlichen Untersuchungen des Nervus vagus und dessen Einfluß auf die Respiration und den Blutumlauf, woran sich auch Traube beteiligte. Später veröffentlichte er ein Buch über die Resultate seiner Forschungen, das von den Sachverständigen mit vielem Beifall aufgenommen wurde, und den Verfasser zu den schönsten Hoffnungen berechtigte.

Um so mehr mußte es überraschen, daß der fleißige, strebsame und nichts weniger als abenteuerliche Mendelsohn, den vermöge seiner Begabung und seiner einflußreichen Verbindung eine glänzende akademische Laufbahn und eine einträgliche Praxis erwarteten, sich von Lassalle überreden ließ, im Verein mit dem Assessor Oppenheim an dem berüchtigten Kassetten-Diebstahl zu Gunsten der Gräfin Hatzfeld teilzunehmen, wodurch alle seine brillanten Aussichten vernichtet wurden. In der That übte der um mehrere Jahre jüngere Lassalle einen dämonischen Einfluß und verführerischen Zauber auf seine Freunde aus, wovon ich öfters Zeuge war. Mendelsohn schwärmte für den geistvollen Ferdinand und folgte blindlings dessen gefährlichen Ratschlägen, trotzdem er vielfach vor ihm von Traube gewarnt worden war. In dem ein großes Aufsehen erregenden Prozeß gegen die Schuldigen wurde Oppenheim von den rheinischen Geschworenen freigesprochen; dagegen Mendelsohn, der die entwendete Kassette der Baronin von Meyendorf mit den darin enthaltenen skandalösen Briefen an sich genommen und verwahrt hatte, zu einer entehrenden, mehrjährigen Gefängnisstrafe verurteilt. Auf Verwendung seiner angesehenen Familie und auf die Fürsprache Alexanders v. Humboldt wurde er jedoch unter der Bedingung begnadigt, daß er auswandere. Er ging nach dem Orient, wo der so reich begabte, hoffnungsvolle Mann schon nach kurzer Zeit, wahrscheinlich infolge seiner aufreibenden Seelenkämpfe starb.

Da ich den unglücklichen Mendelsohn persönlich kannte und den innigsten Anteil an seinem traurigen Schicksal nahm, so fühlte ich mich veranlaßt, das auch in sozialer Hinsicht höchst interessante Ereignis, mit dessen Einzelheiten ich ganz vertraut war, nach mehreren Jahren in novellistischer Form zu behandeln. Obgleich ich in meiner Novelle „die Chambregarnisten“ alle persönlichen Anspielungen vermieden und mich lediglich auf die allgemein bekannte Thatsache des Kassettendiebstahls beschränkt hatte, außerdem eine lange Zeit seit der Veröffentlichung meiner Erzählung verstrichen war, fand sich Lassalle bei seiner Übersiedelung nach Berlin bewogen, nachträglich noch von mir eine Erklärung zu fordern. Zu diesem Behufe schickte er einen seiner Freunde an mich ab, mit dem Verlangen, ihm schriftlich zu bezeugen, daß ich mit den von mir in der Novelle geschilderten Personen weder ihn noch die Gräfin Hatzfeld gemeint habe. Da ich ein solches Ansinnen zurückwies und mich auf die Freiheit des Dichters berief, einen gegebenen Stoff poetisch benutzen und in angemessener Weise verwenden zu dürfen, zugleich auch jede persönliche Beleidigung in Abrede stellte, so entfernte sich der Freund Lassalles mit der Drohung, daß aus meine Weigerung, die gewünschte Erklärung abzugeben, sein Auftraggeber entschlossen sei, sich eine anderweitige Satisfaktion zu verschaffen.

Demgemäß erwartete ich in den nächsten Tagen eine Herausforderung oder einen öffentlichen Skandal, wie ihn Lassalle erst vor Kurzem bei einer anderen Gelegenheit verübt hatte, was mir um so unangenehmer war, als wir beide damals in dem Hause Varnhagens verkehrten, wo wir früher oder später notwendiger Weise zusammentreffen mußten. Dieser Fall trat auch bald ein, ohne daß sich meine Befürchtungen bestätigten. Zwar warf mir Lassalle bei seinem Eintritt wütende Blicke zu, aber von unserem Streit war nicht die Rede, obgleich wir im Verlauf der Unterhaltung mehrere Male hart an einander gerieten, indem Lassalle über die eben angelangte Nachricht von dem Tode des Generals Cavaignac sich dahin äußerte, daß nicht ein unglücklicher Zufall, sondern die Mörderhand Napoleons den ihm im Wege stehenden Nebenbuhler beseitigt habe. So wenig ich auch ein Freund des mir verhaßten französischen Kaisers war, so bestritt ich doch die unwahrscheinliche Ansicht, für die mir kein hinreichender Grund, kein

Digitized by Google

politisches Motiv vorzuliegen schien. Trotzdem behauptete Lassalle seine Meinung mit dem ihm eigenen schauspielerischen Pathos und mit einem solchen Aufwand seiner blendenden Beredsamkeit, daß sich die Mehrzahl der Anwesenden und auch Varnhagen von ihm täuschen und imponieren ließen.

Einige Zeit darauf sah ich Lassalle in der philosophischen Gesellschaft, in der er die Festrede zur Gedächtnisfeier Fichtes hielt. Er sprach länger als vier Stunden hintereinander über seinen Gegenstand mit bewunderungswürdigem Geist und noch bewunderungswürdigerer Ausdauer. Obgleich sein Vortrag höchst interessant und glänzend war, so verloren doch zuletzt die Zuhörer, unter denen sich die ersten Notabilitäten in Kunst und Wissenschaft befanden, die Geduld, da sie mit hungrigem Magen das mit der Feier verbundene Diner sehnlichst erwarteten. Nachdem Lassalle bereits länger als drei Stunden gesprochen hatte, ließ ein leises Murmeln erkennen, daß sie das Ende seiner Rede herbeiwünschten. Als er sich aber keineswegs daran kehrte und in seinem Thema ruhig fortfuhr, wurde das nervöse Geräusch immer lauter und stärker. Hier und da ließ sich der Ruf „Schluß!“ deutlich vernehmen. Auch jetzt begnügte sich Lassalle nur damit, den ungeduldigen Zuhörern einen verächtlichen Blick zuzuschleudern, ohne ihr dringendes Verlangen zu beachten. Die durch sein Benehmen entrüstete Gesellschaft erhob einen wahrhaft betäubenden Lärm, dem der Redner mit einer stolzen, kühnen Kaltblütigkeit Trotz bot. Obgleich er vor Aufregung innerlich zitterte, verriet kein Blick, keine Miene seine tiefe Bewegung; nur ein höhnisches Lächeln spielte um die ironisch verzogenen Lippen. Mit auf der Brust gekreuzten Armen stand er bleich wie ein Marmorbild auf der Rednerbühne, die Versammlung mit herausfordernden Blicken messend. Selbst als der größere Teil derselben den Saal verließ, sprach er noch immer in demselben ruhigen Ton fort, bis er seine Rede schloß, ohne den Zurückbleibenden ein Wort der Entschuldigung oder des Dankes zu schenken.

Zum letzten Mal begegnete ich Lassalle im Viktoria-Theater, wo er durch sein brüskes Benehmen einen äußerst unangenehmen Skandal provozierte. Er erschien daselbst in Begleitung der mit ihm befreundeten Schriftstellerin Ludmilla Assing, der Nichte Varnhagens, und der Gräfin Hatzfeld, welche sich durch ihre auffallende Figur und Toilette bemerklich machte, so spät in einer Vorstellung der italienischen Oper, daß er, um zu seinem Platz zu gelangen, die bereits sitzenden Zuschauer in ihrem Genuß störte und empfindlich inkommodierte. Als aber einer der beteiligten Herren nicht sogleich aufstand, um die korpulente, durch ihre Krinoline noch verstärkte Gräfin durchzulassen, stieß Lassalle den Zögernden unsanft an und mahnte ihn mit beleidigenden Worten, den Damen Platz zu machen, was dieser sich nicht gefallen ließ. Das durch den lauten Streit gestörte Publikum nahm für den beleidigten Herrn Partei und forderte die Entfernung Lassalles mit Ungestüm. Mit seiner gewohnten herausfordernden Keckheit bog sich dieser über die Brüstung des ersten Ranges und warf einen verächtlichen Blick auf die aufgebrachte Menge, welche dadurch nur noch mehr erbittert wurde, aber sich nach und nach wieder beruhigte.

Als aber Lassalle im Zwischenakt die Unvorsichtigkeit beging, mit seinen Damen in dem an das Theater stoßenden Garten zu promenieren und sich laut über das Publikum noch lustig zu machen, wurde er öffentlich von mehreren Herren angegriffen und insultiert. Die Erbitterung gegen ihn war so groß, daß er in wirkliche Gefahr geriet, förmlich gelyncht zu werden. Nur die Rücksicht auf die ihn begleitenden Damen bewog mich, ihn vor der ihm zugedachten Züchtigung zu bewahren. Endlich gelang es auch dem von mir herbeigerufenen Direktor Rudolf Cerf mit großer Mühe, den Bedrängten aus den Händen seiner Gegner zu befreien und ihn mit den beiden Damen durch die unterirdische Versenkung des Theaters glücklich zu entfernen. Auch bei dieser traurigen Gelegenheit zeigte Lassalle der wütenden Menge gegenüber einen anerkennenswerten, fast an Tollkühnheit grenzenden Mut, der einer besseren Sache würdig gewesen wäre; aber sein Mut erschien mir mehr künstlich als natürlich, mehr eine Folge der Überlegung als des Charakters. — Merkwürdiger Weise hörte ich an jenem skandalösen Abend mehrfach die Äußerung: „Der stirbt keines natürlichen Todes.“ In der That überstiegen bei dieser Gelegenheit der Haß und die Wut des Publikums alle Grenzen. Ich sah selbst gebildete Männer so empört über das herausfordernde übermütige Benehmen Lassalles an jenem Theaterabend, daß sie ihm eine tüchtige Züchtigung von Herzen gönnten. Einige Jahre darauf fand infolge seines Verhältnisses zu der bekannten Dönniges das unglückliche Duell mit dem Herrn von Rakowitza statt, in welchem Lassalle von seinem Gegner erschossen wurde. Es war eine Art Nemesis, daß dieser geniale, aber leider excentrische und maßlos eitle Mann nicht für eine große Idee, sondern in einem erbärmlichen frivolen Liebeshandel so zeitig sterben mußte, vielleicht zu seinem Glück, da er unmöglich die seiner Partei gemachten Versprechungen erfüllen konnte und zweifellos einen geistigen und moralischen Bankrott erleiden mußte, wenn ihn nicht die verhängnisvolle Kugel getroffen hätte.

IV.

Auf der Berliner Universität.

(1838—1840).

Im Oktober des Jahres 1838 reiste ich von Breslau nach Berlin, um an der dortigen Universität meine medizinischen Studien fortzusetzen. Die Fahrt, welche man jetzt mit der Eisenbahn in 6—7 Stunden

Digitized by Google

zurücklegt, dauerte damals in den wegen ihrer Schnelligkeit bewunderten Nagler'schen Eilpostwagen zwei Nächte und einen ganzen Tag. Meine Erwartung und Ungeduld war auf das Höchste gestiegen, als ich endlich an einem kühlen Herbstmorgen in Berlin ankam und über den in dichte Nebel gehüllten Lustgarten, an dem königlichen Schloß und dem Schinkel'schen Museum vorüber, nach meiner neuen Wohnung in der Karlstraße fuhr, in der mich mein Freund Ludwig Traube erwartete.

Da Traube früher als ich nach Berlin ging, so verabredeten wir, daß wir eine gemeinschaftliche Wohnung nehmen und uns für das Doktorexamen vorbereiten wollten. Bei der Witwe eines kleinen Subalternbeamten bezogen wir zwei möblierte Stuben, welche für uns beide zusammen nur sieben Thaler kosteten. Unsere Wirtin, eine alte gutmütige Frau, erbot sich auch, unseren Mittagstisch zu besorgen, für den wir jeder fünf Thaler monatlich pränumerando zahlten. Den Kaffee kochten wir uns selbst auf einer gewöhnlichen Spiritusmaschine, und ebenso das frugale Abendbrot, das abwechselnd in einer Semmelsuppe oder in weichen Eiern bestand. Zwei nicht mehr ganz junge, aber liebenswürdige Wirtstöchter, echte Berliner Kinder voll Mutterwitz und heiterer Laune, besorgten die Bedienung und ließen es uns an nichts fehlen. Zur Feier meiner Ankunft, die auf einen Sonntag fiel, gab es des Mittags eine gebratene, mit Äpfeln gefüllte und mit Blumen bekränzte Gans, welche im Triumph und unter Absingung des bekannten Liedes: „Wir winden Dir den Jungfernkranz“ auf den Tisch gesetzt und von uns mit dem besten Appetit verzehrt wurde.

So lebten wir sehr billig und angenehm bis zum Beginn der Kollegien. Ich benutzte die freie Zeit der Ferien, um die Stadt kennen zu lernen und meine von Breslau mitgenommenen Empfehlungsbriefe abzugeben. Obgleich das damalige Berlin sich weder an Größe und Pracht der Häuser, noch an Einwohnerzahl mit der heutigen Weltstadt vergleichen konnte, imponierte mir doch die Residenz gewaltig. Besonders bewunderte ich die schönen „Linden“, welche in jener Zeit noch keinen einzigen Laden hatten und mir weit vornehmer als jetzt erschienen, wenn auch die modernen Prachthauten und das Denkmal Friedrich des Großen fehlten. Eine große Anziehung übten auf mich die Konditoreien von Kranzler, Fuchs und Spargnapani, in denen ich die neuesten Zeitungen und Journale fand und die dort sich versammelnde Gesellschaft beobachtete. Durch meine Empfehlungsbriefe lernte ich verschiedene interessante Persönlichkeiten kennen, darunter den berühmten Orientalisten Dr. Zunz, den Freund Heines und Mosers, sowie den bekannten Professor Gans, welche mich mit vielem Wohlwollen empfingen. Ein junger Jurist, Bruder eines meiner Breslauer Freunde, den ich ebenfalls aufsuchte, führte mich in den Sonntagsverein, eine Dichtergesellschaft ein, der ich manche angenehme und anregende Stunde verdankte.

Vorläufig aber nahmen noch meine medizinischen Studien mein ganzes Interesse in Anspruch. Im Ganzen fehlte es in der medizinischen Fakultät nicht an bedeutenden Kräften und Lehrern, aber die Mehrzahl war hinter den Anforderungen der neueren Wissenschaft zurückgeblieben und zum Teil veraltet, so daß Berlin in dieser Beziehung hinter Wien und selbst hinter Prag zurückstehen mußte. Eine rühmliche Ausnahme machte Johannes Müller, der Vater der modernen Physiologie, eine imposante Erscheinung, ernst und würdig wie ein antiker Römer, mit hoher, gefurchter Denkerstirn und düstern, nach innen gekehrten Augen. Sein Vortrag war höchst anregend und befruchtend, er selbst aber schwer zugänglich und verschlossen. Aus seinen finstern Zügen sprach eine tiefe Melancholie, welche auch die Ursache seines frühen, rätselhaften Todes gewesen sein soll. Eine ganz andere, sonnige Natur war der geniale Chirurg Dieffenbach, der berühmte Operateur und Erfinder der Tenotomie oder Sehnendurchschneidung bei Klumpfüßen und Schielangen. In seinem Wesen und Auftreten lag etwas jugendlich Frisches, Burschikoses, fast Renommistisches, verbunden mit einer hinreißenden Liebenswürdigkeit. Der trefflich konservierte Vierziger war ein eifriger Verehrer der Damen, ein flotter Schläger, Schütze und Reiter, in allen Künsten des Sport bewandert. Er kutschierte seinen eleganten zweirädrigen Gig immer eigenhändig und fuhr so in Begleitung seiner ihn auch in dieser Neigung kopierenden jungen Assistenten durch die Straßen der Stadt von einem Patienten zum andern im schärfsten Trabe. Als Operateur genoß Dieffenbach einen Weltruf und seine Klinik wurde nicht nur von uns Studenten, sondern von alten praktischen Ärzten aller Länder besucht. Seine Kühnheit und Geschicklichkeit war in der That bewundernswürdig. Ganz Außerordentliches leistete er besonders auf dem Gebiete der Rhinoplastik, der Bildung künstlicher Nasen und Gesichtsteile. So soll er unter Andern der sogenannten „Dame mit dem Totenkopf“, einer durch einen fressenden Aussatz entstellten russischen Gräfin, durch seine Kunst ein ganz leidliches Gesicht verschafft haben, was diese ihm fürstlich lohnte. Trotzdem fehlte es dem genialen Chirurgen nicht an Gegnern und ein frommer Pastor entblödete sich nicht, gegen alle derartige Operationen zu predigen, da er es für sündhaft hielt, in den Willen Gottes einzugreifen und den Menschen andere Nasen und Füße zu machen, wie sie ihnen der Herr geschaffen.

Ich selbst hatte das Glück, durch eine von mir vorgetragene Krankengeschichte die Beachtung des genialen Operateurs zu finden und ihm auch näher zu treten. Gleich in der ersten Zeit meines Berliner Aufenthalts war ich als ärztlicher Beistand bei einer Pankerei zwischen zwei mit mir bekannten Studenten

Digitized by Google

beteiligt. Durch einen unglücklichen Zufall wurde eine größere Arterie des Einen verletzt. Da die Blutung ungeachtet aller angewendeten Mittel nicht aufhören wollte, so stürzte ich in meiner Herzensangst nach der nahen Klinik, wo ich zum Glück Dieffenbach noch fand. Auf meine Bitte folgte er mir sogleich zu dem Verwundeten, in wenigen Sekunden war die durchschnittene Arterie unterbunden und die Blutung gestillt. Mit der ihm eigenen Freundlichkeit übernahm er die fernere Behandlung des Patienten bis zu dessen Genesung; mir aber schenkte er seitdem ein besonderes Wohlwollen bis zu meinem Abgang von Berlin.

Höchst originell war Dieffenbachs Kollege, der Geheime Ober-Medizinalrat Rust, eine gedrungene, untersetzte Gestalt mit vollem, stark gerötetem, fast kupferigem Gesicht und kleinen, scharf unter den großen Brillengläsern klug hervorblickenden Augen. Er war weniger durch Gelehrsamkeit und tiefes Wissen, als durch ärztlichen Scharfblick und praktischen Verstand ausgezeichnet. Seine Derbheit und komischen Einfälle erregten oft die Heiterkeit des ganzen Auditoriums, aber unter dem vielleicht absichtlich zur Schau getragenen Cynismus und seiner Grobheit verbarg sich ein feiner, lebensklnger Geist. Zur Zeit stand Rust an der Spitze des preußischen Medizinalwesens, um dessen Verwaltung er sich große Verdienste erworben hat. Bekanntlich drang er bei dem ersten Erscheinen der gefürchteten Cholera im Jahre 1830 auf eine strenge Absperrung der Grenze, wodurch er sich wegen der Nutzlosigkeit der lästigen Maßregel den Unwillen und Spott der Berliner zuzog. Damals erschien eine witzige Karrikatur: ein Sperling mit dem täuschend ähnlichen Gesicht des Geheimen Ober-Medizinalrats Rust und darunter die Zuschrift: „Passer rusticus, der gemeine Hanssperling." — Ganz das Gegenteil von Rust war der Geheimrat Jüngken, eine zierliche Erscheinung, immer höchst sorgfältig à quatre epingles gekleidet, im blauen Leibrock mit vergoldeten Knöpfen, schön frisiert und toupiert. Auch sein Vortrag zeichnete sich mehr durch schöne Phrasen und bestechende Worte, als durch gediegenes Wissen und Geist aus, obgleich er sichtlich bemüht war, geistreich zu sein. Mit besonderem Wohlgefallen lehrte Jüngken, daß das Auge ein vollkommener Mikrokosmos sei, in welchem sich nach seiner Meinung der ganze menschliche Körper mit all seinen Geweben, Organen und Krankheiten abspiegeln sollte; eine Ansicht, welche uns damals außerordentlich imponierte, deren Unrichtigkeit wir aber später erkannten. Sonst war Jüngken ein eleganter und glücklicher Augenoperateur, ein wohlwollender, freundlicher Lehrer und ein humaner Arzt, der sich zu jener Zeit einer großen Beliebtheit erfreute. Weniger genügten die klinischen Lehranstalten für innere Krankheiten, am wenigsten die sogenannte lateinische Klinik des Geheimrats Wagner, der diese hohe Stellung mehr seiner Frau, einer Tochter des äußerst einflußreichen königlichen Kabinetsrats Albrecht, als seinen fraglichen Kenntnissen und seiner höchst zweifelhaften Latinität verdankt haben soll.

Unter solchen Verhältnissen setzte ich mit Traube fleißig unsere in Breslau begonnenen Studien fort; besonders interessierten wir uns für die noch gänzlich neue und in Berlin wenig bekannte Auskultation und Perkussion der Brust, für welche es damals an der Universität noch keinen Lehrer gab. Wir waren daher auf die Schriften von Laenec und Skoda, sowie auf unsere eigenen Erfahrungen angewiesen. Zu diesem Zweck klopften und untersuchten wir gegenseitig unsere Brustkasten oft Stunden lang, um die verschiedenen Atemgeräusche und Herztöne kennen zu lernen, ebenso ließen wir keinen unserer Kranken ungeklopft und unbelauscht. Daneben sezierten wir fleißig in dem Leichenhause der Charité und experimentierten an Tieren. Eines Tages, nachdem Traube ein frisches Kalbsgehirn unter dem Mikroskop untersucht hatte, setzten wir uns wie gewöhnlich zum Mittagessen. Schon längst hatten wir die Bemerkung gemacht, daß unsere Verpflegung um so schlechter und dürftiger wurde, je mehr wir uns dem Ende des Monats näherten. In der ersten Hälfte desselben war unser Tisch meist noch gut und reichlich bestellt, dagegen in der zweiten Hälfte um so schlechter und ärmlicher, was wohl damit zusammenhing, daß unsere Wirtsleute das ihnen im Voraus gezahlte Kostgeld zum Teil für sich selbst verwendeten. An diesem Tage erhielten wir ein seltsames Ragout, das uns sehr verdächtig erschien. Bei genauerer Nachforschung entdeckten wir auch, daß der von Traube mit seinen anatomischen Messern sezirte Kalbskopf benutzt und uns in Form eines Ragout vorgesetzt worden war.

In Folge dieser unliebsamen Entdeckung fanden wir uns trotz der Liebenswürdigkeit unserer Wirtstöchter veranlaßt, uns nach einer anderen Wohnung umzusehen. Wir mieteten in der Marienstraße zwei uns zusagende Zimmer bei einem alten Ehepaar, das uns wie Philemon und Baucis vorkam. Unser neuer Wirt war ein sogenannter Raschmacher, oder Weber einer besonderen Zeugsorte dieses Namens, lebte aber weniger von seiner Arbeit, als vom Zimmervermieten und seiner — Poesie! Vater Kramer, wie er allgemein hieß, war nämlich, wie ich bald von ihm erfuhr, ein in seinem Kreise berühmter Dichter, der keine wichtige Begebenheit und keine hervorragende Persönlichkeit unbesungen ließ. Da er zu der damals mächtigen und einflußreichen Partei der Pietisten gehörte, unschuldig wie die Tauben und klug wie die Schlangen war, so fehlte es ihm nicht an hohen Gönnern, welche für die ihnen regelmäßig gewidmeten und zugeschickten Verse mit barer Münze dankten, wobei er sich ganz gut stand und ausgezeichnet gedieh.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Schmelings Erben.

Roman von **Wilhelm Berger.**

(Schluß.)

Letztes Kapitel.

Die Ermittlung derjenigen, die berechtigt waren, an den Nachlaß des Notars Brüninghaus Ansprüche zu erheben, erwies sich in der That als außerordentlich schwierig und nahm die Kräfte mehrerer nach Gunthershausen versetzten Assessoren ausschließlich in Anspruch. Am raschesten gelang es noch mit Hilfe der Kanzleibeamten, die über manche geschäftliche Vorgänge der letzten Zeit aus ihrem Gedächtnisse berichten konnten, über den Verkauf eines großen Teils des Schmeling'schen Bodenbesitzes und Anlegung des Erlöses in Staatspapieren ins Klare zu kommen. Doch dauerte es beinahe ein Jahr, bis die Liquidations-Kommission imstande war, für Schmeling's Erben eine vorläufige Quote auszuscheiden und zur Verteilung zu bringen.

Nachdem, schon im Anfange des Verfahrens, die gleichmäßige Verteilung des Schmeling'schen Vermögens unter die vier als Erben in Frage kommenden Personen beschlossen war, kam allmählich eine rosigere Stimmung über den endlich definitiv entlassenen ehemaligen Brauereidirektor Fritz Malchien. Er fing an, die Zukunft zu diskontieren und hörte auf, von sich als von einer geknickten Existenz zu sprechen. Und als, nach Trost's Tode, Klara ihm ihren Entschluß mitteilte, sich der Krankenpflege widmen zu wollen, und ihm aus ihrem Erbteil eine Summe zur Verfügung stellte, die ihn in den Stand setzen sollte, ein Geschäft selbständig zu betreiben, da begannen seine eingefallenen Wangen, sich wieder zu runden und seine Augen mit dem früheren Ausdruck behaglicher Selbstzufriedenheit in die Welt zu schauen. Er mied nicht länger die Menschen, sondern zog an jedem Abende wieder, wie in alten guten Zeiten, zur „Krone", patronisierte den Wirt, Herrn Moderfohn, unterwies die Kellner in höflichem Betragen und unterhielt die Stammtischgenossen von seinen Plänen, wie er seinen Feinden zeigen wolle, was er für ein gescheiter Kerl sei.

Dagegen, daß seine Tochter ihre eigenen Wege gehen wollte, hatte er nichts einzuwenden. „Ich bin kein Egoist," sagte er zu Klara. „Ich könnte von dir fordern, daß du die Pflicht der Dankbarkeit gegen mich erfüllst, und mir in meinen alten Tagen zur Seite bleibst. Aber nein — ich bin niemals ein Tyrann gewesen: ich will deinem Glücke nichts in den Weg legen. Wenn ich eine Häuslichkeit entbehren muß — wenn ich, allein und verlassen, im Schweiße meines Angesichts fürderhin zu schaffen habe — ich will es ohne Murren ertragen; es ist das letzte Opfer, das ich meiner Familie bringe. Du brauchst mir nicht zu danken, Klara: es ist ja selbstverständlich, daß ein Vater zuletzt an sich selber denkt."

Klara lächelte schmerzlich. Was sie für ihn that, davon vermied er zu reden. Und sie wußte recht gut, daß er dem ungebundenen, fröhlichen Junggesellenleben, das ihm bevorstand, mit freudiger Erwartung entgegensah und daß er schon dafür sorgen würde, keine zu große Arbeitslast auf die Schultern zu nehmen. Klara hatte im Unglück manche ihrer früheren Erfahrungen berichtigt und war unter anderem auch dahintergekommen, daß ihr Vater als Brauereidirektor stets bemüht gewesen war, sich das Leben so leicht als möglich zu machen und alle eigentliche Arbeit auf seine Gehülfen abzuschieben, während sie in ihrem kindlichen Sinne den armen Mann müde von des Tages Geschäften heim kommen sah. Nein: ihr Vater, vor Nahrungssorgen gesichert und von dem Nimbus geschäftlicher Selbständigkeit umgeben, würde ein glückliches Leben führen, und sie nicht entbehren. Sie waren einander innerlich fremd geworden in dem letzten Jahre und konnten ohne Schmerzen auseinandergehen.

Es war im Sommer, als bei Fritz Malchien ein Brief aus Brasilien einlief. Er rief Klara

Digitized by Google

herbei: „Sieh du, was darin steht! Der Brief kann nur von Albert sein, obgleich die Adresse nicht in seiner Handschrift ist. Ich will nicht wissen, was er schreibt; er ist tot für mich und soll es bleiben. Und hernach liefere den Brief bei der Polizei ein, damit wir nicht in den Verdacht geraten, mit dem Mörder in geheimer Verbindung zu stehen."

Malchien ging in sein Zimmer, stellte sich ans Fenster, legte die Hände auf den Rücken und blickte finster hinaus. Er hatte in der letzten Zeit vergessen, daß die schwarze Wolke noch immer über ihm hing. Nun brachte der verbrecherische Sohn sich rücksichtslos selbst in Erinnerung!

Nach einigen Minuten trat Klara leise ein.

„Was willst du?" herrschte Malchien sie zornig an.

„Dir sagen, daß der Brief nicht von Albert ist," war die Antwort. „Albert — er hat aufgehört, Briefe zu schreiben."

„Wieso? Was soll das heißen?"

„Er ist tot — auf einer Plantage im Innern Brasiliens am Sumpffieber gestorben. Arm und elend — ein Tagelöhner um Wohnung und Nahrung — einer jener weißen Sklaven, mit denen die ungewohnte Arbeit in einem mörderischen Klima unfehlbar in kurzer Zeit aufräumt . . ."

Malchien hatte sich niedergesetzt und starrte auf den Boden.

„Wer schreibt dies?"

„Ein Landsmann und Leidensgefährte, der sich Friedrich Krebs nennt. Und am Fuße des Briefes stehen einige Zeilen in einer fremden Sprache mit einer Unterschrift, die ich nicht entziffern kann; sie enthalten, nach Angabe des Krebs, eine Bescheinigung des Verwalters, daß Albert am 3. Mai gestorben ist."

„Gieb mir den Brief-Umschlag und alles, ich will selbst damit zur Polizei. Und ich will dafür sorgen, daß die Nachricht in die Blätter kommt. Dieser Abschluß wird dem Gerede ein Ende machen."

„Auf Erden hat er gebüßt," sagte Klara. „Möge Gott ihm gnädig sein!"

Nachdem die erste Zahlung von Gunthershausen eingegangen war, löste Malchien seinen Haushalt in Westerfelde auf und zog nach Leipzig, um dort eine Niederlage baierischer Biere zu eröffnen.

Es war ihm schließlich doch ratsam erschienen, den Schauplatz seiner bisherigen Wirksamkeit zu verlassen und darauf zu verzichten, vor den Einwohnern von Westerfelde seinen Aufschwung in die höheren Schichten der Kaufleute zu vollbringen.

Ehe Klara nach Kaiserswerth abreiste, galt ihr letzter Besuch der seit einigen Monaten verheirateten Gundel.

Die Freundinnen vermieden, von vergangenen Zeiten zu sprechen. Es war unnötig, empfanden sie doch bei jedem Worte, wohin auch die Unterhaltung schweifen mochte, was sie innerlich verband.

Als Klara sich endlich erhob, um Abschied zu nehmen, sagte Gundel: „Wirke im Segen, so lange du kannst. Wenn du aber merkst, daß du deine Kraft hingegeben hast, dann findest du bei mir ein Asyl und offene Arme. Vergiß dies nicht und versprich mir, daß du kommen willst."

„Ich will."

„Ich danke dir. Und nun habe ich noch etwas für dich, das dir auch als Andenken an mich dienen mag."

Sie holte eine Photographie und legte sie in Klaras Hände.

Es war das Bild eines Grabsteins, auf dem der Name Johannes Trost stand — weiter nichts.

Darüber aber schwebte ein Schmetterling mit ausgebreiteten Flügeln.

Sie hatten sich nichts mehr zu sagen, die beiden Schwesterseelen. Eine lange Umarmung — ein Kuß mit feuchten Augen — dann gingen sie auseinander.

Ende.

Die Parzen.

Ich sah sie am Wege,
Drei Frauengestalten.
In langen Gewändern,
Am Rande der Straße,
So sah ich sie sitzen, entfernt von einander,
Und drehen am Faden
Des menschlichen Schicksals.

Die Erste erschien mir
Ein blühendes Mädchen
Mit ernsten Zügen
Und ernstem Munde.
Doch spielte ein Lächeln
Um ihre Lippen,
Ein Singsang begleitet
Das Spiel ihrer Hände,

Digitized by Google

Und träumerisch blickte
Ihr Auge, als wollt' es
Durchdringen das Knäul
Des beginnenden Fadens.

Und weiter schritt ich
Entlang an der Straße.
Da stand sie, die Zweite.

Ein Weib, groß und kräftig,
Mit brauner Wange
Und schwieligen Händen.
Das Tuch, das die Schwester
So lieblich gekleidet,
Es war ihr entfallen,
Und Kummer und Trotz
Umwölkten die Stirn ihr.
Mit hung'riger Hast
Und fressenden Lippen
So drehte sie weiter,
Ohn' Ruh', ohne Freude.

Am Ausgang des Weges,
Am Meilensteine,
Erblickt' ich die Dritte.

Sie kauerte in sich,
Mit klumpten Zügen,
Mit glanzlosem Aug',
Mit erloschenem Blicke.
Kein Zeichen von Teilnahm'
Bewegt' ihre Mienen,
Kein Schmerz, keine Freude.
Mechanisch erhob sie
Die Schere am Gürtel,
Ohn' Unruh, ohn' Zögern
Zerschnitt sie den Faden.

Und wär ich hier Richter,
Und sollt' ich entscheidend
Den Preis nun verteilen
An Eine der Drei:
Ich gäb ihn der Dritten,
Ihr, die an der Straße
Sitzt in sich gekauert,
Kein Zeichen von Mitleid
In ihren Zügen,
Kein Schmerz, keine Freude.
Ihr, Athropos, die
Ohne Hast, ohne Zögern
Den Menschen erlöset
Von seinem Geschick.

Franziska Steinitz.

Erdenflucht.

Fliehe von der dunklen Erde,
Reiches, stolzes Herze fliehe,
Daß es heller um dich werde
Fliehe zu der Schönheit Herde
Deren Glut erlöschet nie!

Weißt du wo der Herd zu finden? —
— Such' ihn in dir selber nur! —
Alle Schmerzen, alle Sünden
Sollen mählich von dir schwinden
Auf der Schönheit heil'ger Spur.

Frieden giebt dir im Getriebe
Auch das Wohlthun, meinest du, —
Doch der Erde ganze Liebe
Schaffet nichts, das ewig bliebe
Und nur darin liegt die Ruh.

Drum, wenn Wunden in dir klaffen,
Wenn dein Friede brach entzwei
Suche eins nur zu erraffen:
Such' ein Kunstwerk dir zu schaffen
Das der Seele Bildnis sei!

Und wenn du das Wort bezwungen
Hauch ihm deine Seele ein!
Ist dir dieses ganz gelungen,
Hast du frei dein Herz gesungen
Wieder Ruhe wird es sein!

Börries von Münchhausen.

Walther und Hildegunde.

Ich reite durch das Haideland,
Du sitzt auf meinem Roß,
Schon taucht am nahen Hügelrand
Auf der Verfolger Troß.
Sie wollen mich erjagen,
Weil ich Dich hab' entführt,
Es hat der wilde Hagen
Die Fährte aufgespürt.

Ich werf' den Schild vor Dich und mich
Und zieh' das blanke Schwert —
Du bist, o Jungfrau, wonniglich,
Noch härter'n Kampfes wert!
Die Liebe ist mein Wappen,
Die Treue meine Brünn,
Es sind die beiden Knappen
Von meiner Königin.

Digitized by Google

Du ſchaust mich an ſo glühendheiß
Und küßt mich auf den Mund,
Du fühlſt, daß ich zu kämpfen weiß
Für Dich, lieb Hildegund.
Ich halte Dich umſchlungen,
Im rechten Arm die Wehr,
Ich hab' um dich gerungen
Und laſſe Dich nicht mehr!

Und reißt mich heut der Todesſtoß
Von Deinem Herzen jach,
Ich weiß, Dein Sinn iſt heldengroß,
Ich weiß, Du folgſt mir nach. —
Und daß in Überzahl Ihr ſteht,
Hagen, deſſ' Schmach und Schand! —
Drauf! Über Eure Leiber geht
Die Fahrt nach Gothenland! —

Harry Vosberg.

Frau Nordſee.

Ich ſteige von der Düne Sand zu Deinem Belle nieder;
Wie glänzt es hell im Sonnenſchein! Frau Nordſee, ich ſchau Dich wieder!
Dir hat die Zeit, die böſe Zeit wie wir nicht können ſchaden;
An Deinem Buſen laß geſund, geſund und jung mich baden!

Du ſchüttelſt die Locken und ſprengſt zum Gruß aufs Haupt mir ſilbernen Regen;
Ich breite jauchzend die Arme weit und ſtürze Dir entgegen!
Laß Leben mich und Lebensluſt von Deinen Lippen trinken,
Und was mich heimlich töten will, in Deine Tiefen ſinken!

Wo iſt ein Weib, wie Du geehrt in allen Erdenlanden?
Viel tauſend Herzen laben ſich, wo Deine Wogen branden!
Daß Welt und Leben in der Bruſt mild wieder ſich verſöhne,
Andächtig ſehen Jung und Alt, verſunken in Deine Schöne.

*

Frau Nordſee hat die Kinder lieb. Sie tummeln an ihrem Strande,
Mit Spaten und Schäufellein graben ſie viel Schanzen und Burgen im Sande,
Mit nackenden Füßen tanzen ſie, zum blühenden Kranz geſchlungen,
Und um ſie wiegt und rauſcht den Tahl die Flut mit ſilbernen Bungen. —

*

Es ſpielt der Wind Dir im Gelock und ſchlägt um Dich die Schwinge,
Es wiegen auf Deinem Wogenkleid die Segel wie Schmetterlinge.
Die Lülle flüſtern Dir ins Ohr, die kecken Falter zu haſchen;
Du läßt ſie wiegen und ſüße Luſt an Deinem Buſen naſchen. —

Ein leuchtender Saum den Strand entlang, lieſsblau des Mantels Fallen,
Den funkelnde Spangen aus Abendgold um ihre Schultern hallen, —
So ſchreitet die Nordſee zum Ocean, die Königin zu dem Gemahle,
Und über dem ſchwellenden Wogenbett glänzt ſilbern des Mondes Schale. —

*

Die Nacht mit ſchwerem Fittig ſchwebt auf dichtem Wolkendunkel,
Da zeigſt Du, ſtolze Königin, Deiner Juwelen Gefunkel!
Des Himmels Sterne bedarfſt Du nicht; Millionen Perlen ruhen
Und Prachtgeſchmeid aus Edelſtein in Deines Hauſes Truhen!
Am Tage ſtreuſt Du Muſcheln hin zum Ufersand, dem feuchten,
Daß um den Backen in dunkler Nacht die Perlenſchnüre leuchten! —

*

Frau Nordſee zürnt; ihr ſchwillt im Grimm auf der Stirn des Unmuts Ader,
Und ſie feudel wild ſtrandauf zum Sturm die brauſenden Wogengeſchwader!
Die Roſſe ſchnauben, ſie ſprengen an hoch mit verhängten Zügeln,
Als gält' es den Schanzen von Biederland, den ſtäubenden Dünenhügeln!
Die Waſſer branden, der Wind bläst kalt, die ſchwarzen Wolken fliegen:
Frau Nordſee ſchickt den Herbſt zu Land, der Sommer muß erliegen! —

*

Die Zeit iſt um; nun fahr ich heim. Im Koffer, dem wirr gepackten,
Liegt eine Büchſe mit Dünenſand zum Winter für die — Akten!
Den will ich ſtreun mit heiligem Ernſt auf manchen gebrochenen Bogen
Und ſeufzend, Frau Nordſee, Dein dabei gedenken und Deiner Wogen! —
Ach, daß mir jährlich neue Kraft aus ihrem Schoß erwüchſe,
Bis mild einſt meinen Namen deckt des Todes Streuſandbüchſe!

Th. Vulpinus.

Digitized by Google

Litterarische Notizen.

— Seit Ludwig Anzengruber tot ist, hat der bayrisch-österreichische Stamm keinen großen Dialekt-Dichter mehr, aber daß ihm die Talente nicht aussterben, erweist ein Buch, das wir mit größtem Interesse gelesen haben, nicht immer befriedigt, aber immer mit der hellen, von Seite zu Seite wachsenden Freude, wieder einmal in Gesellschaft eines wirklichen Dichters zu sein. Sein Name ist Josef Anederer und sein Buch ist eine dreiaktige Komödie, „Die Fahnenweihe" betitelt. Das Stück ist vor mehreren Monaten in Berlin aufgeführt worden und hat freundliche Anerkennung seines Kunstwerts, wenn auch keinen starken Bühnenerfolg, gefunden. Beides ist wohl begreiflich, nicht bloß das Erstere; noch ist Anederer nicht so weit, ein durchaus wirksames Stück zimmern zu können; noch tritt hinter dem leidenschaftlich, ja schmerzvoll erregten Ethiker, der seinen Kampf für das Gute in der Form einer blutigen Satire aussicht, der sicher und fest gestaltende Dramatiker zurück, aber das er viel kann und wie viel er kann, war wohl auch in der Aufführung nicht zu übersehen; in der Lektüre tritt es erst recht ans Licht. Das Buch (München, Carl Ruppprechts Verlag) verdient gelesen zu werden. Noch fehlt dieser Satire das rechte Maß, noch ist für den Kontrast nicht gesorgt, der sie nicht bloß aus künstlerischen Gründen, sondern auch im Interesse der Wahrheit nicht fehlen darf, aber es ist genug vorhanden, um sich daran zu freuen. Vor Allem eine ungewöhnliche Kraft der Charakteristik. Jeder einzelne dieser Lumpe, Schwächlinge und Heuchler ist mit einer Schärfe herausgearbeitet, mit einer Fülle anellenden Lebens vor uns hingestellt, die an die besten Schilderer dieses Stammes erinnert, vor Allem an Anzengruber, nächst ihm, was den beißenden Witz und den Grimm der Menschenverachtung anlangt, an Reitzenstein. Auch erweist die Führung der Fabel, namentlich die Erfindung des Mittels, durch das schließlich die ganze saubere, einander werte Gesellschaft wieder friedlich zusammengeführt wird, wirkliche, echte vis comica — und wie selten ist die Gabe immer gewesen und nun gar in unseren Tagen, wo wir, an eine Kette von Späßchen und Mätzchen gewöhnt, vergessen, was wirklicher Humor ist. Daß Anederer seine Effekte überreibt, daß er sich noch ab und zu durch ein ganz unkünstlerisches Demonstrieren um die beste Wirkung und den feinfühligen Leser um die Geduld bringt — man vergleiche z. B. in der wild bewegten Schlußszene des dritten Akts die bei den Haaren herbeigezogene Polemik gegen die schönfärberischen litterarischen Salonjodler, die Einem den prächtig gezeichneten und wahrlich keiner derartigen Erklärung bedürftigen Repräsentanten des Typus, Gotzenspergen, ordentlich verleidet — diese und andere Schwächen verkennen wir nicht, aber was will dies gegenüber solchen Vorzügen sagen?! Nur Eines macht uns ernstlich bange: daß in der ganzen Kompagnie auch nicht ein anständiger Charakter zu finden ist — möglich, daß dies auf eine Schwäche des Talents deutet, dem für die richtige, gerecht abwägende Menschenschilderung die Kraft fehlt. Möglich, aber wir wollen es nicht hoffen. Es wäre so schade!

F.

— Kleine Geschichten. Von F. E. Köhler-Hanßen. Leipzig-Reudnitz, August Hoffmann, 1897. Skizzen, an denen leider nicht blos der Umfang klein ist; auch mit der Begabung ist's nicht weit her; wohl aber sind die winzigen Bilder mit einer Geschraubtheit entworfen und mit einer Prätension vorgetragen, die nachgerade freilich Mode wird, aber deshalb nicht minder störend ist, so oft man ihr auch begegnet. Einzelnes, wie: „Im Wahn", wird vor lauter Originalitäts-Haschere! glattweg unverständlich.

g.

— Friedrich Calebows fünfaktiges Trauerspiel: „Ein Dogma" (Barmen, D. B. Wiemann) ist eine Tendenz-Dichtung gegen den Katholizismus, oder, wie sie Felix Dahn in einem empfehlenden Vorwort charakterisiert, ein „Stück Kulturkampf". Dahn lobt die „starke, in festen Zügen gezeichnete Charakteristik", die „wirksame Steigerung der Handlung" und noch manches Andere, was wir leider bei der Lektüre nicht haben entdecken können. Herr Calebow ist ein Mann der tönenden Worte und der drastischen Mittel; einige Scenen sind wirksam, aber dichterische Kraft, poetische Empfindung haben wir nicht entdecken können.

g.

— Die geistigen Fähigkeiten der Frau. Von Dr. Otto Dornblüth. Rostock, Wilh. Werthers Verlag, 1897. Das Büchlein bringt fast gar kein neues Material, auch wenig selbständige Gedanken, trägt aber das Bekannte knapp und klar zusammen und ist daher zur Orientierung für Leser, die dem Thema bisher fern gestanden, im Ganzen recht brauchbar. Der Verfasser ist ein Freund des akademischen Frauenstudiums; seinen darauf bezüglichen Thesen wird man nicht überall beipflichten können, auch wenn man der Sache vorurteilslos gegenübersteht; weniger — hoffentlich gar keinen Widerspruch — werden jene Partien des Schriftchens finden, die für eine gründlichere und systematischere Bildung des weiblichen Geschlechts ohne Rücksicht auf einen bestimmten Beruf eintreten.

g.

— Dorffrieden und Alpenwildnis. Geschichten aus den Tiroler Bergen. Von Julius Sprutschek Dresden, E. Pierson's Verlag, 1897. Der Autor ist kein Künstler, kennt aber Land und Leute und so wird sein Buch Jenen, die an dem Stoffreiz Interesse nehmen, über eine müßige Stunde leicht hinweghelfen. So unlitterarisch Vieles im Buche ist, so haben uns die Geschichten doch erquicklicher angemutet, als die sentimental aufgeschminkten Geschichten des Herrn Ludwig Ganghofer, die ja vor wenigen Jahren sogar in der Mode waren.

K. B.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Recension zugekommen:

Döbeli, Marie, Schlichte Wesen. Gedichte. 2. Aufl. Zürich, Verlag des Schweizer Frauenhelms. 1897.

Dornblüth, Dr. Otto, Die geistigen Fähigkeiten der Frau. Rostock, Wilh. Werther. 1897.

Eimer, Manfred, Gedichte. Straßburg i. E., Schlesier & Schweikhardt. 1897.

Fleischer, Paul, Gedichte. Leipzig, Wilh. Friedrich. 1897.

Golm, Rudolf, Ein falsches Liebeslied. Novelle. Dresden, E. Pierson. 1897.

Günther, Reinhold, Sklaven der Feder. Roman. Berlin, Carl Duncker. 1897.

v. Hanstein, Dr. Adalbert, Ibsen als Idealist. Vorträge über Henrik Ibsen's Dramen, gehalten an der Humboldt-Akademie zu Berlin. Mit Ibsens Bildnis. Leipzig, Gg. Freund. 1897.

Kirchbach, Wolfgang, Was lehrte Jesus? Zwei Ur-Evangelien. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchh. 1897.

Köhler-Hanßen, F. E., Kleine Geschichten. Leipzig-Reudnitz, Aug. Hoffmann. 1897.

Krüger, Herm. Anders, Ritter Hans Schauspiel in 4 Aufzügen. Leipzig, Alfred Janssen. 1897.

Litteraturgeschichte, Deutsch-Oesterreichische. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Dichtung in Oesterreich-Ungarn. Mit 200 Abbildungen, 15 farbigen Tafeln und 10 Facsimile-Beilagen. In 14 Lieferungen. 1. Lieferung. Wien, Carl Fromme. 1897.

Meisterwerke der zeitgenössischen Novellistik. Herausgegeben von Lothar Schmidt. Bd. 2. (Bourget, der ehemalige Herr. — Memoiren eines Cowboy. — Vaudèrem, das Billard. — Sammy. — Er. — Der Pensionär.)

Odenthal, Clementine, Das Leben und der Martertod der heiligen Barbara, Patronin der Sterbenden. Erzählendes Gedicht. Grevenbroich, P. A. Bochnun. 1897.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von E. Leglos & Co. in Berlin.

Digitized by Google

Der Schulmeister.

Erzählung von H. Robertin.

(Fortsetzung.)

So wars gekommen:

Aus dem verschlossenen Seminarzögling, der es in körperlichen Arbeiten allen Kameraden zuvorgethan, aber wegen seiner mangelnden Geistesbeweglichkeit den Spott manches Unbegabteren zu dulden gehabt hatte, war ein ruhiger, klardenkender Jüngling geworden. In seine ihm anfangs fern liegende Thätigkeit hatte der junge Lehrer sich hineingefühlt und sie lieb gewonnen. Doch hätte er nicht einem niederdeutschen Bauerngeschlecht, das auf Reputation und geachtete Stellung hält, wie es nur je die Namensstolzesten gethan haben, entsprossen sein müssen, um höher als die innere Übereinstimmung mit seinem Beruf das Ansehen zu schätzen, welches ihm sein Lehramt von vornherein verlieh.

Aber wie schön das Leben sein kann, wußte er erst, seitdem er Lene Schmidt kannte!

Gut waren dem lieben, hübschen, fröhlichen Mädchen wohl alle jungen Männer des Fleckens, aber sie hatte sich den Wilhelm Krnse ausersehen und wollte keinen andern. Daß sie auch „was hatte", das zu unterschätzen war Wilhelm der letzte. In der väterlichen Wirtschaft, wo hart um den Erwerb gerungen und jeder Pfennig doppelt umgedreht wurde, ehe man ihn ausgab, hatte der Knabe schon frühzeitig den Wert des Geldes kennen gelernt. Aber bald kam die Zeit, wo Wilhelm Lene auch zum Weibe begehrt hätte, und wenn er sie als die Ärmste und Verachtetste aus dem Armenhause seines Heimatdorfes hätte holen sollen.

Seltsam unholde Schicksalsverkettung! Vater Schmidt gab ihnen um im Grabe täglich mit seinen harten Thalern die Unabhängigkeit, in deren Mangel sie einst als junge Leute das Hindernis zu ihrem Glück gesehen hatten; und gerade Vater Schmidt hatte sie durch seinen Eigensinn in die Schuld hineingetrieben, die nun ihren Schatten auf ihr ganzes Leben warf!

Warum sollten sie sich noch nicht heiraten? Daß der alte Polterer schließlich seinen Widerstand aufgeben würde, betonten Lene und ihre Mutter täglich, das wußte sich, so wie er den Schwiegervater kannte, auch Wilhelm sagen. Aber ein paar Jahre hieß es sich noch in Geduld fassen. Geduld! — eine Tugend für knöcherne, kalte Greise mag sie sein, aber nicht für junge heiße Herzen! Und jung und heißen Blutes waren sie beide, und eigenwillig und verwöhnt war Lene dazu, und die Eltern vertrauten ihr. So war die Stunde gekommen, da sie an seiner Brust lag, zitternd vor Liebe und Scham, und ihm aus ihren angstvollen, thränenerstickten Worten die Stimme des eignen, schuldbeladenen Gewissens tönte. Der Mutter hatte sie es nicht länger verbergen können; die sagte es nun dem Vater . . .

In der Mittagsstunde war es gewesen, Wilhelm meinte es noch zu hören, wie in Lenes schluchzendes Bekenntnis die zwölf ehernen Glockenschläge hineinklangen, unerbittlich und unentrinnbar, wie die Zukunft selbst.

Als er dann nachmittags um vier aus der Schule kam, wartete Lene an der Straßenecke auf ihn, noch bleich und verstört, aber doch getröstet.

„Vater will Dich sprechen," flüsterte sie. „Vielleicht wird noch alles gut!"

Eine Stunde später stand der geachtete, gestrenge „Herr Lehrer" gleich einem der Strafe gewärtigen Schuljungen vor dem Bäckermeister. Auf der breiten, roten Stirn des alten Mannes lag die Zornesader, aber seine Stimme klang ruhig.

„Du Lump," sagte er, und Wilhelm fühlte sich erbleichen, „genau uns Jahr heiratest Du sie, aber Euer Vater bin ich schon von heute an

Digitized by Google

nicht mehr. Hinaus! — Verstanden?“ herrschte er, als der junge Mann zögerte.

Bei einer entfernt wohnenden Tante gab Lene einem Mädchen das Leben. Dort war die kleine Lisbeth auch geblieben, und noch heute hatte Wilhelm sein Kind, dem er die eigne Schuld nachtrug, nicht gesehen.

Nach einem Jahre war die Hochzeit.

Lene war eine ernste, stille Braut. Schon im hochzeitlichen Schmucke, hatte sie noch einmal den Verlobten fast kniefällig angefleht:

„Wilhelm, Wilhelm, wir wollen uns zu unserm Kinde bekennen. Glaubs mir, eine Ehe, mit einer Lüge angefangen, ist ein Fluch fürs Leben.“

Aber er hatte nur ein finsteres Kopfschütteln gehabt.

„Gilt Dir unsre Ehre nichts? Daß es mit meinen Aussichten als Lehrer vorbei ist, sobald die Sache ruchbar wird, weißt Du so gut wie ich.“

So waren sie als lebendige Lüge vor den Altar getreten.

Seine Pflichten als Brautvater hatte der alte Bäckermeister regelrecht erfüllt, aber von da an war jeder Verkehr vorbei. Selbst auf dem Sterbebette hatte er die einst so geliebte Tochter nicht sehen wollen.

Kindersegen blieb dem jungen Paare versagt, und dieser Mangel und der Groll des Vaters ließen von Jahr zu Jahr in Lene zu fast krankhafter Leidenschaftlichkeit den Wunsch heranwachsen: Dürft' ich mein armes, verleugnetes Kind an mein Herz ziehen! — „Oh!“ — Wilhelm stöhnte auf, wenn er an all' ihr eifriges Flehen dachte. Und wie glücklich hätten sie sein können ohne diesen Schatten!

„Dem Glück bezahlt' ich meine Schuld!“ — woher kamen ihm die Worte angeflogen? Ach, er wußte schon! Auf dem Seminar hatte er sie gelernt, und jener König Polykrates hatte sie gesprochen, als er, um die neidischen Götter zu versöhnen, seinen liebsten Schatz zum Opfer brachte. Wilhelm schüttelte den Kopf: aus der fremdländischen Sage wußte er keinen Trost zu holen. Aber dafür trat eine Begebenheit aus seiner eignen Jugend ihm greifbar deutlich vor die Augen, und die Gedanken, doppelt thätig in den Stunden der höchsten seelischen Erregung, hatten schnell die Fäden gewoben zwischen damals und dem, das heute all' sein Sinnen erfüllte.

Ohne Wahl und Nachdenken war Wilhelm dem oft betretenen Wege gefolgt, der in die Koppel führte, wo Herr von Glöden seine Remontefüllen weiden ließ. Eigenes Interesse und Gefälligkeit gegen seinen Nachbarn trieben den jungen Lehrer oft, nachzusehen, ob die Umzäunung unverletzt, das Futter ausreichend und die Pferde gesund wären. Auch heute lag sie vor seinem Blick, die von starkem Draht umfriedigte Koppel, eine grüne, leichtgewellte Matte, am Waldrand hingestreckt, aus der hier und da kleine Wassertümpel, von Erlengebüsch bekränzt, breite, flache Gräben und halb erstorbene Weidenstümpfe sich abhoben. Sieh, da kamen sie alle achtzehn angestürmt, die kraftvollen jungen Rosse, und dort war auch die alte edle Trakehnerstute mit ihrem achtwöchentlichen Säugefüllen!

Zehn Jahre war Wilhelm wohl alt gewesen, da hatte sein Vater eine fast ebensolche Stute gekauft, ein ausrangiertes Militärpferd. Wie hatte der Knabe gejubelt, als eines Morgens im Stall neben der Alten ein Junges stand, hellbraun und mit klugen Augen, genau wie die Mutter. Die mußte nun bald wieder den Pflug ziehen, aber in der Mittagsstunde durfte sie sich dem Kinde widmen, und wie sie's dann leckte und liebkoste!

Eines Tages hatte Wilhelm den Befehl bekommen, die Stute von der Arbeit nach Hause zu leiten, und, vergnüglich mit den Beinen baumelnd, hing er auf ihrem schlanken Rücken. So kamen sie an der Stelle vorbei, wo das Füllen graste, doch ein tiefer Graben und ein weidengeflochtener Zaun trennten Roß und Reiter von dem jungen Tier. Da — ein Sprung! auf den Ackerschollen lag der Knabe, die Stute aber schlug mit den Vorderhufen auf den Zaun. Von der Wucht ihres Körpers wurde das trockne Geflecht zusammengepreßt, und tief in die Brust drang ihr der spitze Zaunpfahl, daß ein armdicker Strahl hellroten Blutes hervorsprang. Der herzueilende Bauer fand seinen Sohn unbeschädigt, aber das treue Muttertier tot.

Heute wurde das Mittagsmahl nicht wie sonst schweigend eingenommen. Alle waren erregt durch das rührende Ende des braven Rosses, und jeder fand Worte für sein Gefühl. Nur die Urgroßmutter saß teilnahmslos da. So that sie immer, denn sie war schwachsinnig und sprach fast nie ein Wort, seitdem ihr jüngster Sohn, des Bauern Oheim, sich erhängt hatte, weil er den Konkurs nicht überleben mochte. Aber heute mußte sie doch wohl zugehört haben, denn als alle schwiegen, erhob sie ihr verwittertes Gesicht

Digitized by Google

und sagte laut — sie mochte die Worte wohl einmal gelesen haben —: „Und die Mutterliebe durchbohrte ihr das Herz.“

Es klang seltsam schauerlich: die hohle Stimme aus dem des Sprechens ungewohnten Munde in dem ungewohnten Hochdeutsch, und der Knabe konnte es lange nicht vergessen. Und nun — was war das? Raunte da nicht eine klanglose Geisterstimme dieselben Worte:

„Und die Mutterliebe durchbohrte ihr das Herz.“

„O Lene, Lene, nur das nicht! Nur nicht sterben!“ Der Mann rief es fast schreiend, und wie gehetzt eilte er den Weg zurück.

Vor seinem Hause hielt der Wagen des Arztes, und auf dem Flur stürzte dem Lehrer Frau Näthboom entgegen.

„Herr Kruse,“ rief sie, in der Aufregung ihr Hochdeutsch vergessend, „wo sünd Sei eenmal wäst? Upn Disch steiht noch dat Eten un is isüng kolt, und de Doktor is all ne halw Stunn hier!“

Ohne ein Wort zu erwidern, ging Wilhelm in sein Zimmer, das neben dem Schlafgemach lag und wie dieses auf den Flur mündete. Durch die angelehnte Thür, welche die beiden Zimmer verband, konnte er die Gestalt des Arztes sehen. Dieser hatte wohl die Schritte nebenan gehört, denn er trat, die Thür sorgfältig hinter sich schließend, zu dem jungen Lehrer. Sein gutes, kluges Gesicht sah betrübt und sorgenschwer aus, und nur schlecht gelang ihm der Ausdruck der Strenge, zu dem er sich zwang.

„Mit Ihrer Frau steht es sehr ernst, Herr Kruse,“ begann er.

Ein Aufstöhnen antwortete ihm.

„Um so mehr ist es die Pflicht der Angehörigen, jegliche Aufregung von ihr fern zu halten. Das ist heute nicht geschehen. Und wenn die Wirtschaft drunter und drüber geht, was liegt an den paar Thalern, die dabei verloren werden? Die Hauptsache ist, daß die Hausfrau wieder gesund wird — das andre findet sich dann. Ruhig, Mann,“ sprach er milder, als er Wilhelms verstörtes Gesicht gewahrte. „Ich sage ja nicht, daß Sie Ihre Frau absichtlich mit häuslichem Verdruß aufgeregt haben. Aber Sie dürfen sie auch in schlechter Laune nichts merken lassen, was sie verstimmen könnte.“

Er wandte sich zum Gehen.

„Herr Doktor,“ klang da Wilhelms halberstickte Stimme hinter ihm, „muß sie — muß sie sterben?“

„So lange sie atmet, können wir hoffen,“ erwiderte der Arzt ausweichend, „und Gott wird ja gnädig sein. Aber nur Ruhe, äußerste Ruhe und Vorsicht!“

Wilhelm war wieder allein. Er langte nach den Heften und begann die Rechenexempel der Kinder nachzusehen. Dann ergriff er das Geschichtsbuch — morgen mußte er ja Karl den Großen durchnehmen. Ach was, mochten die Kinder in der Geschichtsstunde schreiben! Ihnen zu erzählen hielt er nicht aus.

Dann kam die Magd und bat, der Herr möge ihr die Kühe einbinden helfen, die so lange auf der Kleetrift geweidet hatten. Und die Frau, die im Garten arbeitete, fragte, ob sie die Bohnen pflanzen könnte, und ob Herr Kruse ihr die Bohnenstangen einstecken wollte.

Wilhelm that alles, wie es seine Art war: pünktlich und bedächtig, doch ihm wars, als ob er unter einem Bann stünde. War er es denn selber, dessen Leib sich hier regte in der Alltagsarbeit, während seine Seele am Schmerzenslager seines Weibes saß?

Dann rief ihn die Stimme der Magd ins Haus, wo die „Nachtkost“ bereit stand, und er aß von seiner Milchsuppe und seinen Bratkartoffeln nicht mehr und nicht weniger als sonst, und wußte nichts von alledem.

Gott sei Dank! Frau Näthboom, die ihm jede dritte Nacht die Wache abnahm, war erst gestern abend hiergewesen; so brauchte er heute ihren hellen Augen nicht zu begegnen. Zehn schlug die Uhr: Zeit zum Einnehmen. Er goß das wasserhelle Medikament in den Löffel, und die Kranke nahms apathisch. Ob sie bei Bewußtsein war, konnte er nicht gewahren.

Er warf sich angekleidet aufs Bett, das jetzt in der Wohnstube stand. Alle drei Stunden einen Eßlöffel — bis um Eins konnte er ruhen. Ja, wer schlafen könnte! Oder wer es wenigstens nicht zu hören brauchte, das wimmernde, langgezogene: „Lisbeth, Lisbeth!“

Wie sich der arme, sieche Leib herumwarf. Und nun hörte er deutlich die Worte: „Nicht wahr, Vater, wenn wir uns im Himmel wiedersehen, hast Du mir vergeben!“

Dann war es eine Weile still. Dann wieder Stöhnen und Murmeln. Abermals reichte er ihr die beruhigende Arznei, und nun mußten die Schmerzen und Visionen sie wohl weniger quälen, denn sie lag ruhiger, und er hörte nur ihren kurzen, pfeifenden Atem.

Digitized by Google

Es tagte. Ein dünnes Vogelstimmchen stieß wohl eine halbe Stunde sein gleichmäßiges: „Piep, piep“ in den fahlen Morgen hinaus. Dann schwieg es wieder. Vier! Zeit zum Einnehmen!

Aufrecht im Bett saß die Kranke. Ihre schreckhaft großen Augen starrten dem Gatten fest ins Gesicht, und ihre Stimme klang rauh und hart:

„Wilhelm, ich glaube, daß ich sterben werde. Und wenn Du mir jetzt mein Kind verweigerst, findest Du Dein Lebelang keine Ruhe wieder!“

Da rang sichs aus des Mannes Brust:

„Sobald Du gesund bist, hole ich Dir Lisbeth, und dann bleibt sie bei uns. Nein,“ sprach er weiter, ihren Einwand beschwichtigend, „jetzt in Deiner Krankheit können wir kein Kind im Hause haben. Aber noch einmal: sobald Du gesund bist, hole ich sie, das schwör' ich Dir.“

„O wie gut!“ hauchte sie zurücksinkend, und ihre fieberheiße Hand tastete streichelnd nach seinem Gesicht.

In der Schulstube gings vergnüglich zu. Die flachsköpfigen Rangen hatten es bald herausbekommen: Possen treiben durfte man jetzt ungestraft und nach Herzenslust, wenn es nur ohne Lärm geschah. Doch schon vor Ablauf der ersten Stunde schloß der Lehrer den Unterricht. Sich mit fremder Leut' Kindern abzuquälen, während sein Weib vielleicht auf dem Totenbett lag, das konnte niemand von ihm verlangen!

Wäre er nicht zu sehr mit seinen Gedanken beschäftigt gewesen, hätte ihm die Geflissentlichkeit auffallen müssen, mit welcher ihn Frau Räthboom auf dem Flur im Gespräche festzuhalten suchte. So aber achtete er kaum auf ihre Rede, sondern schritt geradewegs ins Schlafzimmer. Auf der Schwelle blieb er erstaunt stehen, und so wenig ihm danach zu Mute war, ein Lächeln trat auf seine Lippen. Wahrlich! komisch nahm sich die Gestalt des hexenhaften alten Weibes aus, das sich über die junge Frau beugte und mit so andächtiger Hingabe seine Sprüche murmelte und Zeichen machte, als ob es selber felsenfest an die Heilkraft seiner Beschwörungen glaubte. Und doch wußte Wilhelm ganz genau, welch' höhnender Triumph über die dummen Bauern hinter dieser niedern Stirn lachte. Das war „de oll Hoppsch“. In ihr schien sich das Dorf den reinblütigen Typus seiner Urbewohner aufbewahrt zu haben. So mochten die alten Wendenweiber ausgesehen haben, die hier vor tausend Jahren kreischend ihren Zernebog anriefen und ihm blutige Opfer brachten.

Mit Opfern wußte diese Nachkommin eines versunkenen Stammes auch noch heute Bescheid, nur daß sie dieselben nicht brachte, sondern nahm. Zwischen ihr und den übrigen Dorfbewohnern bestand nämlich annähernd das naive Verhältnis eines Naturvolkes zu seiner bösen Gottheit: man spendet ihr Geschenke, damit sie keinen Schaden thut.

Wenn der Stoff, den Schneider Hopp verarbeiten sollte, durchaus nicht reichen wollte, und das verwachsene Männchen mit dem feinen, traurigen Gesicht den Befrager mit seinen klaren Kinderaugen voll ansah und sagte: „Ick“ (mit dem Ton auf dem Pronomen) heww nix nahmen,“ so beruhigte sich der geizigste Bauer dabei. Nun wußte er doch, wo das Zeug geblieben war, selbst wenn das Gerücht, „oll Hoppschens“ bester Unterrock setze sich aus den Streifen von drei Anzügen zusammen, die ihr Sohn unlängst für den Schulzen und zwei Bauern geschneidert hatte, nur auf eine lustige Anekdote hinauslaufen sollte.

Trotz dieser magnetischen Eigenschaft für Sachen, die ihr von Rechtswegen nicht zufliegen sollten, war die Alte eine begehrte Persönlichkeit, das mußte der Neid ihr lassen. Wo „der Doktor“, der Tierarzt, selbst der kurpfuschende Schmied mit ihrer Kunst zu Ende waren, da begann „oll Hoppschens“ Thätigkeit, und daß sie den Menschen, den die „Suchten“ plagten, das Kalb, das sich „verfangen“ hatte und das Schwein, welches nicht fressen wollte, mit gleicher Meisterschaft kurierte, das predigten im Dorfe dem Zweifler zahlreiche Gläubige.

Wilhelm war selber nicht abergläubisch, aber zu sehr im Banne der dörflichen Anschauungen aufgewachsen, als daß ihn der Besuch der alten Gamerin am Lager seines kranken Weibes befremdet oder gar erzürnt hätte. Auch als ihm Frau Räthboom fürsorglich zuflüsterte: „Herr Kruse, vergessen Sie man ja nich, daß Sie Hoppsch einen Thaler schenken, Sie wissen ja, bezahlt nimmt sie nichts“ — holte er ohne Widerrede aus seinem Pult das Geldstück und drückte es in die knochige Hand der Alten. Nachlässig, ohne Dank ließ diese es in ihre Tasche gleiten, eine Bewegung, die ihr sehr geläufig zu sein schien, und empfahl sich.

Wilhelm ging zu seinem Weibe. O Gott, wen vermaß sich die alte Dorfhexe mit ihrem Hokuspokus zu heilen?! Eiskalt krochs ihm

Digitized by Google

zum Herzen: eine Sterbende war sein Liebstes auf der Welt, so bleich und verfallen sah Lenes einst so frisches Antlitz aus, so feuchtkühl waren ihre abgezehrten Hände. Aber wie sie die großen blauen Augen aufschlug, blickten sie klar wie in gesunden Tagen.

„Wilhelm, bitt' den lieben Gott für mich! Jetzt will ich leben."

Und der Mann sank in die Kniee!

Als der Arzt heute von Lenes Bett trat, schien er die strengen Worte von gestern vergessen zu haben. Verhaltene Rührung zuckte in seinen Zügen, und er reichte dem Lehrer die Hand.

„Gott sei Dank, die Fieber sind gewichen und wenn alles gut bleibt, bringen wir Ihre liebe Frau durch!"

(Schluß folgt)

Mein Aar.

Von der schroffen, felsigen Wand
Sah ich ihn schweben, den stolzen Aar,
Wonnig sich wiegend in kraftvollem Flug,
Strebend zur Sonne mit sehnender Lust.
Leuchtend lag auf den Schwingen das Licht,
Strahlend glühte das mächtige Auge,
Fern durch den Äther flog er dahin,
Hehrer Gottheit geliebter Sohn.
Und ihm folgte das Sehnen der Menschheit,
Wie er die Gipfel der Berge erklomm,
Wie er, umwirbelt von Sturmes Wehn,
Kühn in die Unermeßlichkeit drang,
Einzulauchen im Quell des Lichts
Seinen Gottheit-verwandten, himmlischen Geist.

Wieder sah ich, den einst ich erschaut,
Weinen wunderherrlichen, stolzen Aar.
Kraftlos saß er auf niederem Stamm.
Traurig umtrübt war das göttliche Auge,
Blicke suchend am Boden umher.
Eingeknickt war die mächtige Schwinge,
Schleifend im Sande das stolze Gefieder.
Und das Haupt, das lichtumflossene, schöne,
Senkte sich abwärts mit müder Geberde
Auf eine feine stählerne Fessel,
Die, die gewaltigen Fänge umschließend,
Rückwärts zur Erde bannt den Gewalt'gen,
In der Alltäglichkeit nüchterne Kreise ihn schmiedet
Und verschließet den Himmel dem Göttlichen.

Mit weinender Seele wandt' ich mich fort,
Bimmer vergellend was einstens gewesen,
Und todestraurig mich tragend: ahnet er noch den Himmel?

C. Sahler.

Ungarische Volkslieder.

Süße Mutter, sollst nach Erlau gehen,
Dorten durchs Kasernenfenster sehen:
Schaust mich dann im engen Infanteristenrock,
Kurz geschoren all mein braunes Haargelock.

Maulbeerblätter stehn zu drei beisammen,
So hat jeder Infanterist drei Flammen.
Wie ein Blatt uns andre rasch im Wind verstiebt,
Also schnell hat der Soldat auch ausgeliebt.

*

Bläulich blüht Vergißmeinnicht am Bergeshang,
Läugnen kann ichs nicht: zu dir war stets mein Gang.
Meinen bunten Mantelkragen
Hab' ich gern um dich geschlagen
Vielemal.

Denn du hast an meiner Schulter oft geweint,
Oft die Lippen mit den meinen heiß vereint;
Oft beim hohen Himmel droben
Hört' ich Treue dich geloben
Mir allein.

Liebchen wäscht in Milch sich früh des Morgens rein,
Und ihr Handtuch müssen Rosenblätter sein.
Weißer als der Brustschnee strahlt ihr Angesicht,
Röter dennoch auch als holdes Dämmerlicht.

Immer steh' ich, wenn der Lüfte Spiel beginnt:
„Weh' an meinem Schatz vorüber, Sausewind!
Sonne, leucht' ihr hell auf deinem Weltengang,
Vöglein, schwebet ihr zu Häupten mit Gesang!"

*

Dieses kleine Mädchen lebte ohne Liebe,
Eines Kusses wegen ward ich da zum Diebe.
Kam der Polizeimann, schloß mich ohn' Erbarmen
In die Haft — von Liebchens lilienweißen Armen.

*

Einen Goldfisch wollt' ich fangen in der Theiß;
Kam aus Szegedin der schönsten Mädchen Kreis.
Mit dem Angelhaken ward der Goldfisch mein,
Und die Liebste fing ich mit den Armen ein.

Im Versmaß der Originale übersetzt von **Robert S. Arnold**

Digitized by Google

Erinnerungen.

Von

Max Ring.

IV.

Auf der Berliner Universität.

(1838—1840).

(Fortsetzung und Schluß.)

So erhielt Kramer von dem König Friedrich Wilhelm III. zu verschiedenen Zeiten verhältnismäßig bedeutende Summen, desgleichen von den königlichen Prinzen und anderen hochstehenden frommen Männern und Frauen. Besonders interessant waren die mit den Gaben verbundenen Autographen. So dankte ihm der Feldmarschall Gneisenau für die übersendeten Gedichte mit der Bemerkung: „Könnte ich dabei voraussetzen, daß Ihre Lage oder Verhältnisse der Unterstützung erheischten, worüber Sie sich nicht ausgesprochen haben, so bin ich gern erbötig, sie Ihnen zu gewähren, sofern der Zweck Ihrer Gedichte darauf gerichtet war.“ Ebenso schrieb ihm der General Kleist von Nollendorf: „Indem ich Ihnen dafür Dank sage, bitte ich Sie, das beifolgende Geschenk als einen Beweis meines Wohlwollens anzunehmen; zugleich empfehle ich Sie, Ihre Muse und Ihre Maschfabrik dem Schutze des Höchsten.“ Dagegen begnügte sich die Prinzessin Marianne von Preußen damit, ihm ihren Dank und ihre Anerkennung seiner christlichen Gesinnung auszusprechen, während die Prinzessin Friederike ihm mitteilte: „Gern möchte ich Ihnen ein Ihrem dichterischen Talent angemessenes Geschenk schicken, allein ich bin es nicht im Stande und füge nur eine Kleinigkeit von einer Flasche Wein bei, bei welcher sich Ihre Muse von Neuem begeistern soll.“

Die Gedichte, welche Vater Kramer auf Subskription herausgab und mir als Zeichen seiner Freundschaft verehrte, zeichneten sich durch ihre bewunderungswürdige Originalität aus und konnten sich dreist den Poesien des seligen Schartenmayer in den Fliegenden Blättern an die Seite stellen, wie folgende Probe: „Freude des getreuen Volkes bei der erwünschten Rückkehr Seiner Majestät Friedrich Wilhelm III., König von Preußen, und dessen hohe und theuerste Familie, den 23. Dezember 1809“ beweist, welche also lautete:

„Der König kommt! Spricht Jedermann,
Die ganze Stadt davon ertönet.
Der mißvergnügte Unterthan,
Der sich schon längst nach ihm gesehnet,
Wir werden ganz ein andrer Mann,
Warum? Der König kommt heut an.

Der König kommt! Welch großes Glück
Für uns, die wir die Seinen heißen!
Nach langer Zeit kommt er zurück,
Woher? — Aus Königsberg in Preußen.
Mit ihm die teure Königin,
Die Prinzen, wie auch Prinzessin“, u. s. w.

Abgesehen von meinem poetischen Wirt, fehlte es mir auch sonst nicht an dichterischer Anregung. Bald wurde ich ein oft und gern gesehener Gast im „Sonntagsvereine“, der in einer bekannten Restauration Unter den Linden seine Sitzungen hielt und damals eine Anzahl bedeutender und talentvoller Mitglieder besaß. Der eigentliche Stifter dieser für das alte Berlin wichtigen litterarischen Gesellschaft war der bekannte humoristische Schriftsteller Moritz Saphir, der im Anfang der Zwanziger Jahre in Berlin lebte und die von ihm herausgegebene „Schnellpost“ redigierte. Im Jahre 1827 erließ Saphir eine gedruckte Einladung an seine Freunde und Bekannten, sich am 3. Dezember in seiner Wohnung, Behren- und Friedrichstraßenecke, wo jetzt der Prachtbau der Passage steht, einzufinden, um die Vermählung der Frau „Sahne“ mit Herrn „Kaffee“ zu feiern. Nur eine kleine Anzahl meist unbekannter Schriftsteller und einige Schauspieler, darunter der junge Komiker Louis Schneider und der berühmte Heldenspieler Lemm, sowie mehrere gebildete Privatleute folgten der wunderlichen Aufforderung. Auf Saphirs Wunsch machte Lemm der Versammlung den Vorschlag, einen Verein nach dem Vorbild der „Lydlamshöhle“ in Wien zu bilden, der sich mit Ausschluß aller religiösen und politischen Fragen lediglich mit humoristisch-poetischen Arbeiten beschäftigen und hauptsächlich seine Satire gegen die Lobhudeleien und Prätensionen der damals in Berlin herrschenden litterarischen Cliquen richten sollte.

In der nächsten Sitzung wurde Saphir zum Vorsitzenden, der erst zweiundzwanzigjährige Schau-

Digitized by Google

spieler Schneider zum Sekretär gewählt und die Statuten beraten. Die Gesellschaft nahm nach dem in jener Zeit von dem genialen Architekten Brunnel in London gebauten und allgemein bewunderten „Tunnel unter der Themse“ den parodistischen Namen „Tunnel über der Spree“ an. Die Mitglieder verzichteten während der Sitzungen auf ihren bürgerlichen Namen und alle Titel, statt deren sie einen mehr oder minder charakteristischen Beinamen, wie Aristophanes, Swift, Petrarka u. s. w. erhielten. Der Vorsitzende wurde „angebetetes Haupt“, jedes produktive Mitglied „Maklatur“, die bloßen Zuhörer „Klassiker“, die vorgetragenen Arbeiten „Spähne“ genannt. Als Motto des Vereins galten die Worte: „Ungeheure Ironie und unendliche Wehmut“, zum Schutzpatron wurde der Schalk „Till Eulenspiegel“, zum Abzeichen des Präsidenten ein „Stiefelknecht“ gewählt, welcher später mit einem hohen Stab vertauscht wurde, dessen Spitze „Eule, Spiegel und Stiefelknecht“ krönten. Die vorgelesenen Arbeiten wurden einer strengen Kritik unterzogen, deren Schärfe jedoch ein gemütlicher Humor milderte. Dagegen kargte die Gesellschaft auch nicht mit ihrem Beifall, wenn die Leistung anerkennungswert erschien, und ehrte das Talent durch Akklamation, wobei nach Tunnelbrauch nicht mit den Händen geklatscht, sondern mit den Füßen lebhaft gescharrt wurde. Zur Belebung des dichterischen Genius wurden von Zeit zu Zeit, besonders am Stiftungsfest der Gesellschaft, dem auch ausnahmsweise die Damen der Mitglieder beiwohnen durften, poetische Wettkämpfe veranstaltet, nach Art der alten Troubadourre und Minnesänger förmliche Liebeshöfe abgehalten und in künstlichen Terzinen die aufgegebenen Fragen beantwortet: „Ist es besser, ungeliebt zu lieben, oder geliebt nicht wieder zu lieben?“ „Welches Herz liebt mehr, dasjenige, das nur Eine, oder das Viele liebt?“ „Was ist schmerzlicher, den Nebenbuhler zu seiner Geliebten gehen, oder von ihr kommen zu sehen?“ Zuweilen wurden auch komische Themata und Witzübungen aufgegeben: ob im Fall einer Feuersbrunst im Tunnel der Spiegel oder der Stiefelknecht zu retten sei? Woher es komme, daß die Jungen im Winter Schneemänner, aber keine Schneefrauen machen? Ob der Stiefel oder der Schuh poetischer sei?

Trotz der seltsamen Gebräuche und eines gewissen philisterhaften Anstrichs, die unwillkürlich an die pedantischen Formen und Tabulaturen der alten Meistersänger-Schulen erinnerten, erfreute sich der Tunnel einer großen Beliebtheit und übte einen nicht zu unterschätzenden Einfluß auf das litterarische Berlin in jenen Tagen aus. Die meisten Mitglieder waren jedoch nicht Schriftsteller von Beruf, sondern gebildete Männer aus den verschiedensten Ständen, jüngere und ältere Juristen, Mediziner, Philologen, Regierungsbeamte, Offiziere und Kaufleute, welche in dem Verein Erholung von ihren täglichen Geschäften und geistige Anregung suchten. In jener Zeit, als ich den Tunnel besuchte, war der Assessor Heinrich von Mühler (Coccejì), der spätere Kultusminister, Vorsitzender und sein Kollege Heinrich Friedberg (Canning), der nachmalige Justizminister, Schriftführer der Gesellschaft. Bemerkenswert erschien mir noch der Assessor Löwe (Pusendorf), später Geheimer Oberfinanzrat, der Rechtsanwalt Streber (Feuerbach), der Assessor Wilhelm von Merkel (Zimmermann), der Schwager Mühlers, ein scharfsinniger Jurist und geistvoller Satiriker; der Lieutenant von Glümer (Archenholtz), damals zur Kriegsakademie kommandiert, 1870 Generallieutenant und Kommandeur der badischen Division, der Major Bleſſon (Carnot), früher Adjutant Blüchers und Militärschriftsteller, 1848 Kommandeur der Berliner Bürgerwehr, der Assessor Ribbeck (Matthisson), später vortragender Rat und Direktor im Ministerium des Innern, der Schriftsteller Dr. Bernhardi (Leisewitz), ein Neffe Tiecks und verdienstvoller Litterarhistoriker, der Assessor von Bülow (Tasso), später Generalkonsul in Smyrna; ferner der Hofschauspieler Louis Schneider (Campe, der Karaibe), der Referendar Leopold Schweizer (Weißflog), später Theaterdirektor in Breslau und endlich Redakteur der amtlichen „Wiener Zeitung“, Wollheim da Fonseca (Byron), vielseitiger Schriftsteller, Polyglotte und offizieller Berichterstatter, Dr. Gildemeister (Camoens), der vorzügliche Übersetzer Byrons und Dantes, später Bürgermeister von Bremen, Dr. Scherer (Novalis), der berühmte Mineraloge und Professor an der Bergakademie in Freiberg in Sachsen, Dr. Stern, Mitbegründer der jüdischen Reformgemeinde in Berlin und zuletzt Schuldirektor in Frankfurt a. M., Heinrich Smidt (Bürger), Verfasser beliebter Seeromane und Bibliothekar des Kriegsministeriums, Dr. Bernhard Wolff (Paracelsus), später Eigentümer der „National-Zeitung“ und Begründer des Wolff'schen Telegraphen-Büreaus.

Vor Allem aber ragte damals Heinrich von Mühler im Tunnel durch sein poetisches Talent und seine interessante bedeutende Persönlichkeit hervor. Vor Kurzem erst aus Bonn zurückgekehrt, besang er mit Vorliebe den schönen Rhein und das lustige Leben an dem mit Reben beträngten deutschen Strom. Auch war er selbst nichts weniger als ein Kopfhänger oder frommer Betbruder, sondern ein heiterer, fröhlicher Gesellschafter beim Glase Wein. In solcher Stimmung dichtete Mühler sein berühmtes Lied: „Grad aus dem Wirtshaus komm' ich heraus“, das von uns mit jubelndem Beifall aufgenommen wurde und seinen Namen bald populär machte. Auch seine ernsten Gedichte, welche er uns mitteilte, bekundeten eine ungewöhnliche poetische Begabung. Da er sich ebensosehr durch seine juristischen und staatswissenschaftlichen Kenntnisse auszeichnete und außerdem der Sohn des damaligen hochangesehenen Justizministers war, so prophezeiten wir ihm schon damals eine glänzende

Digitized by Google

Zukunft und verglichen ihn öfters mit dem jungen Goethe. Ich selbst wurde mit Mühler durch den Rechtsanwalt Streber näher bekannt, der in jener Zeit sein intimer Freund war, so innerlich verschieden auch beide sein mochten. Streber, den ich damals öfters besuchte, war eine merkwürdig problematische Natur, ein wunderbar rätselhafter Charakter, eine echte Romanfigur. Obgleich sein Leben und Treiben manchen Anstoß gab und seine Zuverlässigkeit vielfach angezweifelt wurde, übte er auf uns alle, besonders auf den weit tiefer angelegten und positiveren, aber auch leicht empfänglichen Mühler einen dämonischen Zauber aus. Selten habe ich einen so geistreichen Menschen, einen so scharfen Denker und einen so interessanten und witzigen Gesellschafter wie Streber wiedergefunden. Er war ein vollendeter Lebemann und führte ein angenehmes Haus, in dem ein freier, zwangloser, geistreicher Ton herrschte. Mit einer gebildeten, liebenswürdigen Dame verheiratet, ließ er sich von dieser scheiden und heiratete ihre jüngere Schwester. Trotzdem er eine einträgliche Praxis besaß und, wie man sagte, von der Regierung zu verschiedenen geheimen Missionen gebraucht wurde, beteiligte er sich im Jahre 1848 eifrig an der revolutionären Bewegung. Schließlich sah Streber sich gezwungen, nach Costarica auszuwandern, wo er eine Zeit lang eine hervorragende Stellung einnahm, bis er als Greis nach manchen Abenteuern und gescheiterten Hoffnungen wieder nach Europa zurückkehrte.

Wie Mühler der Stolz und die Zierde, so war Louis Schneider die Stütze und das belebende Element des Tunnels, merkwürdig durch seine bewunderungswerte Vielseitigkeit und seinen unermüdlichen Fleiß. Als Schauspieler gab er mit vielem Beifall die Rollen der dummen Bedienten und komischen Liebhaber, in der Oper und im Singspiel sang er recht anmutig kleinere Partien und im Ballet tanzte er mit schalkhafter Grazie. Daneben redigierte er in seiner Eigenschaft als Landwehr-Unteroffizier die militärische Zeitschrift: „Der Soldatenfreund“; auch sprach er die verschiedensten fremden Sprachen, besonders russisch und lieferte zahlreiche Übersetzungen. Außerdem schrieb er noch Novellen aus dem Schauspielerleben, vaterländische Erzählungen und Romane, wie „die Berliner Nächte“ und „die Quitzows“, kleinere dramatische Arbeiten, unter denen „der reisende Student“ und „der Heiratsantrag auf Helgoland“, sowie „der Kurmärker und die Pikarde“ großen Erfolg hatten und sich auf dem Repertoire bis in die neueste Zeit behaupteten. Mit besonderer Vorliebe beschäftigte sich Schneider mit der Geschichte Berlins, für die er wertvolle Beiträge der früheren „Spenerschen Zeitung“ lieferte; ferner verfaßte er eine interessante „Geschichte der Berliner Oper“ und gründete später den „Verein für die Geschichte Berlins“.

Ungeachtet dieser Vielseitigkeit und seiner staunenswerten Thätigkeit behielt Schneider noch immer Zeit und Lust zu allerhand Allotria. Obgleich in seinem Privatleben gesetzt und musterhaft als Gatte und Familienvater, war er stets zu lustigen Streichen und komischen Schwänken aufgelegt, der echte Berliner, eitel, witzig, schlagfertig, mitunter etwas „schnodderig“, aber im Grunde seines Herzens gutmütig und gefällig. Eines Tages wanderte Schneider mit seinen Kollegen Gern und Rüthling vor das Thor, um in einem sogenannten Kremser eine Landpartie zu machen. Der Kutscher erklärte jedoch nicht früher abzufahren, bis der zwölf Sitze enthaltende Wagen ganz gefüllt sein würde. Die drei Schauspieler schienen nach kurzer Beratung damit einverstanden, so lange warten zu wollen, und stiegen in den Wagen. Während der Kutscher auf dem Bock nach den noch fehlenden Passagieren ausschaute, öffnete Schneider leise die Thür und erschien bald darauf, durch eine improvisierte Verkleidung unkenntlich gemacht und so verändert in seiner Haltung und seinen Mienen, daß ihn der getäuschte Rosselenker für einen neuen Fahrgast hielt. Dasselbe Manöver führten die andern lustigen Brüder wiederholt mit demselben Erfolge so lange aus, bis der Kutscher in dem Glauben, daß zwölf Personen in dem leeren Wagen säßen, mit den drei Schauspielern davon fuhr, welche natürlich für Zwölfe zahlten und nicht wenig über das überraschte Gesicht des Kutschers lachten, der sie für Hexenmeister hielt.

Von jeher war Schneider ein guter Patriot und höchst loyaler Preuße, treu ergeben seinem Könige, dem er auch während der Märzrevolution des Jahres 1848 seine Gesinnung offen zur Schau trug und sich an allen patriotischen Demonstrationen beteiligte, so setzte er sich vielfachen Angriffen der Gegenpartei aus. Bei einem Gastspiel in Hamburg hatte Schneider den Mut, in der Rolle des Kurmärkers einige herausfordernde Verse nach der Melodie: „O Tannebaum, o Tannebaum, wie grün sind Deine Blätter!“ zu improvisieren, welche bei der politischen Aufregung des Publikums einen solchen Sturm des Unwillens hervorriefen, daß er sich gezwungen sah, die Bühne zu verlassen und heimlich von Hamburg abzureisen. Nach Berlin zurückgekehrt, nahm er für immer Abschied von der Bühne, so schwer es ihm auch fiel, der Kunst zu entsagen und sich mit seiner Familie durch litterarische Arbeiten zu erhalten. Zur Belohnung seiner patriotischen Gesinnung ernannte Friedrich Wilhelm IV. Schneider zu seinem Vorleser und verlieh ihm den Hofratstitel. Zu dieser neuen Stellung wurde der frühere Schauspieler zu verschiedenen geheimen Missionen benutzt und genoß das Vertrauen der einflußreichen Kreuzzeitungs-Partei, besonders aber der russischen Regierung. Der sonst so stolze Kaiser Nikolaus zeichnete Schneider bei jeder Gelegenheit aus und würdigte ihn, so oft er nach Berlin kam, einer längeren Unterredung, während die höchsten Staatsbeamten im Vorzimmer warten mußten. Ebenso

Digitized by Google

genoß Schneider die Gunst des Königs und übte einen nicht zu unterschätzenden Einfluß aus. Besonders wurde er um seinen Rat in litterarischen und Theaterangelegenheiten befragt, wobei er seinen Tunnelbrüdern manche Dienste leistete, indem er ihre Arbeiten zur Kenntnis des Königs brachte. So verdankte unter Anderm der Dichter Scherenberg der Verwendung Schneiders und den Bemühungen Friedbergs eine Pension von 300 Thalern. Sowohl Schneider als Mühler schenkten auch mir und meinen dichterischen Leistungen ihre Teilnahme und interessierten sich namentlich für ein von mir verfaßtes, aber nicht vollendetes Epos „Sabathai Zewi“, die Geschichte eines jüdischen Messias aus dem siebzehnten Jahrhundert. Beide lasen abwechselnd Bruchstücke meiner Arbeit vor, weil ich, wie Schneider behauptete, zwar Gedichte schreiben, aber nicht lesen könne.

Trotz meiner litterarischen Erfolge versäumte ich nicht die medizinischen Studien, zu denen Traube mich immer von Neuem durch seine Ermahnungen und sein Beispiel anspornte. Außer den bereits genannten Kliniken besuchte ich noch die Poliklinik der Universität unter Geheimrat Ofann, in der ich Gelegenheit fand, die Kranken zum Teil selbständig zu behandeln und zugleich die sozialen Zustände der ärmeren Bevölkerung kennen zu lernen. So wurde mir auch eine junge, brustkranke Näherin zur Behandlung zugewiesen, die Tochter eines armen Flickschneiders und Braut eines fleißigen, ordentlichen Tischlergesellen. Meine Patientin zeigte eine eigentümlich ätherische, rührende Schönheit, welche man nicht selten bei Schwindsüchtigen findet. Da sie auch eine für ihren Stand ungewöhnliche Bildung und Feinheit des Gefühls besaß, so interessierte ich mich unwillkürlich für die Kranke. Durch meine Behandlung und die von mir angewendeten Mittel gelang es mir auch, das bereits vorhandene Fieber zu mildern und eine sichtliche Besserung zu erzielen; dieser kaum erwartete Erfolg freute mich sehr. Da besuchte mich eines Tages ein mir fremder Herr, welchen mein Wirt mir als höheren Offizier und Mitglied eines wohlthätigen Vereins vorstellte. Nachdem er mir viel Schmeichelhaftes über meine ärztliche Thätigkeit gesagt, erkundigte er sich teilnehmend nach meinen Patienten, indem er hinzufügte, daß er beauftragt sei, die armen Leidenden zu unterstützen. Zu diesem Behuf empfahl ich ihm ganz besonders die lungenkranke Näherin, worauf er mir versprach, für das Mädchen auf das beste zu sorgen und ihr Apfelsinen, Weintrauben und ähnliche von mir angegebene Erfrischungen zukommen zu lassen. Als ich nach kurzer Zeit meine Patientin wieder besuchte, fand ich ihren Zustand auffallend verschlimmert, das Fieber zurückgekehrt. Sie empfing mich mit Thränen und verriet ein gewisses Mißtrauen gegen mich, das scharf mit ihrer früheren Herzlichkeit kontrastierte. Auf mein Befragen, was mit ihr vorgegangen, teilte sie mir zögernd mit, daß in meiner Abwesenheit ein vornehmer Herr zu ihr gekommen sei und ihr erklärt habe, daß sie nach meiner Versicherung eine Todeskandidatin sei und nächstens sterben müsse. Zugleich habe er sie ermahnt, sich auf ihr baldiges Ende christlich vorzubereiten, und ihr zu diesem Zweck statt der mir zugesagten Erfrischungen allerlei fromme Traktätlein mitgebracht, die in den furchtbarsten Farben die Schrecken des Todes und die Qualen der Hölle für die unbußfertigen Sünder ausmalten. Natürlich ersuchte ich den mit meinem pietistischen Wirt befreundeten, hochgestellten Herrn, die Kranke mit seinen himmlischen Wohlthaten zu verschonen. Diese Bitte wurde durch die handgreiflichen Drohungen des mit dem Mädchen verlobten Tischlergesellen so nachdrücklich unterstützt, daß der fromme Mann das Wiederkommen vergaß und weder mich noch meine Patientin ferner behelligte.

In der Mehrzahl waren jedoch die Berliner zu jener Zeit nichts weniger, als pietistisch gesinnt. Nur in den höchsten und niedrigsten Ständen wucherte der Pietismus, wogegen in den besseren Bürgerklassen eine freie und gesunde Anschauung auf religiösem und politischem Gebiete und eine große Tüchtigkeit vorherrschte. Mit wahrem Vergnügen erinnere ich mich noch heute des angenehmen Eindrucks, den ich in dem Hause eines angesehenen und selbst für unsere heutigen Verhältnisse reichen Industriellen, eines bekannten Neusilber-Fabrikanten, empfing, der die glänzendsten Geschäfte nach Rußland machte. Der gemütliche, lonale Herr, welcher mir als der Typus eines alten, guten Berliners erschien, liebte seinen König, räsonnierte aber tüchtig über die Fehler und Mißgriffe der Regierung; dem innerlich frommen und höchst wohlthätigen Manne war jeder Gewissenszwang und jede Intoleranz zuwider. Im ganzen Hauswesen sah man keine Spur von äußerem Prunk, von Ostentation und falscher Vornehmheit, aber die ganze Einrichtung war komfortabel und gediegen. Da gab es keine luxuriösen Diners, keine großen Gesellschaften; des Mittags zwei bis drei unter der Aufsicht der trefflichen Wirtin gut zubereitete Gerichte, des Abends eine Tasse Thee und kalten Aufschnitt; zum Getränk Weißbier und nur bei besonders festlichen Gelegenheiten Wein. Nach dem Essen, an dem auch sämtliche Kommis des Geschäfts teilnahmen, machten die älteren Mitglieder der Gesellschaft eine Partie Whist oder Solo, den Point zu einem, höchstens zwei Pfennigen; die Jugend tanzte zu den Klängen eines alten Klaviers und amüsierte sich ausgezeichnet. Zuweilen wurde ein beliebtes Theaterstück oder ein neues Erzeugnis des witzigen „Brennglas“ (Glasbrenner): „Herr Buffey in der Kunstausstellung“ oder „Berlin, wie es ißt und trinkt“ vorgelesen und über die komischen Einfälle des Eckenstehers „Nante“ gelacht. Am Sonntag fuhr man mit einigen befreundeten Familien im schwerfälligen Thor-

Digitized by Google

wagen nach einem nahe liegenden Dorf und kehrte in einem öffentlichen Gartenlokal ein, in dem, wie ein besonderer Anschlag besagte, Familien ihren Kaffee kochen konnten. Die Damen bereiteten in der Küche selbst den mitgebrachten Mokka und öffneten die mit Kuchen und Schinkenbrödchen reich beladenen „Kober". Unterdessen schoben die älteren Herren ihre Kegelpartie, spielten die jungen Leute „Zeck", Plumpsack und Pfänderspiele im Freien. Dabei herrschte eine gemütliche Heiterkeit, und selbst ein Küßchen in Ehren war beim Auslösen der Pfänder gestattet und wurde ohne Ziererei genommen und gegeben. So lebten zu jener Zeit Männer, welche zu den bedeutendsten Kaufherren der Residenz zählten und bei ihrem Tode nicht selten mehr als eine Million Thaler hinterließen.

Außer dieser ehrenwerten bürgerlichen Familie öffnete sich mir durch einen glücklichen Zufall eine geistig höher stehende Gesellschaft junger Männer, welche einen entscheidenden Einfluß auf mein ferneres Leben und meine ganze Entwickelung übte. An bestimmten Tagen der Woche versammelten sich einige Doktoren und ältere Studenten in einer obskuren Restauration der Französischen Straße. Da diese Zusammenkünfte durch die Anwesenheit der nicht dazu gehörigen Gäste häufig gestört wurden, so beschlossen wir, uns der Reihe nach bei dem einen oder andern Mitglied zu treffen. So bildete sich nach und nach ein zwangloser Verein, zu dem der bekannte nachmalige Professor Moritz Carriere in München, der geistreiche Jurist und politische Schriftsteller Dr. Heinrich Bernhard Oppenheim, der spätere Rechtsanwalt und Reichstagsabgeordnete Dr. Wilhelm Wolfsohn aus Hamburg, die beiden Brüder Alfred und Ottomar von Behr aus Köthen, die Theologen Keck und Franke, der Mediziner Moritz Fränkel aus Dessau, die Studenten der Philosophie Wilhelm Levysohn und Adolf Ries, der Student der Rechte Max Benary und der Musiker Gebhard von Alvensleben gehörten. Zu diesem Kreise strebsamer junger Männer, welche meist schon ihre Studien beendet hatten, herrschte jene Idealität, der begeisterte Wissensdrang und der liberale Geist, welche die damalige Jugend noch ganz beseelten. Bei diesen Zusammenkünften wurden die von uns verfaßten Gedichte und Arbeiten vorgelesen und beurteilt, besonders aber mit großem Eifer Hegel'sche Philosophie getrieben, welche zu jener Zeit noch in hoher Blüte stand und mehr oder weniger die gebildete Welt beherrschte, wenn auch vereinzelte Stimmen sich bereits gegen das System erhoben, und eine Spaltung zwischen der Rechten und Linken unter den Hegelianern selbst sich bemerkbar machte. Nichtsdestoweniger versenkten auch wir uns in den dunklen Abgrund der Phänomenologie und schwärmten für die dialektische Methode, die uns als der höchste Triumph des menschlichen Geistes erschien. Trotz aller Irrtümer wirkte die Beschäftigung mit der Hegel'schen Philosophie auf uns Alle höchst anregend und belebend, indem sie uns vor der Einseitigkeit der Fachstudien bewahrte, unsern Geist über die materielle Sphäre erhob und uns die der Gegenwart abhanden gekommene Welt der Ideale erschloß, wodurch reichlich die sonstigen Mängel und Nachteile des Systems aufgewogen wurden.

Vor allen war Carriere ein begeisterter Hegelianer, zugleich ein talentvoller Dichter und poetischer Enthusiast, weshalb ihn die Bettina von Arnim nur den „Feueranbeter" zu nennen pflegte. Geboren zu Grindel im Großherzogtum Hessen, von französischen Flüchtlingen abstammend und von mütterlicher Seite, wenn ich nicht irre, mit Werthers Lotte verwandt, vereinte er französische Lebhaftigkeit mit deutschem Ernst und deutscher Tiefe. Aus seinem rosigen Gesicht und den sanften, fast mädchenhaften Zügen sprach ein reines Gefühl und ein idealer Sinn, die er sich bis in das späteste Alter zu bewahren wußte. Zugleich verlieh ihm ein halb verschämtes, halb schalkhaftes Lächeln eine gewinnende Anmut und versöhnte mit seinem stark entwickelten Selbstbewußtsein. Trotz seiner Jugend besaß er bereits gediegene Kenntnisse und ein ungewöhnliches Wissen. Nachdem Carriere in Gießen und Göttingen Philosophie studiert und promoviert hatte, war er zu seiner ferneren Ausbildung nach Berlin gekommen, wo er sich durch sein ernstes Streben und seine persönliche Liebenswürdigkeit zahlreiche Freunde in der gelehrten Welt, besonders unter den Vertretern der Hegel'schen Philosophie erwarb. Dennoch wurde er zur Habilitation an der Universität nicht zugelassen, da er der damaligen Regierung wegen seiner Freisinnigkeit verdächtig erschien. Auch Heinrich Bernhard Oppenheim war ein Süddeutscher, aus Frankfurt am Main, Sohn eines wohlhabenden Juwelenhändlers und Enkel des reichen Bankier Gumpel in Hamburg, den Heine in seinen Reisebildern als Marcheſe Gumpelino verewigt hat. Mit neunzehn Jahren bereits Doktor der Rechte, erregte der kleine Oppenheim mit seinem runden, rotwangigen Knabengesicht und den dunklen feurigen Augen, durch seinen frühreifen Verstand und seinen kecken, sprühenden Geist ein ungewöhnliches Aufsehen in der Berliner Gesellschaft, besonders in der Damenwelt, deren erklärter Liebling er war. Sowohl Carriere wie auch Oppenheim verkehrten viel in dem Hause Bettinas von Arnim, deren „Briefwechsel Goethes mit einem Kinde" vor Kurzem erschienen war und einen enthusiastischen Beifall, besonders bei der jüngeren Generation, fand. Nach und nach kam auch unser ganzer Freundeskreis mit der genialen Frau in Beziehung. Auf Oppenheims Empfehlung wurde der Theologe Keck von ihr als Hauslehrer für ihre jüngste Tochter Gisela, die später den Professor Hermann Grimm heiratete, angenommen und dem Dr. Wilhelm Levysohn, der sich inzwischen als Buch-

Digitized by Google

händler in Grünberg niedergelassen hatte, der Verlag ihrer Schriften übertragen, da sie wie gewöhnlich sich mit ihrem bisherigen Verleger überworfen hatte. Auch mir wurde bald das Glück zuteil, Bettina kennen zu lernen und längere Zeit der interessanten Gesellschaft anzugehören, deren geistiger Mittelpunkt sie war. Ich erhielt nämlich von Carriere, der auf längere Zeit nach Italien gegangen war, einen Brief mit einem mündlichen Auftrag von ihm für Frau von Arnim, welchen ich ihr persönlich überbringen sollte. Bettina wohnte damals noch in dem früheren Palais des bekannten Grafen Raczinski unter den Linden. Mit vor Aufregung laut pochendem Herzen stieg ich die Treppen zu ihrer Wohnung empor und ließ mich bei ihr anmelden. Zu meiner großen Freude wurde ich sogleich angenommen und von dem Diener in ihr Arbeitszimmer geführt. Dasselbe enthielt in schwarzen Regalen eine ansehnliche Bibliothek und einen großen, mit Büchern und Papieren ganz bedeckten Schreibtisch in der Nähe des Fensters. In einer Ecke stand ein niedriger Divan, über dem eine vorzügliche Kopie der Jo von Correggio hing. Auf dem Divan kauerte in halb sitzender, halb liegender Stellung eine kleine Frau von ungefähr fünfzig Jahren in einem bequemen alten Morgenrock, um den Kopf ein schwarzes Spitzentuch geschlungen, unter dem die dunklen, mit einzelnen grauen Haaren vermischten Locken wirr hervorquollen und die feurigen, fast stechenden Augen mir entgegenblitzten. Nachdem ich schüchtern und unbeholfen mich meines Auftrags entledigt hatte, richtete sich Bettina aus ihrer liegenden Stellung auf und sah mich scharf, fast unwillig über die ihr lästige Störung an. „Schreibe Sie," sagte sie darauf in dem ihr eigenen Frankfurter Dialekt zu mir, „schreibe Sie dem Carriere, daß er mir nicht mehr so viele Studentle auf den Hals schicke soll, ich hab' jetzt gerade genug von der Sorte." — „Sie verzeihen, gnädige Frau," erwiderte ich verletzt, „wenn ich Sie belästigt habe. Ich wollte Sie nur einmal in meinem Leben sehen und bin vollkommen befriedigt." Dabei verneigte ich mich und ging; bevor ich aber die Thüre erreichte, rief sie mich zurück: „Bleibe Sie nur ruhig bei mir! Sie scheine mir ein ganz vernünftiger Mensch. Setze Sie sich und erzähle Sie mir, wer Sie sind und was Sie von mir wolle." So von ihr freundlich aufgefordert, vermochte ich nicht zu widerstehen und blieb gleich zwei Stunden bei der außerordentlichen Frau. Alles, was Bettina mit mir sprach, klang mir damals wie eine höhere Offenbarung und sie selbst erschien mir in diesem Augenblick wie eine gottbegeisterte Pythia. Ein Gedanke jagte bei ihr den andern; die wunderbarsten Ansichten und Ideen über Leben, Wissen und Kunst flossen wie ein mächtiger Strom von ihren feinen Lippen. Es lag etwas Dämonisches, Prophetisches in ihrem ganzen Wesen und sie erinnerte mich bald an die geheimnisvollen Sibyllen des Altertums, bald an eine von feurigem Most trunkene Bacchantin. Es war nicht möglich, ihrem schnellen Gedankenflug, diesen kühnen dithyrambischen Sprüngen einer maßlosen Phantasie, diesen aller Logik und Ordnung spottenden Ergüssen eines ebenso regellosen als blendenden Geistes zu folgen. Ich fühlte mich betäubt, wie berauscht; mein Kopf schmerzte mich und mir war wie dem Schüler in Goethes Faust „von allem dem so dumm, als ging' mir ein Mühlrad im Kopf herum". Zum Abschied schenkte mir Bettina ein Exemplar ihres vorhin erwähnten Buches und forderte mich auf, sie bald wieder zu besuchen; woraus ich schloß, daß auch ich ihr nicht mißfallen hatte.

Kurze Zeit darauf erhielt ich von Frau von Arnim eine Einladung zu einer ihrer Abendgesellschaften, welche in mehr als einer Hinsicht mir ein interessantes Schauspiel boten. Bettina liebte nämlich die verschiedensten, oft schroff einander gegenüberstehenden Elemente um sich zu versammeln und hatte ihre Freude daran, je schärfer die Geister auf einander platzten. An solchen Abenden sah man neben ihrem Schwager, dem berühmten Rechtslehrer und Haupte der historischen Schule, Herrn von Savigny, den kleinen Doktor Oppenheim, der für Gans, den Vertreter der philosophischen Richtung in der Jurisprudenz schwärmte. Da saß der zwar freisinnige, aber gemäßigte Hegelianer Werder und der extreme, wegen seiner zersetzenden Angriffe auf das orthodoxe Christentum gemaßregelte Theologe Bruno Bauer neben dem konservativen aristokratischen Obermundschenk Pitt-Arnim, der sogenannte „Hofdemagoge" und liberale Geschichtsschreiber Friedrich Förster neben dem strenggläubigen Philipp Nathusius, dem späteren Herausgeber des ultrareaktionären Hallischen Volksblattes. Da war ferner der frühere Gesandte in Lissabon und bekannte Kunstkenner Graf Raczinski, ein guter Katholik und Pole, mit seiner wunderbar schönen Tochter Wanda, der jüngere Savigny, ein angehender Diplomat, später der Gegner Bismarcks und Mitbegründer der Centrumspartei und der extravagante norwegische Violinspieler Ole Bull; dazwischen einige Damen, Frau von Savigny und die beiden älteren Töchter Bettinas, Maxi und Armgard, welche der durch seine Reise nach Indien bekannte und früh verstorbene Prinz Waldemar von Preußen anbetete.

Selbstverständlich konnte es in einer so eigentümlich zusammengesetzten Gesellschaft nicht ohne Reibungen, Angriffe und Entgegnungen abgehen. Der würdige Savigny, der kurz darauf zum Justizminister ernannt wurde, schüttelte öfters bedenklich den schönen gescheitelten Christuskopf und blickte halb mitleidig, halb verwundert auf die vorlaute Jugend und das seltsame Treiben in dem Hause seiner genialen Schwägerin.

Besonderen Anstoß nahm er an dem kleinen kecken Oppenheim, dem er die Berechtigung absprach,

Digitized by Google

sich Doctor juris utriusque zu nennen, da nach Savignys Ansicht ein Jude unmöglich auch Doktor des Kirchenrechts sein konnte, was zu manchen Neckereien und Häkeleien die Veranlassung gab. Als aber Bettina einmal von Savigny, wenn auch nur im Scherz, verlangte, daß er die Habilitierung des von ihr protegierten Oppenheim an der Berliner Universität befürworten sollte, wies der berühmte Jurist eine so unerhörte Zumutung mit den Worten zurück: „Ein Jude kann und darf nie Privatdozent und Lehrer an einer preußischen Universität werden.“ — „Was!“ entgegnete Bettina spöttisch, „nicht einmal Privatdozente solle die Jude werde, nicht einmal verhungern dürfe sei!“ — Ein andermal wurden ihre beiden älteren Töchter zu einem fürstlichen Ball eingeladen, wollten aber die Einladung nicht annehmen, weil sie vor der fremden hohen Gesellschaft, in der sie zum erstenmale erscheinen sollten, sich ängstigten. „Wie könnt Ihr so dumm sein,“ sagte Bettina, „und Euch fürchten? Ihr seid immer in besserer Gesellschaft gewesen, als Ihr heut Abend kommt.“ Durch solche Reden, ihre freisinnigen Anschauungen und ihren sonderbaren vorurteilslosen Verkehr ärgerte Frau von Arnim nicht ohne Absicht ihre Standesgenossen, welche allerlei Gerüchte über ihr exzentrisches Wesen aussprengten. Destomehr wurde sie von uns jungen Leuten bewundert und verehrt. Gerade damals arbeitete sie an einem neuen Buche: „Die Günderode“, welches ihren Briefwechsel mit der unglücklichen, durch ihre Liebe für den Professor Creuzer in Heidelberg und durch ihren Selbstmord bekannten Dichterin des „Tian“ enthielt. Bettina las uns daraus einzelne Bruchstücke vor, die uns entzückten. Auf Anregung des guten, ihr besonders ergebenen Hauslehrers Kleck beschlossen wir, der berühmten Schriftstellerin bei dieser Gelegenheit eine Huldigung darzubringen und ihr zu diesem Zweck ein Album zu überreichen, welches Bettina und die Günderode verherrlichen sollte. Ein talentvoller Zeichner aus unserer Mitte entwarf das Titelbild: auf einem mittelalterlichen Burgsöller mit der Aussicht auf den vorbeifließenden Rhein saß Bettina, zu ihren Füßen ihre schöne, unglückliche Freundin der sie die langen aufgelösten Haare flocht. Dazu hatte ein Dichter unseres Kreises einige auf die geschilderte Situation bezügliche Strophen verfaßt. Gerührt und erfreut von unserer Aufmerksamkeit, widmete Bettina, hauptsächlich durch uns veranlaßt, ihr neues Buch den deutschen Studenten.

Mit der Zeit gestaltete sich auch mein Verhältnis zu der genialen Frau immer freundlicher. Es verging keine Woche, wo ich nicht von ihr eine Einladung erhielt; auch durfte ich sie mitunter auf ihren interessanten Wanderungen durch das Berliner Voigtland nach den sogenannten „Familienhäusern“ begleiten, welche, von dem ärmsten Proletariat bewohnt, ihr den Stoff zu dem 1843 erschienenen Werke: „Dies Buch gehört dem Könige“ lieferten. Je länger ich aber Bettina kannte, destomehr mußte ich ihren originellen Geist und ihre selten reiche Natur bewundern, deren Schwächen und Schattenseiten meinen jugendlich enthusiastischen Blicken damals noch verborgen blieben. Ich verehrte in ihr nicht nur die in ihrer Art einzige Schriftstellerin, sondern auch die begabte Komponistin und Malerin. Einige Lieder, die ich von ihr hörte, verrieten ein ungewöhnliches musikalisches Talent und eine figurenreiche Zeichnung: „Die Nymphen der Diana“ erfreuten mich durch die Schönheit und Anmut der nackten klassischen Gestalten, ebenso wie mir ihr Entwurf zu einem Goethedenkmal imponierte, obgleich die Kunstkenner dasselbe nur für eine talentvolle Dilettantenarbeit hielten. Besonders lehrreich erschienen mir jene bereits erwähnten Besuche der Familienhäuser und die sich daran knüpfenden Bemerkungen Bettinas über die soziale Frage, deren Bedeutung sie schon früh erkannte. Auch Bettina ging, wie später Lassalle, von der Ansicht aus, daß vor allem das Königtum oder der Staat berufen und verpflichtet sei, diese große Zeitfrage durch sein Eingreifen zu lösen. Aus diesem Grunde widmete sie auch ihr Buch, welches die Resultate ihrer Erfahrungen und Studien auf diesem Gebiet enthielt, dem Könige Friedrich Wilhelm IV., der, selbst Romantiker, mit der romantischen Dichterin vielfach sympathisierte.

Wichtiger noch als die damals erst auftauchende und mehr geahnte als erkannte soziale Frage erschienen uns die politischen Verhältnisse, welche seit der Julirevolution auch die Geister in Deutschland immer stärker bewegten und aufweckten. Bei aller Liebe und Pietät für den alten König Friedrich Wilhelm III herrschte zu jener Zeit in Berlin eine zunehmende Unzufriedenheit mit der Regierung. Die Unterdrückung und Verfolgung jeder freieren Regung, die Nichtachtung der öffentlichen Meinung, die Willkür einer allmächtigen Polizei, welche selbst das Tabakrauchen in den Straßen und im Tiergarten verbot, die fast unerträgliche Bevormundung, die lästige Zensur und Beschränkung der Presse, vor allem der Mangel der vom König feierlich verheißenen und vom Volke ersehnten Verfassung wurde von allen Gebildeten, selbst von den gemäßigten, schmerzlich empfunden und weckte den Widerstand gegen den drückenden Absolutismus. Dazu kam noch das Beispiel und der Einfluß Frankreichs, das in jenen Tagen noch für das gelobte Land der Freiheit galt, die Erbärmlichkeit des vor Metternich zitternden Bundestages in Frankfurt a. M., der Liberalismus der Kammern in Süddeutschland, welches von Preußen um seine nichts weniger als begehrenswerte Konstitution beneidet wurde. Diese Stimmung oder Verstimmung wurde noch durch die gleichzeitige Litteratur unterhalten und genährt. Die Gedichte und Schriften Heines, die Briefe aus Paris von Börne, die Spaziergänge eines Wiener Poeten von Anastasius Grün, die geächteten Werke des jungen Deutschlands wurden trotz aller Verbote nur um so eifriger im

Digitized by Google

Geheimen gelesen und mit einer Begeisterung begrüßt, von der wir uns heute kaum eine Vorstellung machen können. In derselben Weise wirkte auf religiösem Gebiete „Das Leben Jesu“ von David Friedrich Strauß die Grundvesten des orthodoxen Glaubens erschütternd. An allen diesen heimlichen und offenen Kämpfen nahm die studierende Jugend den lebhaftesten Anteil, mit einer idealen Begeisterung und einer Opferfähigkeit, welche die gegenwärtige Generation nicht kennt und meist vornehm bespöttelt.

Selbstverständlich war auch unser Freundeskreis höchst freisinnig, besonders die beiden Brüder von Behr, welche mit Heine, Börne und den Führern der liberalen Opposition persönlich bekannt waren und in fortwährender Verbindung standen, obgleich sie selbst dem Adel angehörten und ihr Vater bei dem Herzog von Köthen eine hohe Staatsstelle bekleidete. Der ältere, Alfred, hatte, wegen demagogischer Umtriebe verfolgt, nach der Schweiz flüchten müssen, wo er in Zürich unter dem ebenkalls freisinnigen Professor Schönlein Medizin studierte. Er war mit einer ebenso schönen als klugen Schweizerin gegen den Willen seines Vaters verheiratet, der sich nachträglich unter romantischen Umständen mit dieser Wahl aussöhnte. Unter dem Vorwand eines Besuches bei ihren in Luzern wohnenden Verwandten reiste nämlich die junge resolute Frau unseres Freundes heimlich ohne Wissen ihres Mannes nach Köthen und wußte durch ihre Schönheit und Anmut das Herz des für weibliche Reize nicht unempfindlichen alten Herrn dermaßen zu rühren, daß er zu der Verbindung seine Zustimmung gab. Als der Sohn zur Weihnachtszeit nach Hause kam, fand er unter dem strahlenden Christbaum neben anderen Geschenken einen großen, angeblich mit Wäsche und Kleidern gefüllten Korb. Erst beim Öffnen desselben entdeckte er seine Frau, welche der originelle Vater ihm in dieser Weise einbescherte. Da die beiden Brüder von ihrer verstorbenen Mutter ein nicht unbedeutendes Vermögen geerbt hatten und auch von ihrem Vater noch einen ansehnlichen Zuschuß erhielten, so befanden sie sich in der angenehmen Lage, auch als Studenten in Berlin ein förmliches Haus aufzumachen und die beste Gesellschaft, Männer wie den Professor Gans, die Doktoren Werder und Veit, sowie die Hofschauspieler Eduard Devrient und Seydelmann bei sich zu sehen.

Zuweilen besuchte auch der alte lebenslustige Herr mit seiner zweiten Frau, einer noch jungen reizenden Dame, und mit seiner anmutigen erwachsenen Tochter die Söhne in Berlin und beteiligte sich an unserer Geselschaft. Der neckische Zufall fügte es, daß der Herr Geheime Finanzrat einmal gerade an dem Todestage Börnes, den wir feierlich begehen wollten, uns überraschte. Trotzdem ließen wir uns von unserem freisinnigen Vorhaben nicht abhalten; Carriere trug seine „letzte Nacht der Girondisten“, welche er später umgearbeitet veröffentlichte, mit feuriger Begeisterung vor und Moritz Fränkel besang die Zulitage. Auch ich brachte eine „Apotheose Börnes“ in überschwänglichen Versen und forderte die ganze Welt auf, dem großen Toten ein Denkmal zu errichten. „Börnes Mausoleum heiße freier Völker freier Bund!“ Unsere unfreiwilligen Zuhörer, besonders die Damen ließen sich von unserem Enthusiasmus anstecken und nahmen unsere Gedichte mit vielem Beifall auf. Selbst der alte Herr machte gute Miene zum bösen Spiel und trank mit uns auf das Wohl des freien einigen Deutschland und auf den Untergang aller Tyrannen, w brend er im Stillen über die Unvernunft der unreifen Jugend lächeln mochte.

Kurz nach dieser Totenfeier starb der Professor Gans, der mit unserem Kreise in freundschaftlicher Verbindung stand. Er wurde während eines Diners bei dem Mathematiker Tirichlet vom Schlage gerührt und noch lebend in seine an der Ecke der Behren- und Charlottenstraße gelegene Wohnung gebracht. Wir wachten Tag und Nacht an dem Lager des Sterbenden, bis er die Augen schloß. Der Tod des so bedeutenden und liebenswürdigen Mannes wurde tief beklagt, und sein Begräbnis gestaltete sich zu einer großartigen Demonstration für den geliebten Lehrer. Das ganze gebildete und freisinnige Berlin begleitete zu Fuß die Leiche in unabsehbarem Zuge nach dem Kirchhofe vor dem Oranienburger Thor, wo Gans in der Nähe seines berühmten Lehrers Hegel ruht. Unter den Leidtragenden erblickte man alle Notabilitäten der Residenz, ohne Unterschied der Parteien, an ihrer Spitze den siebzigjährigen Kultusminister von Altenstein und den greisen Kammergerichtspräsidenten von Grollmann, obgleich Gans in den hohen und höchsten Kreisen wegen seines entschiedenen Liberalismus mißliebig war. Zufällig fuhr der König Friedrich Wilhelm III. gerade in dem Augenblick, als der Leichenzug sich Unter den Linden langsam fortbewegte, nach dem Königlichen Palais. Würdevoll grüßte der alte König den Toten und wartete geduldig so lange, bis das ganze endlose Trauergefolge an ihm vorbeigekommen war, so unwillkürlich den Verstorbenen ehrend.

Bekanntlich stammte Gans aus einer angesehenen jüdischen Familie in Berlin; in seiner Jugend gehörte er mit seinen Freunden Zunz, Moser, Heine, Lehmann und den beiden Benarys einem Vereine an, der die Bildung und Hebung ihrer Glaubensgenossen bezweckte. Später ließ Gans sich taufen und habilitierte sich als Privatdozent an der juristischen Fakultät in Berlin. Bald machte der junge Gelehrte durch seine geistvollen Vorträge und besonders durch die Kühnheit, mit der er Savigny und die historische Schule angriff, seinen Namen rühmlichst bekannt. Noch populärer wurde Gans durch seine Vorlesungen über die neuere Geschichte, welche sich durch ihre Frei-

Digitized by Google

sinnigkeit auszeichneten. Das größte Auditorium der Universität vermochte nicht die Zahl seiner Zuhörer zu fassen, unter denen sich Männer wie Alexander von Humboldt befanden. Wiederholt wurden diese Vorträge von der Regierung unterdrückt, aber auf Altensteins Vorstellungen wieder gestattet und dann nur um so stärker besucht. Triumphierend berichtete uns dann der originelle Diener des freisinnigen Professors, der alte Feige: „Wir werden in diesem Semester die französische Revolution lesen, daß es nur so kracht.“ Durch seine glänzende Beredsamkeit übte Gans einen großen Einfluß auf die studierende Jugend aus, welche mit Begeisterung an ihren liberalen Lehrer hing. Nach Schluß seiner Kollegien wurde ihm eine feierliche Ovation und dem in demselben Hause wohnenden, wegen seiner Demagogenverfolgungen verhaßten Geheimrat Tzschoppe ein donnerndes Pereat gebracht. Zugleich überreichten wir Gans einen vorzüglichen Kupferstich, das Portrait seines Lieblingshelden Mirabeau, worüber er besonders erfreut war. Er hing das Bild, welches den berühmten französischen Redner auf der Tribüne mit hoch erhobener Hand darstellte, über sein eigenes Portrait so auf, daß Mirabeau mit seinem ausgestreckten Arm gleichsam auf Gans als seinen Geschichtsschreiber zu deuten schien.

Abgesehen von seiner fast kindlichen naiven Eitelkeit, war Gans einer der liebenswürdigsten und gutmütigsten Männer, der geistvollste und interessanteste Gesellschafter und ein Lebemann im besten Sinne des Wortes.. Er liebte die Freuden der Tafel, noch mehr eine anregende Unterhaltung, da er sich gern sprechen hörte und selbst ein Causeur ersten Ranges war. Mit jüdischem Scharfsinn und Witz verband er französischen Esprit und deutsche Gemütlichkeit. Nichts weniger als Pedant, suchte er seiner Gelehrsamkeit und auch seiner Person nach Art seiner französischen Vorbilder einen eleganten Anstrich zu geben und sein Wissen salonfähig zu machen, wodurch er sich allerdings nur von seinen Gegnern den Vorwurf der Oberflächlichkeit zuzog. Gans beschäftigte sich nicht nur mit seinen juristischen Studien, sondern auch mit Hegel'scher Philosophie und Litteratur. So verschmähte er es nicht, von Zeit zu Zeit Theaterkritiken, besonders über das Gastspiel Seydelmanns zu schreiben und sich wie sein großer Lehrer Hegel für jede bedeutende Bühnenerscheinung zu interessieren. Ebenso besuchte er gerne größere Gesellschaften, in denen er zu seinem und auch Anderer Vergnügen sein Licht leuchten ließ. Äußerst gutmütig und wohlthätig, unterstützte er ärmere Studierende auf das Großmütigste. Mit der seinem Volke eigenen Familienpietät liebte er seine alte Mutter und die nächsten Verwandten, trotzdem diese ihm manchen Verdruß verursachten. Besonders hatte er von seinem etwas verkommenen Bruder zu leiden, der ihm so ähnlich sah, daß er für den Doppelgänger des berühmten Gelehrten gelten konnte. Der Mann mißbrauchte mitunter den Namen und Ruf des bekannten Bruders und sündigte auf dessen Kosten. So ließ er sich auch eines Tages an dem Hofe eines kleineren deutschen Fürsten als Professor Gans vorstellen und förmlich feiern, was natürlich manche unangenehme Folgen für den wirklichen Gans hatte. Unser Freundeskreis ließ es sich nicht nehmen, den Toten auf seinen Schultern zu Grabe zu tragen und ihm eine Gedächtnisfeier zu veranstalten, bei der verschiedene freisinnige Reden gehalten wurden und Moritz Fränkel unserem Schmerz um den großen Verlust in begeisterten Versen den entsprechenden Ausdruck lieh. Die trostlose Mutter schenkte uns Allen, die wir an dem Sterbelager ihres Sohnes gewacht, ein Andenken aus seinem Nachlaß; auch ich erhielt bei dieser traurigen Gelegenheit das Dedikationsexemplar der „Ansichten der Natur“ von Alexander von Humboldt, das sich noch in meinem Besitz befindet.

Nach dem Tode von Gans schlossen wir uns um so inniger an seinen jüngeren Freund, den jetzigen Geheimrat und Professor Werder an, dessen philosophische und ästhetische Vorlesungen ebenfalls großen Anklang fanden und sehr besucht wurden. Auch Werder war kein einseitiger Gelehrter, kein trockener Pedant, sondern eine poetische Natur; selbst Dichter, regte er uns zum dichterischen Schaffen und ästhetischen Studien an. Hauptsächlich verdankten wir ihm die nähere Bekanntschaft mit seinem Freunde, dem Doktor Veit, dem hoch gebildeten Buchhändler und späteren Abgeordneten und mit den beiden ausgezeichneten Schauspielern Eduard Devrient und Seydelmann. In Gesellschaft dieser Männer wurden an bestimmten Abenden die Dramen Shakespeares mit verteilten Rollen gelesen und besprochen, wobei Eduard Devrient durch sein tiefes Verständnis des Dichters und Seydelmann durch seinen glänzenden Vortrag uns imponierten. Letzterer, für den ich mich als meinen Landsmann ganz besonders interessierte, war wie ich ein geborner Schlesier, Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns in Glatz. Frühzeitig zeigte Seydelmann eine große Liebe und Anlage für das Theater, die ihm fast das Leben gekostet hätte. Bis spät in die Nacht las er nämlich, wie er uns erzählte, Theaterstücke und Lebensbeschreibungen berühmter Schauspieler, wobei er einmal sich so sehr vertiefte, daß er vor dem Einschlafen das brennende Licht auszulöschen vergaß. Als er, fast vom Qualm erstickt, erwachte, stand sein Bett in Flammen; nur mit Mühe wurde er gerettet und das Feuer gelöscht. Der erzürnte Vater konfiszierte zur Strafe alle ihm gehörigen Komödien, Schauspielbücher und Theaterschriften, zugleich verbot er dem Sohn das Deklamieren und Recitieren auf das Strengste. Kurze Zeit nach dieser Katastrophe folgte Seydelmann, von der Begeisterung der Freiheitskriege erfaßt, dem Aufruf des Königs und machte den Feldzug gegen Frankreich als Frei-

Digitized by Google

williger bei der Artillerie mit. Nach beendetem Feldzug lebte er im elterlichen Hause, bis seine mit doppelter Kraft erwachte Liebe zur Kunst ihn nach dem nahen Grafenort führte, wo der durch Holteis „Vierzig Jahre“ bekannte Graf Herbenstein, ein reicher österreichischer Kavalier und kunstverständiger Theaterfreund, eine Privatbühne unterhielt.

Wie Goethes Wilhelm Meister, an den Seydelmann unwillkürlich erinnerte, lebte er auf dem Schlosse des Grafen in den angenehmsten Verhältnissen, in einer reizenden Gebirgsgegend und in Gesellschaft bedeutender Männer und liebenswürdiger Frauen. Dennoch verließ er, von seiner Wanderlust getrieben, schon nach kurzer Zeit das schöne Grafenort und ging nach Breslau, um sich an einem größeren Theater ganz und gar der Kunst zu widmen. Hier wurde er auf Empfehlung seines aristokratischen Gönners engagiert; bald gelang es ihm auch, die Teilnahme des originellen Theaterdichters und Kritikers Karl Schall zu erwerben, dem er so manche nützliche Belehrung und Förderung verdankte. Da aber Seydelmann, der sich inzwischen verheiratet hatte, nicht die ihm geeignete Beschäftigung und Anerkennung in Breslau fand, so begab er sich nach Graz in Steiermark, wo er mit vielem Beifall auftrat und ungeachtet seiner Jugend längere Zeit die Regie führte. Leider machten die Direktoren der dortigen Bühne, Graf Thurn und Baron Born Bankerott, weshalb Seydelmann sich genötigt sah, das traurige Leben eines wandernden Komödianten kennen zu lernen, bis er endlich bei dem bekannten Direktor Holbein in Prag ein vorzügliches, festes Engagement fand. Dieser würdigte zuerst das große Talent des jungen Künstlers, der schnell auch der Liebling des Prager Publikums wurde. Der Pension wegen zog es jedoch Seydelmann vor, einen Ruf des Hoftheaters in Kassel anzunehmen, wo er aber nur kurze Zeit blieb, da er wegen andauernder Kränklichkeit sich veranlaßt sah, um seinen Abschied einzukommen. Nach seiner Genesung trat er mit vielem Beifall in Darmstadt, Stuttgart und Weimar auf; hier wurde er durch den bekannten Kanzler Müller auch bei Goethe eingeführt und von diesem mit großer Güte aufgenommen, worauf Seydelmann nicht wenig stolz war.

Im Jahre 1835 gastierte Seydelmann in Berlin und machte besonders in der Rolle des Mephisto im eigentlichen Sinne Furore. Mit seiner hohen Künstlerschaft verband Seydelmann den Reiz einer bedeutenden Persönlichkeit: eine mittelgroße Gestalt, ein ernstes kluges Gesicht mit hoher Stirn, klaren blaugrauen Augen und energischem Mund, um den gewöhnlich ein ironisches überlegenes Lächeln spielte. Weniger schön als interessant, erschien er auf den ersten Blick kalt, abgemessen und zurückhaltend, wie ein verschlossener Diplomat, erst bei näherer Bekanntschaft wurde er nach und nach wärmer und zutraulicher. Auch sein Organ klang anfänglich hart und spröde, aber rein und deutlich und gewann im Fluß der Rede eine ergreifende Gewalt. Da war keine Spur von falschem Pathos, keine der gewöhnlichen schauspielerischen Unarten; jedes Wort wie der ganze Mensch natürlich und wahr. In der Unterhaltung glänzte Seydelmann durch scharfen Geist und eine in seinem Stande seltene Bildung, welche er sich durch eisernen Fleiß erworben hatte. Ein leichter Sarkasmus, der sich zuweilen zur schneidenden Bitterkeit steigern konnte, verlieh seiner Rede eine pikante Würze. Seine Briefe waren Muster eines feinen geistvollen Stils, voll Witz und satirischer Laune. Seydelmann zählte nicht zu den sogenannten „genialen Schauspielern“, welche wie Ludwig Devrient und der verstorbene Theodor Döring sich der augenblicklichen Stimmung und Inspiration überließen. Er dachte über seine Kunst und seine Aufgaben unablässig nach, studierte und arbeitete seine Rollen mit der höchsten Sorgfalt durch, eingedenk des Spruches, daß der Fleiß die Hälfte des Genies ausmacht. Seine Leistungen waren daher wirkliche Kunstwerke, die weniger durch geniale Einzelheiten, als durch die vollendete Ausführung des Ganzen unsere Bewunderung erregten.

Der Umgang mit solchen Künstlern, wie Seydelmann und Eduard Devrient, mußte natürlich mein bereits lebhaftes Interesse für das Theater noch erhöhen. Ich versäumte nicht so leicht eine Vorstellung, in der sie auftraten, und verdankte beiden so manchen unvergeßlichen Genuß und vielfache Belehrungen. Zu jener Zeit erfreute sich noch die Bühne der höchsten Teilnahme aller Gebildeten und lieferte bei dem Mangel anderer Anregungen den Hauptinhalt des Tagesgesprächs. Die Aufführung eines neuen Stückes, das Auftreten eines berühmten Gastes war ein Ereignis für die ganze Residenz und beschäftigte die Geister, welche noch nicht von der Politik und dem Vereinsleben so stark wie jetzt bewegt und in Anspruch genommen wurden. Der alte König ging mit seinem guten Beispiel voran und fehlte selten in seiner Parkettloge an der Seite seiner zweiten Gemahlin, der Fürstin von Liegnitz. Am liebsten sah Friedrich Wilhelm III. kleine harmlose Lustspiele, Oper und Ballet, für deren Ausstattung er trotz seiner sonstigen Einfachheit und Sparsamkeit große Summen verausgabte. Trauerspiele und alle aufregenden Stücke waren ihm zuwider, doch beschränkte er keineswegs den Geschmack des Publikums. Nur Wilhelm Tell von Schiller und Goethes Egmont durften, so lange er lebte, wegen ihres liberalen Inhalts nicht aufgeführt werden. In der Oper begünstigte er die Werke Spontinis; doch am meisten protegierte der König das Ballet. Er selbst wohnte nicht selten den Tanzproben bei und machte den Tänzern und Tänzerinnen, mit denen er besonders zufrieden war, ab und zu kleine und größere Geschenke.

Damals wurde noch das Theater von der Elite

Digitized by Google

des gebildeten Publikums und der besten Gesellschaft besucht, das Kunstverständnis war noch größer und der Geschmack besser als jetzt, da sich die bedeutendsten Leute, die Professoren der Universität, Gelehrte, Künstler und hohe Staatsbeamte für die Bühne lebhaft interessierten. Rohheiten und Zweideutigkeiten, wie sie heute vorkommen und geduldet werden, waren damals unbekannt und unmöglich. Mitunter wurde die Liebe zum Theater zu einer lächerlichen Manie und artete in komische Extravaganzen aus. Ein solch enragierter Theater-Enthusiast war der jüngste Bruder des berühmten Meyerbeer, eine stadtkundige Figur. Er fehlte bei keiner Vorstellung und überhäufte die beliebten Schauspieler mit oft sehr kostspieligen Aufmerksamkeiten. Unter Anderem lanste er auch eine vollständige Sammlung Berliner Theaterzettel für eine Jahresrente dem unter dem Namen des „Theater-Riese" bekannten Besitzer ab und verpflichtete sich ausserdem, diesem, so lange er lebte, täglich ein Billet für das königliche Schauspielhaus zu liefern, was die Veranlassung zu einem interessanten Prozeß gab.

Unter den Tarstellern glänzten im Schauspiel vor Allen Seydelmann, Rott, Eduard Devrient, Stawinski, Grua, Crüsemann, Weiß, Rüthling, Bauer, Gern und Schneider, sowie die Damen Auguste Crelinger mit ihren beiden Töchtern Bertha und Clara Stich, Charlotte von Hagn, Hulda Erl u. s. w. Ebenso bildeten die Sänger Bader, Blume, Zschiesche, Mantius und die Sängerinnen Löwe, von Faßmann, Grünbaum u. s. w. ein unübertroffenes Ensemble in der Oper. Außer den königlichen Schauspielen gab es zu jener Zeit in Berlin nur noch das alte Königstädtische Theater auf dem Alexanderplatz unter der Direktion des zwar ungebildeten, aber praktischen Kommissionsrats Cerf, der, wie behauptet wurde, weder lesen noch schreiben konnte und von dessen Unwissenheit man die lustigsten Anekdoten erzählte. Durch ihre Konzession war diese zweite Bühne auf das Lustspiel, das Melodrama, die Posse und die komische Oper beschränkt, aber sie besaß einige ausgezeichnete Mitglieder und besonders an den beiden Komikern Beckmann und Block zwei unwiderstehliche Magnete für die lachlustigen Berliner. Ihre Leistungen in der „Reise auf gemeinschaftliche Kosten" und im „Vater der Debütantin" dürften unerreicht geblieben sein. Noch heute denke ich aber mit Bewunderung und Vergnügen an die vollendeten Vorstellungen im Königlichen Schauspielhause, an die meisterhaften Schöpfungen Seydelmanns als Mephisto, Franz Moor, König Philipp, Jago, Richard der Dritte, Marinelli, Carlos in Goethes Clavigo, Antonio im Tasso, Nathan, Michel Perrin, Schewa, Baron Scarabäus und Talel im „Ehrgeiz in der Küche", besonders aber an seinen Ludwig XI, Karl XII. und Cromwell: wahrhaft vollendete historische Typen. Ebenso bedeutend erschien mir die Crelinger in den Rollen der Iphigenia, Lady Macbeth, Gräfin Terzki und Isabella in der Braut von Messina. Nicht minder entzückte mich Charlotte von Hagn als Gretchen, Julia, Ophelia und Luise in Kabale und Liebe, obgleich sie noch höher im Lustspiel stand, in dem sie durch ihre schalkhafte Anmut, hinreissende Liebenswürdigkeit und unvergleichliche Grazie alle ihre Nebenbuhlerinnen und Nachfolgerinnen übertraf.

Mit ganz besonderer Teilnahme wohnte ich mit meinen Freunden der ersten Aufführung des „Richard Savage" von Gutzkow bei, welche durch das vorzügliche Spiel der Crelinger als Lady Mackelsfield und Seydelmanns als Richard Steele, aber noch mehr durch den Reiz der Neuheit und das Interesse für den freisinnigen, von der Regierung verfolgten Dichter einen großen Erfolg erzielte. Tagegen hatte der „Columbus" unseres Lehrers Werder, auf den wir die größten Hoffnungen setzten, nur einen Achtungserfolg, obgleich Seydelmann die Titelrolle meisterhaft gab, die Freunde wie rasend klatschten und den Verfasser wiederholt riefen. Die Schuld trug die unverhältnismäßige Länge des an poetischen Schönheiten reichen Tramas und der Mangel an Spannung, da der Stoff dem großen Publikum zu bekannt war. Als am Schlusse des höchst wirksamen zweiten Aktes Columbus und seine Schicksalsgenossen begeistert „Land! Land!" riefen, bemerkte ein gebildeter Berliner Philister im Parterre mit lauter Stimme: „Das steht ja schon in Beckers Weltgeschichte!" Noch trauriger erging es dem bekannten Rellstab bei der Aufführung seines Dramas: „Franz von Sickingen". In dem Stücke trat der Landgraf Philipp von Hessen in einer unbedeutenden Nebenrolle auf, welche von einem ebenso unbedeutenden Schauspieler gegeben wurde. Erst zum Schluß zeigte der sterbende Held auf den meist schweigenden Landgrafen mit den Worten: „Was ich gewollt und erstrebt, soll Euch Philipp sagen." Kaum war der Vorhang gefallen, so riefen die im Parterre den Ton angebenden Studenten nicht den Darsteller des Franz von Sickingen, sondern den des Landgrafen so lange und stürmisch, bis der betreffende, von dieser unerwarteten und unverdienten Ehre überraschte Schauspieler endlich zögernd und verlegen erschien. Aus dem Parterre aber fragte laut eine tiefe dröhnende Baßstimme: „Was hat Franz von Sickingen gewollt?" So wurde unter schallendem Gelächter des Publikums das wohlgemeinte Stück begraben, um nie mehr wieder aufzuerstehen.

Unter solchen Beschäftigungen und Zerstreuungen rückte für mich die Zeit des Doktor- und Staatsexamens näher, so daß ich mich genötigt sah, meine dichterischen und künstlerischen Neigungen dem Studium der medizinischen Wissenschaften einstweilen zu opfern. Ich arbeitete ernstlich mit dem immer gleich fleißigen Traube, indem wir zunächst uns die Pathologie des berühmten Züricher Professor Schönlein anzueignen suchten, dessen geistreiche Vorträge damals noch nicht

Digitized by Google

im Buchhandel erschienen und in Berlin wenig oder nicht bekannt waren. Zu diesem Zwecke borgten wir uns von unserem Freunde Alfred von Behr das von diesem in Zürich nachgeschriebene Kollegienheft, welches wir Wort für Wort im Schweiße unseres Angesichts kopierten, eine Riesenarbeit, die mehrere Wochen in Anspruch nahm und uns manche durchwachte Nacht kostete. Für unsere Arbeit fanden wir uns reichlich durch den Besitz eines solchen Schatzes belohnt, der uns eine Fülle neuer, anregender Anschauungen bot. Wenn auch Schönlein in seinen, jetzt veralteten Vorträgen der herrschenden Naturphilosophie noch huldigte und ähnlich wie Jussieu für die Pflanzenwelt ein sogenanntes „natürliches System“ für die Pathologie aufstellte, wodurch er vielfach gerade gegen die Natur und Erfahrung verstieß, so gab er doch zuerst den Anstoß zu einer gründlichen Untersuchung der Krankheiten mit Hilfe der damals aufblühenden Physiologie und organischen Chemie, so daß er mit Recht als einer der Begründer der neueren experimentellen Medizin angesehen werden darf.

Man kann sich daher denken, wie sehr uns die Nachricht erfreute, daß Schönlein nach Berlin berufen werden und die Leitung der von dem Geheimrat Wagner interimistisch verwalteten Klinik übernehmen sollte. Von den verschiedensten Seiten erhob sich eine Opposition gegen diese Berufung. So wurde unter den Studenten eine Petition verbreitet, in der gegen die Berufung des berühmten Pathologen wegen dessen Unkenntnis der lateinischen Sprache protestiert wurde, ja man entblödete sich nicht, selbst die bekannte freisinnige Richtung Schönleins als eine Gefahr für die Jugend der Regierung zu denunzieren. Empört, verweigerten Traube und ich nicht nur unsere Unterschriften, sondern beredeten auch unsere Kommilitonen, eine Petition im entgegengesetzten Sinne abzufassen. Kurze Zeit darauf kam Schönlein nach Berlin und eröffnete seine klinischen Vorträge, welche wahrhaft Epoche machten und einen Wendepunkt in der pathologischen Medizin bildeten. Persönlich imponierte Schönlein auf den ersten Blick weit weniger, als wir uns vorgestellt hatten. Die untersetzte, behäbige Gestalt mit dem stark geröteten, etwas sanuischen Gesicht paßte eher für einen gemütlichen Weinreisenden, als für den berühmten Gelehrten. Aber schon die erste Vorlesung zeigte den scharfen Diagnostiker und geistreichen Lehrer, dessen Vortrag uns mit Bewunderung und Verehrung erfüllte. Besonders fand sich Traube durch Schönlein, dessen Assistent und Freund er später wurde, zu einer Reihe physiologisch-pathologischer Untersuchungen und Experimente über den Einfluß des nervus vagus auf die Lungen- und Herzthätigkeit angeregt.

Gleichzeitig beschäftigte sich der talentvolle junge Mediziner, Arnold Mendelssohn, der Neffe des angesehenen Bankier Joseph Mendelssohn und Vetter von Felix Mendelssohn-Bartholdy mit ähnlichen Arbeiten; weshalb er sich Traube anschloß. Bald zog er in unser Haus und beteiligte sich an unseren Studien. Wenn wir am Tage fleißig gewesen, machten wir des Abends mitsammen einen Spaziergang in den nahen Tiergarten oder nach dem seitdem verschwundenen Odeum oder nach Kemperhof, einem Gartenlokal, an dessen Stelle jetzt die Viktoriastraße getreten ist, und unterhielten uns bei einem Glase Bier und den Klängen einer mittelmäßigen Militärmusik, welche auch Beethovensche und Mozartsche Symphonien, jedoch nur auf Blasinstrumenten, vortrug, so sonderbar und unwahrscheinlich das uns heute klingen mag. Auf diesen Ausflügen begleitete uns zuweilen der damals achtzehnjährige Lassalle, der durch seine geistige Überlegenheit und die Sicherheit seines Auftretens nicht nur in studentischen Kreisen, sondern auch in der gelehrten Welt eine ungemeine Sensation erregte. Schon in jener Zeit arbeitete er an seinem Werk „Die Philosophie Herakleitos des Dunklen“, welches aber erst 1857 erschien. In unserer Gegenwart sagte er den Sturz der Hegelschen Philosophie voraus und deckte die Mängel derselben mit schlagenden Gründen auf, indem er sich in seiner großsprecherischen Weise zugleich vermaß, ganz allein diesem dialektischen System, dem er selbst seine besten Gedanken schuldete, in kurzer Frist den Todesstoß zu geben.

Während ich mich mit Traube zum Examen vorbereitete, löste sich nach und nach der alte Freundeskreis zum Teil auf. Carriere weilte noch immer in Italien und die beiden Brüder von Behr sahen sich gezwungen, Berlin zu verlassen, da der Ältere von ihnen wegen früherer demagogischer Umtriebe von der Polizei ausgewiesen wurde, obgleich er seit seiner Rückkehr aus der Schweiz ruhig und nur mit seinen medizinischen Studien beschäftigt, in Berlin lebte. Wir gaben dem gemaßregelten Freund das feierliche Geleit bis Potsdam auf der erst vor Kurzem dahin eröffneten Eisenbahn, auf der ich bei dieser Gelegenheit zum ersten Mal fuhr. Trotzdem die Reise noch immer länger als eine gute Stunde dauerte, erregte die Schnelligkeit derselben unsere größte Bewunderung. Selbst der Umstand, daß die Lokomotive einige Minuten aus mir unbekannten Gründen den Dienst versagte, vermochte den gewaltigen Eindruck nicht abzuschwächen, da derartige jetzt ungewöhnliche Ereignisse anfänglich häufig vorkamen, wie eine aus jener Zeit stammende Karrikatur zeigt, welche einen neben der schleichenden Maschine herlaufenden Schusterjungen darstellt, mit der komischen Unterschrift: „Herr Lokomotive! Soll ich Sie eene Droschke holen?“ Bei dem Abschiedsmahl zu Ehren des Ausgewiesenen fehlte es natürlich nicht an begeisterten Reden und freisinnigen Toasten auf das Wohl der scheidenden Freunde, ebenso wenig das übliche Pereat auf die verhaßte Polizeiwirtschaft. Nachdem wir den Brüdern und der reizen-

Digitized by Google

den Frau des Älteren wiederholt versprochen hatten, sie in Köthen so bald als möglich zu besuchen, trennten wir uns von ihnen mit schwerem Herzen und noch schwereren Köpfen.

Kurz darauf machte ich mein Doktorexamen, wobei Traube und Oppenheim meine Opponenten waren. Zur Erholung reiste ich nach dem solennen Doktorschmaus, an dem alle meine Freunde teilnahmen, auf einige Tage nach Köthen, wo ich in dem gastlichen Hause der Familie von Behr mit offenen Armen empfangen wurde und mir unvergeßliche Stunden verlebte. In der That herrschte hier die großartigste Gastfreundschaft, das originellste Treiben und eine seltene Zwanglosigkeit. Fortwährend war das Haus mit fremden Gästen besetzt, so daß es einem überfüllten Hotel glich. Ich wurde mit noch einigen jungen Leuten in einem alten Gartenpavillon einquartiert, in dem wir ein wahrhaft poetisches Leben wie Eichendorffs „Taugenichts“ führten. Der alte joviale Geheimrat und seine anmutige Frau waren die angenehmsten Wirte, welche ihre Gäste in keiner Weise genierten und um so zufriedener schienen, je toller und lustiger wir es trieben. Unter den zahlreichen Fremden befanden sich interessante Männer, Mädchen und Frauen aus der Nähe und Ferne, Schriftsteller, Künstler, junge Doktoren und Studenten aus allen Ländern. Einer der unterhaltendsten Gesellen dieser fröhlichen Schar war der unter dem Kneipnamen „Schlump“ bekannte Privatsekretär und Reisebegleiter des Fürsten Pückler-Muskau, Dr. Jäger, ein unerschöpflicher Erzähler der seltsamsten Abenteuer, ein moderner Münchhausen, der wie sein Vorbild auf Kosten der Wahrheit durch die wunderbarsten Geschichten die Zuhörer fesselte und ergötzte. Zuweilen kam auch aus dem nahen Dessau die noch immer schöne und feingebildete Hofrätin Müller, die Witwe des berühmten Dichters und Mutter des geistvollen Sprachforschers Max Müller. Da war ferner eine reizende Sängerin, die Tochter eines herzoglichen Kammermusikus und Geliebte eines Prinzen von Anhalt, der das bezaubernde Mädchen anbetete und trotz des Widerspruches seiner hohen Verwandten schließlich heiratete. Dazu gesellten sich auch die jungen Frauen des Geheimrats und unseres Freundes Alfred, sowie die holde Tochter des Hauses, um mir den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen.

Unter solchen Verhältnissen verging nur zu schnell die mir vergönnte Zeit und nur gezwungen verließ ich das schöne gastfreie Haus, das ich trotz meines Versprechens nicht mehr wiedersehen sollte. Mein Freund Ottmar von Behr, der jüngere der beiden trefflichen Brüder, begleitete mich nach dem nahen Leipzig, um mit mir den damals auf der Höhe seines Ruhmes stehenden jungen Dichter Karl Beck zu besuchen. Der gefeierte Verfasser der damals sensationellen „Gepanzerten Lieder“ entsprach jedoch nicht ganz dem Bilde, das wir uns von dem Sänger gemacht hatten. Statt eines feurigen, kraftvollen Magyaren fanden wir einen nervösen, auffallend stillen und schweigsamen, schmächtigen Jüngling im studentischen Schnurrock und Cerevismütze, mit Sporen an den Stiefeln und einer Reitgerte in der Hand. Seine interessanten, aber fast apathischen Züge wurden nur durch ein freundlich melancholisches Lächeln und durch das zuweilen aufloderude Feuer der schönen blauen Augen belebt. Meist saß er träumerisch, seine türkische Pfeife rauchend da, ohne zu sprechen, umgeben von einem Schwarm männlicher und weiblicher Verehrer, welche ihn durch ihre Schmeicheleien verwöhnten und berauschten. Wir verlebten mit Beck und dessen litterarischen Freunden den Abend im Hotel de Pologne. Er las uns einige seiner neuesten Gedichte vor und ich brachte einen Toast auf den damals noch so hoffnungsvollen Dichter aus. Unter ganz anderen Verhältnissen sollte ich ihn nach langen Jahren in Berlin wiedersehen. Ich selbst fand mit Hilfe meines Freundes Ottmar in Leipzig einen Verleger für meine Jugendgedichte, welche ich in Gemeinschaft mit Moritz Fränkel 1839 bei dem Buchhändler Hartknoch erscheinen ließ. Den besseren Teil dazu lieferte mein poetischer Kollege, der ein entschiedenes Talent besaß, aber später den Musen untreu wurde und sich ausschließlich der praktischen Medizin zuwendete. Fränkel schöpfte seine Stoffe aus der Bibel, welche er wahrhaft originell und frei behandelte. Nicht minder zeichneten sich seine Liebeslieder durch feine Anmut und den Zauber der Sprache aus. Meine Gedichte dagegen besangen vorzugsweise in der damals üblichen Weise Freiheit und Vaterland. Trotz mancher Mängel erwarb sich unser Büchlein die freundliche Anerkennung der Kritik und wurde selbst von Wienbarg lobend besprochen, was jedoch nicht hinderte, daß unsere Gedichte bald vergessen und nur von unseren Freunden gekauft wurden.

Durch meine Reise nach Köthen erfrischt und gestärkt, kehrte ich nach Berlin zu meinen medizinischen Studien zurück, welche jetzt meine ganze Zeit ausschließlich in Anspruch nahmen, da ich im nächsten Winter das Staatsexamen ablegen wollte. Nun wurde wieder mit Traube vom frühen Morgen bis zum späten Abend, oft bis nach Mitternacht „geochst“. Anatomie und Physiologie eifrig wiederholt und ein besonderer chirurgischer Operations-Kursus bei dem originellen Professor Schlemm angenommen, welcher den trockenen Unterricht durch seine komischen, allerdings für zarte Ohren nicht berechneten Erzählungen und Bemerkungen würzte. Je näher aber der gefürchtete Termin heranrückte, desto mehr wurde gearbeitet. Selbst während des Essens gönnten wir uns keine Ruhe und examinierten uns gegenseitig. Des Nachts träumte ich von einem schmählichen Durchfallen; ich litt wahre Höllenqualen, die sich noch heute nach nahezu sechzig Jahren in meinen Träumen wiederholen. Unsere ganze Unterhaltung, alle unsere Ge-

Digitized by Google

sprüche drehten sich um die Prüfung und unsere Examinatoren, deren Strenge ein bekannter Vers folgendermaßen charakterisierte:

„Wer sich nicht stößt an den Ecken [Professor Eck],
Wer nicht bleibt im Kothe stecken [Geheimrat Kothe],
Wer glücklich kommt durch den tiefen Bach [Dieffenbach],
Den frißt doch der Wolf hintennach" [Geheimrat Wolf].

Der letztere, der ganz besonders wegen seiner unnachsichtlichen Strenge verrufen war, machte dazu die boshaft witzige Bemerkung: „Der Wolf frißt nur die Schafe."

Nachdem Traube und ich uns genügend vorbereitet hatten, gingen wir durch die verschiedenen Leidensstationen des Examens. Während dieser ganzen Zeit befanden wir uns in einer hochgradigen Aufregung, welche noch durch den Sturz so manches guten Bekannten erhöht wurde. Da hatte der eine im anatomischen Kursus ein fehlerhaftes Präparat geliefert, ein anderer in der chirurgischen Prüfung einen wichtigen Nerv durchschnitten oder in der inneren Station eine falsche Diagnose gestellt, was auch dem Besten passieren konnte. Täglich wurden Bulletins ausgegeben, wie im Kriege die Zahl der Schlachtopfer und die Namen der Gefallenen mitgeteilt. Natürlich suchte man sich vor der drohenden Gefahr mit allen zu Gebote stehenden erlaubten und unerlaubten Mitteln zu schützen. Mit unglaublicher List und Verschlagenheit wurden trotz der strengen Klausur und Überwachung der Arbeiten ganze Bibliotheken von Handbüchern und Kollegienheften eingeschmuggelt und benutzt. Einer unserer Leidensgefährten hatte seinen Körper mit den verbotenen Materialien förmlich ausgepolstert und sich mit allen nur möglichen Hülfsquellen heimlich gerüstet. Nachdem der Kandidat seine Arbeit beendet und abgeliefert hatte, fand der uns überwachende Stabsarzt auf dem Platze desselben einen Papierbogen mit der rätselhaften Zeichnung einer menschlichen Figur, deren einzelne Glieder mit den verschiedensten Krankheiten beschrieben waren, so die Arme mit akutem Rheumatismus, die Oberschenkel mit Gelbsucht, die Füße mit Nierenleiden, die Brust mit Gehirnentzündung, der Nacken mit Wassersucht u. s. w. Von dem Geheimrat Wolf, welchem der Stabsarzt pflichtschuldig dieses wahrhafte corpus delicti eingehändigt hatte, um die Deutung der verdächtigen Zeichnung unter Bedrohung einer strengen Untersuchung befragt, gestand der arme Sünder, daß er an den verschiedenen Teilen seines eigenen Körpers die ihm unentbehrlichen Hefte mit der Beschreibung der betreffenden Krankheiten in der angegebenen Weise verborgen und zur schnelleren Orientierung die konfiszierte Figur gleichsam wie eine topographische Karte entworfen habe, um sogleich zu wissen, wo die verborgene Weisheit zu finden sei. Durch das offene Geständnis und das originelle Auskunftsmittel versöhnt und zugleich belustigt, begnügte sich der Examinator damit, dem findigen Kandidaten eine neue Arbeit aufzugeben, welche dieser auch glücklich ohne solche Hilfsmittel zustande brachte, da es ihm, wie den meisten von uns, weniger an Kenntnissen, als an dem nötigen Selbstvertrauen fehlte.

Ich selbst bestand die Staatsprüfung ohne besondere Unfälle und Traube, wie voranzusehen, mit großer Auszeichnung. Das freudige Ereignis wurde von uns und den Freunden mit einer heiteren Partie nach Treptow gefeiert. Um so trauriger war mein Erwachen am nächsten Morgen, als ich die erschütternde Nachricht von dem plötzlichen Tode meines geliebten Vaters erhielt, der, vom Schlage gerührt, auf freiem Felde unter einem von ihm selbst gepflanzten Apfelbaum gefunden wurde. Ich wollte sogleich zur Beerdigung in die Heimat reisen, aber erkrankte infolge der vorangegangenen Anstrengungen für das Examen und der Aufregung über den erlittenen Verlust so gefährlich, daß meine Freunde und der hinzugerufene Arzt mich mit Gewalt zurückhielten. Mehrere Wochen lag ich wie gelähmt, körperlich und geistig gebrochen, unfähig, einen Gedanken oder Entschluß zu fassen. Dazu kamen noch die leidigen Geldverhältnisse, da mein Vater, von schweren unverschuldeten Verlusten getroffen, nur ein unbedeutendes Vermögen hinterlassen hatte, auf dessen Anteil ich zu Gunsten meiner Stiefmutter und einer noch unversorgten Schwester verzichtete. Da außerdem die Regulierung der verwirrten Angelegenheiten eine längere Zeit beanspruchte und kein bares Geld vorhanden war, so geriet ich in die größte Verlegenheit. Durch meine mehrwöchentliche Krankheit waren alle meine Hilfsmittel erschöpft und ich konnte weder die fällige Wohnungsmiete noch meinen Lebensunterhalt aufbringen.

In dieser Zeit der Not und Trauer bewährten sich meine Freunde; Traube that Alles, was er vermochte, um mir zu helfen, besonders aber standen mir der von Herzen gute Oppenheim und der wahrhaft edle Gebhard von Alvensleben mit Rat und That zur Seite. Der letztere schoß mir eine ansehnliche Summe vor und befreite mich aus meiner peinlichen Lage. Auch Bettina nahm den innigsten Anteil an meinen Leiden und bot mir Trost und Hilfe in meinem Unglück. Nach und nach erholte ich mich von meiner Krankheit und richtete mich von dem zerschmetternden Schlage wieder auf, wenn ich auch eine große Schwäche und Niedergeschlagenheit zurückbehielt. Da ich unter solchen Verhältnissen nicht länger in Berlin bleiben konnte und dem Wunsch entsagen mußte, mich dort als praktischer Arzt niederzulassen, so sah ich mich genötigt, vorläufig nach Breslau zu meinem dort lebenden älteren Bruder zurückzukehren, um bei ihm meine völlige Genesung abzuwarten.

Kurz vor meiner Abreise sollte ich noch Zeuge von einem großen historischen Ereignis sein, dem Tode Friedrich Wilhelms III., und der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. Schon seit einiger Zeit war

Digitized by Google

der alte geliebte König so leidend, daß er der feierlichen Grundsteinlegung zu dem Denkmal Friedrich des Großen nicht mehr beiwohnen konnte und sich durch den Kronprinzen vertreten lassen mußte. In den letzten Tagen nahm seine körperliche Schwäche in bedenklicher Weise zu. Sobald die Nachricht bekannt wurde, gab sich in wahrhaft rührender Weise die Liebe des Volkes zu seinem König kund, an dem es wegen seiner menschlichen und persönlichen Vorzüge, sowie wegen gemeinsam erlebter und geteilter Leiden und Freuden mit unerschütterlicher Treue und Verehrung hing. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend stand die Menge vor dem königlichen Palais Unter den Linden und erkundigte sich ängstlich teilnehmend nach dem Befinden des hohen Patienten, wie zärtlich besorgte Kinder, welche sich um das Krankenlager ihres geliebten Vaters scharen. Unbeschreiblich war die Trauer, als der König am 7. Juni 1840 starb; ganz Berlin klagte um den guten alten Herrn, dessen Leiche, wie er gewünscht und angeordnet, mit dem einfachen Soldatenmantel bedeckt, einige Tage ausgestellt und dann in stiller Nacht nach dem Mausoleum im Charlottenburger Schloßgarten übergeführt wurde, um an der Seite der unvergeßlichen Luise bestattet zu werden. Einige Zeit darauf erfolgte die Huldigung der märkischen Stände und des Berliner Volkes, zu der ich durch meine Bekanntschaft mit dem Sohne des damaligen Schloßkastellans Kurs einen guten Platz erhalten hatte. Von einem Fenster im vierten Stockwerk des königlichen Schlosses konnte ich das ganze Schauspiel und den neuen König sehen, der vom Balkon herab seine begeisterte Ansprache mit lauter, bewegter Stimme hielt. Leider regnete es während der ganzen Feier heftig und die aufgespannten Regenschirme beeinträchtigten den ergreifenden Eindruck der Huldigung. Die bedeutenden Worte Friedrich Wilhelms IV. verhallten fast ungehört und nur die Nächststehenden verstanden seine Rede. Bald verlief sich die Menge, vor dem schlechten Wetter flüchtend, und nur Wenige mochten die hohe Bedeutung dieses historischen Moments und den Anbruch einer neuen, wichtigen Zeit ahnen.

Tief bewegt von all' diesen Ereignissen nahm ich einige Tage später Abschied von Berlin und meinen Freunden. Besonders schwer fiel mir die Trennung von Bettina, für die ich eine fast an Liebe grenzende leidenschaftliche Verehrung empfand. Lange stand ich noch in der dunklen Nacht, nachdem ich sie verlassen hatte, vor ihrer Thür und blickte zu ihrem erleuchteten Fenster empor, in der Hoffnung, wenigstens den Schatten der teueren Frau noch einmal zu sehen. Am nächsten Morgen begleitete mich Traube zur Post; mit traurigem Herzen verließ ich die Stadt, wie ein Verbannter, der ein sicheres Glück zurückläßt und einer ungewissen Zukunft entgegengeht. Unwillkürlich fühlte ich das Wehen einer neuen Zeit, welche den Einzelnen wie die Gesamtheit zu schweren Kämpfen und heißem Ringen erwartete und herausforderte.

(Fortsetzung folgt.)

Berggedanken.

Welch' tiefe Stille herrscht! — Ich bin allein, —
Und o wie glücklich! — Goldner Sonnenschein,
Du bist mein heitrer, schwirrender Gesell,
Du meinst es gut, dein Blick ist immer hell,
Ja, du verstehst, ein Menschenherz zu laben!
Hier kann ich endlich meinen Frieden haben!

Wenn ich so niederschau' ins Thal und weiß,
Wie sie sich plagen dort mit Müh und Schweiß,
Der Hammer klingt, die flücht'ge Feder fliegt,
Und Jeder sich im Hoffnungsraume wiegt,
Daß er den Bruder bald in Schatten stelle,
Daß nur für ihn der Erde Gold entquelle; —
Wenn ich so seh': Der rennt nach Ehr und Glück
Und läßt dabei sein bessres Ich zurück; —
Dort ringt, dem Löwen gleich, ein wackrer Held,
Ringt mit sich selber — um ein Häuflein Geld,
Und bei des Goldes Wohlklang denkt er nicht
Des armen Herzens, das im Jammer bricht, — —
— Dann dank ich Gott, daß er mit gnäd'ger Hand
Die Berge setzte in mein liebes Land,
Wo man zuweilen in die Einsamkeit
Sich jubelnd rettet aus dem Strom der Zeit
Und all das falsche Streben überwindet
Und, mit der Zeit, sich selber wiederfindet! —

Da ragen rings die Riesen, Firn an Firn:
Der eine runzelt seine finstre Stirn —
Und sieht ins Thal; manch Andrem aber lichtet
Das Auge sich, das sich nach oben richtet;
Er schaut empor — ins goldne Himmelslicht,
Ihn schmerzt der Menschen emsig Treiben nicht,
Vergoldet von der Sonne hellem Strahl,
Vom Aar umkreist, — was kümmert ihn das Thal? —
Auf eignen Füßen weiß er stolz zu stehn;
Drum wird er immer in der Sonne gehn!

Hans Müller.

Digitized by Google

Gedichte

von

S. A. Weiß.

(Ungedruckter Nachlaß.*)

Alles auf Borg.

Los und ledig jeder Sorg'
Fahr ich in die Weite,
Alles ſteht mir frei auf Borg,
Wo ich fürbaß ſchreite.

Wo ein Mädel im Verſteck
Lauſcht im roten Mieder,
Borg ich einen Kuß mir keck
Und geb' dann ihn wieder.

Sonnenſchein und Sternenlicht
Und den Wein im Kruge,
Alles das bezahl' ich nicht,
Borg mirs nur im Fluge.

Denn die ganze Welt, ſie borgt,
Einer borgt vom andern,
Für den Mond die Sonne ſorgt,
Könnt der ſonſt auch wandern?

Wandern alſo, wie ichs thu
Fröhlich ſtets und munter,
Iſt auch modiſch nicht mein Schuh
Und mein Rock ein bunter.

Keinen Heller in dem Sack,
Leichten Sinn im Kopfe,
So iſt meine Art, ſo pach'
Ich das Glück beim Schopfe.

Und wenns einmal in der Welt
Mir nicht mehr will glücken,
Brech' ich ab mein Wanderzelt,
Kehr ihr zu den Rücken.

Und ich fahr' zu Walde dann,
Leb dort ſonder Plage,
Denke als Einſiedelmann
Buntbewegter Tage.

Pyche.

Die Seele ſchwebt in ſtiller Ruh
Beglückt im Abendſchein,
Nach oben ſtrebt ſie immerzu,
Auf Flügeln zart und fein.

Hinauf, empor zum goldnen Licht
Verlangt, dem Falter gleich,
Die Duftgewob'ne, die da nicht
Auf Erden hat ihr Reich.

Unſterblich, weilt ſie hier zu Gaſt
Und läßt als Abglanz nur
Zum Dank für kurze Erdenraſt
Zurück des Himmels Spur.

Die Libelle.

Schaukelnd wiegt ſich die Libelle
In der heißen Mittagshelle
Auf der kühlen Waſſerflut,
Und das iſt ein ſehnend Neigen,
Selig Auf- und Niederſteigen,
Bis die Müde endlich ruht.

Die geſtreckten Flügel ſchimmern
Hell im Sonnenlicht und flimmern
Stahlblau in der Sonnenglut,
Doch nicht lange und die Schlanke,
Wie berauſcht vom Sonnenkranke,
Taucht bald wieder auf der Flut.

*) Vergl. S. 120 des laufenden Bandes.

Digitized by Google

Abend am See.

Fern der Abendhimmel steht in Gluten,
Ruhig liegt der See in seinen Fluten,
Letzten Gruß hat bald das Licht gebracht.

Langsam sinkt die Dämmerung hernieder,
Nur ein Vogel fliegt noch hin und wieder,
Auf den Wassern webt schon stumm die Nacht.

Wanderlust.

Die Lerche schwingt sich auf ins Blau,
Cirili, Cirili, Cirili!
Die Welt erglänzt im Morgentau,
Cirili, Cirili, Cirili!
Ich ziehe meiner Straßen,
Zu Haus hab ich gelassen
Die Sorgen und die Grillen all,
ja Grillen all,
Cirili!

Die Straß ist g'rad, die Straß ist krumm,
Cirili, Cirili, Cirili!
Doch singt und klingt es laut allum,
Cirili, Cirili, Cirili!
Das dringt mir an die Seele,
Es strömt mir aus der Kehle,
Ein Lied, wie einem Vöglein frei,
ja Vöglein frei,
Cirili!

So wand'r ich ohne Ziel und Licht',
Cirili, Cirili, Cirili!
Wohin es geht, ich weiß es nicht,
Cirili, Cirili, Cirili!
Gott wird es wohl verwalten
Und fröhlich mich erhalten,
Bis einst ich müd für immer ruh,
ja immer ruh,
Cirili!

Wilde Ros'.

Wilde Ros' im grünen Hag,
Einsam durch den Sommertag
Trämmst Du hin Dein Leben,
Wilde Ros'!

Viele, die am Weg Dich sehn,
Achtlos weiter an Dir gehn,
Strahlst im Glanz nicht eben,
Wilde Ros'!

Sonnenbrand und Wetter schier
Lehmen Schmelz und Krone Dir,
Wirst gar bald verderben,
Wilde Ros'!

Wilde Ros' im grünen Hag,
Nur ein Vöglein schluchzt wie zag
Um Dein frühes Sterben,
Wilde Ros'!

Heimweh.

Auf dem Marktplatz von Trembowla
Ein Schaffot ist aufgeschlagen.
Heute büßt Pan Lesczc, was er
Böses that in jungen Tagen.

Sich in seine Schwesterlochter
Zu verlieben und vergessen
Ganz der heil'gen Kirche Lehre,
Hat Pan Lesczc sich vermessen.

Und auf seinem flinken Rosse
Ritt er vor das Haus der Holden.
Nacht war's, und am dunkeln Himmel
Glänzte nicht ein Sternlein golden.

Nacht war; doch dem Liebsten folgte
Sie auf seinem flinken Rosse.
Hei! wie trabte da das Pferdchen,
Trabte nach des Herren Schlosse.

Wie es steht in den Gesetzen,
Ward Pan Lesczcs That gerochen.
„Mit dem Haupte mußt Du büßen!"
Ward sein Urteil ihm gesprochen.

Doch auf seinem flinken Rosse
Ritt Pan Lesczc fort aus Polen.
Ritt nach Ungarn, ritt noch weiter,
Und wer könnte dort ihn holen.

Digitized by Google

Fünfzigmal die wilden Schwäne
Kamen aus dem Süden wieder.
Vor dem Richter zu Trembowla
Wirft ein greiser Mann sich nieder.

„Hab des Vaterlands Gesetze
Einst verachtet, mich vergangen
Gegen seine heil'ge Ordnung —
Ruhe konnt ich nicht erlangen!

Wie der Wurm im Apfel nagt,
Nagte Reue mir am Herzen;
Und ich kann nicht länger tragen
Des Gewissens Höllenschmerzen.

Was der Richter von Trembowla
Über mich vor fünfzig Jahren
Hat gesprochen, sei vollzogen;
Laßt mein Recht mir widerfahren!"

Es geschah, um was er flehte.
Freudig litt er Tod und Schande;
Darf er doch im Grabe ruhen
Jetzt im lieben Vaterlande.

Hans M. Grüninger.

Warum?

Daß ichs nicht fasse, nicht ergründe,
Das giebt mir den Wahnsinn.
Warum, warum?
Was mußtest Du sterben,
Noch in der Jugend,
Du Hoher, Reiner,
Mein Mensch und mein Dichter?

Und warum so hart und so marmorschwer,
Du leichte Last sonst,
Daß die Furcht mir kam,
Es könnte Dein Lager
Die Last nicht tragen,
Mein Eichenbett,

Das ich einst mir gerettet,
Als ich brach mit Gewesenem
Und schrill in die Zukunft
Allein mit Dir.
In die Zukunft, ins Licht,
Ins Glück, in die Freiheit!

Fünf Jahre, fünf kurze
Köstliche Jahre,
Voll Mühe und Arbeit,
Voll Kampf und Liebe
Und nun voll Leiden
Die Ewigkeit!

Hermine von Preuschen.

Aus fremder Welt.

Mir klingt im Ohr ein leiser Ton
Aus fremder Welt,
Mein dunkles Herz verzagle schon
Jetzt ist's erhellt:
Laß Schmerz und Leiden kommen
Laß Deine Seel zerspringen nur,
In Tagen angstbeklommen,
Da sollst Du süßer singen nur!

Wer immer schönheitsdurstig baut
In sich die Welt,
Dem Künstler ward der Trost vertraut
Zum Leid gesellt.
Wie trüg die bleiche Stirne
Den Dornenkranz auf Erden auch,
Wüßt' sie nicht, daß Gestirne
Bei Nacht nur heller werden auch?

Börries von Münchhausen.

Lied des Mädchens.

Mein Schatz ist nur ein Schmiedgesell
Und bin ihm doch so hold;
Und wenn er auch ein König wär,
Ich könnt ihn lieben doch nicht mehr,
Selbst wenn ich wollt'.

Und schmiedet er auch Eisen nur,
Ich bin ihm doch so hold.
Ihr höhnt: „Wir sind dem Ruhe feind!" —
Seht ihn am Sonntag nur, ihr meint:
Der schmiedet Gold.

Eins aber schmerzt mich wirklich sehr —
Und bin ihm doch so hold!
Daß er mich nur des Sonntags küßt:
Weil Werktags jeder merken müßt'
Den Minnesold.

Otto Hauser.

Digitized by Google

Litterarische Notizen.

— Das Goethe-Jahrbuch für 1897 (XVIII. Band) ist eben zur Ausgabe gekommen. Von einer Recension oder Inhalts-Angabe sehen wir auch diesmal ab und beschränken uns auf einige Bemerkungen. Vor Allem ist eine wenig erquickliche Thatsache zu verzeichnen: Die Mitgliederzahl der Goethe-Gesellschaft ist in stetem Rückgang begriffen. Die 1885 gegründete Gesellschaft zählte am 31. Dezember 1886 bereits 2660, zwei Jahre später 3038 Mitglieder; am 31. Dezember 1896 ist die Zahl, nachdem ein Abbröckeln seit 1889 bemerkbar gewesen, auf 2676 gesunken. Erwägt man, daß das Interesse für Goethe noch immer stetig wächst, auch die Zahl jener Männer, die Goethe-Studien treiben, ebenso zunimmt, wie die neuen Bibliotheken, die Jahrbuch und Schriften der Gesellschaft unmöglich entbehren können und schon aus diesem Grunde ihre Mitglieder werden müssen, so ist diese Thatsache doppelt befremdlich. Am Goethe-Jahrbuch kann es nicht liegen; es ist auch heute von Ludwig Geiger nach genau denselben Grundsätzen zusammengestellt, wie in all den Jahren seines Bestehens und kann nicht gut anders gemacht werden, wenn es seinen Hauptzwecken gerecht werden soll. Aber zu erwägen ist, ob bei der Auswahl der Schriften der Gesellschaft immer genügend berücksichtigt wird, daß sie eine Vereinigung sehr gebildeter, aber doch nicht durchweg gelehrter Männer ist, von den Frauen zu schweigen, und ferner, ob sich nicht den geistigen Genüssen der alljährlichen Vollversammlung in Weimar etwas mehr Anreiz für weitere Kreise geben ließe, ohne ihre Vornehmheit zu beeinträchtigen. Daran seien einige Bemerkungen geknüpft, zu denen uns der und jener Aufsatz des Buches veranlaßt. Ein Aufsatz von Robert F. Arnold: „Goethes Tod und Wien" stellt, im Detail fleißig, im Urteil geschmackvoll zusammen, was zu dem Thema gehört. Es kann uns in dieser Anerkennung nicht betren, daß wir in Vielem anderer Meinung sind. Arnold glaubt z. B. feststellen zu dürfen, daß es in Wien damals „allerorten an besonderer Würdigung des Verlustes fehlte". Er schließt dies vor Allem daraus, weil die Wiener Blätter im Frühling 1832 zwei Monate lang mit „Anekdotenkram" gefüllt waren: „allerlei Vermuthungen über den Nachlaß, Aufzählung der Orden und Titel, Näheres über die letzten Tage" u. s. w. „Wenn man bemerkt er, „in den alten [Wiener] Zeitungsbänden weiterblättern, so suchen wir vergebens, heutiger journalistischer Praxis eingedenk, nach einem ausführlichen Nekrologe in Essayform, nach einer ernsten Formulierung des ungeheuren Verlustes." Nun denn, wir meinen, man muß bei derlei Vergleichungen nicht der heutigen „journalistischen Praxis" eingedenk sein, sondern der Praxis jener Zeit; welche Blätter in deutscher Sprache brachten damals derartige ernsthafte Essays? Mit diesem Maßstab gemessen, ist selbst die Augsburger „Allgemeine Zeitung" ein durchaus nicht tadellos redigiertes Blatt gewesen. Und aus welchen Quellen schöpften die Wiener Zeitungen den „Anekdotenkram"? Arnold sagt es selbst: „Aus Augsburger, Leipziger, Hannover'schen Organen"; auch diese Blätter brachten eben nichts Anderes. Die Wiener Zeitungen jener Tage standen nicht eben hoch, das ist unbedingt zuzugeben, aber wer sie etwa mit den Berliner Blättern derselben Zeit vergleicht, wird sie nicht so hart richten, wie dies jetzt üblich ist; sie standen nur eben um so viel niedriger, als sie der härteren Zensur wegen stehen mußten, als die künstliche Abgeschiedenheit vom deutschen Geistesleben, wie sie Metternich durchgeführt hatte, sie herabdrückte; in jenen Dingen aber, wo das Natnrell des Stammes mitspricht, z. B in der Beweglichkeit der Mache, der Lebhaftigkeit und Anschaulichkeit der Darstellung standen sie im Durchschnitt höher. Arnold verfällt hier in einen Fehler, der in Deutsch-Österreich sehr oft begangen wird; man neigt zu einer Unterschätzung der heimischen Leistungen; auch der historische Sinn ist wenig entwickelt. — Das Detail ist, wie bemerkt, sehr fleißig zusammengetragen; es soll dies Verdienst nicht trüben, wenn wir auf einen Irrtum aufmerksam machen. Arnold hebt die „genaue Rezension" mehrerer Goetheschriften, gezeichnet „v. L.", hervor, durch welche die „Wiener Jahrbücher" 1832 den Manen Goethes, der bekanntlich ihr Mitarbeiter war, huldigten, und fügt bei: „Verfasser offenbar Fouqué." Fouqués Mitarbeit an den Jahrbüchern hat die Mitteilung seiner Briefe an Deinhardstein in der „Deutschen Dichtung" (Band X. 271 ff.) klargestellt; er recensierte Schriften ganz anderer Art; Verfasser der von Arnold hervorgehobenen Recension war Rochlitz. In dem Artikel über die vormärzlichen Dichter Österreichs können wir dem Autor nicht immer beistimmen, doch ist dies Geschmacksache, hingegen gehört es auf das Gebiet der Thatsachen, wenn wir der ungerechten Herabsetzung eines der dort genannten Dichter entgegentreten. „Nur ein begeisterter junger Mann, Namens Moriz Rappoport, leistete mit ziemlicher Geschwindigkeit ein größeres, sehr bedenkliches Opus in Buchform: „Goethe. Seinen Manen geweiht" in Canzonen und setzte die so begonnene Thätigkeit eines Gelegenheitsdichters durch ein langes, sonst verdienstvolles Leben fort." Wir möchten sehr bezweifeln, daß Arnold das Gedicht kennt; es ist weder ein „größeres", noch „sehr bedenklich", sondern nur eben kein Meisterwerk, aber auch keineswegs eine Leistung, die Hohn verdient. Gewiß aber ist, daß er von Rappaports späterem Schaffen nichts weiß, Rappaport hat dem „Goethe" vier Bücher folgen lassen: die epischen Dichtungen „Mose" und „Vasazzo", die Tragödie „Estorka" und ein Heft Nachdichtungen polnischer Lyrik — das sind wahrlich keine Gelegenheits-Gedichte. Wüßte Arnold etwas von diesem mit Unrecht verschollenen Dichter, er hätte anders über ihn geurteilt. — Schließlich sei noch eines kleinen Beitrags im Goethe-Jahrbuch gedacht, der uns um des Autors willen mit herzlicher Freude erfüllt hat: Conrad Ferdinand Meyer hat eine Goethe-Anekdote beigesteuert. Möge dies als ein Zeichen gelten, daß wir dem theuren Namen bald wieder begegnen dürfen. Fr.

— Einigen Bänden Lyrik, die uns vorliegen, geschieht kein Unrecht, wenn sie kurz besprochen werden. Warum Paul Raßwitz seine Gedichte „Im Zeichen Merkurs" nennt, ist uns, sofern es nicht etwa eine Anspielung auf den bürgerlichen Beruf des Verfassers ist, nicht klar geworden; die Sammlung (Verlag von W. Friedrich, Leipzig) verrät ein hübsches Formtalent, verlockt nirgendwo zu lebhafter Zustimmung und nirgendwo zu energischem Widerspruch; die Verse sind Mittelgut, immerhin anständiges Mittelgut. Beiläufig daselbst gilt von einer anderen Sammlung, deren Titel uns Schlimmeres befürchten ließ: dem „Poetischen Fruchtgarten" von Dr. Richard Wegener (Göthen, Schettlers Erben); etwas von der geschmacklosen Pedanterie dieses Titels zeigt sich auch der Inhalt, namentlich der erste Abschnitt: „Parabolisches", doch ist Anderes besser, und unter den Epigrammen findet sich mancher hübsche Einfall. Hingegen erweist sich Anna Theiß in ihren Dichtungen „Saitenklänge" (Dresden, E. Pierson) als hilflose Dilettantin; der Gedankenkreis, in dem sie sich bewegt, ist ein so reiner, das Gemüt ein so gutes, daß uns dies Urteil nicht leicht wird, aber in der Kunst gilt nun einmal nicht das Wollen, sondern nur das Können. Eine andere Touart, die des anspruchsvollen, bodenlos geschmacklosen und fächerlichen Dilettantismus repräsentiert in Inhalt und Ausstattung das folgende Büchlein: „Nimm mich mit! Wer bist du? Ein Kranz von Liedern! für wenig für die Hohen und Niedern! Wo kommst du her, giebt's viel doch der Andern? Werner von Königsberg hieß mich wandern! Woher nahmst du den Mut? kannst du rühmen dich viel dem des Neuen? Wenn die Absicht nur gut, Laß auch Altes dich niemals gereuen. Sagt das nicht so mancher Begleiter? Lies mich und dann — Gieb mich weiter! 1. Auflage. Helsler & Ie. Hirschberg in Schlesien." Das ist, wörtlich citiert, das Titelblatt! Der Inhalt ist womöglich noch schlimmer, als der Leser nach diesem Willkommgruß ohnehin befürchtet. „Gieb' mich weiter!" — heißt es auch auf der letzten Seite. Das setzt eine Hartherzigkeit voraus, deren wir nicht fähig sind . . K. B.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von E. Lepius & Co. in Berlin.

Digitized by Google

Der Taufgang.

Eine Geschichte aus Tirol.

Von E. Sahler.

Auf dem Steigerhofe stand der Bauer am Fenster der großen Stube und blickte über den Hof weg zu den hohen Lärchen, die drüben den Berghang bewaldeten. Es war ein mißmutiges Gesicht, das er der schönen Gotteswelt zukehrte, und die Sonne, die auf den grünen Matten lag und um die Baumkronen spielte, schien ihn noch gar zu verdrießen. Aber er hatte schon Recht, ärgerlich zu sein, da drin in dem großen Bett lag sein Weib und neben ihr ein kleines Dirnlein, das sie ihm vor wenigen Tagen geschenkt, und das doch ein Bube hatte sein sollen. Er hatte dem armen Weibe auch noch kein gutes Wort gegönnt, seit das arme Ding auf der Welt war, das doch die Mutter so warm an das Herz drückte.

„Ist doch eine schlechte Einrichtung in der Welt," murrte er für sich, „daß man die Kinder nicht so bestellen kann, wie man will, so wie man sich die Bieher kauft, wie man sie haben möchte; und eine Ungerechtigkeit bleibts auch: Da hat der Mühlenbauer drüben jetzt den vierten Buben gekriegt und der auf dem Steigerhof wollt' seinen ersten zum Pfarrer in die Taufe tragen! Nun ist's ein Mädchen!" Er hieb mit der Faust auf das Fensterbrett.

Er war ein störrischer Mann, der junge Steigerhofbauer! Wer nicht that, wie er wollte, der erfuhr seinen Zorn, und wer von den Knechten nur mit einem Blick widersprach, der konnte wohl noch nach Tagen die Stelle zeigen, wo die Antwort auf seine Meinung niedergefahren war. Aber dem lieben Gott konnte er doch so nicht kommen, der ließ sich eben nicht auch kommandieren. Zwar ein paar Wachskerzen weniger wollte er ihm doch geben am nächsten Kirchfeste, das wollte er!

„Thu Dich nicht giften," sagte die Mutter, die am Bett der Schwiegertochter saß und den unschuldigen Wurm, die Ursache von all dem Groll, in den Arm genommen hatte. „Schau her, 's ist ein fein's Dirndl und wird ein brav's werden, Augen hat's schon jetzt wie ein Christkindel. Und nun mach Dich auf und trag das arme Heidenwürmchen in die Taufe nach Schlanders, 's ist eh' Zeit dazu."

Der Bauer trommelte auf den Holzfims am Fenster und wandte sich nicht um. Wenn er's nur nicht gelobt hätte, selbst zu gehen mit dem Kinde und den Schmied in Schlanders zu Gevatter geladen hätte! Aber wer konnte denn denken, daß der Bub' ein Mädchen sein würde! Nun sollte er kommen und selber mit anhören, wie sie ihn auslachen würden! Er stampfte mit dem Fuß auf den Boden, als träte er da seinen Ärger hinein. Das arme Weib in den Kissen seufzte.

„Jesses Maria!" sagte die Alte, „was kannst denn Du dafür, Kathrin, „das nächste is ein Bub', das sollst seh'n."

Da fuhr der Bauer herum.

„Kannst Du mehr als die Muttergottes?" schrie er. „Bei der bin ich gewesen und hab' sie gebeten um einen Sohn und geschenkt hab' ich ihr drei Gulden, daß sie es thut!"

„O Du lieber Gott, was bist für Einer! Du bist gegangen, als ob das was nutzen könnt — die Kathrin hätt' doch wallfahrten müssen."

„Na, ich denk', von meinem Kind wüßt' ich auch was, und außerdem hab' ich die Kathrin nachher noch geschickt."

„Wann ist denn die bei der heiligen Gottesmutter gewesen?"

„Vergangnen Sonntag waren's zwei Monate."

Die Alte schlug die Hände zusammen über dem Wickel, in dem das Kind lag.

Digitized by Google

„Maria und Josef!“ rief sie, „'s ist doch ein Kreuz mit die jungen Ehelent'! Da war's ja zu spät, Du Narr, Du! Da komut' ja die Heilige nimmer nichts ausrichten. Und nun schaust Du wohl, wer die Schuld hat, Du bist's, und wann's Dich noch so verdrießt.“

Damit nahm sie den Schürzenzipfel und fuhr dem winzigen bißchen Menschenkind über das weiche Gesichtlein.

„Nun gehst Du und bringst es als Christenmensch wieder heim.“

Die Mutter küßte das kleine Heidenkind, dann legte es die Großmutter zwischen zwei Kissen, band ein Tuch darum und reichte es dem Bauer, der vielleicht infolge der letzten Betrachtungen sich anders bedacht hatte. Außerdem sah er wohl ein, daß aus dem Dirnlein doch nimmer ein Bub werden würde. Schließlich ist es auch keine zu große Schande, wenn man beim lieben Herrgott nicht immer seinen Willen durchsetzt.

„Trag's fein behutsam, das Köpfel nach oben. In zwei Stunden kannst wieder mit ihm da sein. Und ein Löffel voll Christentum bring' für Dich auch noch mit.“

Ungeschickt hielt der Bauer das weiche Bündel auf den Armen, brummte etwas und ging zur Thür hinaus.

Die junge Mutter seufzte, die Alte aber strich ihr mit der harten Hand über die Stirn und sagte:

„Grämt Dich nimmer, so ein Würmlein hat schon manchen bekehrt.“

Der neue Vater trug unterdessen recht verdrossen an seiner Bürde. Es war so ein ungeschickter Packen und das Menschenkind darin sah er garnicht. Das mußte wohl so sein, sein warm braucht's so ein winziger Wicht. Aber die Morgensonne schien so warm — verkühlen wird sich's nicht und er hatte sein Kind noch garnicht recht angesehen. Nach einer Weile schob er vorsichtig das eine Kissen zurück. Da steckte das kleine Wesen drin, so rosig mit weichen, seidigen Härchen. Es war satt und schlief fest, und zwei kleine zierliche Fäustchen hatte es an die Wangen gelegt. Dem Bauer wurde ganz wunderlich zu Sinn. Ob Du wohl auch so ein erbärmlich kleiner Fratz gewesen bist? dachte er bei sich. Aber nein, die Buben sind nicht nur so eine Handvoll, redete der Ärger dazwischen.

Das Kind blinzelte mit den Augen, die helle Sonne war ihm in seiner neuen Erdenlaufbahn noch etwas Ungewohntes. Augen hat's wie ein Christkindel, hatte seine Mutter gesagt, und damit hatte sie das wächserne in der Kapelle droben gemeint. Die von seinem kleinen Dirndl fand er viel schöner jetzt, der liebe Herrgott würde ihm die Lästerung wohl nicht übelnehmen. Dabei fiel ihm ein, wie seine Mutter ihm früher oft erzählt, was für einen Haufen Sorgen und Müh' und Schmerzen so ein Kind macht, bis es groß ist und ein brauchbarer Mensch wird, und wie es die Mutter ist, die all die Plackerei hat vom ersten Augenblicke an, bis sich der Vater daran freuen kann. Und er hatte sein armes Weib all die Tage liegen lassen und sie fast nicht angeschaut, die doch ihr Herzblut hatte an das Kind gegeben, an sein Kind! Der Steigerbauer stand plötzlich still wie ein Baum, angewachsen im Erdreich.

Er wollte gleich umkehren, seiner Kathrin, die ihm doch bisher aus einem so tiefen Brunnen selbstloser Güte nur Liebes geschöpft, die Hand zu geben und ihr etwas recht Gutes zu sagen. Aber nein, über die Hälfte Weges hatte er schon gemacht, aber ihm wollte er's gleich, wenn er wieder daheim war. Ein heftiger Wunsch kam ihm nach einer Menschenhand, aber seinem Dirndl konnte er sie nicht gut drücken, das kleine Patscherl wär ja verschwunden in seiner breiten Tatze. Er traute sich auch nicht, die Arme von dem umgefügen Bündel zu lockern, darum legte er sein Gesicht auf das kleine Fleckchen, das aus der Öffnung hervorschaute. Ganz weich fühlte sich's an, und wunderlich kroch ihm das Gefühl durch den ganzen Körper. Der warme Hauch von dem unschuldigen Geschöpfchen zog ihm durch alle Glieder bis in das Herz und da blieb er sitzen. Das war sein Fleisch und Blut, sein eigenes Kind, ja freilich, seines war es, mehr als alles andere, was er besaß, sein Eigentum, — und eine Ahnung von dem Großen, dem Rätselvollen, das sich da begeben, dämmerte in ihm auf und er starrte das kleine Wunder, das er trug, ganz seltsam feierlich an. Die Wichtigkeit seiner eigenen Person erschien ihm nun auch nicht gering. Er wollte aber wirklich etwas thun für sein Kind, daß es ein sauberes, braves Mädchen werden sollte, so wie seine Kathrin es gewesen war, der Stolz von dem Steigerhofe. Inzwischen aber, da er nicht recht wußte, was er da am wichtigsten zuerst vornehmen sollte, that er zum Glück, was in diesem Augenblick das nötigste war, er deckte das kleine Köpfchen wieder zu und wanderte rüstig die kurze Strecke nach Schlanders.

Digitized by Google

Ihm war schier fröhlich zu Mute geworden, er meinte, es wäre der warme Sonnenschein, der auf dem Wege zwischen den Lärchenbäumen spielte. So still war's, als feierte die ganze Natur auch ihren Sonntag, nur der Flug der wilden Taube um die hohen Wipfel und das eintönige Zirpen der Grillen ließ sich vernehmen. Auf dem dichten, hellgrünen Moose zuckten die leuchtenden Sonnenstrahlen. Der Bauer ging schneller; er meinte, seine Last sei ihm ordentlich leichter geworden. Da sah er durch die Lichtung das Kirchlein von Schlanders. Und neben dem Kirchlein stand die Schmiede.

Nun fiel es ihm doch wie der Hammer von seinem künftigen Gevatter auf die Seele: was für Augen wird der machen, wenn ich ihn als Gevatter zu einem Buben gebeten hab' und bring' ihm ein Dirndl!

Gern hätte er die erste Begrüßung hinter sich gehabt. Er trat also in die Schmiede, in der heut zum Sonntag der große Blasbalg still und schwarz in der Ecke hing.

Der Schmied kam ihm entgegen, sein Bub', der zehnjährige Adrian, lief neben ihm her.

„Na, bringst den neuen Steigerhofbauer, Gevatter?" rief der Schmied.

„Nur ein Mädel," brummte widerhaarig der Andere, hinter dem polternden Ärger seine Verlegenheit versteckend, „was sind die nutz!"

„Nutz sind sie freilich," lachte der Schmied gutmütig. „Willst denn die schöne Gotteswelt leerstehen lassen einmal? Zeig' lieber her mein Patenkind."

Der kleine Adrian hatte schon lange an dem Bündel herumhantiert, bedächtig löste der Bauer das Tuch, das um die Kissen gewickelt war; es war bedenklich weit geworden. Jetzt thaten sich die Betten von einander, aber ein Kind war nimmer zu sehen.

Der Bauer taumelte an die Wand vor Schrecken; sein braunes Gesicht war so weiß wie der Kalk an der Wand und auch der Schmied stand sprachlos.

„Mensch, gottvergessener, was hast Du gethan! Das Kind hast verloren!"

„Heilige Gottesmutter, erbarme Dich!" schrie in Verzweiflung der Vater. „Hast Du mir mein Kindl wieder geholt vonwegen mein' lästerlichen Gered'?"

„Ist ja nur ein Mädchen und ist kein Nutz," wollte der Schmied sagen, es blieb ihm aber in der Kehle stecken, als er den Mann ansah.

„Wirst es haben aus dem dicken Gebett entwischen lassen und hast nicht Acht auf das kleine Geschöpf gehabt. Gehen wir schnell die Strecke zurück, die Du abgestiegen bist, es kann noch nicht lang herausgefallen sein, die Kissen sind noch warm." Er nahm den Fassungslosen am Ärmel.

„Ich geh mit, Vater," rief der kleine Adrian. Und so machten sie sich auf den Weg. Wie ein Betrunkener taumelte der Bauer vorwärts. Ein Mühlrad drehte sich in seinem Kopfe herum und brauste ihm immer dasselbe Wort zu: „Mein Dirndl, mein herziges Dirndl."

Fast eine Viertelstunde waren sie so in den Wald hinaufgestiegen, der Adrian immer voran. So waren sie an die Stelle gekommen, wo dem Bauer so recht das Herz gelacht hatte über das Kind, das er im Arme trug, jetzt faßen ihm tausend Messer darin. Da scholl ein übermütiger Juchzer von dem vorangeeilten Knaben.

Im weichen Moose eingesunken, die runden Gliederchen behaglich im warmen Sonnenschein reckend und die Beinchen bis an das kleine Mäulchen gezogen, lag da das winzige Ding in seinen Windeln.

Der Bauer warf sich davor auf die Knie, als säh er die gütige Gottesmutter leibhaftig, wie sie ihm das Kindlein wiederschenkte, diesmal nun ihm schenkte. Und der halsstarrige Mann schluchzte, wie er es nicht gethan, seit er selbst noch ein kleiner Tropf war, lallte unverständige Worte und herzte sein wiedergewonnenes Kind, daß Adrian ordentlich Angst bekam, was mit dem kleinen Menschenbilde geschähe. Der Schmied hatte sich umgedreht und wischte sich die Augen aus; das that er so aus Gewohnheit, weil ihn der Rauch von der Esse oft hineinbiß; dann sagte er aber:

„Hör' Gevatter, thu' Dein Jackerl ausziehen und wickl' den armen Wurm hinein, die Betten hast Du unten in der Schmiede gelassen."

Das brachte den Bauer wieder zu sich, er zog den Rock aus und packte sorgfältig das kleine Geschöpfchen hinein.

Und so hat denn der stolze Steigerhofbauer ohne Rock mit seinem Dirndl den Taufgang angetreten, und hielt den Kopf dabei doch so fröhlich in die Höh' und schaute so glücklich und dankbar drein, als käm' er mit zwei Buben an. Etliche erbauliche Sprüchlein sagte der Pfarrer, als er das kleine Wesen auf den heiligen Namen Anna taufte, und das Taufkind lallte lustig dazu, als wollte es selber Ja sagen.

Digitized by Google

Nach dem Kirchgang vermeinte der Schmied, nun ginge es mit dem Gevatter in das Wirtshaus, denn der Wirt von Schlauders hatte ein feines Weinlein und ein Schoppen oder zwei thäten immer gut, wenn man vorher die Seele mit Christentum gespeist. Doch der junge Vater hatte es eilig nach dem Steigerhofe.

„Thu' Dir eins vergönnen oder zwei, und für mich dazu, und was es kostet, da fragst Du nicht danach," sagte er zum Schmied und drückte ihm die Hand, — „mich verlangt nach Hause."

Es half kein Reden, der Bauer ging. Diesmal packte er sein Kind fest und sorgsam in die Kissen, und die Schmiedefrau half ihm dabei.

Der Mittag war heiß geworden und das Kindlein machte dem heiligen Taufwasser keine Ehr', es war unruhig und wollte nicht schlafen. Vielleicht daß die Seelenspeise auch ihm nicht genug war und es gottlos nach anderer Nahrung begehrte. Aber das war dem Bauer gerade recht. Da merkte er, daß er sein Dirndl noch hatte, und wenn es leise wimmerte, oder in seinen Kissen ruckte, fühlte er, daß es noch da war, und er redete mit ihm wie mit einem vernünftigen Menschenkinde. Aber spinten that er sich! Er konnte seine Freude über sein eigenes herzliebes Dirndl nicht lange mehr so allein tragen, und mit seinem Weibe hatte er auch noch ein Wörtlein zu reden.

So trat er in die Stube, heiß von der Sonnenhitze und dem warmen Bündel. Verlegen stand er da, als er sein Weib allein fand im Bett liegen und schlafen. Ganz leise wollte er das Kind zu ihr legen, da erwachte sie und sah ihn an. Groß thaten sich ihre Augen auf, so etwas hatte sie noch nie erschaut. Ihrem Manne zuckten die Lippen vor Rührung und mit der ungefügen Hand streichelte er bald ihr Gesicht, bald das des Kindes.

„Kathrin," stammelte er endlich, „hab' Dank, daß Du mir das Dirndl geschenkt hast. So was Schönes und Klinges giebt's nimmer auf der Welt."

Stilles Reifen.

Des Frühlings Werdestürme schweigen;
Wie still liegt nun im Sonnenglanz
Die Welt mit ihren Blütenreigen,
Wie reich und duftgefällig ganz!

's ist wie ein Traum . . . Manchmal verstohlen
Zieht lau ein Hauch durch Wald und Feld,
Als ob geheimes Atemholen
Die Brust der Schöpfung leise schwellt.

In ihrem Schoß reift still der Segen
Der sturmeswilden Frühlingskraft —
So reift die Lieb' der Lieb' entgegen
Nach Stürmen mehr Leidenschaft.

Adolf Wilhelm Ernst.

Jonathan.

Der Schrecken liegt auf Israel schwer.
Vordringt mit Hohn das Philisterheer
Und Israel betet, der Priester Spruch
Legt streng auf Speise und Trank den Fluch,
Den zürnenden Herrn zu erweichen.

An heißem Tag zog Jonathan
Mit der Schar feldein und siehe, da rann
Aus hohlem Baum von Honig ein Bach.
Er rief: „Vom Fasten werd' ich zu schwach"
Und tauchte den Stab in den Honig.

Und wie er genippt, da fließt ins Blut
Ihm seltsam trotziger Übermut,
Und es brennt ihn die Schande, feige zu ruhn,
Und er fühlt den lodenden Trieb zum Thun, —
Und er geht und schlägt die Philister.

Die Priester drohn. „Verdammt mich, verdammt!
Ich wars schon, da mir die Seele geflammt,
Und ich konnte nicht dulden, was ihr ertrugt,
Und indes die Faust an die Brust ihr schlugt — —
Vermügt ihr es nicht, vergebt nicht!"

„Der Feind sank nieder auf blutigem Plan —
Nun sammelt euch wieder auf friedlicher Bahn.
Und wieder geruhig mag und bequem
Die Tugend messen den Weg wie vordem —
Den Durchbruch schafft nur die Sünde!"

Friedrich Adler.

Digitized by Google

Spaziergang.

Im Lenz ein Sonntagmorgen.
Was gestern in der Knospe noch verborgen,
Ist über Nacht,
So weit das Auge reicht, in Pracht
Erblüht
Und glüht
Vieltausendfach auf Baum und Strauch.
Kein Laut ringsum, als wie der Finken Schlag,
Der jubelnd grüßt den jungen Tag,
Emporgestiegen erst mit würz'gem Hauch.
Nur vor mir auf dem feuchten Kiese
Des Weges, der sich sanft
Hinwindet zwischen Flusses Rauft
Und schwellender Wiese
Hallen bedächtige Schritte,
Dort langsam in der Mitte
Des Pfades wandelt noch ein Mann.

Wie ein Erkennen rührt's mich an —
Gespannt blick' ich auf ihn.
Da taucht vor mir empor das Engadin.
In seinem sterbenden Arvenwald
Erschaut ich die düstere Greisengestalt:
Trat lautlos zwischen den Stämmen hervor,
Zu den kranken Kronen sah er empor,
Um die Bäume thät er sich drehn und wenden,
Betastete sie mit knöchernen Händen,
Konnt' sich von ihnen nicht lösen, noch trennen.
Sein Bild hat in der Zeiten Lauf
Bewahrt Erinnerung mir auf,
Doch seinen Namen wußt' ich nicht zu nennen!

Nun hinter ihm schreit ich dicht.
Im goldenen Licht
Die schwarze Gestalt
Deucht mich uralt.
Ich möchte schauen
Sein Antlitz, gewandt
Zum anderen Strand.
Und seh es mit Grauen!
Wie tosende Wasser in Felsen von Erz
Tiefgründige Risse reißen,
So hat der Schmerz
Mit heißen
Verzweifelnden Thränen in Wogen
Darinnen Furchen gezogen.

Gebeugt und schwer
Geht er daher.
Doch scheint ihm das Wirken
Der frischen Natur,
Dort drüben die schlanken,
Weißschimmernden Birken,
Die duftende Flur,
Die wehenden Ranken,
Die grünenden Hecken,
Gefallen zu wecken.

Doch Wunder nahm's mich, wie behutsam er
Die Schritte setzte vor sich her:
Wo ein Käferchen kroch
Wich sorgsam er aus,
Des Mäusleins Loch,
Das Schneckenhaus,
Der Ameisenhügel gar
Ihm Alles heilig war.

Bis wir vorbei an einer Stelle müssen,
An der der Weg von Wassergüssen
Ist überschwemmt,
Geht stetig er voran.
Schlecht abgedämmt
Ist hier der Fluß,
Doch ist die Wiese nebenan
Kaum feucht, weil etwas höher sie gelegen.
Schon seh den alten Mann den Fuß
Ich regen,
Um aufzusteigen,
Dann aber neigen
Ihn tief das Haupt und mitten durch den breiten,
Schwarzschlamm'gen See hindurch ihn schreiten.
Die schmutz'gen Wasser bis zum Knie ihm reichen.
Was macht wohl vor dem jungen Grün ihn weichen?

„Wer mag er sein?" klingt neu mir auf die Frage.
Und wieder rührt mich an Erinnerung:
Ich war noch jung —
War's nicht an einem düstern Regentage?! — —
In einem großen, hohen Saal?! — —
Vor einem Bild seh ich mich stehn,
Draus schaurig mir entgegen wehn
Der Menschheit ewige Last und Qual,
Die tief erschüttern meine weiche Seele.
Doch wie ich auch grüble, forsche und wähle,
Es wird mir nicht klar,
Welch' Bild es war. — —

Aber während ich sinne, bleib ich zurück
Ein gutes Stück.
Von ferneher
Die Wasser der Wehr
Mit schäumendem Glitzen,
Mit funkelndem Blitzen
Aufrauschen melodischen Schalles.
Da läuft ein Junge, der ein Schnürchen schwingt,
Das täppisch hüpfend oft er überspringt,
Entgegen uns — bis schweren Falles
Er stürzt, verwickelt in das Seil.
Und staunend sehe ich denselben Mann,
Der nicht ein Käferchen verletzen kann,
Anstatt mit Eil
Den Buben aufzuheben,
Stumm stehn dabei und seine Hände halten
Gewickelt reglos in des Mantels Falten.
Ich trete rasch daneben
Und helf' dem Kinde auf.
Das aber starrt entsetzt
Dem Mann ins Angesicht und wie gehetzt
Von Furcht nimmt's seinen Lauf.

Digitized by Google

Verwundert blick ich auf den Greis
Und plötzlich überflutet es mich heiß:
Ach, im Gedränge
Der düsteren Menge,
Zu Füßen vom Sarg,
Der Liebstes mir barg,
Sah mich der Mann
Mit den gramvollen Augen mitleidig an. — —

Zwei Schmetterlinge
Auf leuchtender Schwinge
In schwellendem Lenzesglück
Sie suchen, sie haschen sich im Kreis.

Von sich zurück
Scheucht sie der Greis.
Sie aber trunken von Sonnenflut,
Berauscht von taumelnder Liebesglut,
Achten des warnenden Winkens nicht,
Setzen auf seine Schulter sich dicht.
Doch kaum hat ihn gestreift das schimmernde Paar,
Erzittern bang
Und stürzen tot in den Sand die Lebenslosen!
Nun wußt ich, wer er war —
Und daß er eine Sommerstunde lang
Sein traurig Amt nicht hatte üben wollen.

S. Ottmer.

Leben.

Wie sollen, daß im Druck und Drang des Lebens
Ein Menschenherz dem andern sich erschließt,
Der tiefste Born geheimnisvollen Bebens
In gottgeweihter Stunde überfließt.

Denn was wir Heiligstes im Innern tragen,
Wie Wenigen gönnen wirs in banger Scheu,
Wir nennen ja den Spott auf unsere Klagen,
Gleichmut und Selbstsucht, die sich ewig treu.

So bergen neidisch wir, was echt uns eigen,
Und überscham wir, was das Leben gab,
Ein Wandern wars in Einsamkeit und Schweigen
Und unser Bestes deckt mit uns das Grab.

Konrad Telmann.
(Ungedr. Nachlaß.)

Fragen.

Wenn das Leid in dunklen Fluten
Sich ergießt in meine Lieder,
Wogt ein Fragen auf und nieder:
Warum lautlos nicht verbluten?

Warum Thränen noch vererben
Einer Welt, von Not umfangen?
Besser, Sehnen und Verlangen
Werken in ein frühes Sterben.

Dann, im Busen schon verwahret,
Seh' ich still als Leuchten funkeln
Worte, die aus Grames Dunkeln
Sänger einst uns offenbaret.

Und ich meine zu verstehen
Eines Weltgesetzes Weihe:
Dein nicht ist Dein Leid! Befreie
Tausende, die stumm vergehen!

Wer am tiefsten fühlt die Wunde,
Laß' den Schrei zum Himmel hallen:
Worte der Erlösung fallen
Nur aus leidgeweihtem Munde.

Paul Dricie.

Der Spielmann.

Spielmann zog ins Dorf hinein
Unter die blühende Linde,
Daß gar bald im Herzensschrein
Manchem hübschen Kinde.

Als er eins ums andre sang
Seiner frohen Lieder,
Wie's ihm in der Brust erklang.
Hallt es unter'm Wieder.

Ganz besonders angetan
Aber hat er's Einer,
Sprach sie: „Dieser soll mich han,
— Dieser oder Keiner."

Als der Spielmann wieder schied
Mit dem leichten Ränzlein,
Gab sie draußen in dem Ried
Ihm ein dull'ges Kränzlein.

Spielmann hat das Kränzlein fein
Bald zerstreut im Winde —
Mägdlein sitzt im Kämmerlein,
Weint bei ihrem Kinde.

J. Leußer.

Digitized by Google

Der Schulmeister.

Erzählung von H. Robertin.

(Schluß.)

Sie genas. „Oll Mudder Hoppsch hett hulpen," sagten die Dorfleute; der Arzt pries die Jugend und die gesunde Natur des jungen Weibes als die stärkeren Bundesgenossinnen seiner Kunst; das wahre Heilmittel aber kannte Wilhelm allein.

Es wurde ihm nicht leicht, sein Wort zu halten. Die Versuchung, es zu brechen, trat täglich an ihn heran. Doch fast mehr als seine Ehrenhaftigkeit band ihn die Überzeugung, daß Lenes Lebenskraft lediglich im Willen zum Leben wurzelte, daß aber der Wille erlöschen würde, sobald Wilhelm seine Zusage zurückzog. Um sich vor seiner eignen Untreue zu schützen, erzählte er nun jedem, der es hören wollte, daß er und seine Frau sich entschlossen hätten, das Kind von Lenes verstorbener Schwester zu sich zu nehmen. „Die Kleine hat ja weder Vater noch Mutter, und ein Haus ohne Kinder ist gar zu still."

So milde das Schulregiment zur Zeit von Frau Krufes Krankheit gewesen war, so strenge wurde es jetzt geführt, und die Kinder hatten nicht Unrecht, wenn sie sich über Härte beklagten. Auch das Dienstmädchen und selbst die gute Frau Rathboom, die noch hin und wieder im Lehrerhause zum Rechten sah, mußten unter Wilhelms Verstimmung zu leiden. „Die Aufregung wirkt bei ihm nach," entschuldigte ihn die treue Nachbarin. Nur gegen Lene blieb er von einer Zartheit, die seiner schwerfälligen, derbe zufassenden Art rührend zu Gesicht stand.

Im Spätsommer reiste Wilhelm hin, sein nie gesehenes Töchterchen zu holen. Er fand ein kräftig entwickeltes, hübsches Kind, im Schnitt des Gesichts Zug für Zug die Mutter. Doch die hellgrauen Augen, das schlichte Blondhaar und der starke Wuchs erinnerten an den Vater.

Die Tante erhob eine große Abschiedsklage, ließ sich aber merkwürdig schnell beschwichtigen, als Wilhelm ihr auch für fernerhin die Hälfte der bisherigen Jahresentschädigung zusicherte.

Klein Lisbeth ging gern mit dem fremden Onkel. Versprach er ihr doch, sie zu der lieben Tante zu bringen, die ihr im letzten Sommer die schöne Puppe geschenkt hatte.

Lenes Glück kannte keine Grenzen. In nichts mehr glich sie der Madonna, die in ahnender Mutterliebe schon das Schwert im Herzen fühlt; nein, selig war sie, ohne Wunsch und Reue, wie nur ein irdisches Weib sein kann. Es war, als wenn sie an Liebe nachholen wollte, was sie sechs Jahre lang versäumt hatte, und so groß war die Fülle ihrer Zärtlichkeit, daß sie Wilhelms Anteil nicht etwa zu Gunsten des Kindes schmälerte, sondern dem Gatten mehr spendete als je zuvor. Was Holdes ungeahnt im Grunde ihrer Seele geschlummert hatte, erstarrt im Reif der Sehnsucht und Gewissensqual, sproß jetzt empor wie eine lichte Wunderblume. So war es gewesen, als ihre Liebe noch schuldlos war, nur süßer, berauschender jetzt. Dem Manne war oft, als träumte er.

Auch äußerlich hatte Lene viel von dem mädchenhaften Reiz ihrer achtzehn Jahre wiedergewonnen. Ihre Farben waren zarter, ihre Gestalt war schmächtiger geworden, und den Zug verborgenen Leides hatte Jugendlust ausgelöscht.

Was Wilhelm nie für möglich gehalten hätte, geschah: er begann sein Kind zu lieben. Gerade wie ihre Mutter übte auch die kleine Lisbeth den unbewußten Zauber eines lichten, warmen Gemütes: es mußte ihr jeder gut sein.

In der Schule saß sie dicht vor ihrem Vater, und bald hatte er sich gewöhnt, in ihren Augen zu lesen, ob es ihm gelungen war, die Kinderherzen zu bewegen und sich dem kindlichen Verstande begreiflich zu machen. Des Abends ward dann Wilhelm des Berichtens und Lene

Digitized by Google

des Lauschens nicht müde all' der niedlichen Geschichten, deren kleine Heldin Lisbeth war.

Wenn Lene ihrem Kinde Märchen erzählte, wählte sie am liebsten solche, deren Kern die Verherrlichung der Mutterliebe war, und die einfache Frau aus dem Volke ward zur Dichterin, wo es sich um die Darstellung ihres heiligsten Gefühls handelte. So kam es, daß schon das junge Kind den Mutternamen als den Ausdruck von etwas Hohem, Heiligem empfand, und der Sehnsucht, ihn aussprechen zu dürfen, bald in seiner Weise Worte lieh.

„Tante," sagte Lisbeth einmal, als sie vom Spiel mit den Kindern des Dorfschmiedes nach Hause kam, „warum haben alle andern Kinder eine Mutter, und ich immer nur Tanten?"

Da hielt sich Lene nicht länger. Sie riß das Kind an sich, und es mit ihren Küssen bedeckend, rief sie unter Thränen:

„Aber ich bin ja Deine Mutter! Sag' wer bin ich?"

Die Kleine erschrak anfangs vor der stürmischen Liebkosung. Dann aber jauchzte sie auf:

„Mutter, Mutter!"

Und diese Frage und diese Antwort ward den beiden bald zum frohen Spiel, dessen sie nimmer müde wurden.

„Lene, das ist unvorsichtig!" mahnte Wilhelm, als er zum erstenmal die neue Anrede vernahm. Doch als dann die Kleine aus eigenem Antriebe für ihn den Vaternamen fand, duldete er es ohne Einrede.

In der Tat verschuldete es diese Unvorsichtigkeit auch nur zum kleinsten Teil, daß man im Dorfe über die wahre Herkunft von „Schulmeisters Lisbeth" zu munkeln begann. Mit tiefstem Unbehagen gewahrte Wilhelm es an dem Benehmen der Schlechteren unter seinen Dorfgenossen. Leute, bei denen selber oder in deren Familien in Bezug auf die Moral manches nicht einwandfrei war, hatten sich sonst, fast wie vor dem Pastor, auch vor dem Lehrer ängstlich gehütet, daran zu rühren; wo es sich nicht umgehen ließ, geschah es wenigstens mit einem gewissen zerknirschten, freilich oft scheinheiligen Bedauern. Jetzt dagegen gaben sie sich vor Kruse frei und ungeniert, sogar überlegen. Allen zuvor in dreister Vertraulichkeit that es der Bauer Niemann, der mitsamt seinen drei Töchtern im schlimmsten Rufe stand. Da diese ehrenwerte Familie in Lenes Heimatstädtchen Verwandte besaß, war es Wilhelm bald klar, wer durch gehässige Reden sein Ansehen untergrub.

Der Mann litt schwer darunter, doch nur einmal ließ er es Lene entgelten.

„Siehst Du wohl, daß es kommt, wie ich Dir immer gesagt habe!" fuhr er sie an. Auf ihre sanfte Gegenfrage: „Waren wir denn besser, als es kein Mensch wußte?" warf er heftig die Thür ins Schloß.

Dies blieb aber das einzige Mal, daß er seinem Groll Ausdruck gab, und vollends Lisbeth hätte keinen gütigeren Vater finden können. Als er sich dem Kinde gegenüber schuldig fühlte, hatte er es zu hassen geglaubt; jetzt, da er ihm ein schweres Opfer bringen mußte, liebte er es leidenschaftlich.

Tiefer als die Abnahme seines Ansehens bei den Bauern traf Wilhelm die Mißachtung des Pastors, denn seine Beziehungen zum Pfarrhause waren bisher der Höhepunkt seiner Stellung gewesen. Eine seelsorgerische Pflicht glaubte der Geistliche darin zu erfüllen, daß er die Lehrer zu sich heranzog und durch seinen persönlichen Umgang zu bilden suchte. Niemand hätte ihm dies wärmer danken können, als Lehrer Kruse. Schon der Ehre wegen; daneben aber schätzte und verehrte er den alten Pfarrherrn auch von ganzem Herzen.

Pastor Fichte war dieser Achtung würdig. Freilich, vom neutestamentlichen Prediger hatte er nicht viel in sich, streng und eisern wie er war. Aber er war eine treue, ehrliche Natur, die, was sie von andern verlangte, selber am gewissenhaftesten erfüllte, und sich nicht scheute, einen begangenen Irrtum offen einzugestehen. Zudem verband ihn mit Wilhelm eine Art Seelenverwandtschaft: beide waren klar und phantasielos und von einer gewissen Härte gegen Andersdenkende, was sich jedoch bei dem Lehrer auf Intoleranz in Glaubenssachen nicht erstreckte.

Wilhelm hatte sich damit zu trösten versucht, daß wohl nur sein eigenes unfreies Gewissen ihn eine Erkaltung der Beziehungen zwischen ihm und den Pastor fürchten ließe; bald aber sollte er Gewißheit haben.

Es war am Neujahrstage. Nach der Kirchzeit — so wollte es eine für Wilhelm fast heilige Gewohnheit — war er ins Pfarrhaus gegangen, dort seine Glückwünsche darzubringen. Sonst hatte Pastor Fichte sie herzlich erwidert, beide Männer hatten ein Glas Wein getrunken, und der Abend war für den Lehrer mit einer Einladung für ihn und seine Frau gekrönt worden.

Digitized by Google

Heute kam es anders. „Gott bessere manches im Dorfe!“ antwortete der Pastor sehr nachdrücklich auf Wilhelms Glückwunsch, und die Einladung für den Abend unterblieb ganz.

Diesmal gelang es sogar Lisbeth nicht, den Vater aufzuheitern, so lieblich sie in ihrer Freude über die neuen Weihnachtssachen war. Trübe und in finsteren Grübeleien verbrachte Wilhelm den Abend.

Ihm stand noch Härteres bevor. Der alte Küster Schramm hatte zu Ostern seine Pensionierung beantragt, und im Februar wars, als Wilhelm ins Pfarrhaus beschieden wurde. Er ging hin mit einem ähnlichen Gefühle wie damals, als ihn Lenes Vater zu sich hatte rufen lassen; denn heute wie damals ahnte er ziemlich genau, was der Gegenstand der bevorstehenden Unterredung sein würde.

Streng und gemessen empfing ihn der Pastor.

„Daß unser alter Schramm seine Versetzung in den Ruhestand erbeten hat, ist Ihnen bekannt,“ begann er, ohne dem Lehrer einen Stuhl zu bieten. „Und wen ich noch bis vor einem halben Jahre zu seinem Nachfolger vorgeschlagen haben würde, können Sie sich denken. Aber ebenso klar wird Ihnen hoffentlich sein, daß ich jetzt meine Wahl ändern muß. Ein Lehrer“ — hier hob sich seine Stimme — „soll gleich dem Seelsorger dem ganzen Dorf voranleuchten in der Makellosigkeit seines Wandels. Wer sich dagegen vergeht, ist überhaupt seines Berufes nicht würdig. Und das ist mit Ihnen der Fall, Kruse, mit Ihnen, den ich von allen Lehrern, welche mir in meinen langen Amtsjahren unterstellt gewesen sind, am höchsten geschätzt habe! Im Amt wird man Sie ja lassen wegen Ihrer tadellosen Führung in diesen Jahren; aber Küster zu werden — damit ist's vorbei!“

„Herr Pastor, ich verstehe nicht“ — versuchte Wilhelm zu stammeln; aber er kam nicht weit.

„Schämen Sie sich!“ donnerte der alte Herr. „Nicht genug, daß Sie Ehr' und Sitte ins Gesicht geschlagen haben — auch zum Lügner und Heuchler wollen Sie werden?“

Wilhelm war totenblaß geworden.

„Daß ich ein Lügner gewesen bin all die Jahre hindurch, war wohl meine größere Schuld, schlimmer als das andere,“ sprach er wie zu sich selber. „Aber bei Gott, das soll jetzt anders werden!“ Er hob die Hand. „Was ich verschuldet habe, von nun an will ich's auf mich nehmen und tragen mit allen seinen Folgen.“

Damit ging er. So konnte er nicht sehen, daß in den Augen, mit denen der alte Mann ihm nachsah, etwas wie Liebe schimmerte, wie väterliches Wohlgefallen an einem stolzen, mutigen Sohne.

Nicht den nächsten Weg, sondern den Fußpfad hinter den Gärten herum schlug Wilhelm ein. Er mußte erst ruhiger werden, bevor er seiner Frau unter die Augen trat.

Gott sei Dank, nun war's klar! Das Ziel, dem er vier Jahre lang zugestrebt hatte — denn nur im Hinblick auf die Küsterstelle war er damals hier zweiter Lehrer geworden — dieses Ziel war ihm entrückt. Doch ihm war nicht zu Mute, wie einem, dessen liebste Hoffnung zertrümmert ist. Ihn wurmte auch nicht, daß er dem Pfarrer gegenüber einen Augenblick versucht hatte, alles abzuleugnen. Das war ohne Vorbedacht geschehen, in der Verlegenheit, in der Erregung. Aber durch eine jahrelange Lüge sich seine Stellung, sein Ansehen erschlichen zu haben, das war unwürdig gewesen, das bereute er! Gewiß das „andere“ auch! Die gesunde, wenn auch engherzige Moral seiner Kreise war Wilhelm zu sehr in Fleisch und Blut übergegangen, als daß es ihm je eingefallen wäre, Vater Schmidt und den Pfarrer der Härte zu zeihen. Ja, sie hatten schwer gefehlt, er und Lene! Aber sie war wenigstens ehrlich gewesen, und sein guter Engel hatte aus ihren Worten gesprochen: „Wir wollen nicht mit einer Lüge vor den Altar treten.“ Freilich, Lehrer hätte er dann wohl kaum bleiben können. Vielleicht wäre er Gerichtsschreiber geworden und hätte später mit Lenes Erbe eine Bauernstelle gekauft. Jetzt war es etwas anderes! Nun hieß es ausharren in seinem Amt und seine Pflicht thun bis auf's Äußerste! Dann mußten ihn auch der Pfarrer und die Bauern wieder achten, dann hatte auch einst seine Tochter kein Recht, die Eltern zu verurteilen.

Er war vor seinem Hause angelangt. Lisbeth lief ihm entgegen.

„Vating“, rief sie, „ich hab' Dich überall gesucht! Ich wollte meine Schönschrift machen und hatte kein Buch dazu.“

Der Lehrer ging an sein Pult und entnahm ihm ein blaues Heft. Bevor er es der Kleinen reichte, schrieb er mit fester Hand auf den Umschlag: „Lisbeth Kruse“. „Lisbeth Schmidt“ hatte sonst auf ihren Büchern gestanden.

Das Osterfest kam und mit ihm der neue

Digitized by Google

Küster. Der schadenfrohe Bauer Niemann, der schon gehofft hatte, sich an dem Rivalentum der beiden Lehrer zu ergötzen, fand keine Gelegenheit dazu: mit wahrhaft aufopfernder Freundlichkeit kam Kruse dem Kollegen entgegen.

Wieder war es Mai; ein andrer, als im vorigen Jahre. Nicht so herrlich, wie ihn begeisterte Poeten preisen, nicht so rauh und wetterwendisch, wie griesgrämliche Hypochonder es uns glauben machen wollen. Sonnenschein und Hagelschauer, Lenzatem und Winterreif wechselten mit einander. Wie im Menschenleben.

Auch im Schulmeisterhause herrschte der Zustand mäßigen Behagens. Der gesunde Zustand: denn ungetrübtes Glück ist für die Himmlischen allein, und nie aufhörendes Weh möchten unter uns Sterblichen wohl nur die Stärksten tragen können.

Wo der schwüle Mai des vorigen Jahres in der heißen Krankenstube ein Weib schaute, dem die kranke Seele den siechen Leib zu verzehren drohte, da fand sein jungkräftiger Bruder von diesem Jahre eine lebensfrohe, glückliche Mutter, ein liebliches Kind und einen Mann, dem der Frieden und Sonnenschein seines Hauses Ersatz bot für alles, was er um dieses häuslichen Glückes willen aufgegeben hatte.

Zwischen den Ehegatten war nie ein Wort gefallen über Wilhelms Opfer, aber daß Lene es ahnte und ihn dafür segnete, sagte sie ihrem Manne unbewußt durch tausend Zeichen der Liebe. Das that ihm wohl, wenngleich er eines Trostes nicht mehr bedurfte.

Er hatte sich selber wiedergefunden. Im Verkehr mit seinen Schülern war er wie früher: ruhig und bestimmt, doch vielleicht milder als ehemals. In seinen Mußestunden arbeitete er unablässig an sich. Er las viel: Fachschriften, Politisches, aber auch Dichterwerke, und unter diesen am liebsten gute Prosaarbeiten, an denen er seinen eigenen Ausdruck bildete; oder er machte Berechnungen, die seiner Wirtschaft zu Gute kamen. Daneben blieb er durchaus der thätige Bauer, der auf dem Felde und in den Ställen selber Hand anlegt.

War es die zurückgewonnene Selbstachtung oder seine geistige Überlegenheit, die ihn bald wieder in das alte Verhältnis zum Dorfe stellte? Wo man in Rechts- oder Familiensachen einen verzwickten Brief zu schreiben hatte, ging man zu „Herrn Kruse“, und wo man Rat begehrte in privaten und wirtschaftlichen Angelegenheiten, mußte nach wie vor der Lehrer ihn spenden. Er that es mit seiner gewohnten ruhigen Sicherheit, die ihn anfangs noch verließ, wo er öffentlich dem Pfarrer begegnen mußte. Doch die achtungsvolle Gemessenheit, mit der Pastor Fichte den Lehrer jetzt behandelte, schloß für diesen jede Demütigung aus. Wie herzlich dankbar war Wilhelm in der Stille dem verehrten Manne!

Die Erntezeit brachte einen schlimmen Gast ins Dorf: die Frieseln. Bei den meisten Kindern verliefen sie gutartig, trotzdem der Arzt oft vergebens zur Vorsicht mahnen mußte. Nur gegen Ende der Epidemie traten einige ernste Fälle auf.

Man glaubte bereits an den endgiltigen Abschied der Seuche, und Kruse wollte den etwas über die Ferien hinausgeschobenen Unterricht wieder aufnehmen, da erkrankte Lisbeth. Lene erzählte später oft, wie jähes Entsetzen sich ihr gleich eiskalten Ketten ums Herz geschnürt hätte. Aber im nächsten Augenblicke hätte sie sich thöricht gescholten. Waren nicht alle bisher erkrankten Kinder wieder gesund geworden — weshalb sollte denn ihr starker Liebling sterben müssen?

Es muß wohl Ahnungen geben. Acht Tage lang rang das junge kräftige Leben mit dem Tode, und die Eltern wichen nicht vom Lager ihres Kindes und gönnten sich weder Speis' noch Trank noch Schlaf — dann gewann der dunkelbeschwingte Engel die Oberhand. Soviel Thränen, wie damals im Schullehrerhause geweint wurden, mögen selten irgendwo geflossen sein. Auch Wilhelm schämte sich ihrer nicht. Dazwischen kam der langverbannte Schlaf und forderte sein Recht. Und dann wachten und weinten sie wieder.

Eine Kinderleiche pflegte im Dorfe sonst nur von den nahen Angehörigen zu Grabe geleitet zu werden; aber an Lisbeths Bestattungstage standen sie dichtgedrängt vor dem Lehrerhause: Männer, Frauen, Kinder. Neugierde mochte wohl einige hergelockt haben; bei den meisten aber wars ehrliche Teilnahme.

Dicht hinter dem tannenreiserbesteckten Leiterwagen, der den kleinen Sarg trug, schritten Wilhelm und Lene: er gefaßt in stiller, tiefer Trauer, sie so aufgelöst vom Schmerz, so blind vom Weinen, so bewußtlos vom Jammer, daß der Mann sie führen mußte und sie kaum den Weg sah.

Als der Sarg in die Gruft gesenkt war, gings nach der ländlichen Sitte in die Kirche. Wie verworrenes, fernes Brausen schlugen Orgelton, Gesang und Predigt an Lenes Ohr, und

Digitized by Google

nur Wilhelm erhob langsam das Haupt bei des Geistlichen Worten vom allwissenden Vater, der auch ein verborgenes Kind zu finden wußte. Der Bauer Niemann verzog hämisch das Gesicht und stieß seine älteste Tochter an.

Vor der Kirchenthür schritt Pastor Fichte auf Wilhelm zu. Am Händedruck spürten es beide Männer, daß sie von nun an für einander wieder die Alten waren.

Nun schläft sie lange, die kleine fröhliche Lisbeth, und Zeit und Arbeit haben den Eltern geholfen, den ersten jähen Schmerz zu überstehen. Ob sie ihn ganz verwunden haben? Nein! Auch der Mann nicht. Und wann könnte wohl eine Mutter je ihres Kindes vergessen, wann in der Trennung aufhören, sich nach ihm zu sehnen?

Aber sie möchten ihr Weh nicht aus ihrem Leben streichen, weil in ihrer Wunde nicht der vergiftete Stachel eines Vorwurfs bohrt, weil das leise Weinen ihrer Trauer nicht übergellt wird von der scharfen Anklage: „Ihr seid Liebe schuldig geblieben". So ist ihnen ihr Schmerz ein heiliger Tempel, in dessen Räume sie sich flüchten mögen vor dem Staub und der Hitze des Alltags.

Wohl allen, die so trauern können!

Sommernacht.

So still die Sommernacht. Die Sichel ruht,
Die unter Tags die goldnen Ähren schnitt.
Der Wald vergaß, was er in heißer Glut
Der Sonne litt.

Ein kühler Wind hob sich von Westen her
Und brachte Labung, frische Luft und Tau.
Von neuem lebt das grüne Blättermeer
Und Wies' und Au.

Der Schnitter ruht auf seinem Pfühl und sieht
Rastlos dahin durch Feld und Wald, im Traum.
Die letzte Ähre sieht er fallen, sieht
Die Axt am Baum.

Hans M. Grüninger.

Brautgeschmeide.

So weiß, so duftig ihr Gewand,
Als rieselten die Blütenflocken,
Die wiederum der holde Mai
Freigiebig übers Land gestreut,
An ihrem schlanken Leib herab.
Doch weißer noch wie Blütenschnee
Ihr blasses, blasses Angesicht.
So trat sie zum Altar
Die wunderfüße, junge Braut.
Grün leuchtete der Myrthenkranz
Und schmiegte zärtlich sich
Um ihre blonden Flechten:
Smaragd und Gold.
Da surrte durch das offene Fenster
Ein Herrgottskäferchen
Wie ein beflügelter Rubin,
Erfah sich flink ein Myrthenblatt
Darauf zu ruhn.
Und faltete die Flügeldeckelchen
Schier andachtsvoll zusammen —
Und schimmerte so seltsam dort
Als wär ein Tropfen rotes Herzblut
Auf das schöne Haupt
Herabgeglankt.

H. E. Lange.

Einer Ungeliebten.

O ich weiß, ich weiß, in Sehnsucht heiß
Pocht Dein Herz nach Lieb' und Glück!
Wenn der Winter kommt in Flocken weiß,
Bringt Dir nichts den Lenz zurück.

Und wes Herz wie Deins, Du liebe Maid,
Um sein Glück vergebens rang,
Ihr, dem waren Lenz und Sommerzeit
Nur ein Winter, lebenslang.

Doch vertrau des Herrens Machtgebot
Und gieb stets der Liebe Raum!
Was im Auge glüht, was im Busen loht,
Ist des ewigen Lenzes Traum.

Wenn der Winter kommt mit Todesmacht,
Blüht noch immer, licht und groß,
Glüht im Innern Dir in Jugendpracht
Deiner Liebe Purpurros'.

Georg Bachmann.

Digitized by Google

Erinnerungen.

Von

Max Ring.

V.

In Oberschlesien.

(1840—1848).

Bei meinem Bruder in Breslau, der unterdeß ein Manufakturgeschäft en gros eröffnet und sich mit der Schwester seines Kompagnons verheiratet hatte, erholte ich mich nach und nach unter der liebevollen Pflege meiner Schwägerin so vollständig von meinen Leiden, daß ich imstande war, mein durch die lange Krankheit aufgeschobenes Examen in der Geburtshilfe glücklich zu beenden. Da ich mich aber noch zu angegriffen fühlte und mein guter Bruder mich nicht sobald fortlassen wollte, so beeilte ich mich auch nicht mit meiner Niederlassung als praktischer Arzt. Einstweilen besuchte ich das städtische Allerheiligen-Hospital, in dem ich hinlängliche Gelegenheit fand, mein ärztliches Wissen unter Anleitung des Geheimrats Ebers und des mit mir bekannten Doktor Nega am Krankenbett zu bereichern. In meinen Mußestunden verkehrte ich mit den alten Freunden und einigen Familien, von denen ich mit echt schlesischer Gemütlichkeit aufgenommen wurde. Ganz besonders schloß sich mir ein junger Mediziner, der Doktor Hermann Wollheim, an. Er besaß ein nicht gewöhnliches dichterisches Talent und hatte sich durch das Studentenlied: „Sind wir nicht zur Herrlichkeit erkoren“ einen Namen erworben. Als früherer Senior der Silesen genoß Wollheim eine große Popularität in der Breslauer Burschenwelt; er galt für den besten Schläger an der Universität und hatte einige zwanzig Paukereien mit Ehren durchgefochten, wofür sein von manchen scharfen Hieben zerfetztes Gesicht ein genügendes Zeugnis ablegte. Trotz seiner auffallend kleinen Gestalt imponierte er durch seinen Geist und energischen Charakter, sowie durch seine ehrenwerte Gesinnung, welche auch in weiteren Kreisen die verdiente Anerkennung fand und ihm im Jahre 1848 ein Mandat zur ersten konstituierenden Versammlung verschaffte, in der er auf der linken Seite eine geachtete Stellung einnahm.

Die Familie meines neuen Freundes machte ein angenehmes gastfreies Haus aus und sah die beste Gesellschaft bei sich. Unter den zahlreichen Gästen fand ich hier auch Hoffmann von Fallersleben, den freisinnigen Dichter der „unpolitischen Lieder“, der damals als Professor der Litteratur in Breslau lebte. Er selbst war der liebenswürdigste Gesellschafter, ein unübertroffener Improvisator und unerschöpflicher Toastausbringer, trotz großer Gelehrsamkeit kein Pedant, sondern ein lustiger Bruder bei der Weinflasche, ein moderner Troubadour, voll Witz und guter Laune. Mit Vergnügen erinnere ich mich besonders eines Abends, an dem der kleine Wollheim und der große Hoffmann, so lang wie ein Flügelmann der Garde, die Szene des Apfelschusses aus Schillers „Wilhelm Tell“ darstellten; Hoffmann gab den Tell, Wollheim den Knaben Walter in kurzem Jäckchen und Kniehöschen. Nicht minder amüsant war die von Wollheim verfaßte und von uns aufgeführte Parodie „Die Keilerei auf der Wartburg“, ein gelungener Gelegenheitsschwank, der auch auf verschiedenen Theatern mit vielem Beifall aufgenommen wurde. — In demselben Kreise lernte ich ebenfalls den jetzt fast vergessenen Dr. Eduard Boas aus Landsberg an der Warthe kennen, einen talentvollen Schriftsteller, der sich durch die Herausgabe des Goethe-Schillerschen Xenienkampfes ein dauerndes Verdienst um die Geschichte der deutschen Litteratur erworben hat. Um den anregenden, in glänzenden Verhältnissen lebenden Dichter sammelte sich während seines Aufenthaltes in Breslau eine kleine poetische Gesellschaft, welche jedoch sich wieder auflöste, als Boas von uns Abschied nahm.

Aber mehr als diese litterarischen Verhältnisse beschäftigte mich damals das politische Leben, das seit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. die Geister allenthalben bewegte. Von jeher zeichnete sich die Breslauer Bevölkerung durch ihre liberale Gesinnung und Liebe zur Freiheit aus, so treu und loyal sie auch seit der Besitznahme Schlesiens durch Friedrich den Großen an dem preußischen Herrscherhause hing. Auch jetzt hatten die Abgeordneten der schlesischen Provinziallandtage trotz des ablehnenden Bescheides, welchen der König den ostpreußischen Ständen erteilt, ihrerseits eine Petition um eine reichsständische Verfassung vorgeschlagen.

Digitized by Google

Friedrich Wilhelm IV. erblickte hierin eine offene Opposition und erklärte deshalb: er werde bei seinem Besuch der Stadt Breslau weder eine feierliche Einholung, noch irgend eine Festlichkeit von den Bürgern annehmen. Darauf richteten der Magistrat und die Stadtverordneten eine Adresse an den König, in der sie auseinandersetzten, daß sie nur ein ihnen gesetzmäßig zustehendes Recht ausgeübt hätten. Ihnen gab der König die folgende Antwort: „Wenn der Magistrat und die Stadtverordnetenversammlung zu Breslau in ihrer Eingabe vom 2. Juni sich auf die gesetzliche Zulässigkeit der in Bezug genommenen, auf dem Provinziallandtag vorgebrachten Petition zur Rechtfertigung derselben berufen, so hätten sie dies nicht nötig gehabt, da ihre Befugnis ihnen nicht bestritten worden ist; es steht derselben aber Meine Befugnis gegenüber, Mich gegen Meine Unterthanen über Geist und Tendenz der von ihnen auf verfassungsmäßigem Wege ausgesprochenen Bitten wohlgefällig oder mißfällig zu äußern und zu letzterem hat ihr Antrag Mir, nachdem ich Mich über den Gegenstand derselben bestimmt genug ausgesprochen, Anlaß gegeben. Ich weiß übrigens sehr wohl den Mißgriff des städtischen Vorstandes von dem Mir wohlbekannten lautern, treuen und ergebenen Sinn der Breslauer Einwohnerschaft zu trennen und habe es deshalb sehr bedauert, daß wider Meine Absicht die Eröffnung, welche nur dem Magistrat und den Stadtverordneten mitgeteilt werden sollte, eine für die gesamte Bürgerschaft schmerzliche Öffentlichkeit erhalten hat."

Zugleich nahm der König jetzt die durch eine besondere Bürgerdeputation wiederholte Einladung zu einem Dejeuner von der Stadt an und versprach, den ihm zu Ehren veranstalteten Festlichkeiten der Stände beizuwohnen. Die Großartigkeit derselben übertraf alle seine Erwartungen und überraschte ihn so sehr, daß er laut erklärte: Ähnliches noch nie gesehen zu haben. In der That boten die Stadt und die Stände alles auf, um die Anwesenheit des Königs und die in dieselbe Zeit fallende Säkularfeier der preußischen Herrschaft über Schlesien in würdigster Weise festlich zu begehen. Durch die bekränzten Straßen der alten Piastenstadt bewegte sich der unübersehbare Zug, voran die Gewerke mit ihren charakteristischen Emblemen und wehenden Fahnen in alterthümlichen Kleidungen und Rüstungen, so daß man sich in die Blütezeit des deutschen Bürgertums versetzt glaubte. Nicht minder glänzend war das von den verschiedenen Kreisen und Ständen der Provinz veranstaltete Schaufpiel, malerische Gruppen von Landleuten, Bergknappen und Hüttenarbeitern mit ihren Werkzeugen, Dampfesseln und Maschinen, welche den Ackerbau, die Industrie und den Handel mit ihren Erzeugnissen und Schätzen repräsentierten und eine Reihe eben so bedeutsamer als künstlerisch vollendeter Bilder vorführten, begrüßt von dem Jubel der nach Hunderttausenden zählenden Zuschauer. Am Abend gab die Ritterschaft dem Königspaar in einer eigens dafür gebauten Festhalle, welche allein 20 000 Thaler kostete, einen Ball, an dem gegen 3000 Gäste teilnahmen, und am folgenden Tage veranstaltete die Stadt im Wintergarten ein Dejeuner für 800 Personen. Bei dieser Gelegenheit sprach der König den Wunsch aus, ein ähnlich prachtvolles Etablissement in Berlin zu besitzen und lud den damaligen Eigentümer des Breslauer Wintergartens, den bekannten Kroll, ein, sich in Berlin niederzulassen, indem er ihm ein fiskalisches Grundstück im Tiergarten zusicherte, auf welchem auch später das sogenannte Krollsche Lokal errichtet wurde. Mitten in dem Jubel dieser Festtage machte sich jedoch die freisinnige Strömung mehrfach bemerklich und es fehlte nicht an einzelnen Zeichen und Andeutungen, durch welche sich die liberale Gesinnung der Bevölkerung verriet. So trugen unter anderm die Böttcher ein großes Faß mit der Aufschrift:

„Die Hoffnung bleibt uns unbenommen,
Das jetzt nicht ist, muß später kommen."

Diese Verstimmung steigerte sich noch, als der König bei dem Feste der Bürgerschaft das Wort ergriff und sich über die an ihn gerichteten Forderungen und Wünsche folgendermaßen äußerte: „Ich bedauere, daß eine finstere Wolke an unserem Horizonte aufgegangen war, aber ich freue mich, daß sie wieder verschwunden ist. Jetzt ist alles vergessen. Ich thue niemals etwas halb und spreche offen, wie ich es liebe, wenn man mir offen entgegenkommt. Was mir eine zwanzigjährige Erfahrung als unzweckmäßig gezeigt hat, kann ich nicht geben und lasse es mir von keiner Macht der Erde abzwingen."

Kurze Zeit darauf verließ ich Breslau, da sich mir, wie ich glaubte, eine günstige Aussicht eröffnete, durch die Empfehlung meiner Freunde Alfred und Ottomar von Behr in Köthen die Stelle eines fürstlichen Hausarztes in Pleß zu erhalten. Damals befand sich nämlich die freie Standesherrschaft Pleß in einem Umfang von 19 Quadratmeilen und mit einer Einwohnerzahl von 60—70 000 Seelen noch im Besitz des Herzogs Heinrich von Anhalt-Köthen, der seinen vor Kurzem gestorbenen, unverheirateten Bruder Ludwig von der Linie Köthen-Pleß beerbt hatte. Der letztere war ein höchst origineller Herr gewesen und hatte ein eigentümliches Junggesellenleben geführt. Zu seinen Sonderbarkeiten zählte auch seine leidenschaftliche Tanzlust. Er veranstaltete nicht nur wöchentliche Bälle in seinem Schlosse, wozu die ganze Stadt und Umgegend eingeladen wurde, sondern stellte auch so leicht keinen Beamten an, der sich nicht als guter Tänzer legitimieren konnte. Zu diesem Behuf mußte sich jeder Bewerber einer förmlichen Prüfung in der Tanzkunst unterziehen, von deren Ausfall mehr oder minder sein Schicksal und die Gunst des Fürsten abhing.

Digitized by Google

Ich selbst fand in Pleß eine überaus freundliche Aufnahme und eine Anzahl gebildeter Familien, wie man sie sonst nur selten in einer so kleinen Stadt antrifft. Unter den fürstlichen Beamten gab es mehrere interessante Männer, mit denen ich bald bekannt wurde und einen angenehmen Verkehr unterhielt. Ein Bruder des aus Pleß stammenden Justizministers von Mühler und Onkel des mir befreundeten Heinrich von Mühler war daselbst Kammerdirektor, und ein Sohn des Präsidenten von Hippel, welcher den weltberühmten Aufruf Friedrich Wilhelm III. „An mein Volk“ verfaßt, Landrat des Kreises. Außerdem besuchte ich öfters die Eltern des späteren Herausgebers der „Neuen Freien Presse“ in Wien, Max Friedländer, der damals noch Gymnasiast war und dem ich erst nach Jahren unter anderen Umständen in Breslau wieder begegnen sollte. Am meisten aber befreundete ich mich mit dem alten Muhr, dessen gastfreies Haus der Sammelplatz aller besseren Elemente in dem Städtchen war. Er stammte aus einer angesehenen, durch Geist und Wissen ausgezeichneten jüdischen Familie in Berlin. Wie Mendelssohn, David Friedländer und Jakobsohn zählte er zu jenen aufgeklärten Männern, welche unermüdlich gegen die Vorurteile ihrer Glaubensgenossen und für die bürgerlichen Rechte der Juden kämpften. Er war im eigentlichen Sinne das Orakel und der Ratgeber der jüdischen Gemeinden in Oberschlesien und übte einen großen Einfluß aus, da er noch bei der Regierung in hohem Ansehen stand. Mir erschien der verehrte Mann wie ein moderner „Nathan der Weise“, da er mit einem reichen talmudischen Wissen eine wahrhaft klassische, humanistische Bildung verband. Von seinen Söhnen hatte sich der leider zu früh verstorbene Julius Muhr als Maler einen geachteten Namen in der Kunst erworben. Er war ein Schüler von Kaulbach und arbeitete mit seinem Kollegen und Freunde Echter an den Fresken des Treppenhauses im neuen Museum. Welch hohe Meinung der Meister von seinem talentvollen Schüler hatte, beweist der Umstand, daß Kaulbach die Züge Muhrs zu dem Bilde des König Salomo benutzt und so verewigt hat. Nachdem sich Muhr von Kaulbach getrennt, lebte er in München mit seiner Frau, einer Tochter des General von Colomb und Nichte des alten Blücher, die allen Vorurteilen zu Trotz den einer jüdischen Familie angehörenden Künstler geheiratet hatte. Leider wurde die höchst glückliche Ehe durch den Tod Muhrs gelöst, bevor es ihm gelungen war, das von ihm erstrebte Ziel zu erreichen und die auf ihn gesetzten Hoffnungen zu erfüllen. Von seinen zahlreichen Bildern haben besonders sein „Jeremias“ und die „Siesta italienischer Mönche“ eine wohlverdiente Anerkennung und auch eine große Verbreitung durch den Stich gefunden.

Der Umgang mit dieser liebenswürdigen Familie, mit welcher ich durch meine jüngste Schwester auch verschwägert war, trug nicht wenig dazu bei, mir den Aufenthalt in der kleinen Stadt so angenehm zu machen, daß mir meine durch die Abwesenheit des Herzogs verzögerte Anstellung doppelt wünschenswert erschien, obgleich die Besoldung eines fürstlichen Hausarztes nicht bedeutend war und in keinem Verhältnis zu den geforderten Leistungen stand. Während ich auf die Ankunft des Herzogs warten mußte, benutzte ich die freie Zeit, mich in meinem künftigen Wirkungskreise umzusehen. Damals bildete noch die Herrschaft Pleß einen kleinen Staat im Staate, mit einer besonderen Verwaltung, der sogenannten „Kammer“, mit eigenen Hoheitsrechten und Privilegien, zu denen auch die fürstliche Leibgarde oder „Vibranzen“ gehörten, welche in ihren schwefelgelben Uniformen vor dem Schlosse paradierten. Es gab auch einen förmlichen Hofstaat en miniature, mit einem stark verschuldeten Hofmarschall und einigen Kammerherren in partibus infidelium, da der regierende Fürst in Köthen residierte und nur selten auf kurze Zeit nach Pleß kam. Trotzdem die Erbuntertänigkeit in Preußen aufgehoben war, bestand hier noch ein patriarchalisches Verhältnis, welches vielfach an die veralteten Zustände erinnerte. Ein großer Teil der ländlichen Bevölkerung mußte noch Robot- und Spanndienste leisten. Der Fürst besaß noch alle Regale wie ein kleiner Souverän und übte selbständig die Gerichtsbarkeit aus, indem die Richter von ihm ernannt und vom Staate nur bestätigt wurden. Das Land zeichnete sich durch seine Fruchtbarkeit und malerische Schönheit aus, wozu die Nähe der Karpathen beitrug. Man fand hier noch wirkliche Urwälder mit dem reichsten Hochwild, große Seen und Teiche, welche von Fischen wimmelten, mächtige Kohlen- und Erzlager, die jedoch wenig oder garnicht ausgebeutet wurden, weil auch der Bergbau Regal war und es dem Fürsten oder seinen Beamten an industriellem Unternehmungsgeist zu fehlen schien. Unter diesen Verhältnissen konnte man sich nicht wundern, daß die an sich großartige Herrschaft nur geringen Ertrag brachte. Aus Mangel an guten Wegen und geeigneten Absatzquellen versaulten jährlich tausende von Klaftern des besten Nutzholzes in den unzugänglichen Wäldern, das Wild wurde von den Wilddieben fortgeschossen und die Kohlen, welche in manchen Gegenden offen zu Tage lagen, wurden wenig oder garnicht gefördert, da sie nicht die Mühe und die Kosten lohnten. Dazu kam noch das große Beamtenheer, eine weitläufige und kostspielige Verwaltung, welche die Einkünfte des Fürstentums verschlang. Dies Alles mochte der Grund sein, daß der Herzog Heinrich von Köthen noch bei seinem Leben die Herrschaft seinem nächsten Fideikommißerben, dem Grafen von Hochberg, dem Vater des jetzigen Fürsten von Pleß, gegen eine Jahresrente von 30 000 Thalern überließ.

Kurze Zeit, nachdem ich von meinen interessanten Wanderungen, welche sich bis nach Bielitz in Öster-

Digitized by Google

reich ausgedehnt hatten, zurückgekehrt war, erfuhr ich die von mir schlichst erwartete Ankunft des Herzogs; zugleich erhielt ich von dem Hofmarschall, bei dem ich mich angemeldet hatte, die Aufforderung, mich zur bestimmten Stunde auf dem Schlosse zu der mir bewilligten Audienz einzufinden. Wie der mir freundlich gesinnte Kabinetssekretär, an den ich von dem Geheimrat v. Behr aus Köthen besonders empfohlen war, vertraulich mitteilte, hatte sich der Herzog über die ihm vorgelegten Zeugnisse meiner Lehrer Dieffenbach, Rouberg und Schönlein so günstig geäußert, daß ich an meiner Anstellung kaum noch zweifeln konnte, obgleich es mir nicht an zahlreichen Mitbewerbern fehlte. In der That empfing mich auch der Herzog, ein stattlicher Herr mit fremdlichem Gesicht, äußerst huldvoll und gnädig; nur mußte es mich befremden, daß er anfänglich mit mir mehr über theologische als medizinische Gegenstände sprach. Ganz besonders schien er sich für die von dem bekannten Rabbiner Dr. Geiger in Breslau angeregten Reformen des Judentums und für die damit verbundenen Streitigkeiten zu interessiren, über die ich ihm die gewünschte Auskunft, so weit ich es vermochte, gab. Erst im Verlauf der Unterhaltung berührte der Herzog den eigentlichen Gegenstand meiner Audienz, meine Anstellung, wobei er mein für einen praktischen Arzt allerdings noch sehr jugendliches Alter besonders betonte und hervorhob.

„Ich bin allerdings zwar erst zweiundzwanzig Jahre alt," erwiderte ich, „aber wie Eure Hoheit aus meinen Zeugnissen ersehen können, habe ich meine Prüfungen gut bestanden und mir auch die nötigen praktischen Kenntnisse durch den längeren Besuch verschiedener Kliniken und Spitäler zu erwerben gesucht."

„Daran zweifle ich auch nicht, aber in der Medizin kommt es nach meiner Ansicht doch hauptsächlich auf die nötige Erfahrung an, die man sich erst mit den Jahren erwerben kann."

„Das muß ich freilich zugeben, aber oft ersetzt der ärztliche Scharfblick die Erfahrung. Mein verehrter Lehrer, Geheimrat Schönlein, war in meinem Alter ein gesuchter Arzt und Professor der Pathologie in Würzburg. Wenn ich auch mich nicht entfernt mit ihm vergleichen darf, so zeigt sein Beispiel, daß auch ein junger Mann ein guter Mediziner sein kann. An Fleiß und Mühe werde ich es gewiß nicht fehlen lassen, wenn Eure Hoheit die Gnade haben wollen, mir die Stelle anzuvertrauen."

Aber der Herzog blieb bei seiner Meinung. „Das Alles," sagte er, „mag ganz richtig sein, aber die Erfahrung bleibt für mich immer die Hauptsache. Ich gestehe Ihnen offen, daß ich für meine Person mehr Vertrauen zu einem alten Schäfer, als zu einem so jungen Arzte habe."

„Hoheit haben ganz recht," entgegnete ich verletzt, „wenn es sich nicht um kranke Menschen, sondern um Schafe handelt."

Schon im nächsten Augenblick bereute ich meine vorschnelle, unbedachte Antwort, welche mir meine gekränkte Standeswürde entrissen hatte. Ich bemerkte nur noch, wie der Herzog rot wurde, mir eine kurze Verbeugung machte und mir den hohen Rücken zukehrte, woraus ich trotz meiner Unkenntnis der Hofetikette entnehmen konnte, daß ich in Ungnade entlassen sei. Als ich bestürzt, mit betrübtem Gesicht, meinen Rückzug antrat, begegnete ich im Vorzimmer meinem freundlichen Gönner, dem Kabinets-Sekretär. „Nun," fragte er, „man darf Ihnen doch gratulieren?"

Niedergeschlagen und verlegen wegen des unglücklichen Ausfalls der Audienz teilte ich ihm mit wenigen Worten den Inhalt der verhängnisvollen Unterredung mit.

„Um des Himmels Willen!" rief der entsetzte Kabinetssekretär. „Was haben Sie verbrochen?"

„Doch keine Majestätsbeleidigung —"

„Es fehlt nicht viel dazu. Seine Hoheit leidet an einem alten Fußgeschwür, welches von verschiedenen namhaften Ärzten ohne Erfolg behandelt wurde, und läßt sich jetzt von einem alten Schäfer im Tessanischen kurieren."

„Das thut mir leid; aber ich hatte ja keine Ahnung von dieser fatalen Geschichte."

Natürlich erhielt ich die gewünschte Stelle nicht und es blieb mir nichts übrig, als das schöne Pleß und seine mir lieb gewordenen Bewohner zu verlassen, um mir einen andern Wirkungskreis zu suchen. Einen solchen fand ich bald in dem nahen Gleiwitz, wo ich mir in verhältnismäßig kurzer Zeit durch eine Reihe glücklicher Zufälle eine nicht unbedeutende Praxis und das Vertrauen meiner Patienten erwarb. Da in Gleiwitz auch eine meiner Schwestern mit einem wohlhabenden angesehenen Kaufmann verheiratet war und die Stadt als Mittelpunkt des oberschlesischen Bergbaues und Hüttenwesens manche gesellschaftliche Annehmlichkeit bot, so hatte ich keinen Grund, den Ortswechsel zu bereuen. Außerdem befand sich in Gleiwitz ein katholisches Gymnasium, ein großes Kreisgericht und eine bedeutende Garnison, so daß es mir auch nicht an einem zusagenden Umgang und an geistiger Anregung mangelte. Während meines langjährigen Aufenthalts fand ich hinlängliche Zeit und Gelegenheit, mich durch eigene Anschauungen mit interessanten und damals noch wenig gekannten Verhältnissen bekannt zu machen, da sich meine Praxis bis an die polnische Grenze mit der Zeit ausdehnte. Land und Leute zeigten wie in Irland, mit dem dieser Teil Oberschlesiens manche Ähnlichkeit hat, die schärfsten Kontraste und Gegensätze, meilenlange Wüsten und unfruchtbare Sandstrecken, mit düstern, einförmigen Kiefernwäldern bepflanzt, neben fruchtbaren Feldern und Wiesen, zerfallene Hütten, von elenden, kranken Menschen bewohnt, neben prächtigen Schlössern und Industriepalästen, in denen große Grundbesitzer und Millionäre lebten. Diese Gegen-

Digitized by Google

sätze machten sich am stärksten in den weiten Hütten- und Bergwerksdistrikten bemerklich, in denen ich als Arzt hauptsächlich beschäftigt war. Hier findet man jene mächtigen Kohlenlager, Erz- und Galmeigruben, die in der Tiefe ihre merschöpflichen Schätze bergen. Sobald der Morgen graut, erblickt man zahlreiche Bergleute und Grubenarbeiter in schwarzen oder grauen Leinwandkitteln, mit dem Schurzfell auf dem Rücken und der Lampe am Gürtel, mit ihren Werkzeugen gleich gespenstischen Schatten vorüberziehen und in der Tiefe verschwinden, in der die tückischen Geister der schlagenden Wetter und erstickenden Gase lauern. Nicht selten wird aus dem finsteren Schacht der zerschmetterte Leichnam eines verunglückten Arbeiters von den trauernden Kameraden emporgezogen, denen früher oder später ein ähnliches Schicksal droht.

Großartige Hüttenwerke, Paläste der Eigentümer und Arbeiterkolonien steigen plötzlich mitten in der Wildnis, im dichten Walde empor, ein überraschender Anblick in solcher Einsamkeit. Der Eindruck wird noch erhöht, wenn des Abends die hellen Flammen und Flämmchen meilenweit den Horizont erleuchten und in der Dunkelheit das Schauspiel einer glänzenden Illumination gewähren. Aus den riesigen Hochöfen schlägt die rote Lohe zum Himmel empor, gleich dem Krater eines feuerspeienden Vulkans, aus dessen Innern das geschmolzene Erz wie ein glühender Lavastrom hervorschießt. Ein Kranz von grünen und blauen Lichtern umschwebt die Essen der Zinkhütten, während die angezündeten Kohlenmeiler und Coaksöfen dem nächtlichen Wanderer wie brennende Städte und Dörfer erscheinen. Durch die gewonnenen Schätze werden unzählige Hände in Bewegung gesetzt. Zwischen den Gruben, Hütten und Lagerplätzen bewegen sich unablässig die Karren und Lastwagen, die erst in neuerer Zeit den Pferdebahnen und andern zweckmäßigeren Beförderungsmitteln weichen mußten. Elende Wagen, mit kleinen zottigen Pferden bespannt, schleppen mühsam ihre Last auf den oft grundlosen Wegen, in ausgefahrenen Gleisen. Auf dem schwer beladenen Gefährt ausgestreckt, leitet der Landmann oder sein Knecht die halb verhungerten Gäule; er selbst schlafend, halb berauscht, da der leichte Verdienst ebenso leicht und schnell in den vielen Schenken am Wege vertrunken und verjubelt wird. Unterdessen bleibt der Acker unbestellt oder den Frauen, Kindern und alten Leuten überlassen, so daß die Wirtschaft nicht gedeihen kann. Überall reges Leben und Treiben neben Trägheit und Verkommenheit, unermeßliche Reichtümer und unbeschreibliche Armut, glänzender Luxus und trauriger Mangel, raffinierte Kultur und rohe Unbildung. Dieselben Gegensätze, die das Land darbietet, zeigen sich auch im Charakter und Leben seiner Bewohner. Von der Natur gut veranlagt und geistig geweckt, ist das oberschlesische Landvolk durch jahrhundertelange Sklaverei entartet und verwildert. Unter dem Druck der auf ihm lastenden, erst durch die neuere Gesetzgebung aufgehobenen Leibeigenschaft mußten alle besseren Keime erstickt werden. Trotz seiner großen Bildungsfähigkeit, Anstelligkeit und schnellen Auffassung fehlt dem oberschlesischen Bauer und Arbeiter die Ausdauer, Zähigkeit und Zuverlässigkeit des Deutschen. Wie dieser ein geborener Phlegmatiker, so ist jener der geborene Sanguiniker, rasch in seinen Entschlüssen und Thaten, ohne Überlegung, leichtsinnig, reizbar, bald ermüdet, oberflächlich, ohne moralische Widerstandskraft, grundsatzlos und hinterlistig, zum Lügen und Stehlen geneigt, träge und arbeitsscheu, dabei gutmütig, stets willig, nie um eine Ausrede verlegen, freundlich und liebenswürdig, doch selten treu und anhänglich; ein halber Wilder, ein großes, unerzogenes Kind, mit all den guten und schlechten Eigenschaften eines Kindes.

Zu der Zeit, als ich in Oberschlesien lebte, war der Bauer noch im gewissen Sinne der weiße Sklave des Gutsbesitzers, obgleich die Leibeigenschaft und Erbunterthänigkeit schon längst aufgehoben war. Da aber der Gutsherr die Polizei verwaltete und die Patrimonialgerichtsbarkeit noch fortbestand, so übte er auf seine Gutsangehörigen noch immer eine fast unbeschränkte Macht mit Hilfe des ihm ergebenen Justitiarius aus. Es herrschte damals auf dem flachen Lande noch eine aller Beschreibung spottende Willkür und Rechtsunsicherheit. Die Fälle, daß Leute zu Tode geprügelt wurden, zählten keineswegs zu den Seltenheiten und diese Verbrechen kamen nur ausnahmsweise zur Anzeige und Bestrafung der Schuldigen, da die Furcht zu groß war. Ich kannte einen vornehmen Herrn, der einen seiner Arbeiter in einen Wollsack stecken und so lange schlagen ließ, bis der Unglückliche der Mißhandlung erlag. Allerdings wurde der Thäter zu einigen Monaten Gefängnis verurteilt, aber die Strafe im Gnadenwege in eine Geldbuße umgewandelt. Ebenso stand der Bauer in den vielfachen Prozessen und Verhandlungen wegen der Grundablösung den Grundbesitzer hilf- und ratlos gegenüber. Charakteristisch für diese Zustände war mir die Äußerung des freisinnigen Oberlandesgerichtspräsidenten und Landtagsabgeordneten Wentzel aus Ratibor: daß die Winkeladvokaten in Oberschlesien eine Wohlthat für das Landvolk wären, weil durch ihre sonst so schädliche Thätigkeit so manches sonst verborgene und ungeahnte Unrecht zur Kenntnis des höheren Gerichtes gelange. Zu diesen Übelständen gesellte sich noch der mangelhafte Unterricht, die Abhängigkeit der Schule von der Geistlichkeit, welche das Volk nur in seiner dumpfen Unwissenheit und seinem religiösen Fanatismus zu erhalten suchte und jeden Fortschritt hemmte. Zwar fehlte es in diesem Stand nicht an einzelnen Männern, die sich in der Zeit der Not durch eine hohe Selbstverleugnung und Opferfreudigkeit auszeichneten, aber die Mehrzahl begnügte sich mit einem leeren Ceremonien-

Digitized by Google

dienst, ohne sich um die sittliche Hebung und Veredlung der ihnen anvertrauten Seelen zu kümmern. Ein Versuch, nach dem Beispiel des Pater Mathew in Irland, Temperenzvereine zur Bekämpfung der herrschenden Trunksucht zu gründen, erwies sich eher schädlich als nützlich, da die Geistlichkeit damit nur eine Erhöhung ihres Einflusses bezweckte und die verkehrtesten Mittel anwendete.

Mit den traurigen Verhältnissen des Landmannes und Arbeiters kontrastierte um so schärfer der Reichtum der großen Grundbesitzer und einiger vom Glück begünstigter Industrieller, welche teils durch günstige Zufälle, teils durch wirkliches Verdienst in kurzer Zeit ein wahrhaft fürstliches Vermögen erworben hatten und mehrfache Millionäre waren. Unter ihnen nahm der „Zink- und Kohlenkönig" Godulla eine hervorragende Stelle ein. Dieser oberschlesische Krösus, der Sohn eines armen Bauern, war in seiner Jugend zuerst Diener und später Oekonomiebeamter des Grafen Ballestrem. Ein glücklicher Zufall ließ ihn in einer bereits aufgegebenen Grube ein reiches Erzlager entdecken, dessen Ausbeutung ihm der ahnungslose Besitzer gegen eine geringe Entschädigung überließ. Mit dem Gewinn dieses ersten Unternehmens kaufte Godulla die benachbarten Felder für einen unbedeutenden Preis, indem er mit Recht dort neue, noch größere Schätze vermutete. Seine Voraussetzungen bestätigten sich im vollsten Maße und das launische Glück überschüttete ihn förmlich mit den reichsten Gaben. Was er unternahm, gelang ihm, wo er in die Erde stach, sprangen ihm die besten Erze, Galmei und Kohlen entgegen. Ein eigener Zauber schien ihn zu umgeben, so daß die abergläubische Menge ihm übernatürliche Kräfte zuschrieb. Man behauptete, daß er im Besitz einer Wünschelrute sei, daß ein Geist ihm die verborgenen Schätze im Traume zeige und ihm das Gold ins Haus trage. In der That hatte die so schnelle Erwerbung eines kolossalen Vermögens etwas Unbegreifliches und Übernatürliches für die Auffassung der Menge, obgleich Godulla diese großen Erfolge lediglich seiner unermüdlichen Thätigkeit, seiner großen Sparsamkeit und Bedürfnislosigkeit, sowie einem glücklichen Zusammentreffen der äußeren Verhältnisse zu verdanken hatte, die er geschickt und energisch zu benutzen verstand. Auch sein eigentümlich verschlossener Charakter und seine ungesellige Lebensweise trugen dazu bei, ihn mit einem geheimnisvollen Nimbus zu umgeben und zum Mittelpunkt eines förmlichen Sagenkreises, zum Helden eines volkstümlichen Mythus zu machen, in dem sich wie gewöhnlich Dichtung und Wahrheit wunderbar mischten. Hauptsächlich drehten sich all diese Gerüchte um die fabelhaften Schätze des Wundermannes, die geheimnisvolle Weise, wie er sie erworben, und um die Mittel, wie er sie vor Dieben zu bewahren suchte. Man wollte wissen, daß seine Wohnung rings von Wolfsgruben und Fuchseisen umgeben sei und des Nachts von bewaffneten Leuten und riesigen Bluthunden bewacht würde. Auch von allerlei Prüfungen, denen er seine Diener und Beamten zu unterwerfen pflegte, war vielfach die Rede. So soll er eines Tages, um sich von der Ehrlichkeit seines Verwalters zu überzeugen, eine mehrtägige Reise vorgeschützt und ihm das ganze Haus anvertraut haben. Als aber der ungetreue Diener in dem Glauben an die Abwesenheit des Herrn mit einem Nachschlüssel den großen eisernen Geldschrank öffnete, fand er statt des gehofften Goldes den alten Godulla selbst hinter einer geheimen Tapetenthür, welche die Rückwand des Schrankes bildete. Vor Schreck soll der ertappte Dieb den Verstand verloren haben und wahnsinnig geworden sein. Allerdings war der Millionär von einem großen Mißtrauen erfüllt und von seinen zahlreichen Spionen so gut bedient, daß er sich nur schwer täuschen ließ. Seine Untergebenen zitterten vor ihm und hielten ihn fast für allwissend, da ihn seine Aufpasser, besonders ein alter treuer Schäfer, heimlich über alle Vorfälle auf seinen Gütern unterrichteten. Er selbst war nicht ohne Aberglaube und Vorurteile. Obwohl er die schönsten Schlösser besaß, bewohnte er bis zu seinem Tode das alte Bauernhaus, in dem er sein Vermögen erworben, weil er durch Aufgabe seiner bisherigen Wohnung sein an sie geknüpftes Glück zu verlieren fürchtete. Ebensowenig konnte er sich entschließen, auf der Eisenbahn zu reisen. Auch nach dem entfernten Breslau fuhr er stets nur in seinem eigenen Wagen mit vorgelegten Relais. Ungeachtet seiner ungeheuren Einkünfte lebte er nicht viel besser als ein wohlhabender Bauer, von dem er sich nur durch seine städtische Kleidung unterschied. Da Godulla unverheiratet war und keine Kinder besaß, so glaubte man allgemein, daß er außer seinen von ihm nicht geliebten Geschwistern die Geistlichkeit oder die Familie des Grafen Ballestrem, dem er sein Vermögen zum großen Teil verdankte, zu Erben einsetzen würde. Statt dessen adoptierte der Sonderling die kleine Tochter einer armen Köhlerfrau und ließ das Kind höchst sorgfältig erziehen. Das Mädchen wurde seine Universalerbin und heiratete nach seinem Tode den Grafen Schaffgotsch, der durch sie einer der größten und reichsten Grundbesitzer in Schlesien wurde.

Ein nicht minder vom Glück begünstigter Mann war der in den Adelstand erhobene Herr von Winkler auf Miechowitz. Ursprünglich ein untergeordneter Hüttenbeamter, heiratete er die wohlhabende Wittwe eines dortigen Grubenbesitzers. Durch Fleiß und Intelligenz gelang es ihm, das Vermögen seiner Frau so zu vermehren, daß er bald zu den reichsten Gutsherren zählte. Auch ihm flossen die Schätze von allen Seiten zu und jede seiner Unternehmungen wurde von Erfolg gekrönt. Als er die große Herrschaft Mislowitz von einem polnischen Grafen für eine bedeutende Jahresrente erwarb, starb der frühere Besitzer schon

Digitized by Google

nach einigen Jahren, so daß er die ansehnlichen Güter halb geschenkt bekam. Mit der Zeit erreichte sein Einkommen die Revenuen eines kleinen souveränen Fürsten. Im Gegensatz aber zu seinem Kollegen Godulla machte Herr von Winkler von seinem Reichtum den besten Gebrauch. Er war ein geborener Gentleman und zeichnete sich auch äußerlich durch seine aristokratische Erscheinung und gute Formen aus. In seinem mit allem modernen Komfort ausgestatteten Schlosse herrschte eine großartige Gastfreundschaft und ein feiner, gebildeter Ton. Weder an seiner Person, noch in seiner Umgebung machte sich eine Spur von dem prahlerischen Wesen des Parvenu bemerklich. Er gab mit vollen Händen, sorgte für seine Arbeiter und unterstützte verdienstvolle Gelehrte und Künstler, besonders den mit ihm verwandten talentvollen Bildhauer Kalide in Berlin, der mehrere Arbeiten für ihn vollendete. Herr von Winkler starb plötzlich, noch im kräftigen Mannesalter, bei einem Besuche der Adelsberger Grotte vom Schlage getroffen. Er hinterließ eine einzige Tochter, die Gattin des Herrn von Tiele, welcher nun den Namen von Tiele-Winkler annahm und später das herrliche Palais in Berlin erbante. Bei seiner Verheiratung mit der reichen Erbin war er noch ein in bescheidenen Verhältnissen lebender Lieutenant in mecklenburgischen Diensten. Als er um den Konsens einkam und der Oberst ihn auf die Vorschrift aufmerksam machte, daß ein Offizier mindestens ein jährliches Einkommen von 1200 Thaler aufweisen müßte, um heiraten zu können, soll er erwidert haben: „die habe ich täglich zu verzehren."

Unter den aristokratischen Großgrundbesitzern waren die beiden Grafen von Henckel-Donnersmarck besonders bemerkenswert. Zwischen den nahen Verwandten schwebte lange Jahre ein Vermögensprozeß, bei dem es sich um ein Objekt von mehreren Millionen handelte. Der ältere, die sogenannte Excellenz von Henckel, eine in Breslau bekannte originelle Persönlichkeit, gab bei dem Besuch des Königs ein Zauberfest, das an die Wunder von Tausend und eine Nacht erinnerte. Durch die Vermittlung des Königs wurde bei dieser Gelegenheit ein Vergleich zustande gebracht, welcher zu Gunsten des jüngeren Grafen ausfiel. Dieser gründete darauf in Verbindung mit dem Bankhause Oppenfeld in Berlin die bekannte „Laurahütte", welche damals das größte Etablissement in Oberschlesien war und die ersten Eisenbahnschienen anfertigte.

Während so einzelne Industrielle und Großgrundbesitzer ein ungeheures Vermögen aufhäuften, war die Lage des Volkes um so beklagenswerter und es entwickelten sich naturgemäß jene Übelstände, welche überall da einzutreten pflegen, wo neben großem Reichtum eine noch größere Armut herrscht. Die höheren Klassen der Gesellschaft überließen sich einer übermäßigen Verschwendung und frivolen Genußsucht, während die untern im Elend, Trunk und Schmutz verkamen. Verbrechen gegen Leben und Eigentum gehörten zu den nicht ungewöhnlichen Vorkommnissen und selbst in den angesehensten Häusern der Aristokratie spielten Familien-Tragödien, wie sie selbst die kühnste Phantasie eines Romanschriftstellers nicht zu ersinnen vermag. In meiner ärztlichen Stellung wurde ich öfter in Mysterien eingeweiht, welche mir später den Stoff zu meinen Erzählungen lieferten.

Der Held einer dieser Erzählungen war der mir persönlich bekannte Fürst Maximilian von Sulkowski in Slupno, einem dicht an der polnischen Grenze liegenden Stammgut der Familie. Schon der Vater des jungen Fürsten war gewaltthätigen Charakters und führte ein abenteuerliches Leben. Als eifriger Anhänger Napoleons I. und enragierter Polenfreund sammelte er eine Schar seiner Landsleute und beschligte in dem unglücklichen Jahre 1806 eine Freischar. Mit diesem Haufen überfiel er die Stadt Gleiwitz, obgleich er selbst preußischer Unterthan war. Nur mit Mühe schlugen die tapferen Bürger den unerwarteten Angriff ab, unterstützt von einigen muthigen patriotischen Gutsbesitzern in der Umgegend. Unglaublich klingt es, daß die preußische Regierung ein solches Benehmen ungeahndet ließ und den Urheber nicht zur Verantwortung zog. „Eine besondere Untersuchung," berichtet ein Augenzeuge des Vorfalls, „hat in den damaligen kriegerischen Zeiten und bei den gespannten Verhältnissen zwischen Preußen und seinen Nachbarn nie stattgefunden. Dies Ereignis, wie viele andere feindselige Handlungen jener Zeit gingen spurlos vorüber." Auf seinem Zuge gegen Gleiwitz lernte Fürst Johann, der zugleich Herzog von Bielitz in Österreich war, die Tochter einer angesehenen reichen Familie in Oberschlesien, die Baronin Luise von Larisch, kennen. Da die besorgten Eltern und Brüder der jungen Dame, mit welcher der Fürst ein Verhältnis angeknüpft, die Verbindung mit dem anrüchigen Herrn nicht zugeben wollten, so entführte dieser seine Geliebte und ließ sich mit ihr von einem katholischen Priester heimlich trauen. Später söhnte er sich mit der erzürnten Familie aus und erhielt die Herrschaft Slupno und andere Güter in Polen als Mitgift seiner Frau. Eine jüngere Schwester der Fürstin, die Baronesse Maximiliane von Larisch, eine durch Geist und Schönheit ausgezeichnete Dame, erfreute sich der besonderen Gunst des Königs Jerome von Westfalen, als derselbe sich in Breslau aufhielt und den schlesischen Adel um sich versammelte. Dieser Umstand und seine Sympathie für Polen bestimmten den Fürsten, 1809 offen für Napoleon die Waffen gegen Österreich zu ergreifen und sich an dem Kriege zu beteiligen. Minder nachsichtig als Preußen, konfiszierte die österreichische Regierung das Herzogtum Bielitz und verfolgte den flüchtigen Landesverräter. Ein Fußfall der Fürstin und die Verwendung Napoleons gab ihm jedoch beim

Digitized by Google

Abschluß des Friedens die mit Beschlag belegten Güter wieder zurück.

Nach dem Sturze des französischen Kaisers wurde demungeachtet eine Untersuchung gegen den Fürsten eingeleitet, er selbst auf dem Spielberg der Festung Olmütz als Staatsgefangener festgehalten und das Herzogtum Bielitz wegen seiner zerrütteten Vermögensverhältnisse mit Sequester belegt. Die Fürstin, deren Ehe bisher kinderlos war, befürchtete den Verlust des Majorats. Da trat sie eine längere Reise an und erschien dann wieder mit einem jungen Prinzen, den sie in der Fremde geboren haben wollte. Allgemein wurde aber geglaubt, der Knabe sei ein von ihr zu dem benannten Zweck untergeschobenes Bauernkind. Da es jedoch an Beweisen für diese Gerüchte fehlte, so wurde der Prinz, welcher auf den Namen Ludwig getauft war, als legitimer Erbe anerkannt. Einige Jahre darauf gebar die Fürstin einen zweiten Sohn, den Prinzen Maximilian. Im Jahre 1826 starb Fürst Johann im Exil; nach anderen Nachrichten soll er in seinem Kerker auf dem Spielberg gestorben sein; man sprach sogar von einer heimlichen Hinrichtung. Nach seinem Tode folgte ihm zwar der älteste Sohn als Herzog von Bielitz, aber er verzichtete vorläufig auf die stark verschuldete Herrschaft, von der er nicht standesgemäß leben konnte. Aus diesem Grunde wanderte er nach Amerika aus, wo er mehrere Jahre sich als Privatmann aufhielt. Dagegen war der zweite Sohn lediglich auf die Güter und die Unterstützung seiner Mutter angewiesen, wodurch zwischen ihm und der geizigen, herrschsüchtigen Fürstin so heftige Zerwürfnisse entstanden, daß auch er im Jahre 1844 dem älteren Bruder nach Amerika folgte. Hier heiratete er eine schöne, aber unvermögende Kreolin, die ihm einen Sohn gebar. Nach einiger Zeit kehrte der Fürst wieder in die Heimat zurück, begleitet von seiner Familie und einem Abenteurer, Namens Ricardo Meyer, der einen verhängnisvollen Einfluß auf den schwachen, charakterlosen Herrn ausgeübt zu haben scheint. Dieser überließ sich bald wieder seinem früheren Leben. Ein als Page verkleidetes, schönes Mädchen aus Oppeln, bekannt unter dem Namen „Baron Gustav", war seine stete Begleiterin und steigerte noch die Zwietracht zwischen Mutter und Sohn. Zwischen den Beiden kam es schon damals zu den empörendsten Auftritten und zu wahrhaft erschütternden Scenen. Die arme vernachlässigte und schlecht behandelte Kreolin erlag unterdessen ihren vielfachen Leiden und starb an der Schwindsucht, oder wie man glaubte, an Gift. Aber auch den sogenannten Baron Gustav, die Ursache ihres Todes, ereilte die rächende Nemesis. Von ihrem Geliebten fortgejagt und mit der Hexpeitsche geschlagen, machte das schöne Mädchen seinem Leben durch einen Pistolenschuß ein Ende. Nach ihrem Tode knüpfte der Fürst ein neues Verhältnis mit einem ebenso reizenden als verdorbenen Frauenzimmer, der Fleischerstochter Flora Tschaskalik in Gleiwitz an. Zu jener Zeit, wo er häufig nach der Stadt kam, lernte ich den Fürsten näher kennen, da ich der Arzt seiner neuen Geliebten war. Der Fürst mochte ein Mann von ungefähr dreißig Jahren sein, von mittlerer Statur, schlank gewachsen und immer höchst elegant gekleidet. Seine dunklen Augen hatten etwas Unheimliches, Unruhiges und sein ganzes Wesen zeigte eine hochgradige nervöse Aufregung, wegen der er mich auch zuweilen konsultierte. Zu seinem Benehmen erschien er mir höflich und abgeschliffen, doch brach in unbewachten Augenblicken seine ursprünglich wilde, leidenschaftliche Natur unter dem Firnis hervor. Er war nichts weniger als ungebildet und besonders mit der neueren französischen Litteratur vertraut, unter deren Koryphäen er den jüngeren Dumas persönlich kannte und zu seinen intimeren Freunden zählte. Im ganzen machte der Fürst den Eindruck eines mehr schwachen, als schlechten Charakters, eines sinnlichen, blasierten Lebemannes, wie man sie in höheren Kreisen und unter solchen Verhältnissen nicht gerade selten findet.

Seine Geliebte, Flora Tschaskalik, war eine auffallend schöne Brünette mit dunklen Haaren, blauen, grünlich schillernden Augen, roh und so ungebildet, daß sie kaum richtig deutsch sprechen konnte, aber sehr klug, schlau und energisch, wie geschaffen, um den schwachen Mann zu beherrschen. Ihr zur Seite stand ihr Schwager, der Schachtmeister Franke, ein bereits zweimal wegen Diebstahls bestrafter Abenteurer, der bald der intimste Vertraute und Ratgeber des Fürsten wurde. Außerdem lebte noch auf dem Schlosse der Haushofmeister Passy, ein Mann mit schmal geschnittenen Lippen, hervorragender Stirn und kleinen, funkelnden Augen, der den Eindruck berechnender List machte. Dieser Mensch und der bereits erwähnte Ricardo Meyer waren in alle Pläne und Geheimnisse des Fürsten eingeweiht und vermittelten seine unsauberen Geldgeschäfte mit notorischen Wucherern, wobei sie selbst ihre Rechnung fanden. Von seinen Gläubigern und der habgierigen Familie seiner Geliebten gedrängt, verlangte der Fürst immer größere Summen von seiner Mutter, welche die sparsame Dame ihm verweigerte. Infolge dessen wurde das Verhältnis zwischen beiden immer gespannter und unhaltbarer. Es steht fest, daß der unnatürliche Sohn zweimal die Hand an seine Mutter gelegt, sie gepackt und am Halse gewürgt hatte. Nur die Dazwischenkunft einer Kammerfrau rettete die unglückliche Fürstin vor dem Tode. Ein drittes Mal bedrohte er sie mit einem geladenen Gewehr und er würde sie schon damals ermordet haben, wenn ihn der Haushofmeister Passy nicht zurückgehalten hätte. Man darf jedoch annehmen, daß der Fürst sie nur erschrecken wollte, um sie durch derartige Überfälle zur Abtretung der Güter zu zwingen; was ihm jedoch bei der energischen Frau nicht gelang.

Digitized by Google

Unter solchen Verhältnissen bedurfte es nur des geringsten Anstoßes, um den schwachen Mann zum Verbrecher zu machen. Als er sich eines Tages bei seiner Geliebten über den Widerstand der Mutter und wegen seiner Geldverlegenheiten beklagte, sagte die Flora Tschaskalik in Gegenwart des Haushofmeisters: „Ich werde Dir einen Mann besorgen, der Dir das Ungeheuer auf die Seite schafft.“ Auf ihren Rat wendete sich darauf der Fürst an den Schachtmeister Franke, der sich auch bereit erklärte, die Fürstin mit Hilfe eines gedungenen Meuchelmörders zu töten. Um jedoch jeden Verdacht abzuwenden und nötigenfalls sein Alibi nachweisen zu können, trat der Fürst eine Reise nach Wien an, während Franke ebenfalls zum Schein sich einen Paß von dem landrätlichen Amt zu Gleiwitz für einen Ausflug nach Österreich ausstellen ließ. Kurz darauf, an einem dunklen Märzabend, als die Fürstin sich von ihrer Kammerdame entkleiden ließ, weil sie wegen eines rheumatischen Leidens zeitiger als sonst zu Bett gehen wollte, fiel durch das erleuchtete Fenster ihres Wohnzimmers ein Schuß. Gleichzeitig sank die Getroffene, von Blut überströmt, in die Arme ihrer erschrockenen Dienerin mit dem lauten Schrei: „Das hat mir mein Sohn Max gethan!“ Eine Stunde später war sie tot. Der Verdacht des Mordes fiel sogleich auf den Sohn, trotzdem er sich in Wien aufhielt, wo gerade die Revolution ausgebrochen war. Da es vorläufig noch an allen Beweisen für sein Verbrechen fehlte, blieb er von den preußischen Gerichten unangefochten. Nach den Wiener Zeitungen beteiligte sich unterdessen der Fürst an der revolutionären Bewegung und kämpfte bei der Belagerung von Wien durch Windischgrätz in den Reihen der Aufständischen, vielleicht von altem Haß gegen die österreichische Regierung oder von den Furien des Gewissens getrieben. Am 6. Oktober soll der Fürst auf den Barrikaden gefallen sein, von einer Kanonenkugel am Kopf getroffen. Seine Leiche wurde hier gefunden und von dem mit ihm befreundeten Chemiker Dr. Mankowski sowie von seiner mit ihm in Wien verweilenden Geliebten Flora Tschaskalik rekognosziert, obgleich das Gesicht von der Kugel bis zur Unkenntlichkeit zerschmettert war und nur seine Kleider und seine mit der Fürstenkrone und den Buchstaben M. v. S. gezeichneten Wäschestücke Auskunft geben konnten. Außerdem bestätigte der Zeuge Mankowski, daß er den Fürsten am Morgen des 6. Oktober in der Nähe der Barrikade gesehen und dieser ihm gesagt habe: „Es ist mir sehr lieb, daß ich Sie sehe; ich muß Ihnen gestehen, daß ich die Schuld an dem Tode meiner Mutter habe. Ich habe deshalb keine Ruhe, keinen Lebensmut mehr. Ich habe ja auch den Tod meiner Frau und der Auguste (Baron Gustav) verschuldet. Nehmen Sie sich meines Sohnes an!“ Tagegen teilte mir der verstorbene Justizrat Zensitzki, der als Schwurgerichtspräsident in Gleiwitz die späteren Verhandlungen gegen die Mörder leitete, mündlich mit, daß zwei andere glaubwürdige Zeugen den Fürsten vier Wochen nach dessen angeblichem Tod gesehen haben wollten und ihre Aussagen beeidigten. Trotz der sorgfältigsten Nachforschungen gelang es nicht, das Dunkel dieses Widerspruches aufzuhellen und den verschwundenen Fürsten, der sich, wie man vermutete, nach Amerika gewendet, aufzufinden, um ihn zur Verantwortung zu ziehen. Wahrscheinlich wären auch seine Mitschuldigen straflos geblieben, da den abwesenden Franke kein Verdacht traf, wenn nicht ein Zufall die Entdeckung der Mörder herbeigeführt hätte. Zwei Tage nach der That wurde in dem dicht an dem Schloß vorüberfließenden Bach ein Gewehr gefunden, als dessen Eigentümer man den Eisenbahnarbeiter Karl Obst ermittelte. Dieser verriet sich durch seine eigene Geschwätzigkeit, indem er seiner Frau die Teilnahme an der Ermordung der Fürstin gestand. Auf ihre Anzeige wurde die Untersuchung zunächst gegen Obst eingeleitet, der auch ungeachtet seines hartnäckigen Leugnens von den Geschworenen schuldig befunden und zum Tode verurteilt wurde. Kurz vor seiner Hinrichtung starb er im Gefängnis. Vor seinem Ende legte er das Geständnis ab: daß er das Verbrechen auf Antrieb des Schachtmeisters Franke für eine entsprechende Belohnung begangen habe. Aber auch Franke war verschwunden. Erst später erfuhr man, daß er von Wien nach Preßburg und weiter nach Pest entflohen sei und sich an dem Aufstand der Ungarn beteiligt habe. Durch seine persönliche Tapferkeit war er bis zum Hauptmann aufgestiegen, und befand sich unter den Verteidigern der Festung Komorn, nach deren Übergabe er mit anderen ungarischen Flüchtlingen nach der Türkei entkam. Bald jedoch kehrte er wieder nach Ungarn zurück und trieb sich unter den Namen: Dr. Schulz, von Szekulski, Frankowski als Spieler im Lande umher, bis ihn die österreichische Polizei entdeckte und das Gericht ihn wegen Landesverrat und ähnlicher Verbrechen zu einer mehrjährigen Zuchthausstrafe verurteilte, die er im Neugebäude-Gefängnis zu Ofen verbüßte. Doch gelang es ihm, sich zu befreien und wieder nach der Türkei zu entfliehen. Von dort wandte er sich nach England, wo er als Werber für die Fremdenlegion lebte. Seine Geschäfte führten ihn nach Helgoland und von da nach Hamburg. Hier traf er mit seiner Schwägerin Flora Tschaskalik zusammen, die ihn nach London begleiten wollte. Im Augenblick der Abreise fiel er jedoch in die Hände der Polizei, wogegen Flora so glücklich war, nach England zu entkommen. Obgleich Franke mit der größten Frechheit jede Beteiligung an dem Morde leugnete, ja selbst die Identität seiner Person mit Entschiedenheit in Abrede stellte, bis er von den Gefängnisbeamten aus Ofen rekognosziert wurde, gewannen die Geschworenen die Überzeugung von seiner Schuld. Ein Versuch, der von London aus gemacht

Digitized by Google

wurde, das Urteil des Gerichts irre zu leiten und einem polnischen Flüchtling, den der verstorbene Obst mit Franke verwechselt haben sollte, die Schuld zuzuschieben, mißglückte gänzlich, indem der Staatsanwalt mit vielem Scharfsinn die Unwahrheit dieses äußerst geschickten Alibi-Beweises aufdeckte und die unumstößlich von der Flora Tschaskalik in Scene gesetzte Täuschung nachwies. Auch Franke wurde zum Tode verurteilt, aber zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe begnadigt. Der Fürst war und blieb verschollen; Niemand wußte, ob und wo er lebe. Sein Bruder, der Herzog von Bielitz, kehrte aus Amerika zurück und übernahm die Güter und das Majorat, die Herrschaft Bielitz.

Auch andere erschütternde Ereignisse nahmen während meines Aufenthaltes in Gleiwitz mein Interesse in Anspruch, vor allen der sogenannte „Oberschlesische Hungertyphus“, der mit Recht eine traurige Berühmtheit erlangt hat und mir selbst einen ungeahnten ärztlichen Wirkungskreis eröffnete. Verschiedene Umstände, die eigentümliche Lage der ländlichen Bevölkerung, die ungünstigen klimatischen Einflüsse, vorangegangene Mißernten, schlechte und mangelhafte Nahrungsmittel und verkehrte Maßregeln trugen dazu bei, die anfänglich nur sporadisch auftretende Krankheit zu einer entsetzlichen Höhe zu steigern und einen Notstand hervorzurufen, wie er schrecklicher nicht gedacht werden kann. Die Hauptschuld wurde jedoch nicht mit Unrecht dem alten Regierungssystem zugeschrieben, das alle Warnungen und Mahnungen der besser Unterrichteten nur als Äußerungen des beschränkten Unterthanenverstandes und liberaler Unzufriedenheit erachtete und die laut um Hilfe rufende Stimme der Presse durch die bestehende Censur zu ersticken suchte. Schon in den letzten Monaten des Jahres 1847 sah man die Vorboten des drohenden Unheils. Scharen von Bettlern, hungernde Greise, Frauen und Kinder zogen im Lande umher und flehten mit jammervoller Stimme um ein Stück Brot, um die Abfälle der Küchen, selbst um rohe Kartoffelschalen, die sie gierig verschlangen. Hier und da fand man am Wege, im Walde oder freien Felde die Leiche eines der Not erlegenen Unglücklichen. In einzelnen Kreisen traten infolge der schlechten, unzureichenden Ernährung gastrische Fieber und Ruhren auf, aus denen sich allmählich der Typhus entwickelte. Es fehlte keineswegs an einsichtsvollen Männern, welche die Gefahr erkannten und rechtzeitig die Hilfe der Regierung verlangten. Die Mehrzahl der Besitzenden blieb jedoch teilnahmslos gegenüber der täglich zunehmenden Not. Bei einer in Rybnik im November 1847 abgehaltenen Kreisversammlung erschienen von 57 Rittergutsbesitzern nur 12, um an den so wichtigen Beratungen teilzunehmen. Der anwesende Regierungs-Kommissarius erklärte unumwunden: daß der Staat nichts thun könne, und lehnte alle dahinzielenden Vorschläge ab, obgleich ihm nachgewiesen wurde, daß allein im Rybniker Kreise zwanzigtausend Einwohner buchstäblich hungerten und im höchsten Grade der Unterstützung bedürften.

Unter solchen Verhältnissen war es erklärlich, daß die Not immer mehr um sich griff und die mit ihr verbundenen Krankheiten sich schnell über den größten Teil Oberschlesiens verbreiteten. Von allen Seiten kamen die furchtbarsten Berichte, welche jedoch nicht veröffentlicht werden konnten, da die Zeitungen den strengen Befehl erhielten, jede derartige Mitteilung zu verschweigen. Nur in den auswärtigen, besonders in süddeutschen freisinnigen Blättern las man zuweilen haarsträubende Schilderungen aus Oberschlesien, die jedoch entweder nicht beachtet oder für gehässige Übertreibungen der liberalen Schriftsteller gehalten wurden. So geschah es, daß sowohl der König, wie die Mehrzahl des preußischen Volkes keine Ahnung von diesen entsetzlichen Zuständen hatten. In kurzer Zeit erreichte die Zahl der Erkrankten und Gestorbenen eine furchtbare Höhe. Tausende lagen am Typhus darnieder, in einzelnen Törfern mehr als die Hälfte der Einwohner. Es mangelte an jeder Hilfe, an Nahrungsmitteln, Kleidern, Pflege und Medizin. Geistliche, Ärzte und Totengräber vermochten selbst beim besten Willen nicht mehr die an sie gestellten Forderungen zu erfüllen und trotz aller Menschenfreundlichkeit ihrer Pflicht zu genügen. Die Gesunden waren selbst zu schwach und ohnmächtig, den Kranken zu helfen, oder scheuten die Ansteckung und hielten sich fern von den angesteckten Hütten, die Unglücklichen ihrem traurigen Schicksal überlassend. Zu den Schrecken des Todes gesellte sich noch eine stumpfe Verzweiflung, eine aller Beschreibung spottende Gleichgiltigkeit und Apathie der durch ihr langjähriges Elend und ihre Unwissenheit demoralisierten Bevölkerung.

Aus meiner eignen Erfahrung kann ich die folgenden, von einem Augenzeugen veröffentlichten Scenen aus jener Zeit bestätigen: „Selbst schon den Todesheim im Herzen,“ heißt es in dem Bericht, „schiebt ein zerlumpter Mann, eine Pfeife Tabak rauchend, die Mutter seiner fünf nackten Kinder auf einem Karren zum Friedhof; von einigen Stangen und Fichtenreisern hat er ihr eine Art Sarg zusammengeschlagen; — nach wenigen Tagen schleppen ihn seine nackten Kinder, ohne Sarg, in einige Lumpen gehüllt, denselben Weg zum Friedhof, indem sie dabei abwechseln und fast den ganzen Tag damit mühsam zubringen, die kurze Strecke von etwa einer Viertelmeile zurückzulegen. — Ein katholischer Priester wird zu einem Sterbenden gerufen, er tritt in die düstere Hütte; ein nacktes krankes Kind aus einem Haufen von fünfen zeigt auf zwei Menschen, die auf einem zerbrechlichen Bettgestelle daliegen; der Priester tritt hinzu und bemerkt, daß der eine davon bereits tot ist; auf seine Frage erhält er von den

Digitized by Google

kleinen Kindern die Antwort: Der Vater sei schon mehrere Tage tot, sie könnten ihn nicht allein fortbringen und so sei er neben der kranken Mutter geblieben, welche wohl auch bald sterben würde; dann wollten sie Hilfe suchen, um Beide zugleich fortzuschaffen. Der Priester, über solch grauenhaftes Elend entsetzt, erkrankt und stirbt wenige Tage darauf. — Ein Vater von acht Kindern verliert sein Weib und fünf Kinder am Typhus, er sieckt jedes, kann daß es ausgeatmet, in einen Sack, schleppt sie auf seinem Rücken nach dem fast eine halbe Stunde entfernten Kirchhof und wirft sie über die Umzäunung, ohne sich weiter um die Beerdigung der Leichen zu kümmern."

Solche zum Himmel schreiende Thatsachen, die sich nicht länger verheimlichen ließen, mußten endlich die öffentliche Meinung aufrütteln. Der allgemeinen Stimmung liehen der humane Professor Kuh aus Brinowitz und der freisinnige Dr. Borchardt aus Breslau Ausdruck, indem sie im Namen der Wissenschaft und des ärztlichen Standes das Wort ergriffen. Gleichzeitig erließ auch der Oberpräsident von Schlesien einen Aufruf an sämtliche Ärzte des preußischen Staates und forderte sie auf, den Kranken in den heimgesuchten Kreisen beizustehen. Es meldete sich, von der reinsten Menschenliebe beseelt, eine große Anzahl jüngerer und älterer Ärzte, die weder vor der furchtbaren Mühe und Arbeit, noch vor der Gefahr der Ansteckung zurückschreckten. Aus Berlin kam unter den ersten Virchow, der später seine Erfahrungen über den oberschlesischen Petechialtyphus in einer besonderen Schrift veröffentlichte. Auch die übrigen Ärzte thaten im vollsten Maße ihre Pflicht; der rauhen Jahreszeit ausgesetzt, auf grundlosen Wegen von Dorf zu Dorf, von Haus zu Haus irrend, mit den größten Schwierigkeiten, religiösen Vorurteilen und lokalen Hindernissen kämpfend, entwickelten diese Männer einen Mut und eine Ausdauer, mit der sich selbst die Tapferkeit und Energie unserer ruhmgekrönten Krieger kaum vergleichen läßt. Mehr als zwei Drittel erkrankten infolge der übermenschlichen Anstrengung und erlagen der Ansteckung, fast die Hälfte fiel als Opfer ihrer Menschenfreundlichkeit. Auch die andern Stände blieben nicht zurück; angesehene Männer, darunter hohe Adelige, wie der edle Prinz Biron aus Breslau eilten den Unglücklichen zu Hilfe und setzten ihr Leben ein. Die katholische Geistlichkeit, besonders die barmherzigen Brüder und die Krankenschwestern weteiferten mit den Ärzten und standen ihnen mutig zur Seite. Der Oberpräsident der Provinz und der Minister Graf Stollberg bereisten die vom Typhus heimgesuchten Kreise und ordneten die nötigen Maßregeln zur Linderung der Not und Bekämpfung der Krankheit an. Vor allem aber sorgte eine wahrhaft großartige Privatwohltätigkeit für die Verteilung von Geld- und Lebensmitteln an die Bedürftigen, während der Staat jetzt, wenn auch spät, die reichste Unterstützung gewährte und seine Kornmagazine öffnete, um die hungernde Bevölkerung zu ernähren.

Ich selbst beeilte mich trotz meiner großen Privatpraxis, die Behandlung der Typhuskranken in 15 mir von der Regierung zu diesem Zweck überwiesenen Ortschaften in Gemeinschaft mit dem Kreis-Wundarzt Tiesler in Gleiwitz zu übernehmen. Die Zahl der mir überwiesenen Patienten belief sich auf Hunderte. An einem trüben Februarmorgen des Jahres 1848 trat ich mit meinem Begleiter die traurige Fahrt an, nachdem wir uns mit den nötigen Medikamenten, Wein und andern Vorräten für die Kranken versehen hatten. Nur mit Mühe und in steter Gefahr, auf der elenden Landstraße in dem aufgeweichten Boden oder im Schnee stecken zu bleiben, kamen wir endlich in dem nächsten Dorfe Klein-Szirackowitz an, das einen überaus jammervollen Eindruck machte. Die niedrigen Hütten schienen uns wie ausgestorben und von Menschen verlassen, nirgendwo stieg Rauch auf. Rings umher herrschte das Schweigen des Todes, nur von dem Krächzen der aufgescheuchten Dohlen und Krähen unterbrochen. Erst nach langem vergeblichen Herumirren fanden wir das Haus des Dorfschulzen, bei dem wir uns nach dem Stande und der Zahl der Kranken erkundigen wollten. Nur mit Widerwillen gab er uns die gewünschte Auskunft, und es bedurfte unserer ganzen Beredsamkeit, selbst strenger Drohungen, bevor er sich bewegen ließ, uns nach den vom Typhus besonders heimgesuchten Hütten zu führen, da er sich vor der Ansteckung fürchtete. Wir fanden in der ersten Hütte die Thür verschlossen und mußten lange Zeit laut klopfen, bevor uns geöffnet wurde. Auf der Schwelle wankte uns ein Mann, oder richtiger ein Schatten mit abgezehrten, zitternden Gliedern und einem Leichengesicht entgegen, zu schwach, um sich aufrecht zu erhalten, so daß er sich an die Wand stützen mußte. Als er uns erblickte, rief er mit heiserer Stimme: „Was wollt Ihr bei mir? Geht! Hier ist die große Krankheit" (Wielka choroba). Da wir ihm begreiflich machten, daß wir Ärzte wären und ihm und den Seinigen helfen wollten, zeigte er eine große Freude und rührende Dankbarkeit; nur mit Mühe hinderten wir ihn, uns die Hände und Füße zu küssen. Unter Thränen erzählte er, daß er mit seiner Familie seit Wochen keinen Menschen gesehen und nur von etwas Mehl und Kleie gelebt habe. Das niedrige dumpfe Zimmer, in dem wir nur mit gebückten Köpfen stehen konnten, um nicht an die Decke zu stoßen, bot einen entsetzlichen Anblick. Auf dem ungedielten Lehmboden lagen auf verfaultem Stroh sechs Kranke, darunter zwei bereits in Verwesung befindliche Kinderleichen, da der Vater, erst seit wenigen Tagen genesen, noch zu schwach war, die Toten fortzuschaffen. Ich werde nie das furchtbare Schauspiel vergessen: die starren, gebrochenen

Digitized by Google

Augen der Toten, die fieberhaften Blicke der Lebenden, die abgemagerten Gestalten, die mit stumpfer Ergebung ihr Ende erwarteten oder mit nervöser Angst an der schmutzigen Decke zupften und unverständliche Worte murmelten. Ähnliche Scenen wiederholten sich in anderen Hütten; überall fanden wir dieselben grauenvollen Bilder des größten Elends, der höchsten Not.

Obgleich ich den Anblick der Kranken gewohnt und mein Begleiter, der später selbst dem Typhus erlag, ein alter Praktiker und nichts weniger als sentimental war, fühlten wir uns Beide tief erschüttert. Als wir die letzte Hütte verließen, setzten wir uns erschöpft, wie zerbrochen auf einen Stein an der Landstraße nieder und weinten still, zerrissen von unaussprechlichem Jammer und Schmerz. Unter dem frischen Eindruck solcher Scenen schrieb ich meine Erlebnisse nieder, in der Absicht, sie zum Besten der Notleidenden herauszugeben, aber die damals noch in voller Kraft stehende Censur strich das Manuskript so unbarmherzig zusammen, daß ich meinen Plan aufgeben mußte. Zur Erinnerung an jene traurige Zeit teile ich hier das Widmungsgedicht an den König mit, das der Schrift vorangehen sollte, indem ich die von der Censur gestrichenen Stellen durch Klammern kenntlich mache und die Gründe beifüge:

An den König.

„Es kniet an Deines Thrones Stufen
O Herr! Der Ärmste Deiner Knechte.
Er naht sich Dir zwar ungerufen,
Doch Du bist milde, der Gerechte.
Er spricht zu Dir nur wenig Worte;
Sein Schrei ist kurz, der Schrei der Not.
Er streckt die Hand aus, die verdorrte:
Dem König Wahrheit, uns nur Brot.
Seit Jahren dulden wir bescheiden;
Wir hätten länger noch geschwiegen,
Wär' nicht der Auf von unsern Leiden
Wie Meergebrause emporgestiegen.
[Du hörtest wohl: es war die Presse,
Die Dir die reine Wahrheit bot.
O Herr! Mit gleichem Maße messe,
Gieb Ihr die Freiheit, uns nur Brot!][1])

[Viel Schreiber sind in Deinen Staaten,
Die sitzen weich im warmen Neste,
Die sagen: Herrlich steh'n die Saaten,
Und Alles geht bei uns auf's Beste.
Geduldig ist der weiße Bogen;
Man malt darauf schön rosenrot.][2])
Die Ernte hat uns oft betrogen
Und gab uns faules Korn statt Brot.
Du bist ein Vater Deinen Kindern;
Dein Herz ist heute gramzerrissen;
Doch willst Du helfen, willst Du lindern,
So mußt Du Alles wissen.
Wir zeigen Dir die faulen Leichen,
Wir schminken nicht den bleichen Tod;
[Den kann uns die Censur nicht streichen.][3])
Dem König Wahrheit, uns nur Brot.
Ich weiß, Du willst uns Vieles geben,
Du erbtest ja der Mutter Güte,
Doch Totes läßt sich nicht beleben;
Drum' schütze Herr die junge Blüte.
Mir ahnt von ernsten, trüben Tagen.
Wer kennt, womit die Zukunft droht?
Was Du gesät, wird Früchte tragen,
Mit Liebe zahlt das Volk sein Brot."

Diese letzte Warnung, die nur zu bald in Erfüllung gehen sollte, blieb von dem weisen Censor unbeanstandet. Ich ließ mich jedoch weder durch die Plagen der Censur, noch durch die Mühen meines Berufs entmutigen, wenn ich auch zuweilen unter der Last meiner Arbeit zu erliegen glaubte. Glücklicherweise entging ich der Ansteckung, geriet aber kurz darauf gleichwohl in die größte Lebensgefahr. Eines Tages wurde ich nach dem durch seine bedeutenden Kohlengruben bekannten Ort Zabrze, in der Nähe von Gleiwitz, zu einem erkrankten Exekutor gerufen, gegen den, wie ich erst nachträglich erfuhr, die gerichtliche Untersuchung wegen Unterschlagung der von ihm vereinnahmten Gelder eingeleitet worden war. Nachdem ich den Patienten untersucht hatte, setzte ich mich an einen Tisch in seiner Wohnung, um das Rezept niederzuschreiben. Während ich noch damit beschäftigt war, hörte ich ein Geräusch. Ich wendete mich um und erblickte den Kranken außerhalb des Bettes, nur wenige Schritte von mir entfernt, mit einem Doppelgewehr bewaffnet und bereit, dasselbe auf mich abzudrücken. Ich sprang auf, stürzte mich auf den Wahnsinnigen und suchte ihm das Gewehr zu entreißen, das sich dabei in die Decke entlud,

[1]) Ne imprimatur auf Grund Art. IV. Nr. 2 und 3 der Censurinstruktion vom 31. Januar 1843. Die angezogenen Stellen der Instruktion lauteten: IV. 2. „Was die Gesetzgebung anbetrifft, so sind in Druckschriften Urteile oder Äußerungen sowohl über schon bestehende gesetzliche Vorschriften, als über Entwürfe zu dergleichen nur dann zulässig, wenn sie in bescheidener anständiger Form und wohlmeinender Absicht erfolgen; feindselige und gehässige, oder in unanständigem, wegwerfendem Tone abgefaßte Beurteilungen solcher Vorschriften und Entwürfe darf die Censur nicht gestatten." IV. 3. „Auch die Maßregeln der Verwaltung und die Amtshandlungen ihrer Organe in zum Druck bestimmten Schriften zu würdigen und Verbesserungen in den einzelnen Verwaltungszweigen anzudeuten oder vorzuschlagen, ist erlaubt, sofern dies in bescheidener, anständiger Form und wohlmeinendem Sinne geschieht. Urteile über die Amtshandlungen einzelner Beamten und Behörden müssen sich jedoch von jeder persönlichen Kränkung derselben fernhalten und auf die Würdigung bestimmter, klar dargelegter Thatsachen beschränken."

[2]) Ne imprimatur Art. V. derselben Instruktion. Derselbe lautete: „Endlich darf der Censor nichts zum Druck verstatten, was auf die Kränkung der persönlichen Ehre und des guten Namens Anderer abzielt."

[3]) Ne imprimatur auf Grund Art. IV. 1, 2 und 3 derselben Instruktion. Art. IV. 1 lautete: „In Beziehung auf die Verfassung dürfen keine Äußerungen gedruckt werden, welche das monarchische Prinzip des preußischen Staates oder die den bestehenden ständischen Institutionen desselben gesetzlich vorgezeichneten Grundlagen angreifen oder zur Unzufriedenheit mit dem monarchischen Prinzip oder mit den gedachten Institutionen aufzureizen suchen." Art. 2 und 3 siehe oben in Anm. [1]).

Digitized by Google

ohne mich zu treffen. So rang ich mit dem starken, großen Mann, der mich mit dem Kolben der Flinte niederzuschlagen versuchte. Die Verzweiflung gab mir Riesenkräfte und es gelang mir, den Kranken auf das nahe Bett zu werfen und die Thür zu gewinnen. In höchster Aufregung stürzte ich ins Freie; hier begegnete ich dem mir befreundeten Obersteiger Gottschalk, dem ich in atemloser Hast den entsetzlichen Vorfall mitteilte. Während ich noch mit ihm sprach, hörten wir einen neuen Schuß fallen. Gottschalk rief einige Arbeiter in der Nähe zu Hilfe und wir drangen in die Wohnung, um womöglich weiteres Unheil zu verhindern. Als wir in das noch von Pulverdampf erfüllte Zimmer traten, erblickten wir den Exekutor auf der Erde ausgestreckt mit zerschmettertem Schädel, von Blut überströmt. Er hatte sich selbst getötet und ich konnte nur noch sein Ableben konstatieren. In dem Nachlaß des Verstorbenen fand sich ein Blatt Papier mit Drohungen gegen den Untersuchungsrichter, dem er sein Unglück zuschrieb und an welchem er sich rächen wollte. Wahrscheinlich hatte der Unglückliche in der Fieberhitze mich mit seinem Richter verwechselt und in einem Anfall von Wahnsinn das über seinem Bette hängende Gewehr ergriffen, um den in gesunden Tagen gefaßten Mordplan auszuführen, so daß ich fast das Opfer einer Hallucination geworden wäre.

Nachdem ich diese Gefahr glücklich überstanden und auch der Typhus nachgelassen hatte, genoß ich das mir wieder geschenkte Leben mit meinen Verwandten und Freunden. Meine Praxis wurde mit jedem Tage bedeutender und einträglicher, meine gesellschaftliche Stellung immer angenehmer. Mit der Mehrzahl meiner Kollegen stand ich im besten Einvernehmen und die angesehensten Familien der Stadt und der Umgegend waren mir zugethan. Auch mangelte es mir nicht an Unterhaltung und Zerstreuung. Es gab in Gleiwitz eine Anzahl gebildeter Männer und Frauen, mit denen ich verkehrte. Die Bälle, welche auch der Adel aus der Umgegend besuchte, zeichneten sich durch ihre Eleganz und die Fülle ihrer Damen aus. Im Winter wurden lustige Schlittenpartien veranstaltet und von einer Liebhabergesellschaft Theater gespielt, wobei ich die Regie übernahm. Auch eine gute Schauspielertruppe unter dem Direktor Heinisch sorgte für dramatische Genüsse und gab mir manche Gelegenheit, meine Bühnenkenntnis zu bereichern, da ich als Theaterarzt auch hinter den Kulissen meine Studien machen konnte. Aber trotz all dieser Annehmlichkeiten fühlte ich mich nicht befriedigt; immer weniger konnte mir die kleine Stadt mit ihren beschränkten Verhältnissen, ihrem Mangel an allen höheren Interessen, mit ihren gesellschaftlichen Vorurteilen genügen. Ich vermißte die nötige geistige Anregung und die mir gebotenen materiellen Genüsse konnten mich nicht dafür entschädigen. Mit der Zeit ekelten mich die wüsten Trinkgelage und Orgien an, denen sich auch die Besseren nur zu leicht in kleinen Städten zu überlassen pflegen. Ich erkannte immer klarer, daß ich unter solchen Umständen zu Grunde gehen und mich aufreiben müßte. Ohne es zu ahnen, stand ich an einem Wendepunkt meines Lebens, vor einer Entscheidung, die schneller, als ich erwartete, eintrat und mich fortriß. Die Ereignisse des Jahres 1848 machten allen meinen Zweifeln ein Ende und mein kleines Schicksal verknüpfte sich wunderbar mit der großen Volksbewegung.

(Fortsetzung folgt.)

Litterarische Notizen.

— Eine recht hübsch ausgestattete und auch im Ganzen mit Fleiß und Einsicht ausgewählte Anthologie hat Gustav Naumann unter dem Titel: „Rom im Liede“ im Verlage von C. G. Naumann in Leipzig erscheinen lassen. Einzelne Kapitel („Strom und Hügel“, „Zwischen Trümmern“, „Der Borgo“, „Römisch Leben und Lieben“, „Brunnen“, „Gräber“, „Römische Tages- und Festzeiten“, „Kunst“, „Umgebungen Roms“ und endlich „Abschied und Gedenken“) vereinigen, was deutsche Dichter Gutes und Bestes zum Ruhm der „ewigen Stadt“ gesungen haben. Neben Goethe und Hebbel, Waiblinger und Platen, Hamerling und Gregorovius, Heyse und Scheffel, C. F. Meyer und Lingg fehlen auch Jüngere und Jüngste nicht; der Herausgeber hat sichtlich nicht aus anderen Anthologien, sondern aus den Quellen geschöpft, sowie neben kürzlich erschienenen Sammlungen auch Zeitschriften, so namentlich unsere „Deutsche Dichtung“ daraufhin durchgesehen, was sich ihm durch manchen hübschen Fund gelohnt hat. Natürlich wird jeder kundigere Leser Gedichte finden, die ihm der Aufnahme nicht völlig wert scheinen, und andere nennen können, die ihm der Aufnahme würdig erschienen wären; daß dies eben jeder gebildete Mensch kann, macht das Kritisieren von Anthologien zu einer leichten Arbeit; man kann da nach Herzenslust das Tadeln und Besserwissen üben. Aber unser Ehrgeiz geht nicht nach diesen Zielen und so wollen wir nur eine Hauptsache hervorheben, die bei einer neuen Auflage zu berücksichtigen sein würde. Neben den Deutschen, die an Zahl der Namen und nun gar der Lieder weitaus überwiegen, hat der Herausgeber ganze drei italienische Dichter in Uebersetzungen vorgeführt: Belli, Carducci, Zappi; das ist jedenfalls nicht das richtige Ausmaß, sondern, je nach dem Standpunkt, zu wenig oder zu viel; zu viel, wenn die Sammlung ihren nationalen Charakter, die Abspiegelung des Einflusses, den Rom auf deutsche Dichter geübt, behalten, zu wenig, wenn sie eine Anthologie des Besten sein soll, was Poeten überhaupt über Rom und die Römer gesungen; dann dürfen aber auch Franzosen und Engländer nicht fehlen. Noch viel nachdrücklicher aber sprechen wir den Wunsch und Rat aus, den Anhang: „Das Rom der Alten“ wegzulassen, eine Art Zwischending zwischen einer Anthologie aus den römischen Dichtern und einem Bädeker des antiken Rom. Dies Ding hat jedenfalls in dem hübschen Buche, das wir gern empfehlen, nichts zu suchen. K. B.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von E. Lojus & Co. in Berlin.

Digitized by Google

Die Sägmüllerin.

Novelle von **Maria Solina.**

Der Gymnasial-Lehrer Adalbert Seiber stieg langsam die Dorfstraße hinan. Die steile Anhöhe vom See herauf bis zur Kirche kostete den des Bergsteigens entwöhnten, schwächlich aussehenden Vierziger einige Anstrengung: er blieb öfters stehen und rang nach Atem. Eigentlich krank war er nicht gewesen, nur ermüdet und überreizt, sodaß er die Ferien diesmal mit noch größerer Ungeduld erwartet hatte als sonst. Mit einem erleichterten Aufseufzen hatte er am letzten Tage Bücher und Hefte zugeklappt und war ins Blaue hineingefahren, mit dem Vorsatz, sich an dem erstbesten Orte, wo es ihn anheimelte, zum Bleiben niederzulassen. So war er in dieses Dörfchen gekommen, an einen der lieblichsten Alpenseen.

Fernab vom großen Reiseverkehr gelegen, war Mittwald eine noch unentdeckte Perle, von hohen Waldbergen wie von einer Muschel eingeschlossen. Grün in allen Abstufungen soweit das Auge reichte: helles Saatgrün und saftiges Wiesengrün; das reizvoll wechselnde Spiel zwischen Licht und Schatten der Laubwälder, und im Hintergrunde gleichmäßig schwarzgrün wie eine Riesenwand tiefdunkle Föhrenmassen. Im Thalbecken aber der bläulichgrün schimmernde See.

Die Mittwalder hatten für ihre Kirche einen schönen Punkt gewählt, von dem aus man das liebliche Panorama ungehindert überschauen konnte, und über die Toten, die nach alter Sitte dicht um das Gotteshaus geschart ihren letzten Schlaf schliefen, wölbte die Natur das herrlichste Mausoleum.

Seiber trat durch die offenstehende Pforte der Kirchhofsmauer und steuerte auf ein Bänkchen zu, das er schon von weitem einladend durch die Büsche hatte blinken sehen. Er ließ sich darauf nieder und blickte aufatmend zuerst hinab in die Tiefe, wo noch die Morgennebel über das Wasser ihre weißlichen Schleier breiteten, — dann um sich. Es war ein gar ärmlicher Gottesacker. Hohes Gras wucherte zwischen den Gräbern; schief und morsch starrten die halbversunkenen Holzkreuze nach rechts und links. Hier und dort lag oder hing wohl ein rührendes Zeichen erinnernder Liebe: ein paar frisch gepflückte Feldblumen, ein schlichter Kranz. Das war aber auch Alles.

Umsomehr mußte der Anblick einer Grabstätte überraschen, die sich wie ein blühender Garten von der nächsten Umgebung abhob. Von zierlichem Eisengitter zu einem einzigen verbunden, waren es eigentlich zwei Gräber, die durch einen schmalen Kiesweg getrennt waren, der die beiden Hügel auch rechts und links wie an der Vorderseite umschloß. Zu Häupten der beiden Ruhestättten stand je ein betender Engel aus Sandstein: kunstlose Dutzendware, aber auf dem kleinen Gebirgsfriedhofe wirkten sie gleich kostbaren Monumenten. Blühende Topfgewächse verhüllten die Sockel der Figuren, zwischen denen zwei Cypressen standen: die Bäumchen waren noch so klein, daß die Engel sie überragten. Die Grabhügel selbst waren von taufrischem Moos dicht bedeckt; auf dem einen lag ein Vergißmeinnichtkranz. Der andere Kranz fehlte und zwischen dem Moos blickte hier und dort die dunkle Erde hervor. Einzelne welke Moosstücke mochten erst vor Kurzem entfernt worden sein; Seiber gewahrte sie mit dem zweiten Kranze außerhalb der Einfriedung auf dem Boden liegen. An dem Gitter lehnte ein Rechen und aus einem nebenanstehenden Korbe quollen frische Blüten: Orakel- und Dotterblumen und zarte lila Glocken.

Da knarrte die Kirchhofthüre. Seiber wendete sich um und erblickte eine Frau in mittleren Jahren, die eine Gießkanne in der Hand trug. An die Falten ihres Rockes klammerte sich ein Kind — ein häßliches Zwerggeschöpf mit un-

Digitized by Google

förmlich großem Kopfe, kurzen, schiefen Beinen und unverhältnismäßig langen Armen. Als die Frau den fremden Herrn auf der Bank gewahrte, hielt sie betroffen den Schritt an; im nächsten Augenblicke aber trat sie grüßend an ihm vorüber zu den Gräbern.

Durch das Gitterpförtchen tretend, kauerte sie gleich darauf zwischen den Hügeln nieder; den Korb hatte sie heraugeschoben und entnahm ihm nun frische Moosstücke, mit welchen sie die fehlenden ersetzte. Dann erhob sie sich, um den Kranz von dem zweiten Grabe zu entfernen.

„Der ist ja noch ganz schön," bemerkte Seiber, der ihr Thun bisher stumm beobachtet hatte.

Sie hielt den Kranz prüfend vor sich hin und schüttelte den Kopf.

„Am Abend ist er welk," sagte sie. „Und das leid' ich nit . . . Hier muß Alles frisch und nett sein."

Bei diesen Worten blickte sie an sich selbst herab mit einem beinahe herausfordernd bitteren Lächeln, dann auf das Kind, das noch immer ihre Rockfalten umklammert hielt, und ihr überallhin folgte wie ein Hündchen. Seiber fiel es erst jetzt auf, daß der Anzug der Frau zu der feineren Bildung ihrer Gesichtszüge und der dialektfreieren Sprache, durch die sie sich von den übrigen Mitwaldern, die er bisher kennen gelernt, auffallend unterschied, in merkwürdigem Gegensatze stand. Die halb städtische, halb bäuerische Tracht verriet nachlässiges Sichgehenlassen und was das Kind auf dem Leibe trug, war nicht viel besser als Lumpen.

Die Frau fing Seibers Blick auf, der auf dem Knaben ruhte, und in ihr schmales Gesicht stieg eine schwache Röte.

„Der schaut aus, nit wahr?" — meinte sie verlegen. „Aber wenn ich ihm auch das Beste anlegen wollt', er machts doch gleich schmutzig."

Sie bückte sich zu der kleinen Mißgestalt hinab und fuhr ohne Zärtlichkeit, mit einer Art von gleichgiltiger Güte über die faltigen Wangen des Cretins, der mit stumpfem Lachen zu ihr emporgrinste. Dann wandte sie sich wieder den Gräbern zu und fuhr fort, die Moosstücke zu wechseln.

Seiber ließ sie still gewähren. Sein Blick hing an dem schwarzen Täfelchen, das zwischen den Cypressen an einem niederen Pflock angebracht war.

Hier ruhen meine Kinder:
Rudolf Atzwanger,
geb. 12. August 1880, gestorben 3. Oktober 1880
und
Minna Atzwanger,
geb. 9. März 1882, gestorben 5. Oktober 1880.

„So rasch nacheinander . . . Arme Frau!" sagte Seiber teilnehmend. Er war aufgestanden und trat über den Kiesweg zur Rechten bis an den einen Sandsteineugel heran, an den gelehnt er ihrer Arbeit zusah.

Sie ließ seinen mitleidigen Ausruf unbeachtet und erst auf seine Frage: „Da kommen Sie wohl oft her, Frau Atzwanger?" hob sie den Kopf und ließ die Arme sinken.

„Alle Tage . . . alle Tage," sagte sie eintönig, den Blick gerade vor sich hingekehrt.

Es lag etwas in dieser leisen Klage, das Seiber tief ergriff. Er hatte ein undeutliches Gefühl, als habe dieses Weib die ganzen, langen Jahre buchstäblich nichts gethan, als um die Verlorenen getrauert. Ohne daß er seinen Gedanken aussprach, schien die unglückliche Mutter ihn zu erraten.

„Ja, ja . . . sechs Jahr' ist's bald her," meinte sie nachdenklich, die Augen auf das Täfelchen geheftet. „Ich denk's noch wie heut! . . . Am 1. Oktober war's, gar ein schöner Sonntag. Zu Mittag haben's schon nichts essen wollen vor lauter Freud'. „Nur recht glatt, Mutterle," hat die Minnerl gebeten, wie ich ihr noch vor dem Fortgehen die Zöpfe geflochten hab' mit einem neuen blauen Bandl drein, und der Rudile hat die Händ' in die Hosentaschen g'steckt, und ist im Zimmer auf- und abstolziert wie ein Großer . . . Ach, hätt' ich sie lieber nit gehen lassen, hätt' ich sie lieber zu Haus behalten!" — wehklagte sie plötzlich und die hellen Thränen liefen ihr über die Wangen.

Doch sie weinte nicht lange; die nassen Augen trocknend, fuhr sie bald in ihrer Thätigkeit fort. Es war, als habe sie inzwischen ganz vergessen, daß sie eben noch zu dem Fremden gesprochen, so versunken war sie in ihre Arbeit. Erst, als Seiber zögernd fragte, was den Kindern an jenem Tage zugestoßen sei, schien es ihr wieder zum Bewußtsein zu kommen, daß sie nicht allein war.

„Ja so . . . er weiß gar nit," murmelte sie vor sich hin. Das klang so erstaunt, als sei es unfaßbar, daß ein Mensch davon nichts wisse.

Aber sie gab auch jetzt noch die Aufklärung nicht, die Seiber zu hören gehofft hatte.

Digitized by Google

„Sie müssen nit denken, daß es so arme Kinder waren wie der Seppl da," sagte sie statt dessen und sah dem Professor zum ersten Male voll in die Augen. Die ihren waren auffallend groß und sahen aus der dunklen Wimperumrandung wie durch Thränen verblaßt, still hervor. Trotzdem hatte Seiber die Empfindung, als ob diese gleichsam erloschenen Augen geradeaus den Weg zu seiner Seele suchten, und das Bewußtsein seiner Vertrauen erweckenden Persönlichkeit war ihm in diesem Augenblicke um ihretwillen, wie auch um seiner selbst willen lieb.

„Nein, die waren gesund und brav und schön," fuhr die Frau nach einer kurzen Pause, um wieder gerade vor sich ins Leere starrend, fort. „Alle zwei haben dem Franz gleichg'schaut — meinem Mann, mein' ich . . ."

Sie verstummte und langte in den Korb um das letzte Moosstück. Doch als ihr bei dem mechanischen Zugreifen nur ein paar Grashalme in die Hand gerieten, zerrte und zupfte sie eine Weile in Gedanken versunken daran herum.

„Kennen Sie meinen Mann?" fragte sie dann plötzlich, und sah abermals flüchtig zu Seiber empor. „Den Sägmüller gleich dort oben?"

Der Professor schüttelte den Kopf. Er war erst wenige Tage in Mittwald, und hatte zuerst in seinem Ruhebedürfnis die meiste Zeit unten am Seeufer verträumt. Aber er sollte erfahren, daß seine Anwesenheit im Dorfe allgemeiner bekannt war, als er gedacht: Sommergäste waren eben hier noch selten.

„Sie sind doch der Herr, der beim Löwen wohnt, nit?" fragte die Frau weiter, und als Seiber bejahte, fügte sie hinzu: „Dann kennen's ihn g'wiß . . Er ist ja fast den ganzen Tag unten . . . Den Krainer-Franzl nennen ihn hier die Leut', weil sein Vater aus dem Krainischen eing'wandert ist. Den haben's gewiß schon nennen g'hört."

Seiber stutzte. Gleich am ersten Tage war ihm in der Wirtsstube ein Mann aufgefallen, der den ganzen Nachmittag zechend auf einem Flecke saß und erst spät Abends, als die letzten Gäste längst den Heimweg angetreten hatten, mit Anwendung von ziemlich unsanfter Gewalt von Hausknecht und Kellnerin zur Thüre hinausbefördert wurde. Der widerliche, von rohen Schimpfwörtern begleitete Auftritt, den Seiber vom Fenster aus beobachtet hatte, als er eben den Ausblick auf den mondbeschienenen See genießen wollte, hätte ihm nahezu die erste Nacht beim Löwen verleidet; in der Folge achtete er nicht mehr darauf, denn ähnliche Scenen wiederholten sich fast alle Tage, und der Held war immer derselbe unförmlich dicke Mann mit dem fahlen, aufgedunsenen Gesicht und den verglasten blauen Augen. So sah der zum Halbtier herabgesunkene Krainer-Franzl aus, als den man ihn auf Seibers Befragen diesem bezeichnete. Und das war also der Ehemann dieser ländlichen Niobe . . .

„Ja, nit wahr, das sieht man dem Franz jetzt nimmer an, daß er der fescheste Bursch war zehn Stunden im Umkreis?" sagte die Frau. Sie hatte Seibers Antwort auf die Frage, ob er den Krainer-Franzl kenne, nicht erst abgewartet; das starre Staunen, das sie in seinen Augen las, war ihr genug.

„Sie sind nicht aus dem Ort?" fragte der Professor ausweichend. Es drängte ihn, Näheres aus ihrer Vergangenheit zu hören.

„Wohl, ich bin eine Mittwalderin," sagte sie. „Mein Vater war hier Bezirksschreiber, k. k. Beamter."

Das Letztere sagte sie mit einem gewissen Stolz.

Für den Professor lag darin die Erklärung ihrer gewählteren Sprache und der aus jeder Geberde, jeder Körperwendung erkennbaren feineren Bildung ihres Wesens.

„Ich hätte auch in meinem Stande heiraten können," fuhr das Weib nach einer kurzen Pause ruhig erzählend fort. „Einen Schreiber aus Hersbach und den Schullehrer von Muckendorf. Aber da hat mir halt schon der Franz in die Augen gestochen . . . Und wie er ang'fangen hat, mir Schönheiten zu sagen, war ich die glücklichste Person von der ganzen Welt. So dumm ist man halt . . Na, und so haben wir g'heiratet."

„Damals hat er noch nicht . . . ?" Seiber ersetzte das Schlußwort, indem er die Hand in bezeichnender Weise zum Munde führte.

„Hin und wieder wohl," erwiderte sie. „Mir wars gleich nit recht, aber erst wie wir beisammen waren und er immer öfter so zu Haus kommen ist, so gar nit mehr wie ein Mensch, Herr, da ist mir die Sach' gar so zuwider worden. Ich hab's mit der Güte probiert und mit dem Bösesein, mit dem Weinen und mit der Geduld, aber 's war Alles umsonst. Ist immer um ärger worden. Aber wissen's Herr, ich hab' mir halt immer gedacht: „Schau, du hast von dem Schullehrer in Muckendorf nichts wissen wollen,

Digitized by Google

der so ein stiller, braver Mensch war, und hast dir den Franz eingebildet vor lauter Lieb', jetzt mußt auch mit dem Franz aushalten, ist's nun so oder so, und mußt ihm ein braves Weib bleiben, wenn er Dir's auch noch so schwer macht . . . Für mich wars überhaupt nicht leicht, Herr: ich war die Bauernarbeit nicht gewöhnt, und damals waren noch vier Kühe im Stall und der ganze Grund" — sie beschrieb, die Bergsehne hinanweisend, einen weiten Bogen mit dem Arm — „der ganze Grund, der jetzt Alles dem Postmeister gehört, war auch beim Haus. Dazu die Kinder . . . da hab' ich hübsch springen müssen, daß ich Alles miteinander bring'!"

Sie hatte, während sie sprach, einen Strauß gebunden und hielt ihn nun auf Armeslänge vor das Gesicht, wobei sie mit der Rechten einigen Blumen durch Lockern des Bundes bessere Wirkung zu geben suchte. Doch nur Augen und Hände weilten bei dem Geschäfte: Die Gedanken schienen weit davon entfernt, denn das Antlitz der Straußbinderin verfinsterte sich dabei zusehends und die übereinandergepreßten Lippen verliehen dem Gesichte einen herben Zug, der ihm bei aller Trauer sonst fremd war. In diesem Augenblicke schlug sie zum zweiten Male voll die Augen zu dem vor ihr stehenden Manne empor und Seiber hatte wieder die Empfindung, als ob dieser Blick ihm Herz und Nieren prüfe.

„Daß er mir das mit den Kindern angethan hat, kann ich dem Franz nie verzeihn," sagte die Frau nach einer Weile, langsam den Kopf schüttelnd. „Ich weiß schon, Herr, man sagt manchmal so: nie — und hernach wird man doch wieder gut. Ach ja! . . . Und es dauert auch gar lang, bis man mit einem Menschen, den man recht lieb gehabt hat, ganz auseinanderkommt. Seit dem Tag aber" — sie stockte und fuhr kaum hörbar, wie eine mühsam Beichtende fort — „seit dem Tag, ich kann machen, was ich will . . . ich mag ihn völlig nimmer leiden, meinen Mann mein' ich . . . und schämen thu' ich mich oft, wenn ich denk': So was hast lieb gehabt." . .

„ . . . Ja richtig . . Sie wissen noch nit einmal, wie's war" — unterbrach sie sich mit einem fragenden Blick, und als sie in des Professors Zügen gespanntes Interesse las, fügte sie mit einem kurzen, mißtönenden Auflachen hinzu: „Na, umgebracht hat er sie g'rad nit, der Franz . . aber so gut als . . . Nit wahr, Herr?" — fuhr sie lauter als bisher in grollendem Tone fort — „wenn ein Mensch vierunddreißig Jahr' alt ist, und stark wie ein Bär, und solche Kinder hat wie die Zwei waren, dann sollt' man doch meinen, daß er seine Gedanken einmal beisammen halten könnt', und nit wie das liebe Vieh Alles vergessen außer dem Trunk, der g'rad vor ihm steht? Nit wahr, Herr? Auf das hab' ich g'hofft, und hab' ihm ruhig die Kinder lassen, wie er an dem Tag zu einem seinigen Freund gegangen ist nach Ober-Mittwald . . . Ich hab's gern gesehn, wenn er mit den Kindern war, ich hab' immer g'meint, als ob er davon auf eine Zeit braver werden thät'. Sie sind auch recht an ihm g'hangen, und ich hab' immer d'rauf geachtet, daß sie ihn nit zu sehen kriegen, wenn er . . . Schlimm war er ja überhaupt nit, mein Gott" — sagte sie nach einer Pause milder — „nur so viel, so viel leicht!"

Die Erzählende seufzte tief auf und fuhr mit der Hand von den Augen abwärts über das Gesicht.

„An dem Sonntag war's recht frisch, aber die Sonn' hat g'scheint, und der Franz hat mir heilig versprochen, daß er die Kinder zeitlich zurückbringt . . . Denn wissen's, Herr, im Herbst weht bei uns die ganze Nacht ein eisig kalter Wind vom hohen Gmidling her, viel ärger wie im Winter, das Keins hinausgeht, wenn's nit muß . . . Also wie's finster wird, wart' ich und wart' . . . lauf alle Augenblick' vor die Thür, und wie's gar so lang dauert hat, wär' ich am liebsten auf und davon, den Berg hinauf. Aber ich hab gerad' den Seppl da an der Brust g'habt, und war sonst kein Mensch im Haus. So bin ich halt nur bis zum Kreuzweg, und wart' und wart' . . Kalt war mir bis in die Seel' hinein, Herr, und daß ich dem Franz was Warmes für die Kinder eing'steckt hab', war noch mein einziger Trost."

Bisher hatte sie ziemlich ruhig erzählt; bei den letzten Worten zitterten Thränen in ihrer Stimme und sie drückte die Hand vor den Mund. Doch sie faßte sich bald wieder und fuhr in eintöniger werdendem Tone fort:

„Endlich . . . Mitternacht war lang vorbei, Herr, . . . sind sie gekommen. Schon von Weitem hab' ich an seiner heiseren Stimm' erraten, wie's mit ihm wieder ausschaut, aber ich war nur froh, daß ich die Kinder wieder hab', und wie ich das Mimerl weinen hör', stürz' ich nach vorn, und nimm's auf meine Arme, alle

Digitized by Google

Zwei . . . „Mutterle! Mutterle!“ — hat das Minnerl nur immerfort geschluchzt: vor Schlaf hat's förmlich getaumelt und vor Kälte mit den Zähnen geschnappert . . Ich greif', ob's das Tüchl umhat . . . nein, richtig nit . . und wie ich ihn drum anred', wird er nur grob. Da weiß einer ja nit, was er red't, Herr“ — schaltete sie halb entschuldigend ein. „Ja, und nachher, wie ich in den Flur tritt, wo das Lamperl gebrannt hat, und zuerst den Buben und dann das Minnerl herunterlaß' . . da giebt's mir plötzlich einen Stich mitten durch's Herz . . . denn wissen's, Herr, der Rudile war betrunken. G'lacht hat er und getorkelt, und sein Sonntagsg'wandl war ein Fleck. „Der Rudile ist alle Augenblick ung'fallen,“ — hat das Minnerl gesagt. Herr! Wie mir da war, kann ich gar nit sagen . . . Der Rudile! der kleine Bub'! Die ganze Nacht bin ich nur so g'legen und hab' in einemfort gedacht: „Wirst Du auch so Einer!“ und was ich dabei g'spürt hab', war fast wie Haß auf das Kind . . . Mein Gott! mein Gott! der Bub', . . der war schon gar mein Herzblatt . . .“

Sie unterbrach sich wieder, und brachte das Folgende nur mühsam, mit größter Anstrengung hervor.

„In der Früh' waren's schon krank, alle Zwei: dem Rudile war gar so übel, und mit die Augen hat er über's Kreuz g'schaut, und die Minnerl war ganz heiß und hat nit schlucken können. „Gehirnerschütterung durch einen Fall“ — hat der Doktor vom Rudi g'sagt, und „Hüntige Bräun'“ von der Minnerl . . . Er ist zwei Tag so dahin g'legen, sie vier . . . dann war's vorbei . . .“

Bis zu diesem Punkte hatte das Weib des Sägemüllers ganz leise gesprochen und sich kaum geregt; nun warf sie sich plötzlich zwischen den Gräbern nieder und schlug in leidenschaftlicher Empörung mit den Händen auf den weißen Kies.

„Darf so was sein, Herr? Daß so was sein darf! Ich kann's nit verstehn . . . Nein, so was sollt' doch nit sein!“

Ergriffen hörte Seiber diesen Ausbruch von wildem Schmerz. Er suchte im Geiste nach einem Trost und fand keinen. Um doch etwas zu sagen, bediente er sich des Gemeinplatzes, der in solchen Fällen immer herhalten muß, daß der Herr über Tod und Leben wohl gewußt habe, was für die Kleinen am besten sei. Wer weiß, welch trauriges Dasein ihnen bevorstand! Wer weiß, wie viel Kummer sie, die Mutter, noch durch sie erfahren hätte?

Doch da wäre die stille Frau bald böse geworden und Seiber hatte alle Ursache, seine unvorsichtigen Worte zu bereuen. — Gut und brav und glücklich wären sie geworden, und wer etwas anderes sagte, der wollte ihr in ihrem Elend nur noch mehr wehe thun. Der Rudi hätte studiert — er war immer der Erste in der Klaße — und wäre ein Herr geworden: ein Lehrer oder vielleicht gar ein Doktor, und der Minnerl hätte sie einen Mann ausgesucht, bei dem sie's gut gehabt hätte. Das ließ sie sich nicht nehmen.

Der Groll gegen den Fremden hielt aber nicht lange Stand. Nachdem sie schweigend ihren letzten Strauß gebunden, sagte die Sägemüllerin sanft, fast demütig:

„Sie dürfen's mir nit nachtragen, Herr, daß ich so gach aufgefahren bin . . Ich weiß oft nit, was ich sag' . . Sie haben's nur gut g'meint, das versteh' ich wohl . . . Mein Gott! Was könnt' da auch Einer sagen . . Da giebt's halt nichts.“

Inzwischen war der Schmuck der Gräber vollendet, und die Frau ließ aus der Gießkanne einen feinen Regenschauer über ihr Werk hinsprühen. Sie konnte zufrieden sein: die gelben, weißen und lila Blüten waren in acht zierliche Sträuße verteilt, welche, in das Moos eingebettet, die Ecken der Grabhügel wirkungsvoll schmückten.

Ein anerkennendes Wort Seibers entlockte der Sägemüllerin ein erfreutes Lächeln.

„Ein bissel eine Abwechslung,“ sagte sie geschmeichelt. „Die halten nur nit,“ fügte sie hinzu, auf die Glocken weisend, „morgen in der Früh' lassen die schon die Köpfe hängen.“

Bei diesen Worten nahm sie Korb und Rechen an sich und schickte sich an, den Heimweg anzutreten. Zum Abschiede streckte sie Seiber die Hand hin mit einer freien Bewegung von natürlicher Anmut.

„Dank' Ihnen, Herr,“ sagte sie einfach. „Mir ist völlig leicht heut', weil ich einmal mit einem Menschen hab' darüber reden können. Die Leut' hier sind ja so weit nit bös, aber sie verstehen einen halt nit recht . . . Da bleib' ich lieber für mich und simulier' halt, und simulier' . . . Und das thut kein Gut . . . nein, ich spür's, das taugt mir gar nit recht . . . Oft mein' ich, ich muß freians ersticken.“

Seiber hielt die Hand, die sie ihm gereicht

Digitized by Google

hatte, seit, und strich väterlich tröstend darüber hin. Seine guten Augen ruhten mitleidig auf ihrem blassen, traurigen Gesicht.

Die Sonne war inzwischen höher und höher gestiegen und über die vorhin noch schattige Bank huschten Lichtpünktchen. Die Luft war warm geworden und lag silbrig flimmernd über dem Friedhofsgras. Aus der Kirche drangen, durch die massiven Mauern gedämpft, erst leise, dann immer mächtiger anschwellend, Orgeltöne und die Klänge des Segenlieds. Sonst war es ringsum friedlich still — über ganz Mittwald lag Festtagsruhe.

Es war der erste Sonntag, den der Professor auf dem Lande verlebte und die fromme Feierstimmung wirkte auf sein Gemüt. Unvermittelt aus diesem heraus sagte er warm, noch immer die Hand der Frau fest in der seinen:

„Arme Mutter, seien Sie getrost; es giebt ja ein Wiedersehen!"

Die Frau entzog ihm ihre Hand und sah ihn betroffen an:

„Glauben Sie daran, Herr?" fragte sie schwankend. „Ich mein' immer, wenn eins da unten liegt" — sie deutete zur Erde hinab — „ist Alles aus."

Es war Seiber schon vorhin aufgefallen, daß die Sägemüllerin kein Kreuz machte, als sie den Gräbern den Rücken wandte und daß sie auch nicht einen Augenblick zu beten schien. Dennoch war seine Überraschung groß: hier in Mittwald, in diesem katholische Gebirgsdorfen, ein Weib aus dem Volke, das an der Unsterblichkeit zweifelte! Wie war die trauernde Mutter bis dahin gelangt? Wie kam sie dazu, den einzigen Rettungsstab zu verschmähen, an den sich Andere in ähnlicher Lage mit beiden Händen klammern? Vielleicht, wenn sie so alleine saß, und sann und sann . . . nein, damit that sie sich allerdings nichts Gutes . . .

Ohne ihre Frage zu beantworten, ergriff Seiber nochmals ihre Hand, drückte diese kräftig und sagte herzlich:

„Wenn es Ihnen recht ist, Frau Atzwanger, so will ich öfter hierherkommen und mit Ihnen plaudern . . . Ich sehe, Sie sind zu viel allein."

Sie dankte ihm diesmal nicht mit Worten, nur mit den Augen, in welchen ein schwacher Freudenschein aufglomm.

„Wenn ich von da weggeh', wär's mir so am liebsten, daß auch schon der ganze Tag vorbei wär" — sagte sie, mit dem Blick noch auf den Gräbern verweilend. „Aber Arbeit giebt's halt doch allemal zu Haus: die Kuh plärrt wie nit gescheidt . . . Der da" — sie wies mit der Hand auf Seppl — „will auch was essen und der Andere . . . um's Essen steht der g'rad nit so, aber bald möcht' er das, bald das . . ."

Sie brach mit einem Seufzer ab, der wie ein ungeduldiges Ächzen klang, und dem Professor nochmals kurz zunickend, entfernte sie sich mit schleppendem Gang. (Schluß folgt.)

Das Mägdlein am Brunnen.

Am Brunnen steht im dunkelnden Gefild
Das braune Mägdelein —
Und beugt sich spähend über,
Sieht in der Flut des Mondes zitternd Bild.

Sie träumt, wie schön es wär', verlobt zu sein,
Und sieht dem Bräut'gam lächelnd sich genüber.
Von eines Lächelns Licht
Erglänzt auch ihr Gesicht.

Ein holder Wahn — doch rasch ist er entflohn.
Sie seufzt aus Herzensgrunde.
— Wann kommt er, wann? So lange wart' ich schon! —
Ihr Blick schweift in die Runde.

Ein Hündchen bellt. — Nun auf! —
Sie hebt den vollen Eimer von der Erde.
— Erlechzter Schatz, worauf
Hoch wart't Du? Bis ich alt und häßlich werde?

Aus dem Italienischen des **Angelo Orvieto** von **Paul Heyse.**

Digitized by Google

„Liebste, wenn in späten, fernen Tagen . . .“

Liebste, wenn in späten, fernen Tagen
Unsre heißen Herzen nicht mehr schlagen,
Uns're Lippen, die sich heute küssen,
Nach den schönsten Freuden darben müssen,
Wenn versiegelt uns'res Daseins Brunnen,
Mit dem Leben unser Glück zerronnen —
Sieh! dann ruhn in einem Winkel modernd
Diese Blätter wohl, daraus ich lodernd,
Voll von Glut, wie wir einander lieben,
Wie wir beide glücklich sind, geschrieben.

Doch im Staube bleiben sie nicht immer,
Einstmals an des gold'nen Tages Schimmer
Holen diese staub'gen Bücherbände
Aus dem Wuste wieder Menschenhände.
Auf den Lettern, auf den dann verblaßten,
Werden neugiervolle Augen rasten,
Und vielleicht wird eine Jungfrau lesen,
Wie Du lieb und hold und gut gewesen,
Und das Buch wird sie zum Liebsten tragen,
Wird ihm von dem süßen Inhalt sagen. —

Holde Freude schafft vielleicht es beiden —
Und das Mädchen wird Dich, Lieb, beneiden
Wohl um meine Liebe, um die Weisen,
Die Dich, Du mein süßes Leben, preisen;
Und aus mannigfalt'gen kleinen Zügen,
Die das Buch enthält, zusammenfügen
Werden sie Dein Bild, vertraut wird's leise
Ihnen und in der Lebend'gen Kreise;
Einer Heil'gen gleich dann schwebst Du wieder
In dem Glorienscheine meiner Lieder.

Karl August Hückinghaus.

Liebe.

Laß das Wägen, laß das Fragen,
Ob die Liebe uns geweiht,
Mehr des Leids als Glück zu tragen, —
Groß ist ihre Herrlichkeit!

Hätt' der Strahl uns nie getroffen,
Der des Schicksals Bahn erhellt,
Sah'n wir nie den Himmel offen,
Die des Jammers ganze Welt.

Höh'n und Tiefen muß enthegeln
Liebe, die aus Flammen sprang,
Durch ihr erstes Sichbelriegeln
Tönt ihr erster Todesklang.

Paul Friese.

Ahnungslos.

Ahnungslos sind's — Abschiedsworte,
Die ein Mensch zum andern spricht:
Denn ob er am selben Orte
Nochmals redet, weiß er nicht.

Führt uns nur die Nacht, die Eine,
Auseinander —: ob der Tag
Uns auch wieder all' vereine,
Keiner, der das wissen mag!

Oft sind Menschen schon zum Träumen
Froh geschieden — für die Nacht:
Unter fernen, fremden Bäumen
Sind sie morgens aufgewacht.

Karl Ernst Knodt.

Storch, Reiher und Fuchs.

Der Reiher bat: „Gott, sieh' nicht an,
Was mein Gevatter Storch gethan.
Den zwölften Frosch verschlang er eben,
Bekehr' ihn doch von seinem Leben.!“

Ein Fischlein sprang empor im Weiher,
An dem, so betend, stand der Reiher.
Ein Schnabelstoß! ein Flügelschlagen!
Das Fischlein ruht in Reihers Magen.

Und lachend sprach der Fuchs: „Fürwahr!
Das ist ein nettes Vetternpaar.
Gefräßig beide, der eine auch noch fromm —
Ich glaube, daß ich in den gleichen Himmel komm'.“

Hans M. Grüninger.

Digitized by Google

Erinnerungen.

Von

Max Ring.

VI.

1848.

Schwerlich kann unsere heutige Jugend, welche unsere Leiden und Kämpfe nicht mit erlebt hat, sich einen Begriff von der Begeisterung und dem Jubel machen, mit dem wir Alten die Revolution des Jahres 1848 begrüßten. Es war ein Freudenrausch, ein Wonnetaumel, der sich unserer bemächtigte, als sich mit wunderbarer Schnelligkeit die Nachricht von der Pariser Erhebung und von den Schlag auf Schlag folgenden Aufständen in Wien und Berlin verbreitete. Ein Völkerfrühling schien gekommen, ein Ostermorgen der Freiheit, ein Erwachen der Nationen aus ihrem langen Winterschlaf zu einem neuen Dasein. Noch immer muß ich an jene unvergeßliche Stunde zurückdenken, in der ich zuerst die frohe Botschaft vernahm. Ich stand mit meinen gleichgesinnten Freunden unter der wogenden Menschenmenge voll banger Erwartung auf dem Gleiwitzer Bahnhof, um Näheres über die Gerüchte von einem blutigen Straßenkampf in Berlin zu erfahren. Zu höchster Aufregung eilten wir dem von Breslau kommenden Morgenzug entgegen. Endlich wurde das ersehnte Signal gegeben und in wilder Hast stürzte Alles auf den Perron hinaus. Hier bot sich unseren Augen ein überraschendes Schauspiel; von der Lokomotive und von sämtlichen Waggons wehten dreifarbige Fahnen, alle Passagiere und selbst die Schaffner waren mit der deutschen Kokarde geschmückt. „Sieg, Sieg!“ erschallte es von hundert Lippen, aus allen Fenstern der Wagen und „Sieg, Sieg!“ jauchzte die Menge.

Man ließ den Passagieren kaum so viel Zeit, um auszusteigen und in die Restauration zu treten. Hier mußten sie erzählen, und atemlos lauschten wir den Berichten von den Thalen des Volkes in Berlin, wie es so muthig für die Freiheit auf den Barrikaden gestritten, wie es durch seinen Widerstand, seine Aufopferung und Tapferkeit den Absolutismus bezwungen und das herrschende Regierungssystem gestürzt. Diese Mitteilungen, eine Mischung von Wahrheit und Dichtung, wurden mit unbeschreiblichem Enthusiasmus aufgenommen und erhöhten noch die frendige Aufregung. Wir stimmten das bisher verbotene Lied vom deutschen Vaterlande an und zogen dann Arm in Arm nach der Stadt zurück, in der sich die Nachricht wie ein Lauffeuer von Haus zu Haus verbreitete. Bald bestätigten die ausführlicheren Berichte der Zeitungen die noch immer von Einzelnen bezweifelte Kunde. Selbst nach diesen unumstößlichen Beweisen gab es noch Leute, die das Ganze für einen Schwindel hielten. Ein alter würdiger Professor am Gymnasium erklärte auf der Ressource mit vollem Ernst, daß die sogenannte Märzrevolution nichts weiter als eine freche Lüge der liberalen Zeitungsschreiber wäre, und ein soeben vom Typhus genesener Major außer Dienst glaubte, daß sein Barbier verrückt geworden sei, als dieser ihm beim Rasieren den Sieg des Volkes und den Rückzug der Garden aus Berlin erzählte. Doch die Mehrzahl war von der Wahrheit überzeugt und überließ sich der maßlosesten Freude, voll Hoffnung, daß die neue Freiheit aller Not und allen Beschwerden, unter denen sie gelitten, ein Ende machen würde. Die Herzen schlugen leichter, die Augen strahlten heller und die Geister träumten von einer schöneren und besseren Zukunft. Selbst die Natur schien den allgemeinen Jubel zu teilen und sich mit ihren glücklichen Kindern zu freuen. Nie war der Monat März so schön und warm in unserm rauhen nordischen Klima aufgetreten als im Jahre 1848. Die Sonne strahlte warm und klar an dem blauen wolkenlosen Himmel, die Erde schmückte sich mit frischem Grün wie zu einem Fest, die Obstbäume blühten, die Veilchen dufteten und die Vögel sangen um die Wette mit den frohen Menschen. Überall ein Keimen und Drängen, ein Knospen und Blühen, ein Leben und Treiben auf den Feldern, in den Wäldern, in den Herzen und Geistern. Die ganze Welt schien über Nacht verwandelt, das Leben veredelt, alle Schranken und Hindernisse geschwunden, eine goldene Zeit gekommen. Ein Bruderband umschlang die Herzen, Adel und Bürger, Besitzende und Proletarier reichten sich die Hände, der Unterschied der Stände und der Religionen war gefallen und jedes derartige Vorurteil erregte nur Spott und Mitleid. Nur zu schnell schwanden diese ersten

Digitized by Google

schönen Tage der jungen Freiheit mit ihrem entzückenden Rausch, dem ein trauriges Erwachen folgte. Bald entbrannte von Neuem der Kampf der Parteien, der Interessen und Nationalitäten nur noch heftiger und leidenschaftlicher als je zuvor.

Ich selbst wurde von diesen gewaltigen Ereignissen auf das Tiefste erschüttert und fortgerissen. Ungeachtet meiner angeborenen Scheu vor der Öffentlichkeit beteiligte ich mich an mehreren Volksversammlungen, an denen es auch in Gleiwitz nicht fehlte. Ich sprach nicht ohne Beifall im demokratischen Sinne für die Rechte des Volkes, wodurch ich mir die Feindschaft der reaktionären und ultramontanen Partei zuzog. Diese setzte alle ihr zu Gebote stehenden Mittel in Bewegung, um meinen wachsenden Einfluß zu schwächen und meine von befreundeter Seite beabsichtigte Wahl zu verhindern, indem man den religiösen Fanatismus der ungebildeten Menge gegen mich aufzustacheln suchte. Zu diesem Behuf verbreiteten meine Gegner kurz vor den Wahlen zur National-Versammlung ein anonymes Flugblatt: „Nur keine Judenemanzipation!“ Wie man im Mittelalter den Juden die Pest durch Vergiftung der Brunnen zuschrieb, so wurde ihnen jetzt die Hungersnot und der damit verbundene Typhus zur Last gelegt, welche sie durch ihren Geld- und Getreidewucher hervorgerufen haben sollten. Empört über eine solche Schändlichkeit, die ich wohl mit Recht gegen mich gerichtet glaubte, veröffentlichte ich mit meinem Namen eine Entgegnung, die folgendermaßen lautete: „Nur keine Judenemanzipation! — so lautet der Titel eines Aufrufs, der ohne Namen des Verfassers und Druckers hier erschienen ist und schlechte Hände genug zu seiner Verbreitung gefunden hat. Die Niederträchtigkeit hat sich mit der Feigheit verbunden, um, durch Nacht und Dunkelheit gesichert, ein Verbrechen zu begehen. Könnte das gedruckte Blatt für Euch erröten, es würde schamrot werden ob Euerer Feigheit und Gemeinheit. Jeder Buchstabe Eurer Schmähschrift ruft Euch zu: Lügner, Verleumder! und brandmarkt Eure freche Stirn. Aus heimlichem Versteck spritzt Ihr Euer Gift über Unschuldige aus. Euer Machwerk widerlegen, hieße sich versündigen, versündigen an dem Geist, der unsere christlichen Mitbürger beseelt, versündigen an der gebildeten Menschheit, welche den Religionshaß und den Fanatismus vergangener Jahrhunderte verabscheut.“

Die Wut und Rachsucht meiner durch diese Entgegnung getroffenen Feinde überstieg alle Begriffe. Es war auf nichts Geringeres abgesehen, als auf meinen Tod und auf eine allgemeine Judenhetze. Die eigentlichen Rädelsführer, an deren Spitze ein verkommener Landwirt stand, wußten schlau die bevorstehenden Wahlen und die damit verbundene Aufregung zu benutzen und durch Lügen und Verleumdungen, durch Geld und Branntwein den längst schon im Stillen bearbeiteten Pöbel gegen mich und die Gleiwitzer Juden aufzuhetzen. Man versprach der habgierigen Menge reiche Belohnung und stellte ihr die Plünderung der jüdischen Häuser und Geschäfte in Aussicht. Von all diesen Umtrieben hatte ich keine Ahnung, da die besseren Elemente der Stadt ebenso wenig als ich irgendwie Kenntnis von diesen verbrecherischen Plänen hatten. In meiner Arglosigkeit verließ ich eines Tages nach Tisch meine Wohnung, um mich zu einem mir befreundeten Kollegen zu begeben, bei dem ich mit einigen freisinnigen Genossen die Bildung eines Vereins für das Wohl der unteren Volksklassen beraten wollte, wozu ich die erste Anregung gegeben hatte. Während ich so bei meinen Freunden saß und die Statuten unseres Vereins mit ihnen beriet, wurde plötzlich die Tür des Versammlungszimmers aufgerissen. Es war ein mir bekannter Hüttenbeamter. „Um des Himmels willen,“ rief er mir zu, „retten Sie sich. Man sucht Sie in Ihrer Wohnung und will Sie ermorden!“

Die Nachricht klang so unwahrscheinlich, daß ich sie anfänglich nur für einen schlechten Scherz hielt, bis ich durch den Herrn, der einer meiner Patienten war, darüber aufgeklärt wurde, daß es sich ernstlich um mein Leben handelte. Wie er berichtete, war der aufgehetzte, berauschte Pöbel, bewaffnet mit Stöcken und Stricken, nach meiner Wohnung gezogen, mit der Absicht, mich totzuschlagen oder aufzuhängen. Obgleich mir mein guter Kollege sogleich ein Versteck in seinem Hause anbot und sich für meine Sicherheit verbürgte, wollte ich ihn und seine Familie nicht der Gefahr aussetzen. Ebensowenig durfte ich den Sturm abwarten, da bereits ein zweiter Bote die Ankunft meiner Verfolger meldete, denen wahrscheinlich mein jetziger Aufenthalt verraten worden war, so daß meine Lage mit jeder Minute bedenklicher erschien. Während ich noch mit meinen bestürzten Freunden überlegte und wir zu keinem Entschluß kommen konnten, ergriff Direktor Kaiser, einer unserer ausgezeichnetsten Ingenieure, energisch meinen Arm und riß mich mit sich fort. In seiner Begleitung entkam ich auf Umwegen nach dem unter seiner Leitung stehenden Zinkwalzwerk der Herren Kramsta und Söhne, das ungefähr eine Viertelstunde von der Stadt entfernt lag. Auf dieser peinlichen Wanderung glaubten wir aus der Ferne das wilde Geschrei des Pöbels und das Läuten der Sturmglocken deutlich zu hören.

Auf dem Walzwerk, das wir ohne Schwierigkeit erreichten, war ich zwar vorläufig in Sicherheit, aber die Gefahr keineswegs ganz beseitigt. Direktor Kaiser konnte auf seine Arbeiter rechnen und ich mich ihrem Schutz anvertrauen, da ich ihr Arzt und sehr beliebt bei ihnen war. Es waren einige hundert Mann; sie bildeten unter der Anführung ihres Direktors ein besonderes Korps der Bürgerwehr. Ein Wink von ihm hätte genügt, sie gegen den ihnen ohnehin verhaßten Pöbel zu bewaffnen und mich im Notfall zu verteidigen. Ich aber wollte und konnte nicht zu-

Digitized by Google

geben, daß meinetwegen Blut vergossen werden sollte. Unter diesen Umständen hielt ich es für das Beste, Gleiwitz zu verlassen und in der Nähe ein geeignetes Asyl zu suchen, womit auch Kaiser einverstanden war. Sogleich ließ er seinen Wagen anspannen und ich fuhr in Begleitung zweier zuverlässiger Arbeiter zu einem benachbarten Gutsbesitzer, dessen Hausarzt ich war. Merkwürdigerweise hatte dieser unter ganz ähnlichen Verhältnissen vor einigen Jahren dem aus Laurahütte vor der Wut der Ultramontanen flüchtenden Ronge Schutz gewährt und ihn vor den Verfolgungen des Pöbels gerettet. Noch bevor ich dem freisinnigen Manne und bewährten Freunde meine Lage mitteilen konnte, rief er, von einer unwillkürlichen Ahnung ergriffen: „Sie kommen wohl zu mir, wie damals Ronge!“ — Bei einer Flasche Wein besprachen wir uns über die nächsten Schritte und meine Zukunft, während die liebenswürdige Hausfrau das Abendbrot besorgte. Empört über die mir widerfahrene Behandlung war ich fest entschlossen, unter keiner Bedingung wieder nach Gleiwitz zurückzukehren, obgleich ich eine einträgliche Praxis, einen mir zusagenden Wirkungskreis, das Vertrauen meiner Patienten und die Achtung aller gebildeten Einwohner besaß. Ich erblickte in dem Ereignis einen Wink des Schicksals, einen Wendepunkt in meinem Leben, den ich benutzen wollte, um mich aus den lästigen kleinstädtischen Verhältnissen zu befreien. Mein besorgter Freund warnte mich vor einem vorschnellen Entschluß in einem solchen Augenblick, wo es mir an der nötigen Ruhe und Überlegung fehlen mußte. Dagegen riet er mir, einstweilen nach Breslau zu gehen.

Ich folgte diesem Rat. In der Nacht des ersten Mai 1848 fuhr ich im Wagen meines Freundes, der mir zur Vorsicht seinen Diener und Jäger mitgab, ab. Trotz meiner Aufregung und der Angst um meine in Gleiwitz zurückgelassenen Freunde fühlte ich mich keineswegs unglücklich. Die Ruhe der Natur that mir wohl; nach und nach legte sich auch der Sturm in meiner Brust, meine Empörung besänftigte sich und ich konnte, wenn auch nicht ohne Schmerz, doch ohne Groll an meine Verfolger zurückdenken. Um meine Zukunft machte ich mir keine Sorgen, ja ich freute mich, allen mich drückenden Verwickelungen so mit einem Schlage entrückt zu sein und faßte auf der einsamen Fahrt neue Hoffnungen und Pläne. Ohne weitere Abenteuer erreichte ich die nächste Eisenbahnstation und fuhr zunächst nach Oppeln, wo ich einen Tag bei meiner daselbst verheirateten Schwester blieb. Hier erhielt ich auch die ersten Nachrichten über den ferneren Verlauf der Gleiwitzer Ereignisse von meinen zurückgelassenen Verwandten, die zum Glück von der Wut des Pöbels verschont geblieben waren, da in ihrem Hause ein mit ihnen befreundeter höherer Offizier wohnte. Wie sie mir schrieben, hatte die aufgehetzte Menge, nachdem sie mich überall vergebens gesucht, ihren Zorn an den unschuldigen Juden ausgelassen, Fenster zerschlagen, Thüren eingebrochen und einige Läden geplündert. Wie gewöhnlich in jener Zeit hatten die Behörden den Kopf verloren und ratlos den Tumult geduldet, statt ihn energisch zu unterdrücken. Erst als das zu spät aufgebotene und zurückgehaltene Militär einschritt und die frechsten Ruhestörer verhaftete, zerstreute sich der feige Haufe, der nur aus der Hefe der Stadtbevölkerung und zum Teil aus schon bestraften Dieben und Strolchen bestand. Diese und das verführte Landvolk aus den nächsten Dörfern hatten sich sogar mit Karren und Handwagen versehen, um die gehoffte Beute mit sich fortzuschleppen.

Nachdem die Ruhe wieder hergestellt war, leitete das Gleiwitzer Gericht die Untersuchung gegen die Tumultuanten ein. Leider aber gelang es nicht, die eigentlichen Urheber zur Verantwortung zu ziehen, da diese so schlau gewesen waren, nicht offen hervorzutreten und ihre Maßregeln so gut getroffen hatten, daß man ihnen nichts beweisen konnte. Dagegen wurden mehrere untergeordnete Subjekte mit längerem oder kürzerem Gefängnis und Zuchthaus bestraft. Ich selbst wurde wiederholt von verschiedenen Seiten und auch von dem damaligen Bürgermeister der Stadt aufgefordert, nach Gleiwitz zurückzukehren, aber ich konnte mich trotz aller Zusicherungen nicht entschließen, die mir dort verleidete Praxis wieder aufzunehmen. Erst nach längerer Zeit besuchte ich den Schauplatz meiner früheren ärztlichen Thätigkeit, um meine Verwandten zu sehen. Bei dieser Gelegenheit sprach mich ein verkommener Strolch auf der Straße um ein Almosen an. Ich erkannte in ihm sogleich einen entlassenen Hausknecht, den ich, während er am Typhus darniederlag, behandelt und, da er sehr arm und hilflos war, mehrere Wochen auf meine Kosten ernährt und mit den nötigen Arzneimitteln versehen hatte. Zum Dank hatte dieser Mensch, wie ich später erfuhr, sich an dem Tumult beteiligt, wofür er auch die gebührende Strafe erhalten. Als ich ihm jetzt sein unverantwortliches Betragen gegen mich vorhielt, versetzte der Strolch mit der Miene der gekränkten Unschuld: „Was reden Sie, Herr Doktor! Ich habe ja für Sie acht Monate im Zuchthaus gesessen.“

In Breslau, wo ich mich nun als praktischer Arzt niederließ, herrschte infolge der Märzrevolution eine aller Beschreibung spottende Aufregung und Verwirrung. Das politische Leben und die damit verbundenen Parteikämpfe verdrängten alle anderen Interessen. Die Mehrzahl der Einwohner war demokratisch gesinnt und der damalige Oberpräsident der Provinz, Pinder, früher Ober-Bürgermeister von Breslau, ein entschiedener, ehrlicher Liberaler. Die sogenannte konstitutionelle Partei, die meist aus verschämten Reaktionären bestand, bildete die Minorität und war vorläufig noch ohne jede Bedeutung. An der Spitze der Bewegung standen die beiden Abgeordneten zur Nationalversammlung, die bekannten städtischen Gym-

Digitized by Google

nasiallehrer, Dr. Stein und Elsner, welche schon vor der Märzrevolution eine große Popularität genossen. Den größten Einfluß auf das Volk übte der demokratische Verein, der auch die meisten Mitglieder zählte und die extremste Richtung verfolgte. Der Vorsitzende desselben war mein alter Freund Albert Brennersdorf, von dem ich bereits erzählt habe.

Eine nicht minder einflußreiche Persönlichkeit war der Oberst der Breslauer Bürgerwehr, der praktische Arzt Dr. Engelmann. Er hatte diese bedeutende Stellung weniger seiner militärischen Einsicht und kriegerischen Fähigkeiten, als seinem stattlichen Aussehen, dem langen, rötlich blonden Bart, seiner Stentorstimme und pathetischen Beredsamkeit zu verdanken, mit der er der großen Menge imponierte. Besonders schwärmten alle Frauen für den schönen Mann, der in der That mit seinem langen Schleppsäbel und der roten goldgestickten Schärpe einem prächtigen Theaterhelden glich. Äußerst gutmütig, durch und durch ehrlich, begeistert für die Freiheit, aber eitel, schwach und beschränkt, war der gute Engelmann seiner schweren Aufgabe nicht gewachsen, sodaß er wesentlich zu der allgemeinen Verwirrung beitrug und manchen verhängnisvollen Fehler beging. Durch sein Verhalten während des Breslauer Mai-Aufstandes sah sich Engelmann genötigt, die Flucht zu ergreifen, um sich der ihm drohenden Strafe zu entziehen. Er entkam glücklich nach Brüssel, wo er mit der Zeit eine einträgliche Praxis sich erwarb, da es ihm keineswegs an ärztlichen Kenntnissen mangelte. Später wurde er Badearzt in Ostende und als solcher besonders von seinen deutschen Landsleuten, bei denen sich der joviale Doktor einer großen Beliebtheit erfreute, gern konsultiert. Weniger glücklich als Engelmann war sein Kollege Dr. Borchardt, ein ebenso liebenswürdiger als geistvoller Arzt. Als Hausfreund und Hausarzt des liberalen Oberpräsidenten Pinder übte er, wie allgemein geglaubt wurde, einen großen Einfluß auf den höchsten Beamten der Provinz aus, weshalb er auch ganz besonders der Reaktion verhaßt war. Wegen einer unbesonnenen Rede denunziert und angeklagt, wurde Borchardt zu einer längeren Festungsstrafe verurteilt und ihm zugleich die Befugnis zur Praxis entzogen. Nachdem er seine Strafe verbüßt, wanderte er nach England aus, wo er in Manchester als gesuchter, vielbeschäftigter Arzt eine hohe Achtung genoß.

Unter den zahlreichen Gästen des demokratischen Vereins, den ich sogleich nach meiner Ankunft besuchte, fiel mir besonders der viel genannte russische Agitator Michael Bakunin, einer der Vorläufer des modernen Nihilismus, ebensosehr durch seine herkulische Gestalt, wie durch seine revolutionäre Beredsamkeit auf. Er war nach dem mißglückten Slaven-Kongreß und dem darauf folgenden, von dem Fürsten Windischgrätz unterdrückten czechischen Aufstand in Prag nach Breslau geflüchtet, wo er durch seine kühne Sprache und extreme Richtung großes Aufsehen erregte. Wie einst Danton, an den der riesige Bakunin in seinem Wesen und seinem Cynismus mich unwillkürlich erinnerte, war auch er entschlossen, seine Pläne mit blutiger Hand durchzusetzen und selbst die Köpfe seiner besten Freunde nicht zu schonen, wenn sie ihm im Wege ständen. So sagte er eines Tages im vollen Ernst zu dem damals gleichfalls in Breslau verweilenden und mit ihm wegen seiner radikalen Anschauungen streitenden Berthold Auerbach mit der ihm eigenen sankt einschmeichelnden Stimme und halb ennischem, halb freundlichem Lächeln in meiner Gegenwart: „Wenn wir siegen, lieber Auerbach, so lasse ich Sie, so leid es mir auch thun würde, ohne Barmherzigkeit hängen," worauf ihm der kleine untersetzte Auerbach gemütlich erwiderte: „Wenn Sie nicht vorher in ein Irrenhaus eingesperrt werden."

Weniger als die demokratische, zeichnete sich die konstitutionelle und konservative Partei durch Talente aus. Eines ihrer begabtesten Mitglieder war der Kandidat der Philologie Ludwig Hahn, der Sohn eines jüdischen Lehrers in Breslau. Nachdem er zum Christentum übergetreten und seine Universitätsstudien beendet hatte, ging Hahn, mit guten Empfehlungen versehen, nach Paris, wo er mehrere Jahre als Hauslehrer bei dem bekannten Präfekten und Senator, dem elsässischen Baron von Human, welcher unter Louis Philipp eine bedeutende Rolle spielte, in angenehmen Verhältnissen lebte. Durch seine Stellung in dieser angesehenen Familie wurde Hahn auch mit dem Minister Guizot bekannt, dessen Schrift über die Demokratie er später ins Deutsche übersetzte. Nach seiner Rückkehr aus Paris war er Mitarbeiter der schon damals konservativen „Schlesischen Zeitung", für welche er in diesem Sinne treffliche Leitartikel schrieb. Durch diese und ähnliche Dienste, welche er seiner Partei leistete, zog Hahn die Aufmerksamkeit der Regierung auf sich und erwarb sich das Vertrauen der leitenden Kreise. Als die Reaktion siegte und der General-Gouverneur von Schlesien, der bekannte Graf Brandenburg, ein neues Ministerium bildete, folgte Hahn seinem hohen Gönner nach Berlin, wo er, zum Regierungsrat ernannt, die Leitung der offiziellen Preßangelegenheiten übernahm und die von ihm begründete „Provinzial-Korrespondenz" herausgab.

Ich selbst wurde im demokratischen Verein als Märtyrer meiner Überzeugung begrüßt und zu einem Bericht über meine Erlebnisse aufgefordert. Obgleich meine Mitteilungen mit vielem Beifall aufgenommen wurden, fühlte ich mich infolge der Ereignisse einigermaßen ernüchtert, so daß mir die schönen Phrasen wenig oder gar keinen Eindruck machten. Frühzeitig erkannte ich die Fehler der Revolution, die Unfähigkeit der meisten Führer, die Unreife der Menge und die zwar eingeschüchterte, aber keineswegs besiegte Macht der Reaktion, die ich an mir selbst erfahren. Wenn

Digitized by Google

ich meine Zweifel und Bedenken offen äußerte, so stieß ich auf Unglauben und scharfen Widerspruch, selbst auf Verdächtigungen meiner demokratischen Gesinnung, so daß ich es für geraten hielt, meine Ansichten zu verschweigen und mich so wenig als möglich öffentlich auszusprechen. Dazu kam noch das mir widerwärtige Treiben der auch in Breslau herrschenden Straßendemagogie, welche die kaum errungene Freiheit mißbrauchte und zur Befriedigung ihrer Lust am Skandal oder noch gemeinerer Leidenschaften benutzte. Wie in Berlin waren auch hier die gräulichen Katzenmusiken Mode und täglich war ich Zeuge der empörendsten Scenen. Die geringste Veranlassung, ein bloßer Verdacht genügte, die davon Betroffenen den gröbsten Insulten der Menge auszusetzen und das souveräne Volk zu den schmachvollsten Angriffen zu verleiten. So sah ich eines Tages den allerdings, wie bereits berichtet, höchst zweideutigen und verrufenen Wit von Döring von der gegen ihn aufgehetzten Menge verfolgt und in brutalster Weise mißhandelt, an einem Strick durch die Straßen der Stadt unter Johlen und Pfeifen geschleppt, ohne daß sich eine Hand regte, den Unglücklichen zu befreien, der nur durch ein Wunder seinen Peinigern entging. Mein Nachbar im demokratischen Verein, ein ehrsamer Schneider, versicherte mir an jenem Abend, daß es nicht eher besser werden könne, bis Blut wie Wasser fließen würde. Ihm war der demokratische Klub noch nicht links genug und als ich ihm sagte, daß darüber hinaus nur noch die Anarchie komme, erwiderte er mir ernsthaft: „Dann müssen wir Beide einen Anarchie-Verein gründen.“ In den Versammlungen führten die lautesten Schreier das große Wort und die bedenklichsten Elemente drängten sich am meisten hervor, während die Besseren verstummten und sich immer mehr zurückzogen, wogegen die Reaktion immer kühner ihr Haupt erhob und durch die Fehler der demokratischen Partei an Zahl und Macht täglich zunahm.

Unter diesen Umständen verzichtete ich auf jede öffentliche Wirksamkeit und beschränkte mich lediglich auf meine schriftstellerische Thätigkeit, welche ich nach langjähriger Unterbrechung wieder aufnahm. Zunächst veröffentlichte ich eine Widerlegung der Guizot'schen Schrift gegen die Demokratie, deren Widersprüche und innere Unwahrheiten ich nachzuweisen versuchte. Gleichzeitig gab ich unter dem Titel „Revolution“ einen Sonetten-Cyklus heraus, der meiner damaligen Stimmung entsprach. So sang ich unter andern von der kaum errungenen Freiheit:

Du bist gekommen, ach! um schnell zu schwinden,
Du warst ein jähes Licht nach finst'rer Nacht,
Und wieder gleicht die Menschheit jenem Blinden,
Dem einen Augenblick der Tag gelacht.
Ach! Doppelt fühlt er des Geschickes Schwere
Und doppelt seines Unglücks harte Wucht.
Es starrt das Auge wieder in die Leere,
Die Lippe zuckt und murrt: Wir sind verflucht,
Wir sind verflucht zu jenem ew'gen Ringen,
In einem Kampfe ohne Ruh' und Rast,
In einer Arbeit ohne ein Gelingen.
Es wälzt die Welt, wie Sisyphus die Last,
Und wenn den Gipfel schon erreicht sie glaubt,
Stürzt sich der Fels zermalmend auf ihr Haupt.

Durch meine beifällig aufgenommenen Arbeiten wurde die Redaktion der „Neuen Oder-Zeitung“ auf mich aufmerksam gemacht und forderte mich zur Mitarbeit auf. Das ursprünglich im Interesse der katholischen Partei gegründete Blatt hatte infolge der Märztage eine kühne Schwenkung gemacht und galt jetzt für das Organ der äußersten demokratischen Linken. Der Redakteur desselben, Dr. Robert Bürkner, war ein höchst gewandter Publizist, zugleich ein talentvoller Schriftsteller, dessen Roman „Christian Günther“ und das Lustspiel „Der Traum der Kaiserin“ eine nicht gewöhnliche poetische Begabung verrieten. Auch Bürkner erkannte nur zu bald die Schwächen und Verirrungen der Breslauer Demokratie und verzweifelte an dem Erfolge ihrer Sache. Nach dem Siege der Reaktion ging er nach Berlin, wo er durch den Geheimrat Hahn eine Anstellung in dem offiziellen Preßbureau erhielt und an der Herausgabe der „Provinzial-Korrespondenz“ teilnahm. Der nominelle Eigentümer der freisinnigen Oder-Zeitung war der Buchdruckereibesitzer und Papierfabrikant Heinrich Richter, ein liebenswürdiger Sanguiniker, stets in Geldverlegenheit, aber dabei immer heiter, voll guten Mutes und seine Honorar verlangenden Mitarbeiter auf eine bessere Zukunft vertröstend. Unter den letzteren befand sich auch der Referendar a. D. Max Friedländer, der spätere Herausgeber und Besitzer der „Neuen Freien Presse“ in Wien, der damals den Handelsteil der „Oder-Zeitung“ besorgte; er beschäftigte sich eifrig mit volkswirtschaftlichen Studien und verschiedenen finanziellen Projekten. Auch er verließ nach einiger Zeit Breslau und begab sich nach Wien mit der Absicht, der Regierung einen Plan zur Tilgung der österreichischen Nationalschuld vorzulegen, von dessen Richtigkeit er vollkommen überzeugt war. Sein Plan wurde nicht angenommen, dagegen erhielt er eine Anstellung in der Redaktion der „Presse“, an der er einige Jahre thätig war, bis er im Verein mit Etienne die „Neue Freie Presse“ gründete, wozu sein Oheim, der nachmalige Ritter von Friedland, das nötige Geld hergab.

Für die „Oder-Zeitung“ schrieb ich eine Reihe Feuilleton-Artikel, besonders über oberschlesische Zustände, welche von der damaligen „Rheinischen Zeitung“ unter Marx regelmäßig nachgedruckt wurden. Außerdem übernahm ich die Kritik des Breslauer Theaters, das durch die Märzrevolution sehr gelitten hatte und heruntergekommen war, obgleich es ihm nicht an tüchtigen Kräften fehlte. Infolge der traurigen Verhältnisse sah sich die bisherige Direktion genötigt, die Pacht zu kündigen und sämtliche Schau-

Digitized by Google

spieler zu entlassen. Diese ernannten ein Verwaltungs-Komitee, an dessen Spitze der Sänger Rieger stand, und spielten auf eigene Rechnung weiter. Um den gesunkenen Besuch des Theaters zu heben, wurde eine Reihe interessanter Gastspiele eröffnet, durch die ich Gelegenheit erhielt, die bedeutendsten Künstler jener Zeit kennen zu lernen. Eine große Anziehung übten zunächst die beiden Berliner Komiker Grobecker und L'Arronge, der Vater des bekannten Adolph L'Arronge, in der für Breslau damals noch ganz neuen Posse „Einmal hunderttausend Thaler" von David Kalisch aus. Die lebenswahren Figuren des lustigen Stullmüller und des originellen Zwickauer, die Karikatur eines in Breslau wohlbekannten Bankiers, die zündenden, von politischen Anspielungen strotzenden Couplets und der eigentümliche schneidende Witz fanden einen entsprechenden Widerhall in der revolutionären Zeitstimmung und wurden von dem empfänglichen Publikum mit jubelndem Beifall aufgenommen, der sich auch auf die Darsteller der Hauptrollen übertrug.

Weit bedeutender und nachhaltiger wirkte auf mich das Gastspiel Emil Devrients, der mit seinen Glanzrollen: Uriel Acosta, Marquis Posa, Hamlet u. s. w. einen tiefen Eindruck auf mich machte. Der berühmte Künstler erschien mir als der vorzüglichste Repräsentant der idealen Richtung in der Tragödie, wobei ihn seine ganze Persönlichkeit und äußere Erscheinung wesentlich unterstützte. Die hohe schlanke Gestalt, das edle, feine Profil, die natürliche Anmut und der Adel seiner Bewegung charakterisierten den geborenen Liebhaber, der besonders von den Frauen vergöttert wurde. Sein etwas näselndes Organ klang kräftig und doch weich; seine Deklamation war nicht ganz frei von falschem Pathos, aber schwungvoll und besonders in den lyrischen Partien ergreifend. Sein Spiel war maßvoll, ohne darum Leidenschaft und Bewegung vermissen zu lassen. Hauptsächlich aber wirkte Emil Devrient durch den Reiz der schönen Persönlichkeit, weshalb er auch eine fast ängstliche Peinlichkeit auf seine äußere Erscheinung, Kostüme und Schminke legte. Vorzugsweise gelangen ihm die idealen Gestalten, die lyrisch-rhetorischen Helden der Schillerschen Muse, welche er mit allem Glanz und Zauber der poetischen Erscheinung auszustatten wußte. Seine Leistungen befriedigten und entzückten mehr durch die Harmonie des Ganzen, als durch überraschende, hinreißende Momente. Er selbst bezeichnete mir sein Streben mit den Worten: „Ich war stets bemüht, die ideale Schönheit mit größerer Wahrheit zu vermählen, ohne dem Realismus, dem Vernichter der Kunst, Zugeständnisse zu machen." Auch im Leben war Emil Devrient der Mann des schönen Scheins, sich mehr oder minder drapierend, so daß er auch im persönlichen Verkehr nicht den Schauspieler verleugnete. Immer liebenswürdig, gefällig und gefallend, bewahrte er stets ein edles Maß, ließ er sich nie zu einem leidenschaftlichen Wort, zu einer unbesonnenen Handlung hinreißen. Der geborene Liebhaber liebte nur sich und seine Kunst.

Nicht minder interessant erschien mir das Gastspiel des Stuttgarter Hofschauspielers Karl Grunert, dem ich auch menschlich näher trat. Wie er mir selbst im Laufe unserer Bekanntschaft mitteilte, war er ursprünglich von seinen Eltern zum Studium der Theologie bestimmt gewesen. Lange schwankte er zwischen der Kanzel und der Bühne, bis er sich endlich für die letztere entschied. Nach manchen schweren Kämpfen und Irrfahrten erhielt der junge Künstler ein Engagement bei dem Stadt-Theater in Freiburg, wo er alles fand, was er sich wünschte, eine Bühne und eine Universität, die Mittel für seine artistische und gelehrte Bildung, die er stets mit unablässigem Fleiße verfolgte. Dazu kam noch der Umgang mit so bedeutenden Männern, wie den bekannten Professoren Baron von Reichlin und Zimmermann. Bald wurde ihm die Regie anvertraut und der akademische Senat ernannte ihn zum Lehrer in der Kunst des Vortrags, sodaß Grunerts Name in dem Lektions-Katalog der Universität aufgeführt wurde. Diese Doppelstellung benutzte Grunert oft in origineller Weise seinen Zuhörern gegenüber. So unterbrach er sich einmal während der Vorstellung, mitten in seiner Rede als König Philipp und machte den Jünglingen im Parterre mit trockenen Worten klar, daß Schiller ganz Recht habe, wenn er in der Brieftasche des Don Carlos den König abgerissene Gedanken aus dem Tacitus finden lasse und daß sie daher Unrecht hätten, darüber zu lachen. Und als bei einer nächsten Vorstellung es den Studenten komisch erschien, daß der Sultan Soliman in Körners Zrinyi ausrief: „Der ungarische Bär soll die Tatze des türkischen Löwen fühlen," wendete Grunert, als Soliman im grünen Kaftan auf dem Divan liegend, seinen Kopf mit dem langen weißen Bart gegen das Parterre, sah lange schweigend hinunter und fragte im gemütlichen Tone: „Ihr habt wohl wieder einmal zu viel Bier getrunken?"

Als Künstler nahm Grunert, abgesehen von seinem schauspielerischen Talent, vermöge seiner hohen Bildung eine ungewöhnliche Stellung ein. Er war gewissermaßen der Schauspieler der studierenden Jugend, der gelehrten Welt, der Träger und Vermittler von Kunst und Wissenschaft, welche er in seiner Person harmonisch miteinander zu verschmelzen suchte. Seine Leistungen trugen daher weniger den Stempel einer unmittelbaren Inspiration, als eines ernsten und gewissenhaften Studiums. Vor allem verstand er, den dichterischen Gedanken durch sein rhetorisches Talent zur vollsten Geltung zu bringen. So war „Nathan der Weise" eine seiner besten Rollen und nie habe ich, außer noch von Sendelmann, die Erzählung von den drei Ringen vollendeter als aus dem Munde Grunerts gehört.

Digitized by Google

Dabei ließ er keineswegs die Kraft der Individualisierung und psychologische Auffassung vermissen; ebensowenig fehlte ihm der Humor und die Komik in seinen Lustspielrollen. Die größten Triumphe feierte jedoch der Künstler als Vorleser: besonders antiker Dramen. Hier vereinigte Grunert, wie Vischer von ihm rühmt, mit der Energie der Charaktergebung die Würde und Großheit, wie sie der monumentale Stil der Antike fordert.

Eine ganz andere Erscheinung war Theodor Döring aus Berlin, den ich damals zum ersten Mal in Breslau sah; kein gelehrter, sondern ein geborener Schauspieler, eine geniale Künstlernatur, die in ihrer Vielseitigkeit und Ursprünglichkeit vielfach an den ihm verwandten Ludwig Devrient erinnerte, wenn auch Döring die dämonische Größe des Meister Ludwig nicht erreichte. Wie sein Vorbild trat auch Döring in den verschiedensten Fächern, in der ernsten Tragödie und der heiteren Komödie mit gleichem Erfolg auf; er gab heute den Franz Moor oder Shylock, morgen den Falstaff oder Bankier Müller. Im reichsten Maße besaß er das erste Erforderuis des darstellenden Künstlers, die proteische Verwandlungsfähigkeit und Gestaltungskraft. Ohne Perrücke und Schminke, ohne alle gewöhnlichen Hilfsmittel des Schauspielers vermochte Döring jeden beliebigen Charakter, jede Leidenschaft bloß durch sein von Jugend auf geübtes Mienenspiel darzustellen und auszudrücken, wovon er mir öfters eine oder die andere Probe zeigte. Man konnte sich in der That nichts Interessanteres und Vergnüglicheres denken, als wenn Döring in Gesellschaft irgend eine Geschichte erzählte. Dabei belebten sich seine Züge, bewegten sich fortwährend seine Gesichtsmuskeln und begleiteten seine Worte; man sah die Personen, um die es sich handelte, man hörte sie sprechen und ihr Bild stand lebendig vor den Augen der Zuhörer. Dadurch erhielt das alltäglichste Ereignis im Munde Dörings einen dramatischen Reiz, eine fesselnde Gewalt, ein eigentümliches Leben. Auf dem Theater verband Döring mit diesen Eigenschaften eine schöpferische Phantasie, eine geniale Erfindungskraft, eine ungewöhnliche Originalität. Er grübelte nicht über seine Aufgaben, er studierte nicht, ja zuweilen, besonders im späteren Alter, lernte er kaum seine Rollen und verließ sich auf den Souffleur, aber er traf fast immer instinktmäßig das Richtige und riß durch sein Spiel den Zuschauer, auch wenn dieser mit der Auffassung des Künstlers nicht ganz einverstanden war, zur Bewunderung hin. Vor allem entfaltete Döring sein großes Talent im Lustspiel; hier zeigte er seinen unübertroffenen Humor, einen sprudelnden Witz, eine bezaubernde Laune, eine unwiderstehliche Komik. Jede Miene, jede Bewegung, jeder Blick, jedes Lächeln übte einen überwältigenden Reiz auf das Publikum und entwaffnete selbst die strenge Kritik, wenn er, wie dies nicht selten geschah, das Maß überschritt und an die Karikatur streifte.

Aber auch in der Tragödie erzielte der Künstler große Erfolge. So gab Döring in Breslau den Tischlermeister Anton in Hebbels „Maria Magdalena“ mit einer erschütternden Wahrheit und einer tragischen Größe, welche das bürgerliche Trauerspiel weit über seine beschränkte Sphäre emporhob und eine gewaltige, wenn auch niederschmetternde Wirkung hervorbrachte. Eine nicht minder bedeutende und originelle Leistung Dörings war die Rolle des Juden in dem letzten Schauspiel von Karl von Holtei „Zum grünen Baum“, eine jener meisterhaften Schöpfungen, in denen Döring ganz besonders excellierte und unübertroffen dastand.

Weniger glücklich verlief das Gastspiel der schönen und talentvollen Hofschauspielerin Edwina Viereck, welche Veranlassung zu einem unerhörten Theaterskandal gab. Die reizende Künstlerin war eine geborene Breslauerin, die Tochter eines kleinen Cigarrenhändlers. Sie besaß eine wahrhaft bezaubernde Schönheit; eine hohe, majestätische Gestalt mit dem schönsten Ebenmaß der Glieder, ein entzückendes Gesicht voll weiblicher Anmut und Lieblichkeit, verführerische Augen, frische, wie zum Kuß geschaffene Lippen, schalkhafte Grübchen in den blühenden Wangen. Damit verband sie eine natürliche Heiterkeit, angeborene Grazie und reichlichen Mutterwitz. Sie glich einer modernen Helena, einer berückenden Circe und mit Recht konnte sie wie Turandot von sich sagen: „Sieh her und bleibe Deiner Sinne Meister!“ Natürlich fehlte es der schönen Viereck nicht an zahlreichen Verehrern. Einer ihrer Anbeter, der frühere Theater-Regisseur Heckicher, entdeckte zuerst ihr dramatisches Talent und wurde ihr Lehrer. Nachdem sie in Wien mit Glück debütiert, erhielt sie ein Engagement am königlichen Schauspielhause in Berlin. Auch hier fesselte sie durch ihre Schönheit die Männerwelt, besonders die jeunesse dorée der Aristokratie, wodurch sie sich das Mißfallen der damals herrschenden und den Ton angebenden Straßendemagogen zuzog. Es war daher ein ebenso kühnes als gewagtes Unternehmen, als die nur zu gut bekannte Künstlerin in ihrer demokratischen Vaterstadt und noch dazu in der Rolle der „Jungfrau von Orleans“ auftrat. Das Theater war gedrängt voll und unter den Zuschauern bemerkte man zahlreiche Bassermannische Gestalten, deren Gegenwart nichts Gutes ahnen ließ. Allerlei dumpfe Gerüchte gingen durch die Reihen des Publikums und im Parterre und auf der Galerie herrschte jene Unruhe und Gährung, die dem Sturm vorauszugehen pflegt. Unter solchen drohenden Anzeichen begann die Vorstellung, die in der That einen aller Beschreibung spottenden Verlauf nahm. Nie habe ich einen ähnlichen Theaterskandal erlebt.

Sobald die Viereck erschien, wurde sie mit einem furchtbaren Geschrei und Gejohle empfangen, das weniger der Schauspielerin als der Frau galt. Mitten in diesem Aufruhr zeigte die Künstlerin einen wahrhaft bewundernswürdigen Mut, eine fast unbegreif-

Digitized by Google

liche Standhaftigkeit. Voll Mitleid mit ihr, eilte ich mit dem Theaterarzt Falk und meinem Kollegen Kurnik im Zwischenakt auf die Bühne. Ich fand sie mit dem Helm auf dem Haupt, bleich, aber fest entschlossen, ihre Rolle trotz aller Mahnungen bis zu Ende zu spielen. „Das Gesindel", sagte sie mit düsterer Energie, „soll nicht triumphieren. Es handelt sich um meine Künstlerehre, um meine Zukunft und ich darf nicht weichen, sonst bin ich für immer verloren". Zugleich ergriff sie das Schwert und rief mit einem Anflug wilder Begeisterung: „Was zagt ihr, tapfere Franken? Auf den Feind!" So stürzte sie auf die Bühne und spielte ihre Rolle bis zum Schluß, wo ihr einige Blumensträuße, aber noch mehr faule Eier und Äpfel zugeworfen wurden. Für die nächsten Vorstellungen hatte die Polizei die nötigen Anordnungen getroffen, um die Wiederholung ähnlicher Störungen zu verhindern. Aber der Pöbel wußte sich zu helfen; am folgenden Abend erschienen in der Prosceniumsloge zehn bis zwölf, wahrscheinlich zu diesem Zweck gemietete Bummler in Arbeitsblusen und Jacken. Sie trugen kolossale Sträuße von Sonnenblumen in den Händen und auffallend große Lorgnetten oder Opernglucker aus Papiermaché. Die seltsamen Theaterfreunde brüsteten sich mit nachgeahmter vornehmer Blasiertheit auf ihren Sammetstühlen, lorgnettierten die Bühne und ließen von Zeit zu Zeit ein ironisches Bravo erschallen. Da sie aber sonst nichts Unerlaubtes thaten, so konnte die Polizei ihnen nichts anhaben. Zum Schluß riefen sie Fräulein Viereck und warfen ihr die Monstre-Bouquets zu. Damit endete der empörende Skandal, über den ich mich mit der Mehrzahl der Breslauer Kritiker mit verdienter Mißbilligung aussprach. Für den ihr gewährten Schutz war mir Fräulein Viereck, der ich später in Berlin noch oft begegnete, bis zu ihrem Tode dankbar, was ich nicht von vielen Schauspielern sagen kann.

Kurz darauf gastierte eine andere merkwürdige Künstlerin. Auch sie war auffallend schön, weniger die Gestalt, als das Gesicht, das einer antiken Gemme glich und mit den dunklen, glühenden Augen einen fast unheimlichen, dämonischen Zauber übte. Sie kam, wenn ich nicht irre, aus Ungarn, war aber, wie sie mir mitteilte, eine geborene Berlinerin und hieß Elise Schmidt. Ihre Bühnenleistungen waren keineswegs bedeutend, so daß sich das von ihr gewünschte Engagement zerschlug. Dennoch verriet sich in ihrem Spiel und noch mehr in ihrer ganzen Persönlichkeit eine gewisse Genialität, die mein Interesse erregte. Wie ich hörte, beabsichtigte sie, die Bühne zu verlassen, um sich ganz der dramatischen Poesie zu widmen. Zugleich erzählte sie, daß sie bei der Intendanz in Berlin ein Stück unter dem Titel „Der Genius und die Gesellschaft" eingereicht habe, dessen Held Lord Byron war. Einige Scenen desselben, die ich später las, überraschten mich durch ihre leidenschaftlich dramatische Sprache und ihre Originalität. Bald darauf reiste sie ab und ich sah sie erst nach längerer Zeit in Berlin als gefeierte Dichterin wieder.

Durch diese interessanten Gastspiele, den häufigen Besuch des Theaters und den fortwährenden Umgang mit hervorragenden Schauspielern fühlte ich mich angeregt, selbst für die Bühne zu schreiben. Schon in Gleiwitz hatte ich ein Trauerspiel entworfen und zum Teil ausgeführt, dessen Held der spanische Arzt Michel Servet war, der seiner freisinnigen Glaubensmeinungen wegen von dem Reformator Calvin in Genf angeklagt und zum Tode auf dem Scheiterhaufen verurteilt wurde. Ich wollte den Kampf zwischen Glauben und Wissen, zwischen Autorität und Freiheit darstellen, wozu mir die Geschichte Servets und die Genfer politisch-religiösen Wirren während der Reformation den geeigneten Stoff boten. Ich fand hier dieselben Gegensätze und Parteien, welche sich seit der Märzrevolution auch bei uns schroff gegenüberstanden; auf der einen Seite Calvin an der Spitze der Genfer Orthodoxen und Konservativen als Vertreter der Regierung und der alten Staatsordnung, auf der andern Servet mit den zum Teil gemäßigten Republikanern, gewissermaßen den Konstitutionellen jener Zeit, und den sogenannten Libertins, den damaligen Anarchisten. Unwillkürlich spiegelten sich in der von mir wieder aufgenommenen Dichtung meine eigenen Erlebnisse und Erfahrungen wieder. Dadurch erhielt mein Trauerspiel zwar eine unmittelbare Beziehung zur Gegenwart, aber auch eine tendenziöse Färbung. Außerdem erinnerte der Stoff vielfach an Gutzkows „Uriel Acosta". Nichtsdestoweniger gefiel das Stück, als ich es einigen befreundeten Schauspielern vorlas, und die erste Liebhaberin, Fräulein Heine, wählte es zu ihrem Benefiz, womit sich auch die Direktion einverstanden erklärte. Besonders interessierte sich der tüchtige Regisseur Baumeister für die Rolle des Servet, während die Calvins dem höchst begabten, aber leider dem Trunk ergebenen Charakter-Darsteller Wilhelm Kläger zugeteilt wurde. Er erschien auch auf den Proben in einem solchen Zustande, daß ich an dem Erfolg verzweifelte. Dazu kam noch, daß auch die treffliche Direktion wegen der Tendenz meines Stückes bedenklich war und aus diesem Grunde die Aufführung zu hindern suchte. Nur Baumeister und Fräulein Heine blieben standhaft und richteten meinen gesunkenen Mut auf. So kam der gefürchtete und doch von mir ersehnte Abend heran; trotz der grimmen Kälte von fast zwanzig Graden war das Haus bis auf den letzten Platz gefüllt. Ich stand hinter den Kulissen mit laut pochendem Herzen, aber innerlich ruhig, da ich in meiner Naivetät noch nicht die Schwierigkeiten und Gefahren einer ersten Vorstellung kannte. Wider meine Erwartung, die Befürchtungen der Direktion und der ängstlich gemachten Schauspieler, steigerte sich der Beifall von Scene zu Scene, von Akt zu Akt, wozu

Digitized by Google

das vorzügliche Spiel des trefflichen Baumeister hauptsächlich beitrug. Noch mehr überraschte mich Kläger als Calvin durch seine wahrhaft künstlerische Auffassung und Durchführung der schwierigen Rolle, der er eine dämonische Färbung zu geben wußte. Ausnahmsweise hatte er an dem Abend nicht getrunken und seine Rolle gelernt, so daß der sonst so begabte und trotz seiner Schwäche sehr beliebte Schauspieler eine wirklich glänzende Leistung gab. Ich wurde mehrere Mal von dem wohlwollenden Publikum gerufen, von der Kritik freundlich beurteilt und hatte allen Grund, mit diesem ersten Versuch zufrieden zu sein, obgleich ich, wie dies gewöhnlich geht, die Mängel meiner Dichtung nach der Aufführung erst einsah und kennen lernte.

Trotz meines günstigen Erfolges als dramatischer Dichter konnte ich mich nicht entschließen, meine ärztliche Thätigkeit aufzugeben, wozu mir viele meiner Freunde rieten. Ich wurde Mitglied der medizinisch-physiologischen Gesellschaft, eines Vereins jüngerer Ärzte, an dessen Spitze zwei Privatdozenten, der leider zu früh verstorbene Friedrich Günzburg und der später durch seine Anwendung der Galvanokaustik berühmt gewordene Chirurg Middeldorf standen. Mit diesen und noch einigen Kollegen wurde ich in eine wissenschaftliche Kommission gewählt, um das Wesen der Entzündung zu untersuchen und festzustellen. Diese Sitzungsabende, welche wissenschaftlichen Ernst mit jugendlicher Heiterkeit vereinten, zählen zu den angenehmsten Erinnerungen meines Breslauer Aufenthalts. Besonders zeichnete sich Middeldorf ebenso sehr durch seine gediegenen Kenntnisse, wie durch seinen unerschöpflichen Humor aus, mit dem er die feinsten gesellschaftlichen Formen verband. Leider wurde auch dieser geniale Arzt durch den unerbittlichen Tod seiner glänzenden Laufbahn, der Wissenschaft und seinen zahlreichen Freunden schon nach wenigen Jahren entrissen. Das Resultat dieser für mich unvergeßlichen Sitzungen erschien in einer besonderen Schrift, der einzigen ärztlichen Publikation mit meinem Namen. Außerdem wurde mir von Seiten der Stadt bei dem Ausbruch der Cholera in Breslau die Stelle eines Armenarztes übertragen, die mir Gelegenheit bot, die schreckliche Krankheit genauer zu beobachten und zugleich das Elend der armen Bevölkerung in meinem Bezirke, der sogenannten „Hummerei“, gründlich kennen zu lernen. In den meisten Fällen erwiesen sich alle Mittel nutzlos; nur wenige Kranke vermochte ich unter besonders günstigen Umständen durchzubringen, wobei mir nach meiner Erfahrung der reichliche Genuß von gutem Rotwein und anderen Spirituosen noch die besten Dienste zu leisten schien. Der vielbesprochene Koch'sche Kommabacillus war damals noch nicht entdeckt, und die rätselhafte Natur der Krankheit erhöhte nur noch ihre Schrecken. Trotzdem fehlte es auch in dieser traurigen Zeit nicht an komischen Episoden. So wurde unter anderem im Allerheiligenhospital der Sarg mit der Leiche eines würdigen Bürgerwehrmannes mit dem einer an der Cholera gestorbenen Köchin verlauscht und die letztere mit allen militärischen Ehren unter Abfeuerung der üblichen Salutschüsse feierlich beerdigt.

So teilte ich meine Zeit, zwischen meinen ärztlichen und litterarischen Beschäftigungen hin- und herschwankend, als ich zufällig eines Abends in einer Weinhandlung mit dem Buchhändler Urban Kern, einem unternehmenden jungen Verleger, zusammentraf. Beim Glase Wein sprach er mit mir von meinen bisherigen Arbeiten mit schmeichelhafter Anerkennung. Im Verlauf unserer Unterhaltung forderte er mich auf, ihm einen Roman zu schreiben. Ich wies sein freundliches Anerbieten zurück, da ich mir weder das Talent noch das Geschick zu einer derartigen größeren Arbeit zutraute. Er ließ sich jedoch nicht abschrecken und berief sich auf seinen praktischen Blick und seine buchhändlerische Erfahrung, da er aus meinen Feuilleton-Artikeln in der Oder-Zeitung die Überzeugung gewonnen habe, daß ich die nötige Begabung zum Romanschriftsteller besäße. Dabei verwies er mich auf das Beispiel und die Erfolge der bekannten schlesischen Schriftstellerin Ida von Düringsfeld, welche er ebenfalls zum Schreiben bewogen und aufgemuntert hatte. Obgleich ich seinen Vorschlag nur für einen flüchtigen Einfall hielt und ihm lachend versicherte, daß ich eher auf dem Seil tanzen, als einen Roman schreiben würde, wiederholte er ernsthaft sein Anerbieten und ersuchte mich, mir die Sache reiflich zu überlegen.

Einige Tage nach diesem fast vergessenen Gespräch erschien Herr Kern in meiner Wohnung und erkundigte sich, ob ich über die Angelegenheit nachgedacht und mich entschlossen hätte, seinen Vorschlag anzunehmen. Als ich ihm nochmals meine Bedenken und Zweifel an meiner Befähigung vorstellte, schlug er mir vor, wenigstens einen Versuch zu machen und zur Probe einige Kapitel zu schreiben. Dieser Ausweg und das verhältnismäßig ansehnliche Honorar, welches er mir im Fall des Gelingens in Aussicht stellte, leuchteten mir ein, so daß ich mich schließlich bereit erklärte, auf diese Bedingungen einzugehen, obgleich ich nicht wußte, was und wie ich schreiben sollte. Zum Glück fiel mir eine interessante Erbschafts-Geschichte ein, die sich vor kurzem in Breslau abgespielt. Die junge Frau eines dortigen alten Millionärs, welche im Punkte der ehelichen Treue nicht allzu streng dachte, hatte heimlich einen Sohn geboren und das Kind mit Hilfe ihrer in Berlin lebenden Schwester bei einer armen Schuhmacherfamilie in Kost und Pflege gegeben. So lange die Mutter lebte, wurde eine bestimmte Summe für den Unterhalt des Knaben regelmäßig jeden Monat gezahlt. Als sie aber starb, hörten auch die Geldsendungen auf; nichtsdestoweniger behielt der gutmütige Schuster das Kind in seinem Hause und ließ

Digitized by Google

es, als es herangewachsen war, ebenfalls Schuhmacher werden, ohne ihm die näheren Umstände seiner Geburt mitzuteilen. Nach einiger Zeit starb auch der Millionär und hinterließ seiner einzigen legitimen Tochter sein fürstliches Vermögen. Jetzt erst entdeckte der Schuhmacher seinem Pflegesohn den wahren Sachverhalt und sorgte zugleich für einen tüchtigen Rechtsanwalt, der das Testament angriff und die Führung des wichtigen Prozesses übernahm. In der ersten Instanz mit seinen Ansprüchen abgewiesen, wurde der arme Schusterjunge in den folgenden Instanzen als berechtigter Miterbe anerkannt und ihm die Hälfte des großen Vermögens zugesprochen, da er in der Ehe geboren war und der Millionär nicht zur rechten Zeit die Scheidung von seiner ungetreuen Gattin beantragt hatte. Um dem einfachen Stoff, der durch den Gegensatz von Armut und Reichtum ein sozialistisches Interesse bot und mich deshalb anzog, eine noch höhere aktuelle Bedeutung zu geben, verlegte ich die Zeit in die Märztage und die Handlung der Wahrheit gemäß teils nach Berlin, teils nach Breslau, wodurch ich auch Gelegenheit erhielt, mir aus eigener Anschauung bekannte Verhältnisse und Persönlichkeiten für meinen Roman zu benutzen.

Nachdem ich in dieser Weise mir den Plan flüchtig entworfen hatte, ging ich zagend an die Ausführung, selbst neugierig, was daraus werden und was ich zustande bringen würde. Mit jedem neuen Bogen wuchs meine Lust und mein Eifer. Ich schrieb munter darauf los, mit der ganzen Unbefangenheit und naiven Keckheit des unerfahrenen Anfängers, wodurch vielleicht meine Arbeit eine gewisse Frische und Natürlichkeit erhielt, wie sie ja das Erstlingswerk eines Schriftstellers oft zu besitzen pflegt. Schon nach einigen Tagen konnte ich dem Verleger mehrere Kapitel zeigen, mit denen er so zufrieden war, daß er sogleich den für mich vorteilhaften Vertrag mit mir abschloß. So entstand mein erster Roman „Berlin und Breslau", der bei dem Publikum und auch bei der Kritik ungeachtet seiner Schwächen und Mängel eine unverdient günstige Aufnahme fand. Ich selbst legte keinen besonderen Wert auf meine erste Arbeit, welche in meinen Augen nur das einzige Verdienst hatte, daß sie Gutzkow, wie dieser mir einmal sagte, mit die erste Anregung zu seinem großen Roman „Die Ritter vom Geiste" gab, der sich zu meiner Erzählung wie das vollendete Gemälde des Meisters zu der flüchtigen Bleistiftskizze des Schülers verhielt. Bald nach dem Erscheinen meines Romans begegnete ich einem befreundeten, auf seine gleichzeitig veröffentlichte hypothesenreiche Schrift über die Cholera nicht wenig stolzen Kollegen. Als der junge Arzt mich fragte: „Was spricht man von uns und unseren Werken?" erwiderte ich ihm lachend: „Daß Du einen schönen Roman geschrieben und ich eine interessante pathologische Abhandlung geliefert habe."

Der nächste und größte Gewinn meiner ersten größeren Arbeit war meine Bekanntschaft und Freundschaft mit Berthold Auerbach, der sich nach dem Tode seiner ersten Frau bei seinem Schwiegervater, dem Bankier und Ober-Lotteriekollekteur Moritz Schreiber, in Breslau aufhielt. Da ich die Verstorbene, eine der anmutigsten und idealsten Frauen, genau gekannt hatte, so fehlte es uns, abgesehen von den gemeinsamen litterarischen Beziehungen, nicht an gemütlichen, rein menschlichen Berührungspunkten, indem ich seinen Schmerz um die Tote und seine Erinnerungen teilte. So schwer auch Auerbach seinen Verlust trug, und so aufrichtig er die Verstorbene beweinte, so war er doch eine zu lebensfrische, elastische und optimistische Natur, um sich einer trostlosen Verzweiflung zu überlassen. Er war ein Kind des Glückes und von seinem günstigen Geschick verwöhnt. Wie einer seiner Freunde von ihm treffend zu sagen pflegte, hatte sich Auerbach eines Abends als armer Talmudschüler zu Bett gelegt und war am andern Morgen als wohlhabender und berühmter Dichter aufgewacht. Er liebte das Leben mit seinen Annehmlichkeiten und bedurfte der Menschen, deren Gesellschaft und Anerkennung ihm unentbehrlich war. Damit hing auch seine oft belächelte und bespöttelte Eitelkeit zusammen, die jedoch etwas höchst Naives und Harmloses hatte, so daß sie nicht leicht verletzte. Im persönlichen Verkehr war Auerbach einer der liebenswürdigsten Menschen, sichtlich bemüht, selbst den gleichgiltigsten Leuten zu gefallen, allen etwas Angenehmes zu sagen und zu erweisen und sich immer neue Freunde zu erwerben. Er half und protegierte gern, wobei er sich ebensosehr von seiner Humanität und Herzensgüte wie von seiner Klugheit und Berechnung leiten ließ. In seinem Charakter und Wesen vereinte er die Eigenschaften des jüdischen Talmudisten und des schwäbischen Bauern, ein wunderbares Gemisch von rabbinischer Spitzfindigkeit, spinozistischer Weisheit und Bauernschlauheit, von Düftelei und Naivetät, von tiefem Gemüt und schalkhafter Laune, von idealer Poesie und derber Sinnlichkeit.

Für mich wurde Auerbach ein unerschöpflicher Quell der Belehrung und Anregung, da er einer der mitteilsamsten Menschen war, überreich an neuen Gedanken und überraschenden Bemerkungen, die er mit wahrer Verschwendung ausstreute. Von dem, was er an einem Tage im Gespräch fallen ließ, konnte ein anderer monatelang zehren. „Das schenke ich Dir," war eine seiner gewöhnlichen Redensarten, wenn er mit der ihm eigenen Selbstgefälligkeit etwas besonderes Gutes und Schönes gesagt zu haben glaubte. Er besaß in der That eine seltene Gabe der Unterhaltung, einen Überfluß an treffenden, überraschenden Bildern und Gleichnissen, in die er wie ein orientalischer Denker seine abstrakten Ideen zu kleiden liebte und ihnen dadurch einen eigentüm-

Digitized by Google

lichen Reiz zu geben wußte. Was er in solchen Augenblicken sprach, war oder erschien mir oft noch bedeutender, als was er schrieb, und seine Worte machten häufig auf mich einen tieferen Eindruck, als seine Bücher. Dazu kam noch seine bedeutende Persönlichkeit, die ganze sympathische Erscheinung des sechsunddreißig Jahre alten Dichters, der damals in seiner vollen Manneskraft und auf der Höhe seines Schriftstellerruhmes stand. Die kräftige, breitschultrige Gestalt atmete die Gesundheit und Frische seiner Schwarzwälder Heimat; seine feurigen braunen Augen strahlten von Geist und Lebensfreudigkeit und um die vollen roten Lippen spielte ein halb schalkhaftes, halb gutmütiges, herzgewinnendes Lächeln. Seine süddeutsche Sprache und sein zwangloses zutrauliches Wesen hatten etwas ungemein Anheimelndes, so daß man ihn auf den ersten Blick liebgewinnen mußte. Bald sammelte sich um ihn ein Kreis von Freunden und Verehrern, zu dem die bedeutendsten Männer und Frauen in Breslau gehörten.

In dieser Gesellschaft trat mir ein blonder, rotbäckiger junger Mann, Robert Gieseke, näher, Sohn eines angesehenen höheren Regierungsbeamten. Er hatte Philologie und Philosophie studiert und beschäftigte sich vorzugsweise mit Kunst und Litteratur. Wie er mir mitteilte, arbeitete er an einem größeren Roman „Die modernen Titanen", den er Anerbach und mir kapitelweise vorlas, um unser Urteil zu hören. Trotz mancher Ausstellungen waren wir Beide von der Frühreife seines eigentümlichen Talentes überrascht. Von brennendem Ehrgeiz verzehrt und bestrebt, um jeden Preis ein berühmter Schriftsteller zu werden, strengte sich Gieseke so übermäßig an, daß er sein reizbares Nervensystem zerrüttete und den Keim zu seiner späteren Geisteskrankheit legte. Durch einen unglücklichen Zufall verbrannte seine Schwester, indem ihre Kleider beim Anzünden einer Lampe Feuer fingen, auch der Vater, der zu ihrer Rettung herbeieilte und die Flammen zu ersticken suchte, erlag seinen Brandwunden. Dieser traurige Vorfall und ein skandalöser Prozeß mit einer von ihm schwer beleidigten Schriftstellerin in Dresden trugen dazu bei, seine unglückliche Disposition zu entwickeln; er wurde von unheilbarem Verfolgungswahnsinn befallen und mußte zu seiner Sicherheit in ein Irrenhaus gebracht werden. Sein Leiden war jedoch nicht gemeingefährlich, so daß er bald wieder entlassen werden konnte. Merkwürdigerweise hinderte ihn seine Krankheit nicht am Produzieren und er schrieb in lichten Intervallen nach wie vor verschiedene interessante Romane, Novellen und Dramen, die sein ungeschwächtes Talent bekundeten und keineswegs die Spuren des Wahnsinns verrieten. Von Zeit zu Zeit jedoch verdammte er seine ganze litterarische Thätigkeit, kaufte seine gedruckten Arbeiten wieder auf und vernichtete sie, so wie alles, was er neu geschrieben hatte. Zuletzt kam Gieseke in die Irrenanstalt nach Leubus, wo der Unglückliche noch vor einigen Jahren lebte.

Außerdem verkehrte ich in jener Zeit auch mit Theodor Mundt, der erst vor kurzem von Berlin nach Breslau gekommen war, wo er eine Anstellung als außerordentlicher Professor der deutschen Litteratur an der Universität erhalten hatte. Ich lernte Mundt und seine Frau, die bekannte Schriftstellerin Luise Mühlbach, bei unserer gemeinschaftlichen Freundin, der geistreichen und schönen Philippine Meyer, einer Schwester des Redakteurs Leopold Schweizer in Wien, kennen. Ich fühlte mich sogleich von der feinen, verbindlichen Freundlichkeit Mundts angezogen und auch er schloß sich mir um so schneller an, als er sich in Breslau fremd und verlassen fühlte. Das junge Deutschland, zu dem Mundt gehörte, hatte sich überlebt und war durch die nachfolgenden Ereignisse verdrängt und in Vergessenheit geraten. Da Mundt weder die Elasticität Laubes, noch die produktive Kraft Gutzkows besaß, fand er nicht die gewünschte Anerkennung als Schriftsteller. Ebensowenig befriedigte ihn seine Professur, für die ihm zwar nicht der nötige Geist, aber das tiefere Wissen und ernste Studien fehlten, so daß die Zunftgelehrten ihn nicht für voll ansahen. Dazu kamen noch seine bedenklichen Vermögensverhältnisse und die Sehnsucht nach Berlin, das er nur ungern, fast gezwungen verlassen hatte. Er kam mir daher gedrückt vor und hatte in seinem Wesen etwas Melancholisches, Resigniertes, mit einer Beimischung milder Ironie, wie ein Mann, der die Illusionen des Lebens kennt und belächelt, aber trotzdem nicht den Mut und die Lust hat, auf die Freuden der Welt und die Annehmlichkeiten der Gesellschaft zu verzichten. Um so frischer und resolnter erschien mir Frau Mühlbach, eine volle, fast zu starke Blondine, mit rosigem, immer lachenden Gesicht, eine echte Mecklenburgerin, strotzend von Kraft und Lebenslust, geistig geweckt, lebhaft unterhaltend, im hohen Grade amüsant, unermüdlich bei der Arbeit, immer thätig, ebenso geschickt, eine gute Mehlspeise zu bereiten, einen Porzellanteller zu malen, wie einen mehrbändigen Roman zu schreiben, in der Wirtschaft, in der Küche wie in der Litteratur zu Hause und als angenehme Gesellschafterin überall willkommen. Vor allem besaß Frau Mühlbach ein angeborenes Erzählertalent, eine lebhafte Phantasie und eine seltene Erfindungsgabe, doch fehlte es ihr an der tieferen ethischen und ästhetischen Bildung, so daß sie selbst in ihren besseren Arbeiten das feinere Gefühl und den gebildeteren Geschmack nur selten befriedigte.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Erzählende Gedichte.

Die Witwe.

Von Rudolf Knuffert.

Nicht ist wie unsres Landes Frau'n
Von Kummer sie betäubt zu schau'n,
Nicht bricht sie aus in wilde Klagen,
Als sie den Gatten sieht erschlagen.

Nicht weint sie laut vor Herzensnot,
Mit ihm ist diese Welt ihr tot.
Und schweigend löst sie an der Bahre
Die schöngelockten Rabenhaare.

Er war ihr Licht und Lebensstern,
Drum folgt sie in den Tod ihm gern.
Mit seinem Stern, dem ausgebrannten
Erlischt das Licht auch des Trabanten.

Schön wird sie sterben, schön sich weih'n.
Es wird der Tod ein Fest ihr sein.
Wie schön, freiwillig diesem Leben
Auf Flammenflügeln zu entschweben!

Und schöner, durch die Todesnot
Dem Liebsten folgen in den Tod,
Am schönsten, wenn die Lebenshülle
Voll Liebreiz noch und Jugendfülle!

Der Priester heil'ge Schar betritt
Das Haus mit feierlichem Schritt.
Das ist ein Prunk und Festgepränge!
Gebete schallen und Gesänge.

Gefährten und Verwandte nahn
Mit Trauerkleidern angethan.
Ihr zum Geleite sind erschienen
Des Dorfes älteste Brahminen.

Umrauscht von Palmen träumt ein Teich,
Sein Wasser leuchtet silbergleich.
Da taucht sie in die kühlen Fluten
Die Glieder, die geweiht den Gluten.

Den schönen Körper salben ein
Brahminen ihr mit Spezerein.
Ein Lotoskelch voll Zauberdüften
Entsteigt die Brust den prächt'gen Hüften.

Sie schämt sich ihrer Nacktheit nicht,
Die hell bestrahlt das Sonnenlicht.
Wie lang noch und ein Aschenregen
Emporstiebt all der Blütensegen!

Auch ist sie allem schon entschwebt,
Was auf der Erde liebt und lebt.
Die selber sich den Tod erlesen
Erscheint bereits als höhres Wesen.

Sie hüllt wie eine Priesterin
Den Leib in weißen Mousselin.
Zu Füßen dann des Sarkophages
Erharrt sie das Verglühn des Tages.

Sie wird umringt, vom Volk umdrängt.
So manches Auges Leuchten hängt,
Als wären sie der Zukunft Pforten,
An ihrer Lippen Rätselworten.

Und langsam rollt das Sonnenrad
Hinab den lichtumwehten Pfad.
Da nahn die Priester, in den Händen
Die Fackeln mit den Feuerbränden.

Sie neigt das Haupt; sie ist bereit.
Noch einen Blick der Liebe weiht
Dem Toten sie, der ihrem Leben,
Den Inhalt und das Ziel gegeben.

Ihr bebt in kaum bewußter Hast
Die Hand, die nach der Fackel faßt;
Da träufeln aus dem Brand und Qualme
Lichtfeuertropfen auf die Halme.

Durch Schilf und hohes Riedgras naht
Der Zug dem Forst auf stillem Pfad.
Schon ragt, wo sich die Waldnacht lichtet,
Der Scheiterhaufen aufgeschichtet.

Der Sonne letzte Strahlen glühn
Lichtfarbig durch das Waldesgrün,
Da steckt sie selbst in Brand die Scheiter
Und steigt hinan die Todesleiter.

Digitized by Google

Sie spricht: „Nun schnürt mich fest am Pfahl
Ob dem erschlagenen Gemahl,
Daß unsre Seelen bald dem Schoße
Entschweben dieser Flammenrose!

Bald werden Schmetterlingen gleich
Die beiden in der Lüfte Reich
Sich übergaukeln, überfliegen
Und wieder eng zusammenschmiegen.

Glutwinde rast! Die Lebenskraft
Den weißen Gliedern hier entrafft,
Die einer Hecke gleich voll Blüten
Noch die Vereinigung verhüten.

Auflodert Flammen! Euer Schein
Wird winzig wie ein Glühwurm sein,
Wie ihr auch flackert jetzt und knistert,
Von Höhn, dem Sternenfeld verschwistert.

Aufqualme hanfgewürzter Rauch
Nur wie betauter Blumen Hauch
Bei Sonnenaufgang wirst du scheinen
In jenen Räumen uns, den reinen.

Der Tod in Flammen ist so schön!
Drum wird vielleicht in jenen Höhn
Uns wieder die Gestalt gegeben
Auch für ein neues, schönes Leben.

Vielleicht zwei stolze Schwäne ziehn
Auf heiliger Flut wir einst dahin.
Vielleicht sind wir dereinst zu schauen
Blauschillernd, zwei behelmte Pfauen.

Zwei Tauben, schnäbelnd sonder Harm
Auf eines Mädchens Blütenarm,
Zwei Antilopen, zwei Gazellen
Im Bergland an den Gangesquellen.

Vielleicht zwei Nachtigallen auch,
Versteckt im gleichen Rosenstrauch,
Wird unser beider Lied erklingen
Zu einem einz'gen süßen Singen . . . .“

Sie sprichts, von Feuerschein verschönt,
Indes Musik sie sanft umtönt.
Schon ihr zu Füßen um die Leiche
Aufzüngeln Flammen, bläulich-bleiche.

Es flattert ihrer Locken Pracht
Im Luftzug, den die Glut entfacht;
Der Hanfrauch webt wie Wolkenflüge
Um ihre schönen, blassen Züge.

Ohnmacht umhüllt ihr jetzt den Blick,
Doch klingt in ihren Traum Musik.
Ihr ists, als ob die Flammen klängen,
Indes sie ihren Reiz umdrängen.

Nun sinkt ein Flor von Qualm und Dampf
Herab auf ihren Todeskampf,
Auf daß kein sterblich Auge sähe
Ihr Bild, entstellt von Todesnähe.

Daß ihre Schönheit, wie in Nacht
Die Sonne sinkt voll Flammenpracht,
Noch in den letzten Sterbeschauern
Bewundrung heische, nicht Bedauern!

Doch steht sie auf dem Scheiterstoß
So andachtstill und regungslos
Gleich einem Kind in Tempelhallen,
Von heil'gen Schauern überfallen.

Und leidet lächelnd Todesqual.
Der Rauch entschwebt; sie lehnt am Pfahl
Wie eine Statue von Kohle
In letzter lichter Brandgloriole.

Sicilianerblut.

Von **August Kellner.**

Der Abend löscht die Purpursonnengluten
Nun in des Ätna's düster rotem Feuer
Und steigt hinab zu des Simetos Fluten

Quer über Hecken, Gräber und Gemäuer.
Der Wind hebt sich vom Meere ihm entgegen
Und regt das Korn, das längst gereifte, heuer

Noch ungemäht. Es dämmert allerwegen.
Am Himmel glänzt der erste helle Stern
Und andre blitzen nach. Längs den Gehegen

Am Flußesufer, bis zur Vigna fern
Flammt's auf wie Biwakfeuer, nah . . und weiter.
Die sie entzündeten, sie hätten gern

Die Nacht in Tag verwandelt! — Flurschutzreiter,
Des Dorfes Männerwehr, hat heut' vereint
Die Not und ausgerüstet sie als Streiter

Zur nächt'gen Scharwacht. Ringsum zuckt und scheint
Die Flackerflamme hastig auf Gewehre
Auf bärtige Gesichter! Jeder meint,

Digitized by Google

Sein gut Geschick werd' ihm das Glück bescheren,
Daß vom Banditen er das Land befreit.
Den Beutel sieht er schon gefüllt, den leeren,

Ein reiches Kopfgeld liegt beim Amt bereit,
Für Jeden, der Leone weiß zu greifen,
Des Name ward zum Schrecken weit und breit.

Im Munde laß die kurzen Stummelpfeifen,
Am Feuer hin im tiefen Schweigen strecken
Sie müd' die Glieder. Wochenlang schon streifen

Dem Wolf umsonst sie nach, der zwischen Hecken
Von ind'schen Stachelfeigen, weit vom Fluß
Zum Fels in's Schlupfloch schleicht, sich zu verstecken.

Verhetzt, zerfetzt von Hieb und Stich und Schuß,
Seit Monden irrt in Not des Landes Plager,
Dem Raub und Mord erbarmungsloses Muß.

Leone, der Brigant, jetzt fahl und mager
Vom Hunger und vom Durste. Auf dem Rand
Die Klinge, rücklings liegt er da. Sein Lager

In enger Schlucht deckt ein Lentiskusstrauch.
Umlauert ist von Häschern er und Spähern,
Verdurstend träumt er von dem Wasserschlauch.

Er kann dem Flussesrande sich nicht nähern.
Zwei Tage blieben ungekühlt die Wunden
Und unter diesem Himmel, der sich ehern

Dort droben spannt . . . Durch bange Tagesstunden
Dörrt ihm die Zunge, brennt ihm heiß die Stirne,
Hält Fieber wie mit Ketten ihn gebunden,

Tobt wilder Freiheitsdrang im wirren Hirne.
Von drüben grinst der roten Feuer Schein,
Gleichzeitig blinzen droben die Gestirne.

Das Wasser rauscht am fernen Uferrain. . .
Des Käuzchens Ruf ertönt, der pfeifend schrille,
Und dann und wann gedämpftes „Werda?"-Schrei'n.

Drauf wieder lange, martervolle Stille . . .
Auch in des Dorfes Gassen tiefes Schweigen,
Nur unterbrochen vom Gezirp der Grille.

Die Thüren all' verrammelt. Drinnen neigen
Sich flüsternd zu einander ernste Frauen
Und junge Mädchen. Nicht von Fest und Reigen

Wird heut erzählt . . Erfüllt ein bannend Grauen
Doch alle sie vor jenem Mordgesellen,
Der hieb- und schussfest, und sie getrauen

Seit Tagen schon sich nicht mehr nach den Quellen
Zum Wasserholen vor das Dorf . . Beim Spinnen
Erschrecken sie, wenn nur die Hunde bellen.

„Wie doch gelang's ihm, immer zu entrinnen?
Einer, von Hunderten gejagt, gehetzt!
Wird er auch diesmal freies Feld gewinnen,

Wo jeder Weg nun zehnfach ist besetzt?"
Ein Held erscheint er! Mitten in Gefahren!
Vom Durst gequält, zerschossen und zerfetzt.

Es klingt manch' Ruhmlied Jenen, die da waren
Gleich ihm Banditen, tapfer gleich wie er
Und nicht zu fassen von der Häscher Scharen.

Ein starkes, blasses Mädchen lauscht der Mär.
Es regt sich Mitleid, Liebe für den Armen.
Sie sieht ihn dürsten . . und ein Seufzer schwer

Bricht aus dem Herzen ihr, dem jungen, warmen.
Sie sieht ihn bleich und blutbedeckt, in Not,
Sie möcht' ihm helfen mit den krätt'gen Armen,

Sie möcht' ihm Wasser bringen, Wein und Brot.
Begehrlich, herzbeklemmend fühlt entsteigen
Der Sehnsuchtsglut, die ihr im Busen loht,

Den Vorsatz sie: Nur Dir gieht sich zum eigen
Die Palma hin, Du einsam kühner Mann. — —
Bald schläft das Dorf. Wie Donnern durch das Schweigen

Dröhnt's ferne her vom Ätna dann und wann.
Und Palma tritt hinaus. Vom Bergzug wehen
Die Winde schneidend . . Der sie hält im Bann,

Der Unbekannte, den sie nie gesehen,
Dort birgt er sich. Die Feuer sieht sie sprüh'n
Auf endlos weiter Ebene: „Hör' mein Flehen,

Madonna! Schütze ihn!" Das Morgenglüh'n,
Es findet Palma schlaflos . . überwacht.
Die Männer kehren heim. Vergeblich Müh'n

War's abermals . . und Palma fragt, hat Acht
Auf Alles, was sie hört . . Sie muß ihn finden,
Leone, den Banditen, heut' zur Nacht!

Die Stunden eilen und mit ihnen schwinden,
Was noch im Herzen sie wie letztes Zaudern
Beim Anblick ihrer Mutter mocht' empfinden.

Und wieder kommt die Nacht. Der Alten Plaudern
Verstummt. Sie schläft und einen scheuen Kuß
Drückt Palma ihr auf's weiße Haar. Ein Schaudern,

Ein kurzes nur . . Sie schlägt zu frommem Gruß
Vor'm Muttergottesbild das Kreuz. Beim Schein
Des schwachen Lämpchens schleicht auf leisem Fuß

Digitized by Google

Zur Traube sie und steckt ihr Messer ein.
Sie schürzt sich hoch und unterm Tuch versteckt
Sie schnell ein Brot und füllt den Krug mit Wein.

Dann rasch hinaus . . Von keinem Aug' entdeckt
Geht's an den Häusern hin . . sie ist im Frei'n . .
Der Bäume Dunkel und die Hecke deckt

Den Weg zum Fluß . . Drei Kerzen will sie weihn,
Hilft ihr die Mutter Gottes durch die Furt,
Dann durch der Dornenhecken lange Reih'n,

Daß auch kein Hund dort, sie verratend, knurrt.
So schleicht sie vorwärts. Ihren Fuß umquellen
Weit über der Sandalen Riemengurt

Die kalten Wasser, doch im Busen schwellen
Fühlt Jubel sie . . . das Ufer ist erreicht.
Bald ist verrauscht das Murmeln auch der Wellen. —

Felsan steigt sie durch das Gestrüpp, hart streicht
Ihr dornig Buschwerk über Hand und Wangen.
Um Felsenblöcke, Cactusstränke schleicht

Im Dunkel tastend sie. In Fetzen hangen
Die Kleider ihr . . . Es bleicht im Dämmerschein
Der Mondessichel, gleich gespenst'schen Schlangen

Verschlungen Astgerippe . . . Dicht am Stein
Steht's plötzlich vor ihr auf. Es knackt der Hahn . . .
„Halt! . . Werda?! . . Halt! Zum Teufel sollst
Du sein . ."

Ein Blitz, ein Knall, ein Schrei! „O Mann . . .
halt' an, . . ."
Doch von des Mädchens Schulter tropft schon Blut.

Sie stöhnt . . : „Da, . . nimm! Nimm Brot und
Wein . . Im Wahn

Willst Du die einz'ge Seele, die Dir gut,
Zu Tode treffen?" Gierig auf den Krug.
Den sie umkrampft, stürzt der Brigant und thut

Mit hastig durst'gem Schlucken solchen Zug,
Daß ihm der Atem bei dem Trunke stockt,
Dem langentbehrten. Nimmer thut genug

Er sich, bis er den Grund erreicht. Dann hockt
Er nieder . . Seine rauhe Hand entblößt
Die Schulter ihr. Sie schweigt und sie frohlockt.

Und wie das Tuch er ihr vom Busen löst,
Fühlt tröstlich sie die kühne Hand am Herzen
Und auf der Wunde . . doch ihr Hauch, er flößt

Ihm wilde Gierden ein. Gleich grellen Kerzen
Erflammt sein Auge. Roh und gellend lacht
Er sie umfassend auf . . Im Wonneschmerzen

Heiß atmend feiert Palma Hochzeitsnacht!
Sie bebt . . Die Küsse glühen. Tod und Leben
Vergessen beide, Feinde, Bann und Acht!

Da bricht's heran. Schon sind sie rings umgeben.
Der Schuß verriet. Ein Fackelbrand erhellt
Die Felsen. Aus den Feigenbüschen heben

Gewehre sich. Das Wild, es ward gestellt . .
Zum letzten Mal. Hier gibt es kein Entrinnen . .
Laut kracht es. Unterm Salvenfeuer fällt

Das Liebespaar im wilden Rausch der Minnen.

Von Jugend und Liebe.

Von Jugend und Liebe ein zauberisch Lied
Einst habt ihr dem Kinde gesungen,
Und tief sind die Klänge voll jubelnder Lust
Hinein in das Herz mir gedrungen.

Doch als nun die Jugend auch mir sich genaht,
Da brachte nur Leid sie und Schmerzen;
Was weckket ihr einst durch das jubelnde Lied
Die Sehnsucht nach Glück mir im Herzen?!

Ida von Leffac.

Italienisches Volkslied.

In einem würd'gen Kapuzinerkloster
Bin ich in Rom zur Beichte jüngst gegangen,
Und diese Frage gleich zum ersten that er,
Ob ich der Liebe schon ins Netz gegangen.
Ich sprach: „O wollet, Vater, mir verzeih'n:
Ein allerliebster Junge nennt mich sein."
Drauf er: „Unsel'ge Tochter, laß ihn fahren!
Wie willst Du sonst Dich vor Verdammnis wahren?"
„Ehrwürd'ger Beicht'ger," flüstert' ich bescheiden,
„Will eh' verdammt sein, als den Liebsten meiden!"
Und er: „So gehe, Kind, in Gottes Frieden;
Auch mir, auch mir ist Liebesnot beschieden."

Im Versmaß des Originals übersetzt von **Robert F. Arnold.**

Digitized by Google

Neue Lyrik.

Es sind diesmal leider — denn wer kann dies mehr bedauern, als der Kritiker? — nur einige halbe Talente, die wir zu besprechen haben, daneben andere, die keine Begabung, sondern im besten Falle eine gewisse harmlose Freude am Reimen dazu gefiihrt hat, mit einem Bändchen Gedichte hervorzutreten.

Die erste Reihe, der wir Jene beizählen, die trotz eines Funkens Talents doch nicht über den Dilettantismus im leidlichen Sinn dieses Worts — denn einen guten Sinn hat es in keiner Kunst — herausgekommen sind, sei diesmal mit einem Namenlosen, Verstorbenen eröffnet „Schwarze Perlen. Aus dem Nachlasse eines Heimgegangenen", betitelt sich das Büchlein (bei Siegismund und Volkening in Leipzig erschienen). Ein ernster, leidgeprüfter, gedankenreicher und gebildeter Mann hat diese Verse geschrieben — manche Strophe klingt auch, als ob hier ein Dichter zu uns spräche, aber schon die nächste Zeile oder doch das nächste Blatt läßt die Täuschung erkennen. Da finden wir Verse wie: „Nicht das vermehret meiner Leiden Summ'" (S. 89) oder: „Könnt' ich nur einmal, einmal mich entbinden, Mit einem Schrei, gewaltig unermessen" (S. 38) und zuweilen schadet die Form dem an sich eigentümlichen Gedanken so sehr, daß wir ihm nur mühsam gerecht werden können:

Wenn in mir wühlt des Schmerzes wildste Loh
Nicht möglich scheint's mir oft, was mich zerglüht —
Ach! schreckliche Momente sind das, wo
Es mir ein Wunder dünkt, daß keins geschieht.

Die Stimmung ist ja dem aufmerksamen Leser verständlich gemacht, und der Mensch, über den sie kommen konnte, wird uns als kein alltäglicher erscheinen, aber vermag er sie nur so auszudrücken, wie hier geschehen, so ist er eben doch kein Dichter. Selbst das schönste Gedicht des Buches ist nicht ganz makellos; da es gleichfalls in der Stimmung eigentümlich ist und so ziemlich das Höchste bedeutet, was Naturen dieser Art leisten können, so sei es hier mitgeteilt:

Wie liegt die Welt so nebelweich,
So still und sterbensmatt,
Im Wald nur löst sich vom Gezweig
Leis raschelnd Blatt um Blatt.
Der Wald, den wilden Grimms durchschnaubt
Noch jüngst der Sturmwind hat,
Doch dem er damals nicht geraubt
Auch nur das fleh'ste Blatt;
Der kranke Wald, in Ruh verstellt,
Als sei es ihm zu schwer,
Streut selber nun sein feucht-getränkt,
Sein Laubgewand umher.
Und leis der stillen Erde zu
Sinkt nieder Blatt auf Blatt —
O, tötlicher als Sturm ist Ruh
Für den, der lebensfatt.

Vielleicht war es ein Unrecht, die Verse drucken zu lassen. Sie sind offenbar erlebt, und der Tote war sicherlich als Mensch wertvoller, denn als Dichter.

Wenn der Kritiker von Bertolt die Gedichte eines selbst ihm gänzlich unbekannten Mannes zur Hand nimmt, die sich auf dem Titelblatt als „vierte Sammlung" ankündigen und dann im Anhang von Zeitungsstimmen findet, daß das „Arnstädter Tageblatt" ausgerufen: „Wirklich ein Poet!" während die „Penaten" lakonisch, aber mit dem vollen Gewicht ihres Ansehens: „Empfindung echt, Sprache meisterhaft" befunden, so ist er geneigt, einen besonders erheiternden Herrn zu vermuten. Die sonst nicht unverläßlichen Zeichen haben diesmal getrogen, Paul Knnads „Neue Dichtungen" (Dresden, Pierson) gehören in diese Reihe: auch in ihnen sind Funken wirklichen Talents zu finden, wenn auch leider nur eben Funken. Es ist kein Zufall, daß er Albert Moser ein Gedicht widmet; mit diesem hat er das Streben nach Formglätte, die herbe Weltanschauung, die Neigung zu antiken Maßen und Stoffen, den Hang zur Selbstbespiegelung, die Gesinchtheit, die Kälte und Sprödigkeit der Empfindung gemein, nur daß bei dem Jünger alle Schwächen vergrößert, die Vorzüge verringert erschienen. So kommt's, daß Moeser gewiß kein bedeutender, aber ebenso gewiß ein wirklicher Dichter, Knnad hingegen nur eben ein Mann jener Gattung ist, von der wir eben reden. Was in der Form schlicht, in der Empfindung ungesucht ist, sieht dann auch an der Grenze des Banalen; wo Knnad originell sein will, da gelingt es ihm auch, aber gewiß in ganz anderm Sinn, als ihm vorschwebt. Selbst in unseren Tagen einer maßlosen Manieriertheit findet man nicht alle Tage Gedichte, wie das folgende „Winterabend im Walde":

Fern verglimmt des Tages letztes Feuer
Schmale Purpurröte säumt den West;
Seidig schillernd, wie ein Abenteuer
Gleißt der Himmel durch das Schneegeäst.
Bleiches Weiß, von lichtem Grün beschienen,
Stumm erkaltend müdes Abendrot:
Schier gebannt, mit süßen Schäfermienen,
Neigt zur Erde sich der grimme Tod.

Hier ist jedes Wort Unnatur, wenn auch das „seidig schillernde Abenteuer" die Krone bleibt. Hingegen ist in den „Bildern und Gestalten" Manches präcis und nicht ohne Geist, so „Cäsars Lorbeer" mit der prägnanten Schlußstrophe:

Thronen will ich im Senate,
Ruhm, statt Haars, auf bleicher Stirn:
Geckenblendwerk wird dem Cäsar
Heißer Knaben Ideal!

Denselben Gesamt-Eindruck, den des Bedauerns, daß es trotz einiger Begabung doch zu so wenig wahrhaft Erfreulichem gekommen, macht auch die Sammlung eines Österreichers, Peter Phillipp: „Welt und Leben" (Dresden, Pierson), der das Motto vorgesetzt ist:

Mag die Welt auch froh erschienen:
Wenn ich ihr in's Antlitz seh,
Hör' ich ein verhaltnes Weinen
Wie von tief verborgnem Weh.

Die Verse sind nicht bloß für die trübe Weltanschauung des Verfassers, sondern auch für seine Arbeitsweise sehr bezeichnend: er fällt ohne Grund und Zweck aus einem Bild in's andere; nirgendwo der volle Ernst, ein Gedicht so gut zu machen, als man eben kann, aber auch hinterdrein nirgendwo der nötige Ernst im Sichten, so daß im Buche Spreu und Weizen hunterbunt durcheinander stehen, nur daß leider die Spreu überwiegt und auch der Weizen zumeist gemäht wurde, ehe er reif war. Dabei andererseits unverkennbar eine ernste, geschlossene Persönlichkeit, ein Mann von Geschmack, Bildung und selbständigen Gedanken! Er versichert uns im Vorwort, was er biete, sei eine Auswahl aus dem, was er in fast drei Jahrzehnten geschrieben, aber dann war er recht milde gegen sich. Aus dem ganzen Abschnitt „Aus früher Jugendzeit" ist mit Ausnahme eines einzigen Sonetts: „Wolkenbild", das Stimmung und Gestaltungskraft zeigt, nichts druckwert gewesen, aber wie Vieles wäre auch in den anderen Abschnitten besser unterdrückt geblieben! Um von dem, was dem Autor relativ geglückt ist, eine Anschauung zu geben, folge hier eines seiner Ghaselen, „Der Schleier der Maja" . . .

Was wir fröhlich zechend tranken, ist nicht immer Wein gewesen,
Was begeistert wir gepriesen, ist oft leerer Schein gewesen.
Ungezählte Lügen flattern wirr durch unser Erdenleben;
Was ich liebte, was ich küßte, ist nicht immer mein gewesen.
Falten haben auch die Herzen unsrer Freunde, unsrer Lieben,
Und des milden Mitleids Gabe ist oft harter Stein gewesen.
Schwarze Flecken zeigt die Sonne, und die Frage sei gestattet,
Ob die lilienweiße Unschuld immer völlig rein geweien?
Selbst die goldnen Sterne lügen und so manche vielgerühmte
Größe ist, genau betrachtet, recht erbärmlich klein gewesen.
Diese Welt des falschen Scheines ward mir oft zum Labyrinthe;

Digitized by Google

Fand den rechten Pfad nur, wenn ich einsam und allein gewesen.
Über alle Dinge breitet Täuschung ihren Nebelschleier,
Denn der Wahrheit ernstes Antlitz wäre uns zur Pein gewesen
Majas Schleier macht zum schweren Traume unser Erdenleben,
Nur die Toten wissen, daß es nicht das wahre Sein gewesen.

Nun einige Dilettanten, von denen zwölf auf ein Dutzend gehen, die aber nirgendwo durch besondere Grimassen oder offenkundigen Größenwahn unerträglich machen.

Da wäre zunächst Hermann Schilling, der seine Sammlung überschreibt: „Wetterleuchten. Etwas von H. S." (Straßburg i. E. G. L. Katteudidt.) „Etwas" — dieser Untertitel ist aber auch das einzige Originelle an der Sammlung. Das Beste, was Herr Schilling machen kann, ist etwa ein Fabriklat wie folgendes: „Winterwald" (S. 16):

Eisig weht der Wind von Norden
Frost und Winterzeit heran,
Und des Schneesturms Flockenhorden
Wirbeln durch den weiten Tann.
In der tiefverschneiten Öde
Krächzt ein einzler Rabe nur;
Schaurig schreckt sein Schrei, der blöde,
Aus dem Traume die Natur.
Und die Flocken wirbeln heftger
Und der Rabe streicht waldein;
Nahen Todes ernstgeschäftger
Bote scheint er mir zu sein. — —

Wie charakteristisch ist hier alles für die ganze Gattung, alles, sag' ich, auch die beiden Gedankenstriche am Schluß. Der Dichter, der den funkelnagelneuen Miseneinfall, daß der Rabe ein Todesbote ist, geboren, der Leier, der ihn genossen, sollen sich gleichsam von dem Eindruck erholen können: — — Der Wind weht die Winterszeit heran, der Schrei des Raben weckt die Natur aus dem Traum, und weil Öde in solchen Fällen ein übliches Wort ist, so muß der Schrei des Raben blöde sein — man könnte aus diesem einzigen „Gedicht" die Naturgeschichte der Gattung entwickeln. Aber wozu, da sie ohnehin bekannt ist? Und ebenso weiß man, daß es erhebliche Qualitäts-Unterschiede innerhalb der Gattung eigentlich nicht giebt. Jeder dichtet, weil andere vor ihm gedichtet haben, jeder dichtet, was andere vor ihm gedichtet haben; nur macht's der Eine etwas feiner, der Andere etwas ungeschickter.

Ungeschickter, als Herr Schilling ist Ludwig Zöller, der Verfasser von „Frau Minne. Ein Bild aus Kreuznachs Vergangenheit. Nebst einem lyrischen Anhang." (Kaiserslautern, Aug. Gottholds Verlagsbuchhandlung.) Wenn er z. B. singt:

Nebenbergumkränztes Kreuznach,
Wandelbar war dein Geschick.
In dem flücht'gen Lauf der Zeiten
Zeigtest du verschieden Bild:
Claudius Drusus baute einst
Ein Kastell an deinen Hängten.
Trotzig stolze Römerkrieger
Frenten deines Reizes sich!

— so weiß man sofort, daß dies kümmerliche Licht auf den Josef Victor Scheffel gestellt ist. Noch jämmerlicher ist Herrn Zöllers Lyrik; man hat ordentlich Mitleid mit soviel Reimnot und Satzverrenkung:

Das kleinste Füßchen fürwahr hast Du,
Darauf ich mit jedem mich schlage,
Doch warum deckst Du das Näschen zu
Du reizender Schalk mir sage?

Du reizender Schalk Ludwig Zöller, warum ouälst Du Dich so?! Indes, der Mann scheint noch jung zu sein; es giebt Fälle, wo es bei der einen Sammlung bleibt. Der Mangel jeglicher Anerkennung, das Achselzucken der Umgebung, die Kostspieligkeit des Vergnügens — denn die Druck- und Vertriebskosten wollen ja bezahlt sein — haben schon Manchen gerettet. Aber es giebt Andere dieser Gattung, die ihr Leben lang fortdichten. So verfichert Albert Weiß, der Verfasser der „Schneeflocken, Dichtungen und Nachdichtungen" (Dresden, Lehmannsche Buchdruckerei und Verlagsbuchhandlung), daß dies bereits seine vierte Sammlung sei. Es ist ordentlich lehrreich, das Büchlein durchzusehen; jede Zeile verrät den echten, von keinem Hauch der Selbstkritik berührten Dilettanten. Man lese z. B. „Ein edles Frauenherz" (S. 7):

Selbstlos nur lebt in seinem Triebe
Und schwingt mit ihm sich himmelwärts,
Kein Opfer scheint für seine Liebe
Ein reines edles Frauenherz!
Das Erdenglück, des Himmels Wonne,
Die ganze Welt mit ihrem Schmerz,
Wenn ihm die Liebe strahlt als Sonne
Umschließt ein edles Frauenherz!

Welche Gedankenfülle! Und welcher Zauber der Form! Triebe — Liebe, Herz — Schmerz, Sonne — Wonne! Man glaubt eine Parodie zu lesen und es ist so bitter ernst gemeint! Aber erst die mexikischen Sachen, z. B. „Wie wir im Strandkorb uns gefunden" (S. 30):

Wie wir im Strandkorb uns gefunden,
Bei Regen und bei Sonnenschein,
So laß im Leben uns verbunden,
In Leid und Freud auf ewig sein.

Gleich prägnant sind die Epigramme, z. B. S. 62:

Mißachte nicht die — eig'ne Kraft
Noch wähne, daß sie — Wunder schafft:
Die größte That wird allezeit
Noch größer durch — Bescheidenheit!

Man achte auf den Sperrdruck und die Gedankenstriche! Haben wir gegen den ersten Teil des Buches im Übrigen nichts Besonderes einzuwenden, so hat uns der zweite sah aus der Gemütsruhe gebracht. Es sind Nachdichtungen einer in Deutschland wenig bekannten Lyrik, der polnischen, und das ist ein schweres Unrecht an dieser Litteratur. Nach dieser Nachdichtung könnte man glauben, als wäre jeder dieser Dichter ein Albert Weiß. Wir meinen: Er dichte auf eigene Faust, wenn ers nicht lassen kann, aber er versündige sich nicht an wirklichen Dichtern.

K. B.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Recension zugekommen:

Beetschen, Alfred, Das Theaterwesen in der Schweiz. Berlin, J. Harrwitz Nachf. 1897.

Große, B. J., Frühlingslieder in Dur und Moll. Charlottenburg. 1897. Selbstverlag.

Kalser, Victor, Homer und die Sibylle in Kaulbachs Bilderkreis der Weltgeschichte. (Samml. gemeinverständl. wiss. Vorträge Heft 268.) Hamburg. Vlgs.-Anst. u. Druck.-A.-G. 1897.

Lanzky, Paul, Sophrosyne. Gedichte. Dresden. E. Pierson. Verlag. 1897.

Mönckeberg, Carl, Riesenspielzeug. Drama und Verse. Leipzig. Alfred Janssen. 1897.

Neesi, Gotthold A., Primula Veris. Gedichte. Dresden. E. Pierson. Verlag. 1897.

Oesterhaus, Wilhelm, Hermann der Cheruskerfürst. Vaterländisches Trauerspiel in 5 Aufzügen. Bielefeld. Komm.-Vlg. v. A. Helmichs Buchh.

Sausele, H., Walther, der Scholar. Ein Sang aus Franken. Schwäb. Hall. Selbstverlag. In Komm. bei W. Germans Vlg.

Schwelb, Karl, Kunast. Ein Sang aus Rübezahls Bergen. Dresden. E. Pierson. Verlag. 1896.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist unerlaubt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von C. Lezius & Co. in Berlin.

Digitized by Google

Die Sägmüllerin.

Novelle von **Maria Solina.**

(Schluß.)

Seiber hielt Wort. Anfangs in kurzen Zwischenräumen, später alle Tage fand er sich auf der Bank auf dem Friedhofe ein, und in das Antlitz der Sägemüllerin stieg jedesmal ein stiller Glanz, wenn sie ihn von Weitem erblickte. Die ersten Male begrüßte ihn nur ein mattes Dankeslächeln, doch allmählich trat dabei etwas wie Licht in die Augen und ein rosiger Schimmer in die Wangen, der die vergrämte Dreißigerin auffallend verjüngte und verschönte.

Sie sprachen von allerlei, wenn sie beisammen waren, und zwar hatten sie die Rollen getauscht. War bei der ersten Begegnung sie die Erzählende gewesen, so war es jetzt meist Seiber, der sprach, sie die aufmerksame Lauscherin. Daß er dabei unversehens in seinen lehrhaften Professorenton verfiel, störte die Wißbegierige durchaus nicht, und wenn er ihre ernsten grauen Augen verständnisvoll seinen Worten folgen sah, gedachte er zuweilen mit einem stillen Seufzer seiner weit weniger andächtig zuhörenden Gymnasiasten, denen er nur einen kleinen Teil der Sammlung und Wissensfreude dieses einfachen Weibes gewünscht hätte. Die Sägemüllerin zeigte für Alles Interesse: der Professor mochte ihr nun von den Heldenthaten der Geschichte erzählen, von den Wundern ferner Länder, dem Walten der Naturkräfte oder dem wunderbaren, unverrückbar geregelten Gang der Sterne — sie hing gierig an seinen Lippen, und wenn sie nicht gleich verstand, so bewies sie durch ihre Zwischenfragen, wie sehnsüchtig sie zu begreifen wünschte.

Oft, wenn ein besonders ergiebiges Thema angeschlagen worden war, trafen die Beiden nach Feierabend nochmals auf der Friedhofsbank zusammen, oder Seiber suchte seine Zuhörerin auch in der Sägemühle auf, und beredete sie zu einer kleinen Streiferei durch den Wald. Häufig ruderte sie ihn auch über den See; er nahm selten einen andern Fährmann.

So verrannen die Wochen. Auf der Höhe waren die Preißelbeeren längst reif, im Walde standen dicht die Cyclamen und auf den feuchten Wiesen sproßten die ersten Herbstzeitlosen. Der September neigte sich der Mitte zu und Seibers Urlaub ging zu Ende. Er war unangenehm überrascht, als es ihm zum Bewußtsein kam: er hatte sich diese Wochen gedankenlos leben lassen, und an kein „Morgen“ gedacht. An dem Tage, als er seiner Schülerin sagte, daß es nun leider bald vorbei sein werde mit ihren Plauderstunden — übermorgen sei der letzte Termin; dann müsse er unbedingt fort, — wankte sie wie vor die Brust gestoßen.

„Übermorgen,“ sagte sie nach einer längeren Pause, „das kann doch gar nit sein, Herr . . . g'rade im Herbst ist's bei uns so schön . . . Oder gefallt's Ihnen hier nimmer?“

Jeder Blutstropfen war aus ihrem Gesicht gewichen, und die Hände, die krampfhaft das Grabscheit umklammerten, zitterten.

Auch Seiber war bewegt. So schonend als er konnte, suchte er ihr begreiflich zu machen, daß es nicht freie Wahl war, die ihn forttrieb, sondern seine Pflicht.

Sie hörte ruhig zu, wie immer, wenn er sprach; dann sagte sie mit einem tieferen Atemzuge:

„Da laßt sich freilich nichts machen . . . das versteh' ich schon . . . Also übermorgen . . In der Früh, Herr, oder erst am Abend?“

Ihre Stimme ergriff ihn und die Augen — Beides wieder so erloschen, wie an dem Tage, als er sie zuerst gesehen. Es zuckte um seinen Mund und er hatte Mühe, die gewohnte Ruhe zu bewahren. Mit einem Versuch zu scherzen sprach er vom Wiedersehen im nächsten Jahre

Digitized by Google

und daß er sie dann streng ins Gebet nehmen werde, ob sie auch Alles, was er sie gelehrt, richtig behalten habe.

Diese Worte wirkten auf die vor ihm Stehende wie belebender Regenschauer auf eine dürstende Scholle.

„Sie versprechen mir's, Herr . . . auf Gewissen und Ehr', daß Sie wiederkommen" — rief sie lebhaft. Dabei streckte sie ihm die Hand hin und sah atemlos in seine Augen.

Eine Sekunde lang schwankte Seiber, von diesem feierlichen Ton in Verlegenheit gesetzt. Er hatte bisher jedes Jahr eine andere Sommerfahrt gemacht, um auf diese Weise ein Stückchen Welt ums andere kennen zu lernen. Diesmal zum ersten Male war er seiner angegriffenen Gesundheit wegen an einem Orte kleben geblieben. Fühlte er sich im nächsten Jahre kräftiger — wer weiß, wonach es ihn dann gelüstete. Aber, wie gesagt, nur eine Sekunde lang dauerte dieses Schwanken; den bangen Augen, die während dieser Sekunde mit gar seltsamem Ausdruck an den seinen hingen, konnte er nicht widerstehen.

„Auf Gewissen und . .," wollte er beginnen, aber sie erhob abwehrend beide Hände und unterbrach ihn laut und ängstlich. Es klang fast wie ein Schrei.

„Nein, nein . . Ich red' recht dumm! Wer weiß, wie Ihnen das Versprechen dann gereuen thät' . . . Wer weiß, ob Sie überhaupt können. Auf so was soll man nie sein Wort geben . . ."

Trotz ihrer fast heftigen Abwehr gab der Professor dennoch ein Versprechen: wenn er lebte und gesund war, wollte er es sich auf jeden Fall so einteilen, daß er auf der Durchreise diese Gegend berühre. Und da ihm das Klima hier so zugesagt habe, sei es gar nicht so unwahrscheinlich, daß er abermals, wenn auch nicht den ganzen Urlaub, so doch ein paar Wochen in Mittwald zubringen werde.

Ob sie um seinen Worten keinen Glauben schenkte, oder ob der allzuplötzliche Abschiedsschreck jeden Hoffnungsschimmer aus ihren Augen scheuchte — sie nahm seine Erklärung so gleichgiltig entgegen, daß es ihn fast verdroß, und erst als er die Absicht aussprach, den letzten Tag des Beisammenseins noch zu einem längst geplanten Ausflug zu benützen, kam wieder etwas Leben in ihre Züge. Er wollte sich schon des Morgens von ihr über den See rudern lassen, dann mit ihr die Berglehne drüben besteigen, dort den ganzen Vormittag im Walde mit ihr verbringen und erst nach dem Abschiedsmahl, das sie in dem auf halber Höhe gelegenen Waldwirtshaus einnehmen wollten, sollte er allein weiter den Gipfel des Berges hinan, und von da den am jenseitigen Abhange zur Station führenden Weg hinunter gehen — während sie den Heimweg über den See antreten sollte. Anfangs hörte die Sägemüllerin wie abwesend zu, während der Professor diesen Plan entwickelte, dann aber versenkte sie sich mit steigender Lebhaftigkeit in die Einzelheiten des bevorstehenden Ausflugs, sowie seiner Abreise. Alle Augenblicke fiel ihr etwas Neues ein. Sie wollte mit dem Jäger sprechen, damit Seiber den richtigen Abstieg zur Station ja nicht verfehle; sie wollte sich eines Knaben versichern, der vom Waldwirtshaus an Plaid und Körferchen des Professors über den Berg trug; sie wollte ihm beim Einpacken helfen und dachte an seine Schmutzwäsche, die sie morgen noch in aller Eile zu waschen und zu plätten versprach. Dazwischen fiel ihm ein „Almerkoch" ein, das die Wirtin drüben gar prächtig zubereiten sollte, und sie meinte, daß müsse er durchaus geben lassen zum Abschiedsschmaus.

Das Alles brachte sie mit einem aus Kindische grenzenden Eifer hervor, der Seiber an der sonst stets ernsten Frau befremdete, aber er sagte sich nicht ohne eine kleine Verstimmung, daß es ihm ja nur lieb sein müsse, wenn sie sich über das Trennungsleid in dieser Weise hinweghalf. —

Die in einen leichten Dunstkreis gehüllten Bergspitzen in der Ferne verkündeten am zweitnächsten Morgen einen schönen Tag. Es war abgemacht worden, daß Frau Azwanger den Professor in der Frühe beim Löwen abholen sollte; aber, zeitig erwacht, hatte es ihn gedrängt, nochmals seinen Lieblingsplatz auf dem Friedhofe aufzusuchen und von dort einen letzten Blick in das schöne Thal zu werfen. Für seine gekräftigten Glieder war die Anhöhe, die ihm Anfangs so beschwerlich gedünkt, jetzt nur mehr wie ein Katzensprung.

Bei seinem Eintritt in den Gottesacker fiel ihm wie gewöhnlich als Erstes das Geschwistergrab in die Augen, und er blieb betroffen stehn, denn es schien ihm seltsam verändert. Er meinte sich deutlich zu erinnern, gestern Abend noch dichte Haidekrautkränze darauf liegen gesehen zu haben, und die Sägemüllerin hatte erst kürzlich gesagt, daß sie diese immer wieder erneuere, solange es Erika gab; es befremdete Seiber

Digitized by Google

daher zu sehn, daß gerade jetzt, wo das Haidekraut in vollster Blüte auf den Bergen stand, nicht nur die Kränze, sondern auch das Moos entfernt war, und die augenscheinlich frisch umgestochenen Hügel keinen andern Schmuck zeigten, als frisches Waldesgrün: kleine und größere Farren, Sauerklee, Haselwurz und Erdbeerkraut — Alles sorgsam mit den Würzlein aus der Erde gegraben und hierher verpflanzt; als Einfassung war junges Epheugewinde dicht herum gelegt. Es sah schmuck und frisch aus: die Anordnung zeugte von großer Sorgfalt und ein nebenstehender Schiebkarren bewies, daß in sorgender Voraussicht die Hügel zuerst mit Walderde bedeckt worden waren, um das Einwurzeln der Pflänzchen zu erleichtern.

Während Seiber noch staunend vor den Gräbern stand, trat die Sägemüllerin ein. Sie erschrak sichtlich, als sie ihn erblickte und erwiderte mit einem scheuen Nicken seinen Morgengruß. Auf seine Frage, wann sie denn Zeit gefunden habe, diese Veränderung vorzunehmen — gestern Abends habe es hier ja noch ganz anders ausgesehen — sagte sie mit abgewandtem Blick:

„Ich hab' in der Nacht nit schlafen können . . . da ist mir das eing'fallen, und eh' die Sonn' noch aufgestiegen ist, war ich da . . ."

Bei diesen Worten lehnte sie den Schiebkarren an die Kirchenwand, seinen gewohnten Platz.

„Ich dächt', Herr, jetzt wär' für uns auch schon Zeit," sagte sie dann. Aber als er nickend ihr den Vortritt lassen wollte, fügte sie leise hinzu:

„Gehen Sie nur voraus, Herr . . . ich muß da noch was nachschauen . ."

Damit wendete sie ihm den Rücken und blieb mit herabhängenden Armen vor der in üppigstem Grün prangenden Grabstätte stehen. Aber als Seiber sich bei der Pforte nach ihr umwandte, sah er sie auf den Knieen zwischen den beiden Hügeln liegen, und die Bewegung ihres Oberkörpers verriet ihm, daß sie leise schluchze. Im nächsten Augenblick neigte sie plötzlich den Kopf tiefer und drückte zuerst auf das Grab zur Rechten, dann auf das andere je einen langen Kuß. Hierauf erhob sie sich, und trat mit noch feuchtschimmernden Augen, aber sonst ruhig zu ihrem bei der Pforte harrenden Begleiter.

„Jetzt gehn wir also," sagte sie.

Doch so rasch sollte man noch nicht fortkommen. Von der Mühle her kam laut heulend der Seppl gelaufen: bloßfüßig, im Hemd und Röckchen, sowie die Mutter ihn im Bette gelassen.

„Mutterle . . . Seppl auch mit," lallte er, sich an die Rockfalten der Sägemüllerin klammernd.

Seiber, der sich an das gutmütige Trottelchen mit der Zeit gewöhnt hatte und in eine Art freundschaftliches Onkelsverhältnis zu ihm getreten war, sagte lächelnd:

„Da werden Sie schier nochmals umkehren müssen und den jungen Mann anziehn, Frau Aywanger! Er ist ja gut auf den Füßen und hat uns nie gestört."

Ein zögerndes Widerstreben malte sich auf den Zügen des Weibes, und es blickte unschlüssig auf das weinende Kind. Doch als Seiber dringender sagte: „Meinetwegen machen Sie sich keine Skrupel — nehmen Sie ihn nur mit . . . Sie hätten sonst doch keine Ruhe, selbst wenn er bei der Nachbarin nicht schlecht aufgehoben ist, wie Sie gestern sagten . . Und ihm wäre schon gar bang" — erst da hob sie das Kind rasch entschlossen in die Höhe und murmelte halblaut:

„Er hat halt ja recht . . 's wird besser sein!"

Der Morgenwind fuhr kräuselnd über das Wasser und an die Bootswand schlugen spielende Wellen. Seiber saß im Vorderteile des Schiffchens und blickte auf das langsam zurückweichende Ufer, bald auf seine Schifferin, die ihm gegenüber aufrechtstehend das Fahrzeug durch kräftige Stöße vorwärts trieb. In der Mitte des Sees rastete sie ein Weilchen und ließ das Boot schaukeln wie es wollte.

„Da ist's am tiefsten," sagte sie. „Wie ich noch ein kleines Mädel war, ist hier einmal ein Unglück g'schehn. Ich hab's schon fast vergessen g'habt . . . jetzt fallt's mir auf einmal ein. . . . Die Lodenbäuerin von dort drüben" — sie bezeichnete mit der Hand ein einzelstehendes Gehöfte auf dem Mittwald gegenüberliegenden Ufer — „ist mit ihrem ältesten Buben nach dem Dorf hinüberg'fahren, wo sie, gleich neben, ihre große Wiesen hat. Die ganze Plätte war voller Leinen zum Bleichen. Wie's hier sind . . . g'rad auf der Stell', kommt das Schifferl ins Wackeln, denn eine Leinwandrollen ist gegen den Rand zugekugelt und plumpst in's Wasser. Der Bub' bückt sich und will's heraufziehn, aber das nasse Zeug war stärker als er und reißt ihn hinab vor den Augen der Mutter. Die Berge haben gehallt, so hat die Lodenbäuerin gejammert, aber er ist nicht mehr zum Vorschein 'kommen, trotz

Digitized by Google

allem Suchen. Da hat die Mutter am dritten Tag eine Meß für ihn lesen lassen, und g'rad wie der Geistliche bei der Wandlung war, haben's den Buben herausgezogen, in die Leinwand eingewickelt wie ein Fatschenkind. Die Leut' haben damals viel darüber geredt, aber tot war er halt doch . .“

Die Sägemüllerin griff wieder nach dem Ruder und versenkte es in die Flut. Nach zwei kurzen Stößen hielt sie abermals inne.

„Wenn's doch was gäb',“ meinte sie sinnend und starrte zum Himmel empor — „ein Wiedersehen, haben Sie gesagt . . . 's wär' schön . . .“

Der Vormittag im Walde verging wie im Fluge, trotzdem der Professor schweigsamer war als sonst und auch die Sägemüllerin kein Mitteilungs-Bedürfnis mehr zu haben schien. Am lebhaftesten von den Dreien war heute Seppl: er kletterte mit seinen krummen Beinen unverdrossen durch Dick und Dünn, beschmierte sich die Wangen mit den Heidelbeeren, die er noch fand, und lachte oft ohne alle Ursache meckernd auf, wie das schon manchmal seine Art war.

„Der ist heut' wie ausgewechselt,“ sagte Seiber lächelnd; die Mutter aber zuckte bei jedem dieser Heiterkeitsausbrüche jäh zusammen, und einige Male, wenn Seppl, Anteil suchend, zu ihr emporgrinste, verdeckte sie ihm mit der Hand die Augen. Aber als der Professor bei einer Eberesche mit rot leuchtenden Vogelbeeren Halt machte und sein Taschenmesser hervorzog, um reiche Beute zu halten, die der Sägemüllerin wie er meinte, für ihre Gräber hochwillkommen sein mußte, wollte sie nur wenige Beerenbüschel nehmen.

„Ja, ja . . . die sind für Dich, nur für Dich,“ sagte sie zu dem Kleinen, der jauchzend seine Hände darnach ausstreckte. Und ein Kränzlein windend, schmückte sie damit seinen Hut.

Zwei Stunden später hieß es Abschied nehmen. Den Knaben mit dem Gepäck hatte der Professor schon vorausgeschickt, während er auf der Wiese vor dem Waldwirtshaus stehen blieb, wo ihre Wege auseinandergingen. Jetzt, da es ernst wurde, war ihm recht weh zu Mut.

„Machen wir's kurz, Frau Atzwanger,“ sagte er mit halb erstickter Stimme und streckte ihr die Hand hin. „Es muß leider sein.“

Die Finger, die er in den seinen hielt, waren kalt wie Eis und in dem blassen Gesicht vor ihm regte sich kein Muskel. — Bangigkeit um sie beschlich sein Herz. Welch' eine Riesenlast lag doch auf den Schultern dieses einfachen Weibes! In diesen Verhältnissen und in dieser Umgebung . . . ohne Freude an der Gegenwart, ohne Hoffnung auf die Zukunft . . . die ganze trostlose Öde dieses Daseins stand erst jetzt, im letzten Augenblicke, vor ihm mit erschreckender Klarheit.

Auch über sie kam der letzte Schmerz mit plötzlicher Gewalt. Sie glitt auf die Kniee nieder, und fest an seine Hand geklammert, überschüttete sie diese mit Küssen, benetzte sie mit heißen Thränen.

„Mein Kind . . . mein armes Kind,“ stammelte er fassungslos. Dieser Thränen-, dieser Küsseschauer überwältigte ihn. „Minna!“ — Es war das erste Mal, daß er sie so nannte, und gleichzeitig fast überkam ihn die nie gefühlte Lust, sie an sein Herz zu nehmen, sie zu sich emporzuziehn. Rührend lieb erschien ihm mit einem Male dieses von blonden Flechten umwundene Haupt, von welchem das blaue Kopftuch herabgeglitten war, rührend weich der Umriß der mädchenhaft schlanken Gestalt in dem einfachen bäuerlichen, jetzt aber sorgfältig gepflegten Kleide, eine Veränderung, die er ebenso wie Seppls stets reines Gewand schon längst mit stillem Wohlgefallen beobachtet hatte.

„Nimm sie mit Dir . . . laß' sie aufblühen an Deiner Brust,“ so zuckte es durch sein Hirn, aber die flüchtige Regung des einsam gealterten Junggesellen ward von ihr selbst verscheucht. Sie hatte die Augen zu ihm aufgeschlagen, und was er darin las, war nicht das starke „Küsse mich“ eines sehnsüchtig liebenden Herzens, sondern das stille, müde „Du gehst von mir“ eines hungernden Geistes und einer zagenden Seele. So wenig eitel der Professor war, einem Wort der Liebe hätte er schwerer widerstanden, wenn sie den Versuch, ihn damit zu halten, gemacht hätte. Aber sie that es nicht. Im Gegenteil: ohne Seibers letztes Wort, ohne einen letzten Händedruck abzuwarten, riß sie sich los, und den plötzlich laut aufheulenden Seppl auf den Arm nehmend, lief sie wie in blinder Flucht den Wiesenabhang vor dem Waldwirtshaus hinab.

Langsam stieg der Professor den Berg hinan. Es ist besser so, dachte er, als er überhaupt wieder klar denken konnte, aber eine Art weicher Wehmut ließ ihn nicht los und er wäre weit lieber den Berg hinab, ihr nach, als aufwärts, wohin er sollte. Auch verleidete ihm die warme Nachmittagssonne das Steigen die immer kahler

Digitized by Google

werdende Höhe hinan, und er blieb häufig stehen, einen bedauernden Blick auf den schattigen Waldweg zurücksendend, den er am Vormittage mit seiner Begleiterin zurückgelegt hatte.

Bei einer Biegung des Weges enthüllte sich ihm das liebgewordene Thal, dessen Anblick ihm bisher durch die Baumwipfel entzogen worden war. Über Mittwald und der Berghalde drüben flutete blendendes Sonnenlicht, und lagerte noch flimmernd bis über die Mitte des Sees, während diesseits das tiefdunkle Wasser die Föhren und Tannen am Uferrande, ins Endlose verlängert, wiederspiegelte.

Die Augen mit der Hand bedeckend, spähte der Professor hinab. Er hatte ein Schiffein entdeckt, das eben über die Schattengrenze gleitend, sich deutlicher als bisher von der glitzernden Spiegelfläche abhob. Das Ruder fiel lautlos in das stille Wasser und die Arme der Rudernden hoben und senkten sich im Takte. Deutlich schimmerte die helle Schürze herauf und das blaue Kopftuch: es war die Sägemüllerin, die heimwärts fuhr.

Der Professor zog sein Taschentuch und winkte aus Leibeskräften; sie aber wendete ihm rudernd den Rücken und sah ihn nicht. Da, als er schon daran verzweifelte, sich ihr bemerklich machen zu können, gab sie dem Kahne plötzlich eine Wendung und sah zurück, woher sie gekommen. Aber auch jetzt gewahrte sie den Winkenden nicht. Sie ließ das Ruder fahren und nahm statt dessen den Seppl auf, der, wie der Professor deutlich sah, im „Kranzl" lag und schlief. Mit dem Kind auf den Armen bestieg sie das Bänkchen in der Mitte des Kahns.

„Was will sie denn?" dachte der Professor befremdet — „sie bringt ja das Boot ins Schwanken . ."

Er hatte es kaum gedacht, als es ihm eisig kalt über den Rücken rieselte und das Haar auf seinem Haupte sich sträubte. Er wollte schreien und konnte nicht.

Sachte, ganz sacht war die Sägemüllerin immer weiter nach rechts getreten — einen kleinen Schritt und wieder einen, bis sie am Rande stand. Noch eine schwache Neigung des Oberkörpers, eine kurze schwingende Bewegung des rechten Armes . . . Alles zusammengenommen kaum das Zehntel einer Sekunde . . . dann ein Aufspritzen des Wassers. Auf der früher spiegelglatten Fläche blieb davon ein schraubenartiger Wirbel zurück, der immer weitere Kreise zog, bis dicht an die Schattengrenze hinan — daneben trieb ein umgekipptes Boot, das einzige weit in der Runde.

Den verzweiflungsvollen Aufschrei des Professors verwehte der Wind.

An Shelley.

O wohl! Ein Meer verschlang dich, Herz voll Licht,
Und thut sich strudelnd auf die wilde Welle,
Dein Glanz ist's, der in tragisch düstrer Helle
Empor aus schwarzer Abgrundstiefe bricht.

Und wenn in tausend Silberscheiteln dicht
Des Monds Goldsichel zittert auf der Welle*),
So duldet's, daß dem Schimmer sich geselle,
Dein irres Flämmchen in der Tiefe nicht.

Doch welches Meer ist's, wo du Glanz versprühst,
Du Herz voll Licht, und welchen Schiffern wäre
Verliehn, zu schau'n dies Wunder, das geheime?

Das uferlose Meer, auf dem du glühst,
Licht ist's das Weltmeer, ist das Meer der Meere,
Das Meer der Menschenbrust und ihrer Thränne.

Aus dem Italienischen des **Angelo Orvieto** von **Paul Heyse.**

Mein Weg.

Mein Weg — am Abhang geht er — ist mir lieb;
Denn weit hinaus ins friedliche Geländ'
Bis zu der Berge weißem Firnenkranz
Und nieder zu des Sees belebtem Rand
Und durch das dörferreiche Flachland fliegt
Der Blick entzückt und schlürft den Überfluß
Der bunten Farben und der lieben Bilder — — —

Doch duld ich nie, daß du ihn mit mir gehst!
Das erste Mal ging ich auf diesem Weg
Als Knabe an des Vaters lieber Hand,
Und — wie gewöhnlich, wenn wir durch das Feld
Gemeinsam gingen, — o, wie oft geschah's! —
Erklärt' er mir so Manches, und ich war
Von seinen Worten, von dem treuen Aug',

*) Auch im Original zweimal l'onda. Anm. d. Übers.

Digitized by Google

Das auf mir ruhte, also tief bewegt,
Daß sich mein Blick, gebannt auf seinen Blick,
Auf einmal ganz umflorte. -- Und er sah's,
Erstaunte, fragte mich: „Was hast Du nur!“
Ich wußt' es nicht und fand kein einzig Wort,
Als: „Vater, stirb mir nicht; — ich liebe Dich!“
„Du dummer Bub!“ Durch dieses barsche Wort
Hört' ich die Liebe zittern, und es war,
Wenn jetzt ich's recht bedenke, grade so,
Als ob er selber Ähnliches gedacht.
Und wunderbar! zur gleichen Frühlingszeit,
Wo dies geschehen, starb mein Vater jäh! —
Geh' ich mit guten Freunden heil dem Tag,
Meid' ich den Weg, so lieb er mir sonst ist; —
— Nicht etwa, daß ich abergläubisch bin, —
Doch jedesmal bemeistert mich die Scheu.
Nur einmal war's, ein allereinzig Mal,
Daß ich ihn doch mit jemand Liebem ging,
Und ganz vergessen lichten mir jener Tag.
Da — plötzlich — an derselben Stelle war's —
Sah mich ein liebes, braunes Auge an; —
In seine dunklen Tiefen sank mein Blick
Und blieb gebannt, und Angst befiel mich heiß.
Und in dem Auge las ich wieder Angst.
Keins sprach von uns die Worte: „Stirb mir nicht!“
Und keines lachte drob. Wir blieben still —
Doch wurde Lipp' auf Lippe heiß gepreßt. —
Dann gingen Hand in Hand wir schweigend heim. —
War das ein Gruß vom Tod an Beide wohl?
An Eins nur nicht! — Dann wäre Sterben Qual!
Doch leben wir! — Vielleicht auch war es nur
Ein Gruß vom Toten an die Lebenden;
Doch war er ernst und Angst begleitet' ihn! —
— Wenn meine Träume in der Ferne sind,
Wohin sie ging, — frag ich mich jedesmal!
Wenn ich allein auf meinem Wege geh,
Denk ich des Toten und der Lebenden,
Und jedesmal trifft mir die Frage nah! —
— Durch Blumen geht mein Weg, er ist mir lieb,
Doch duld ich nie, daß du ihn mit mir gehst.

Hans Müller.

Nachtlied.

Dunkle Mächte weben
Still in dunkler Nacht,
Höllengeister schweben
Durch die Lüfte sacht;
Schüren das Fieber und scheuchen den Schlummer,
Wehren dem Frieden und nähren den Kummer,
Spähen wie Diebe scheu in die Runde,
Sünden säend schnell wie der Wind,
Führen gar süße Worte im Munde —
Hüte dich, hüte dich, Menschenkind!

Aber hold entgegen
Ihrem Brüten und Bran'n
Wirken mit reichem Segen
Gütige Himmelsstran'n.
Sieh, auf der Schwelle aus goldener Helle
Wie sie sich drängen geschäftig und schnelle!
Silberne Krüge hebend, stürzen
Lieber die einen den Born der Ruh,
Purpurblühenden Mohn aus den Schürzen
Streuen die andern und singen dazu.

Singen erst summend, leise,
Ganz im emsigen Thun;
Doch es klärt sich die Weise,
Alle singen sie nun:
Ruhe nun, ruhe, du müdes Leben,
Schwingen der Unschuld über dir schweben,
Ebbend, in ihrem Dämmer geborgen,
Sammle gemach das verlorene Gut;
All' deiner Tage Freuden und Sorgen
Spiegle verschönt die beruhigte Flut!

J. G. Oswald.

Ergebung.

Klag' nicht an des Schicksals Walten
Hoch der Bosheit arges Schalten;
Unsres eignen Busens Wellen
Waren es, die uns zerschellten.

Da wir Himmel wollten fassen,
Mußten wir die Erde lassen,
Und sie streute ihren Segen
Fern von uns und unsern Wegen.

Arm an Ehren nun und Hoffen,
Tausendfach ins Herz getroffen,
Ist dies Eine uns geblieben:
Reich zu sein durch unser Lieben.

Paul Driese.

Digitized by Google

An die Arbeit.

In dieser Einsamkeit, wer giebt mir Trost?
Die Lose dieser Erde sind verlost.
Kein Treffer fiel mir zu,
Und ungestüm verlangt mein Herz nach Ruh'.

Wer aber könnte ruhig schlafen geh'n?
Wer hört sie nicht und kann sie nicht versteh'n
Die Stimme, die ruft zu
Dem Schläfer: „Auf, wach auf aus deiner Ruh'!

Behau, er dünke groß dich oder klein,
An den das Schicksal dich gestellt, den Stein.
Erfülle deine Pflicht,
Die Arbeit heißt: zu feiern lebst du nicht."

O Arbeit! goldner Kelch, des Weines voll,
Aus dem noch Jedem Trost entgegenschwoll,
Der durstig kam und krank
Und nun in Werken händel seinen Dank.

Hans M. Grüninger.

O, laß mich nicht allein!

O, laß mich niederknie'n vor deiner Seele,
Mein armes Herz von seiner Angst befrei'n
Und sagen, was ich doch umsonst verhehle:
O, laß mich nicht allein!

In meinen müden Augen kannst du lesen,
Wie meine Seele rang in stummer Pein,
Und niemals wieder, nie wird sie genesen,
Wenn du mich läßt allein!

O, sprich das Wort, das warm wie Frühlingsgrüße
Wir in das frosterstarrte Herz dringt ein,
O, sprich das Wort, das heiß erflehte, süße:
Ich laß dich nicht allein!

Adolf Wilhelm Ernst.

Die junge Nonne.

In stiller Klosterzelle
Stand eine junge Nonne,
Ihr Haupt umfloß die helle,
Die goldne Maiensonne.

Und sinnend hing ihr Auge,
Das sanfte Glut durchglühte,
An einem Rosenstrauche
Vor ihr in duft'ger Blüte.

Den hat er ihr gegeben,
Als sie entsagend schieden;
Als man ihr junges Leben
Zwang in den Klosterfrieden —.

Nun pflegt sie seine Ranken
So treu mit süßem Schauern —,
In seligen Gedanken
Fern ihren Klostermauern.

J. Leußer.

Lied der Blätter.

Jetzt, Brüder, auf! macht euch bereit;
Die Sterbekleider angelegt,
Denn nahe ist die böse Zeit,
Da Sturmwind durch die Fluren fegt.

Uns sagte wohl der alte Ast
Von grimmer, kalter Wintersnacht,
Wenn unter Schnee- und Eislast
Der Baum bis in das Mark erkracht;

Doch bricht die harte Not herein,
Steht leer von Blättern Hain und Au:
Wir kennen nur den Sonnenschein,
Nur Sommerwind und Frühlingstau.

So ward uns jeder Tag ein Fest,
Seit wir entsprossen im ersten Mai'n,
Drum soll auch unsrer Tage Rest
Ein einzig großes Feiern sein.

Zum letzten Male sei uns hold,
Frau Sonne, nimm dein tiefstes Rot,
Und nimm dazu dein klarstes Gold,
Schmück' deine Kinder für den Tod.

Die einen färb' mit dunklem Braun,
Seh' falbes Licht auf Kipp' und Rand,
Die andern wiederum laß schaun
Durchsprüht von glühem Feuerbrand;

Bis daß in flimmertrunkner Pracht,
Ein wogend, wallend Flammenrot,
Der ganze weite Wald entfacht,
Ein Opferscheit gen Himmel loht.

So prunken wir im Staatsgewand,
Bis unvermerkt die letzte Stund'
Uns leise löst mit zarter Hand
Und weich uns bettet auf den Grund.

Dann, Winter, wüte immerzu!
Die Toten sieht kein Leid mehr an;
Kaum daß ganz sacht durch unsre Ruh
Ein Lenztraum raschelt dann und wann.

Wilhelm Micheels.

Digitized by Google

Erinnerungen.

Von

Max Ring.

VI.

1848.

(Fortsetzung und Schluß.)

Während sich so der Kreis meiner litterarischen Freunde und Bekannten immer mehr erweiterte und mich zu neuer Thätigkeit anregte, verminderte sich in demselben Maße meine Teilnahme an dem politischen Leben. Bald aber sollte mein Interesse durch die Ereignisse von Neuem und im erhöhten Grade geweckt werden. In der nahen Festung Schweidnitz hatte das Militär bei einem Volksauflauf auf die zur Herstellung der Ruhe ausgerückte Bürgerwehr, wie es in jener Zeit hieß, aus Mißverständnis geschossen und dabei sechs Menschen getötet und vierzehn verwundet. Das furchtbare Ereignis wurde mit einem Schrei des Entsetzens aufgenommen. Dadurch bewogen, stellte der Breslauer Abgeordnete, Dr. Stein, in der Preußischen National-Versammlung den bekannten Antrag: Daß der Kriegsminister einen Erlaß an sämtliche Offiziere wegen ihrer reaktionären Tendenzen richten möge, mit dem Amendement: es denjenigen, welche mit dem neuen Staatsprinzip nicht einverstanden wären, zur Ehrenpflicht zu machen, aus dem Heere auszuscheiden. Dieser von der National-Versammlung angenommene, sogenannte Steinsche Antrag gab das Signal zu den erbittertsten Parteikämpfen und bezeichnete einen Wendepunkt in der inneren preußischen Politik. Da der Kriegsminister sich weigerte, den von ihm verlangten Erlaß auszuführen, so gab das liberale Ministerium Auerswald-Milde seine Entlassung. Auch das folgende Ministerium Pfuel vermochte nicht dem doppelten Ansturm der äußersten demokratischen Linken und der erstarkten Reaktion zu widerstehen und mußte dem Ministerium Brandenburg weichen, das mit allgemeinem Mißtrauen empfangen wurde.

Die Adresse der National-Versammlung an den König, welche die bedrohliche Lage des Landes vorstellte und die Zurücknahme des eben berufenen Ministeriums Brandenburg dringend forderte, die Audienz der zu diesem Zweck abgesendeten Deputation und die kühnen Worte des Königsberger Abgeordneten Johann Jacoby, die Ernennung des Generals Wrangel zum Ober-Befehlshaber der Marken und sein Heerbefehl, worin er das Einschreiten des Militärs bei allen Unordnungen ankündigte, die Verlegung der National-Versammlung von Berlin nach Brandenburg, die protestierenden Beschlüsse der letzteren, der Einmarsch der Truppen, die gewaltsame Auflösung der Volksvertretung und die von ihr ausgesprochene Steuerverweigerung versetzten uns alle in eine unbeschreibliche Aufregung und Gährung. In Breslau wurden Aufrufe an das Volk und an die Soldaten erlassen; selbst der Ober-Präsident Pinder erklärte sich für die National-Versammlung und für die Steuerverweigerung; besonders drängte der demokratische Verein zum Handeln und zum offenen Aufstand. Die beabsichtigte Erhebung scheiterte jedoch an der Furcht der Besitzenden vor dem roten Gespenst des Sozialismus, an der Gleichgiltigkeit und Abspannung der Menge, an der zunehmenden Macht der Reaktion und den energischen Maßregeln der für alle Fälle gerüsteten Regierung. Der erwartete Zuzug vom Lande und aus den kleinen Städten erwies sich als eine der vielen Illusionen, an denen die Demokratie damals litt. Das Volk regte sich nicht und zahlte ruhig seine Steuern fort. Die Suspension des freisinnigen Oberpräsidenten Pinder machte nicht den geringsten Eindruck und schüchterte nur die Schwankenden und Unentschlossenen noch mehr ein. Fast gleichzeitig erstarkte auch die österreichische Staatsmacht durch die Siege des alten Radetzki in Italien und durch den Verrat des zweideutigen Jelachich an der Krone Ungarns. Von ungarischen Emissären geschürt, brach in Wien der Oktober-Aufstand aus, in welchem das Zeughaus gestürmt und der Kriegsminister Latour ermordet wurde. Die kaiserliche Familie flüchtete nach Olmütz und Fürst Windischgrätz im Vereine mit Jelachich und Schwarzenberg belagerte das unglückliche Wien, das vergebens die zu seinem Entsatz heranrückenden Ungarn erwartete und sich endlich trotz seiner mutigen Verteidigung dem schonungslosen Sieger ergeben mußte.

Alle diese Ereignisse trugen dazu bei, das zum Teil erloschene Interesse an der Politik wieder anzufachen und mich besonders von meinen litterarischen

Digitized by Google

Beschäftigungen abzuziehen. Das belagerte Wien fand unsere größte Teilnahme und erfüllte unsere Herzen mit schmerzlichem Mitgefühl und banger Erwartung. Schon vor dem Ausbruch des neuen Sturms war Auerbach zu seiner Erholung nach Wien gegangen, für das er als Süddeutscher eine große Vorliebe hatte. Durch die Belagerung festgehalten, wurde er Zeuge und zugleich in seinem später herausgegebenen „Tagebuch aus Wien" Schilderer jener blutigen Kämpfe und des tragischen Geschicks der deutschen, von slawischer Übermacht bedrängten Stadt und ihrer tapferen Verteidiger. Während Auerbachs Abwesenheit kam auch der deutsche Volksvertreter Robert Blum mit der Deputation der Frankfurter Linken auf der Durchreise nach Wien in Breslau an und wurde von seinen Parteigenossen feierlich empfangen und begrüßt. Im bairischen Bierkeller von Kießling sah und sprach ich den berühmten Führer und Redner des deutschen Parlaments zum ersten- und letztenmal. Seine Stimmung erschien mir trotz der zur Schau getragenen Zuversicht gedrückt und keineswegs hoffnungsvoll. Über das breite rote Gesicht mit der charakteristischen Stumpfnase, den klugen hellen Augen und dem freundlich lächelnden Mund flog zuweilen ein düsterer Schatten, wie die Ahnung einer drohenden Gefahr und seines nahen Todes. Wir stießen mit ihm und seinen Begleitern, unter denen sich auch der Dichter Moritz Hartmann und der Nationalökonom Fröbel befanden, auf das Gelingen ihrer Mission, auf die Rettung Wiens und auf ein frohes Wiedersehen an. Kaum waren wenige Wochen seitdem vergangen, da wurde Wien von den wilden Serezanern des Banns Jelachich erstürmt und Blum lag in seinem Blut, auf Befehl des Fürsten Windischgrätz in der Brigittenau erschossen.

Glücklicher als Robert Blum, kehrte Auerbach lebend nach Breslau zurück, und zwar als Bräutigam einer schönen, geistvollen Wienerin, die er während der Belagerung der Stadt kennen gelernt hatte. So sehr mich auch diese Mitteilung im ersten Augenblick überraschte, ich möchte sagen, fast schmerzte, so fand ich bei längerer und reiflicher Überlegung diesen so kurze Zeit nach dem Tode seiner ersten Frau befremdenden Schritt nicht nur erklärlich, sondern auch verzeihlich. Ungeachtet seiner Liebe für die Verstorbene war Auerbach für weibliche Reize nur zu empfänglich, mehr als je aber in einer so aufgeregten Zeit und unter so ungewöhnlichen Verhältnissen, in welchen der Mann sich doppelt nach einem friedlichen Familienleben und nach häuslichem Glücke sehnt. Verstimmt durch das politische Leben und durch die aufreibenden Kämpfe ermüdet und abgespannt, in seinem dichterischen Schaffen gelähmt, hoffte er in einer zweiten Ehe die ihm erwünschte Ruhe und die ihm zum Arbeiten nötige, unentbehrlich gewordene Häuslichkeit und weibliche Teilnahme wiederzufinden. Dazu kam noch, daß die Tote ihm ein Kind hinterlassen hatte, welches der mütterlichen Pflege und Aufsicht dringend bedurfte. Diese Gründe bestimmten ihn, wie ich glaube, zu dem ihm vielfach verdachten Schritt; dagegen muß ich aus innerster Überzeugung all die böswilligen Gerüchte über die unzimliche Behandlung seiner ersten Frau und die Anklage wegen seiner Gleichgiltigkeit bei ihrem Tode in Abrede stellen. Sowohl seine Herzensgüte, wie das andauernd freundschaftliche Verhältnis zwischen Auerbach und seinem Schwiegervater widerlegten eine derartige Annahme.

So lange Auerbach in Breslau lebte, wohnte er bei seinem Schwiegervater und auch nach seiner Verlobung herrschte zwischen Beiden das beste Einvernehmen, wofür auch der Umstand sprach, daß dieser hauptsächlich auf Veranlassung Auerbachs die zahlreichen Wiener Flüchtlinge mit bedeutenden Geldsummen unterstützte. Diese Unglücklichen, die zu Tode erschöpft, oft nur durch ein Wunder vor der Grausamkeit ihrer Verfolger gerettet, und von allen Hilfsmitteln entblößt, in den seltsamsten Verkleidungen nach dem nahen Breslau kamen, waren für uns ein Gegenstand des Mitleids und der Sorge. Sie vor den Augen der preußischen Behörden zu verbergen, ihre Auslieferung an die österreichische Regierung zu verhindern, ihre Flucht nach England zu sichern und ihnen die nötigen Geldmittel zu verschaffen, war die Aufgabe und das Verdienst einiger freisinniger Männer, vor allen Auerbachs und seines Schwiegervaters Schreiber. Zu diesem Zwecke stellte dieser auf das Großmütigste ansehnliche Summen zur Verfügung, ohne sich darum zu kümmern, daß er dadurch das Mißfallen der Regierung erregte, welche ihm zur Strafe die Lotterie-Kollekte nahm und ihm dadurch ein jährliches Einkommen von einigen tausend Thalern entzog. Unter den in Breslau bald längere, bald kürzere Zeit verweilenden Flüchtlingen erschienen mir die beiden Reichstagsabgeordneten, Dr. Goldmark, einer der bedeutendsten Redner, und der freisinnige katholische Feldprediger Füster besonders bemerkenswert. Beide entkamen glücklich mit Hilfe ihrer Breslauer Freunde nach England, von wo sich Goldmark nach Amerika begab und sich in Newyork eine geachtete Stellung erwarb. Einer der interessantesten in jener Flüchtlingsschar war der viel genannte Dr. Schütte, eine höchst abenteuerliche Erscheinung, wie sie in jener bewegten Zeit hier und da auftauchten. Ein geborener Preuße aus Westfalen und, wie er behauptete, ein naher Verwandter des Fürstbischofs von Diepenbrok aus Breslau, hatte er in Wien sowohl vor, wie während der Belagerung eine hervorragende Rolle gespielt und zu den Hauptagitatoren gehört, deren unbedingte Auslieferung Fürst Windischgrätz verlangte. Trotzdem wurde Schütte vielfach beschuldigt, mit der österreichischen Hofpartei, der sogenannten Kamarilla, in enger Verbindung gestanden zu haben, und wegen seines zweideutigen Benehmens als Verräter angeklagt. Er selbst wies

Digitized by Google

zwar jeden derartigen Verdacht mit Entrüstung zurück, ließ aber, wie ich überzeugt bin, nur aus Eitelkeit durchblicken, daß er mit einer hohen, dem Kaiserhause nah verwandten Dame intim verkehrt und dieser die Abdankung des unfähigen Kaisers Ferdinand und die Thronerhebung des jugendlichen Franz Joseph eingegeben habe, welchem Umstande er auch seine in der That höchst merkwürdige Rettung zuschrieb. Ebenso rühmte er von sich, die Krone des heiligen Andreas und die ungarischen Reichskleinodien den österreichischen Nachspürungen entzogen und sie an einem verborgenen, nur ihm allein bekannten Ort vergraben zu haben. Solche und ähnliche Mitteilungen mußte man nicht zu genau nehmen, da Schütte eine überaus lebhafte Phantasie hatte und in seinen interessanten Erzählungen Dichtung und Wahrheit häufig vermischte. Dabei zeigte er das bewundernswürdige Talent, auch das Unglaublichste mit einer so unbefangenen Miene und mit einer solchen Überredungskunst vorzutragen, daß man an der Wahrheit dieser Märchen um so weniger zweifeln konnte, da ihnen gewöhnlich eine, wenn auch noch so entstellte Thatsache zu Grunde lag. Unwillkürlich mußte man dem interessanten Mann mit dem schönen blonden Lockenkopf, den feurig blauen Augen und der sanft einschmeichelnden Stimme Glauben schenken, wenn er von seinen Erfolgen in der aristokratischen Damenwelt und von seinen Abenteuern in Wien erzählte. Aber man fand es ebenso begreiflich, daß manche ihm nicht trauten und ihn für einen zweideutigen Abenteurer, oder für etwas Schlimmeres hielten, obgleich für einen solchen Verdacht keinerlei ernste Beweise vorlagen. Nachdem Schütte, der infolge der Aufregungen und Anstrengungen bei seiner Flucht erkrankt war, längere Zeit im Allerheiligen-Hospitale gelegen hatte, begab er sich nach Berlin, wo ich ihm einige Jahre später wieder begegnete.

VII.

In Breslau.

(1849—1850.)

Meine Teilnahme an den politischen Ereignissen wurde durch den Ausbruch des österreichisch-ungarischen Krieges noch erhöht. Kossuth und Görgey waren die Helden jener Tage und ihre Namen wurden mit unbeschreiblichem Enthusiasmus gefeiert, jede Siegesnachricht wurde mit endlosem Jubel begrüßt. In Begleitung von Max Friedländer eilte ich des Morgens und des Abends nach dem von hunderl Neugierigen belagerten Oberschlesischen Bahnhof, um die aus Österreich ankommenden Züge zu empfangen und von den Passagieren neue Mitteilungen über die letzten kriegerischen Ereignisse einzuziehen. Was wir erfuhren, wurde sogleich der Oder-Zeitung hinterbracht und von der Redaktion mit den in solcher Zeit üblichen und fast unvermeidlichen Ausschmückungen und Übertreibungen veröffentlicht. Nur zu bald machte die Katastrophe von Vilagos dem ungarischen Krieg und auch meiner politisch-litterarischen Thätigkeit ein trauriges Ende. Der ganze Kampf machte auf mich den Eindruck einer großartigen Völkertragödie. Unwillkürlich empfand ich den Wunsch, den gewaltigen Stoff poetisch zu gestalten, aber ich fühlte, daß der Gegenstand noch zu frisch sei und daß auch meine Kräfte dafür nicht hinreichten. Vielleicht wird einst in späterer Zeit ein berufener Dichter jenes ergreifende Trauerspiel schreiben, dem ich mich nicht gewachsen fand.

Gleichzeitig nahmen auch andere, näher liegende Ereignisse meine Aufmerksamkeit in Anspruch. Als Friedrich Wilhelm IV. die ihm angebotene Kaiserwürde ablehnte und der Reichsverfassung seine Zustimmung versagte, riefen diese Beschlüsse überall einen Sturm der höchsten Aufregung hervor und schürten von Neuem die halb erloschenen Flammen der revolutionären Bewegung. Nicht nur die demokratische Partei, sondern auch die ehrlichen Freunde der Konstitution regten sich an allen Orten; die bayrische Rheinpfalz erhob sich; in Dresden brach der sogenannte Maiaufstand aus, an dessen Spitze die Radikalen, darunter Bakunin, standen. Zu derselben Zeit wurde auch in Breslau eine große Volksversammlung abgehalten und die Reichsverfassung feierlich beschworen. Die Reden, welche Anerbach und andere freisinnige Männer hielten, zeichneten sich durch Würde und Mäßigung aus und enthielten sich jeder Aufforderung zum bewaffneten Aufstand, weshalb sie auch auf die Menge keinen zündenden Eindruck machten. Um so aufregender sprach ein junger Handlungs-Kommis aus Berlin, Ottensosser, der mit seiner mächtigen Stimme und seinen feurigen Phrasen einen unbestrittenen Triumph feierte. Dennoch ließ sich die Menge zu keiner Gewaltthat hinreißen und verhielt sich anscheinend ruhig, womit jedoch die äußerste Linke nicht einverstanden war. Einige Agitatoren benutzten die vorhandene dumpfe Gährung und veranstalteten am nächsten Tage eine zweite Volksversammlung, die hauptsächlich von den ihnen ergebenen Arbeitern besucht wurde. Angefeuert durch die aufregenden Reden der Führer, stürzte eine Schar von mehreren hundert Arbeitern mit wildem Geschrei durch die Straßen der Stadt und forderte zum Bau von Barrikaden auf. Zu ihnen gesellten sich einige Abteilungen der bewaffneten Bürgerwehr und legten Hand ans Werk, ohne daß die überraschten Behörden sie daran hinderten. In kürzester Zeit erhoben sich an verschiedenen, besonders geeigneten Punkten mehr oder minder starke Barrikaden, die ebenso wie die benachbarten Häuser von den Aufständischen besetzt wurden. Das Alles geschah mit solcher Schnelligkeit, daß die meisten Einwohner keine Ahnung von der drohenden Gefahr hatten und ruhig wie sonst ihren gewohnten Geschäften nachgingen.

Digitized by Google

Erst gegen Abend wurde das Militär aufgeboten, um die erbauten Barrikaden anzugreifen und zu stürmen. Die dahin führenden Straßen und Brücken wurden abgesperrt, um den Zuzug zu hindern. Bald entbrannte der Kampf und die schnell sich folgenden Gewehrsalven der Infanterie verkündigten den Ernst der Situation. Nichts ahnend, verließ ich meine Wohnung, um mich zu der Familie meines Bruders zu begeben, der gerade an diesem Tage eine kleine Geschäftsreise unternommen hatte. Erst der dumpfe Knall der Gewehre, das wirre Geschrei der aufgeregten Menge und die verstörten Gesichter der mir Begegnenden machten mich auf die Vorgänge aufmerksam. Ich beeilte mich daher, zu meiner Schwägerin zu kommen, welche, wie ich wußte, ohne männlichen Schutz mit ihren Kindern allein war. In der Nähe des Schweidnitzer Stadtgrabens, an dem mein Bruder wohnte, fand ich bereits die darüber führende Brücke von einem Militärposten besetzt, der mich trotz meiner Bitten nicht durchlassen wollte und, als ich dringender wurde, zu verhaften drohte. Zum Glück nahte sich ein mir bekannter Offizier, der mir die gewünschte Erlaubnis erteilte, mich aber zugleich vor der Gefahr warnte, da bereits einzelne Schüsse von der nahen Promenade fielen. Ich ließ mich jedoch nicht zurückhalten und eilte weiter. Auf meinem Wege begegnete ich einer Abteilung der Breslauer Kürassiere, welche bei dem Kampfe in den engen Gassen schwer gelitten zu haben schien. Einzelne Reiter waren verwundet und blutleten; mehrere herrenlose Pferde sprengten in wilder Flucht an mir vorüber und ab und zu pfiff eine ihnen nachgeschickte Kugel an meinen Ohren vorbei. Dennoch gelangte ich glücklich zu meiner Schwägerin, gerade noch zur rechten Zeit, um ein großes Unheil abzuwehren.

In demselben Hause, vor dem ein Infanteriepikett aufgestellt war, wohnte im zweiten Stockwerk die Schauspielerin Fräulein Sänger. Diese hatte aus Angst vor den fallenden Schüssen ihrem Dienstmädchen befohlen, die Jalousien vor ihren Fenstern herabzulassen und zu schließen. Bei dieser Beschäftigung stieß das vor Furcht zitternde Mädchen einen Blumentopf um, der unglücklicherweise den Helm eines vor dem Hause stehenden Soldaten traf. Das erbitterte Militär hielt dies für einen Angriff; einige Soldaten unter Anführung ihres Offiziers drangen mit gefällten Bajonetten in das Zimmer meiner Schwägerin und drohten, Alles niederzumachen. Man kann sich unser Entsetzen, das Geschrei der erschreckten Kinder und der Dienstboten vorstellen. Nur mit der größten Mühe gelang es mir, den Offizier von unserer Unschuld zu überzeugen. Er ließ sich nicht eher besänftigen, bis die ihm bekannte Schauspielerin herbeieilte und ihn durch ihre Erklärung beruhigte. Natürlich blieb ich die ganze Nacht bei den ängstlichen Frauen und Kindern. Bis zum Morgen währte der blutige Kampf und fortwährend knatterten die Gewehrsalven, so daß wir vor Aufregung und Spannung kein Auge schlossen. Obgleich die Zahl der Aufständischen nur verhältnismäßig klein war und die Barrikaden sich nur auf wenige Stadtteile beschränkten, schwankte die Entscheidung. Offenbar befand sich das Militär im Nachteil, da es durch die Enge der Straßen und die Dunkelheit der Nacht im Vorrücken gehindert wurde. Die Kavallerie mußte bald zurückgezogen werden und auch die Artillerie stieß auf fast unüberwindliche Hindernisse. Einen Augenblick soll, wie ich später erfuhr, der Kommandierende ernstlich daran gedacht haben, mit seinen erschöpften Truppen die Stadt zu räumen und Breslau zu cernieren. Erst nach mehrstündigen schweren Anstrengungen und zahlreichen Opfern gelang es der Infanterie, die Barrikaden zu stürmen und den Aufstand zu besiegen.

Am nächsten Morgen verließ ich sehr bald die Wohnung meiner Schwägerin, um mich, von innerer Unruhe getrieben, in der Stadt umzusehen, tief besorgt um das Schicksal meiner Freunde und Bekannten. Ich eilte zunächst zu Auerbach, den ich in seiner Wohnung fand, von düsteren Ahnungen und Befürchtungen für die Zukunft erfüllt. Besonders beklagte er die nutzlosen Opfer und zürnte den Führern des Aufstandes, die er wegen ihres Leichtsinnes und ihrer Kopflosigkeit verurteilte. Am meisten schmerzte ihn die voraussichtliche Vernichtung unserer Hoffnungen auf ein einiges und freies Deutschland, das Ziel aller unserer Wünsche und Bestrebungen. „Nun müssen wir," sagte er traurig, „wie die Juden vierzig Jahre in der Wüste herumirren, bevor wir das gelobte Land erblicken. Darüber können wir alt und grau werden, und wenn wir die gehoffte Zeit noch erleben, werden wir stumpf und müde sein." Ohne meine Aufforderung abzuwarten, erklärte sich Auerbach bereit, mich zu begleiten. In den Straßen herrschte ein beängstigendes Schweigen, die Bewohner schlichen scheu und gedrückt an uns vorüber, ohne stehen zu bleiben. Überall standen Militärposten, die uns jedoch ungehindert passieren ließen. Vor dem Gouvernementsgebäude waren mehrere Geschütze aufgepflanzt und bedrohten mit ihren Mündungen die benachbarten Straßen und Plätze. Gedruckte Anschläge verkündigten die Verhängung des Belagerungszustandes und die Auflösung aller politischen Vereine. Als wir so in düsterer Stimmung weiter gingen, begegneten wir auf dem Blücherplatz einigen Arbeitern, die auf einer Bahre die Leiche eines der im Kampfe Gefallenen trugen, gefolgt von klagenden Weibern und entsetzten Kindern. Eindringlicher als alles sprach das bleiche gedunsene Gesicht, die gebrochenen Augen und die klaffende Wunde des Toten.

Auf unserer traurigen Wanderung trafen wir hier und da einen Bekannten, von dem wir die Einzelheiten des nächtigen Kampfes erfuhren. Nach diesen Mitteilungen hatte das irregeleitete Volk eine bewunderungswürdige Tapferkeit und Todesverachtung

Digitized by Google

bewiesen und einen hartnäckigen Widerstand geleistet, wogegen die eigentlichen Führer und Urheber des Aufstandes im Augenblick der Entscheidung verschwunden waren. Die Mehrzahl hatte die Flucht ergriffen und hielt sich verborgen. Von allen Seiten hörte man Beschuldigungen und Anklagen über das zweideutige Benehmen der Agitatoren. Von der allgemeinen Verwirrung erzählte man sich die seltsamsten Geschichten. So bekleidete in jenen Tagen ein Schulamtskandidat die Stelle eines Adjutanten bei dem schon genannten Bürgerwehr-Obersten Engelmann. In dieser Eigenschaft hatte der Kandidat den Auftrag erhalten, eine Deputation der demokratischen Landwehrmänner zu empfangen, an deren Spitze einer seiner ehemaligen Schüler stand. Dieser verlangte für sich und seine Begleiter die nötigen Waffen, um sich an dem Kampfe beteiligen zu können. Da aber der Adjutant eine solche Verantwortung nicht auf sich nehmen wollte, führte er den Sprecher bei Seite und sagte ihm leise: „Edvard, mach' keine Dummheiten, geh' ruhig nach Hause, sonst sag' ich's Deiner Mutter!" Mit diesem Bescheide erklärte sich der gehorsame Sohn aus Furcht vor seiner Mutter befriedigt und zog mit seinen Begleitern ab, ohne auf der Auslieferung der Waffen zu bestehen.

Mehr als alles betrübte uns aber der jähe Umschlag der öffentlichen Meinung, die Charakterlosigkeit der Menge und die Gesinnungslosigkeit des vor dem Erfolg kriechenden Haufens. Über Nacht verwandelten sich wütende Demokraten in noch wütendere Reaktionäre und blutrote „Linke" in schwarz-weiße „Rechte". Die Gemeinheit und Erbärmlichkeit machte sich breit und feierte ihre Triumphe. Gegenseitige Beschuldigungen und Anklagen, Verläumdungen und Denunziationen standen auf der Tagesordnung und töteten jedes Vertrauen. Die Freunde mieden sich und gute Bekannte grüßten sich nicht mehr, aus Furcht, sich dadurch zu kompromittieren oder verdächtig zu machen. Mit jedem Tage wuchs die Zahl der Verhafteten, und ein unbedachtes Wort, eine leichtsinnige Äußerung, die Angeberei eines boshaften Gegners reichte hin, einen ins Gefängnis zu bringen. Ein Ekel ergriff mich, und selbst meine gewohnten Arbeiten wurden mir zuwider.

In dieser traurigen Stimmung forderte mich meine leidende Schwester ans Gleiwitz auf, sie nach Marienbad zu begleiten, das ihr zur Kur verordnet war. Da ich bei der Oder-Zeitung jetzt leichter als sonst entbehrlich war und Max Friedländer sich bereit erklärte, mich im Theater zu vertreten, so ging ich mit. In dem reizenden Badeort fand ich die ersehnte Ruhe, da wegen der fortwährenden Unsicherheit der Verhältnisse der Besuch ein sehr spärlicher war. Diesem Umstande verdankten wir auch, daß wir ebenso angenehm als billig lebten. Wegen der schlechten österreichischen Finanzen galt damals der preußische Thaler mehr als zwei Gulden. Das Silber war so selten, daß ein Händler, dem ich einen blanken Thaler für seine Waren zahlte, das Geldstück vor Freude küßte, indem er lachend hinzufügte: „Das ist ein alter Freund, den ich schon lange nicht gesehen habe." In der That erblickte man nur österreichisches entwertetes Papiergeld und da es an kleiner Münze fehlte, so wurden die Papiergulden in vier Stücke zerrissen, als Scheidemünze ausgegeben und auch angenommen. Aus demselben Grunde war es den Kaufleuten gestattet, Papiergeld bis zur Höhe von zehn oder zwanzig Kreuzern unter ihrem Namen auszugeben. Zum Andenken bewahrte ich lange Zeit eine Sammlung solcher Scheine, welche mit der Namensunterschrift und zuweilen auch mit den Bildnissen der betreffenden Geschäftsleute versehen waren, darunter befand sich auch das Bild eines Herrn Löbel Rindsmaul!

Trotz des schwachen Besuchs fehlte es uns in Marienbad nicht an angenehmen Bekanntschaften. Besonders schloß ich mich dem ebenfalls daselbst zur Kur verweilenden Schwager Auerbachs, dem geistvollen Schriftsteller Heinrich Landesmann (Hieronymus Lorm) und seiner Familie aus Wien an. Derselbe hatte als Kind das Unglück gehabt, infolge eines heftigen Scharlachs sein Gehör zu verlieren und da er dadurch auch die Sprache verlernte, auch stumm zu werden. Zum Glück hatte sein Geist nicht gelitten, sondern eher noch eine gewisse originelle Schärfe und Vertiefung durch sein Leiden gewonnen, obgleich der Umgang mit ihm durch diesen Fehler erschwert wurde. Ich lernte jedoch bald, mich durch die Fingersprache mit ihm zu verständigen und verlebte mit ihm und seiner interessanten Schwester manche angenehme Stunde in Gesellschaft einer liebenswürdigen, gebildeten Familie aus Danzig, für deren anmutige Tochter wir uns beide lebhaft interessierten. Damals war Hieronymus Lorm ungeachtet seiner bedauernswürdigen Leiden noch kein solcher Pessimist, wie jetzt, sondern ein heiterer, witziger Gesellschafter, besonders ein Verehrer der Damen, die mit echt weiblichem Mitleid dem unglücklichen, liebenswürdigen jungen Mann entgegenkamen und gern mit ihm verkehrten. Er selbst verglich sich einmal im Scherz mit dem verkrüppelten Dichter Scarron, der durch seinen Geist und sein Talent das Herz der schönen Françoise d'Aubigné, der späteren Marquise von Maintenon und heimlichen Gemahlin Ludwig XIV. von Frankreich, gewann und forderte mich auf, in einem Lustspiel diesen Sieg des Geistes über die Gebrechlichkeit des Körpers und den Triumph des gelähmten Dichters über seine gesunden, aber beschränkten Nebenbuhler zu schildern. Da mir der Gedanke sehr gefiel, so entwarfen wir gemeinschaftlich den Plan zu einem derartigen kleinen Lustspiel, den er mir überließ und den ich später auch ausführte.

In so angenehmer und anregender Gesellschaft verfloß uns nur zu schnell die Zeit in dem schönen,

Digitized by Google

idyllischen Marienbad. Auf unserer Rückreise kamen wir nach Dresden gerade zur hundertjährigen Geburtstagsfeier Goethes, an der wir uns noch beteiligen konnten, da Emil Devrient, den ich sogleich aufsuchte, mit gewohnter Liebenswürdigkeit uns zu den großartigen Festlichkeiten den durch den Andrang der Teilnehmer sehr erschwerten Zutritt verschaffte. Trotzdem er selbst von allen Seiten in Anspruch genommen wurde, sorgte er dafür, daß wir zwei Plätze zu der Vorstellung des zweiten Teils von Goethes Faust erhielten, die Gutzkow als damaliger Dramaturg des Dresdner Hoftheaters inscenieret hatte. Die mit großem Fleiß und vieler Pracht veranstaltete Aufführung blieb jedoch hinter meinen Erwartungen zurück und machte auf mich und auf die Mehrzahl der Zuschauer keinen bedeutenden Eindruck, da Gutzkow die später mit so vielem Glück in Weimar benutzte Einrichtung der alten Mysterien-Bühne noch nicht kannte. Dadurch sank das erhabene Welt-Mysterium auf das Niveau einer gewöhnlichen Opern- und Ballettvorstellung herab. Nichtsdestoweniger hatte Gutzkow das große Verdienst, die erste Anregung zu der Aufführung des zweiten Teils von Goethes Faust gegeben zu haben.

Da meine Schwester nach Hause eilte, blieb mir keine Zeit, Gutzkow, wie ich beabsichtigte, persönlich kennen zu lernen. Dagegen suchte ich Auerbach, der sich in Dresden niedergelassen hatte, in seiner neuen Heimat auf. Ich fand ihn an der Seite seiner jungen Frau, der ich Grüße von ihren Geschwistern aus Marienbad brachte, in besserer Stimmung, als ich ihn verlassen hatte, und mit Plänen für einen größeren Roman „Neues Leben“ beschäftigt. Er sprach mit mir über sein Verhältnis zu Gutzkow, das damals noch ein sehr freundschaftliches war, aber, wie ich voraussah, bei der großen Verschiedenheit ihrer entgegengesetzten Naturen keine lange Dauer versprach. Der süddeutsche, bewegliche, poetische Auerbach und der norddeutsche, mistrauische, kritische Gutzkow mußten sich mit der Zeit eher abstoßen als anziehen und konnten sich um so weniger vertragen, als Dresden zu eng und zu klein für beide war. Eine von ihnen vielleicht getrunnte und gewiß auch ehrlich gewünschte Dichterfreundschaft wie zwischen Goethe und Schiller scheiterte ebenso sehr an ihren Charakteren, wie an den Verhältnissen.

Nachdem ich nach Breslau zurückgekehrt war, nahm ich meine gewohnten Beschäftigungen bei der Zeitung wieder auf. Das Theater bot nichts Bedeutendes, nur ein Gastspiel abgerechnet. Freilich, diese eine Erscheinung, die gleich einem flammenden Meteor an mir vorüberging, verdunkelte Alles, was ich bisher auf der Bühne gesehen hatte. Es war dies die berühmte Rachel, welche auf ihrem Triumphzuge durch Deutschland im Jahre 1850 auch Breslau berührte. Da sie mir durch ihren Bruder eine Karte zuschickte, so beeilte ich mich, ihr meinen Besuch in Zeltlitz-Hotel abzustatten, wo sie mit ihrer zahlreichen Familie die ganze erste Etage bewohnte. Die geniale Künstlerin, die damals auf der Höhe ihres Weltruhms stand, empfing mich mit französischer Liebenswürdigkeit, die ich wohl hauptsächlich meiner Stellung als Theaterkritiker verdankte. Sie war damals dreißig Jahr alt und sah bleich und angegriffen aus; auch klagte sie über Abspannung und Ermüdung. Sie war einfach, aber mit vielem Geschmack gekleidet und trug einen bequemen blousenartigen Rock von dunkler Seide, das schöne schwarze Haar einfach gescheitelt und in einen griechischen Knoten gebunden. In der Unterhaltung erschien sie mir zwar geistreich, aber durchaus natürlich und ungesucht. Weder in ihrer Rede noch in ihrem Wesen ließ sie die Schauspielerin erkennen. Sie machte vollkommen den Eindruck einer vornehmen Pariser Dame; nur zuweilen in unbewachten Augenblicken verriet sich unwillkürlich die dämonische Leidenschaftlichkeit, das jüdische Blut, ihre zigeunerhafte Vergangenheit und leider auch ihre Geldgier. Sehr angelegentlich erkundigte sie sich, ob es nicht ihrer Einnahme schaden könnte, daß sie am Abend des jüdischen Versöhnungstages auftreten müsse, weil sie bereits in Berlin erwartet werde. Ich beruhigte sie deshalb, indem ich ihr die Versicherung gab, daß trotzdem das Haus bis auf den letzten Platz gefüllt sein dürfte. In der That war das Theater ausverkauft, besonders drängten sich ihre Glaubensgenossen, ungeachtet des Feiertages und der hohen Preise, die Rachel zu sehen und zu bewundern.

Ich werde nie diesen Abend und den großartigen Eindruck vergessen, den das Spiel der genialen Künstlerin auf Alle machte, die so glücklich waren, sie in der Rolle der Phädra von Racine zu sehen. Ein Schauer durchlief das Publikum, als die Rachel gleich einem verdammten Geist auf die Bühne schwankte, erdrückt von der Last ihrer verbrecherischen Liebe, verzehrt von den Qualen der dämonischen Leidenschaft, bleich und gebrochen, mit verstörten Zügen und niedergeschlagenen, von verborgenen Thränen verschleierten Augen. Ihre ernsten Worte klangen dumpf und matt, fieberhaft, von einem unbeschreiblichen Weh durchzittert, das die Herzen der Hörer mit unwiderstehlicher Gewalt ergriff. Jedes Wort fiel wie eine heiße, brennende Thräne nieder, jede Bewegung verkündigte den tiefsten, namenlosen Seelenschmerz. Man fühlte, daß dieses Weib furchtbar gelitten, übermenschlich gerungen, vergebens gekämpft habe und unrettbar verloren sei. Eine schwüle Gewitterluft umschwebte die Unglückliche. Plötzlich flammte ein Blitz aus den dunklen mächtigen Augen, als sie Hippolyt erblickte: ein Beben flog durch die schwächlich edle Gestalt und schüttelte die zarten, wie von elektrischen Schlägen durchzuckten Glieder. Zögernd, wie mit innerem Widerstreben drängte sich wie ein Windstoß das verhängnisvolle Geständnis ihrer unseligen Liebe über die feinen, krampfhaft sich öffnenden

Digitized by Google

Lippen. In dem bleichen Gesicht kämpfte die Leidenschaft der bebenden Frau mit dem Stolz der Fürstin, die Zärtlichkeit des unbewachten Herzens mit dem Bewußtsein der Schuld. Ihre Stimme schluchzte und weinte, flehte und bat, sie steigerte sich bis zur wildesten Verzweiflung und brach in die erschütternden Worte aus: „Voilà mon cœur — frappe!“ Das Alles wurde jedoch noch überboten, als Phädra von Hippolyt verschmäht und zurückgestoßen, seine Liebe zu Aricia entdeckt. Wut, Haß, Zorn und Rache blitzten aus den glühenden, Unheil verkündenden Augen, züngelten und zischten wie giftige, sich ringelnde Nattern um den grollenden Mund, hoben und senkten den von Leidenschaften gepeitschten Busen und rasen wie eine losgelassene Meute durch den zarten Körper, der förmlich zu wachsen schien. Mit schnaubenden Nüstern gleich einer gereizten Tigerin, zum tötlichen Sprunge bereit, stand das dämonische Weib, furchtbar schön, wie die versteinernde Medusa, wie eine von Schlangen umzüngelte Furie, grauenvoll und doch bezaubernd da. Schreck und Mitleid, die beiden höchsten tragischen Gewalten, erfaßten die Zuschauer und fesselten sie bis zum Ende, wo ein nie zuvor gehörter Beifallssturm durch das Haus brauste und die unvergleichliche Künstlerin belohnte.

Mit Begeisterung eilte ich am nächsten Morgen zu ihr, um ihr meine Bewunderung über ihre geniale Leistung auszusprechen. Sie war mit ihrem Erfolg zufrieden, noch zufriedener mit der glänzenden Einnahme, welche alle ihre Erwartungen übertroffen hatte. Zu bester Laune lud sie mich ein, an ihrer Seite auf dem Sopha Platz zu nehmen. Wir unterhielten uns über französische Theaterverhältnisse und ich klärte sie über die deutschen Bühnenzustände auf, von denen sie keine Ahnung hatte. Dann erzählte sie von ihrer Jugend, von ihrem ersten Auftreten, von Alfred de Musset, Jules Janin und andern Pariser Schriftstellern, für die ich mich interessierte. Während wir uns mit einander unterhielten, kamen und gingen ihre Anverwandten, ohne daß wir uns von ihnen stören ließen. Ab und zu richtete die Rachel an ihren Vater und ihren Bruder, die ihre Geldgeschäfte ungeniert in meiner Gegenwart besorgten, eine nötige Frage, oder gab ihrer älteren Schwester, einer ihr wenig ähnlichen, ziemlich starken Dame mit einem freundlich gutmütigen Gesicht einen Auftrag wegen der Garderobe und des Reisegepäcks. Trotz des Anschens, das sie in der von ihr abhängigen Familie genoß, schien sie sehr liebevoll gegen ihre Angehörigen zu sein und im hohen Grade die den Juden eigene Pietät und Anhänglichkeit für die Familie zu besitzen. In der Nähe des Fensters stand ihr jüngster Bruder, damals ein Knabe von dreizehn oder vierzehn Jahren; er spielte mit dem zahmen Papagei der Künstlerin und reizte den Vogel durch seine Neckereien, bis dieser zornig wurde und laut aufkreischte. So oft das geschah, wendete die Rachel ihren Kopf und warf ihrem kleinen Bruder einen strafenden Blick zu. Da er darauf nicht achtete, verbot sie ihm leise, den Papagei zu belästigen; worauf auch der Knabe sich einige Minuten still verhielt. Als er aber merkte, daß die Schwester nicht mehr auf ihn achtete, fing er das alte Spiel mit dem Vogel von Neuem an. Die sichtlich nervös gewordene Künstlerin befahl ihm laut, das Zimmer zu verlassen. Diesmal schienen ihre von einem finsteren Blick begleiteten Worte den gewünschten Erfolg zu haben. Der Knabe ging zwar nicht, aber er zog sich in eine Ecke zurück und rührte sich nicht.

Kaum aber hatten wir die unterbrochene Unterhaltung wieder aufgenommen, so fing auch die Neckerei mit dem ein lautes Geschrei ausstoßenden Papagei wieder an. Zu demselben Augenblick sprang auch die an meiner Seite sitzende Rachel vom Sopha gleich einer Tigerin auf, faßte den Knaben mit ihren mageren Händen am Kragen und warf ihn mit überraschender Kraft und Schnelligkeit zur Thür hinaus. Gleichzeitig verwandelte sich ihr vorher anmutig lächelndes Gesicht in eine erschreckende Medusen-Larve; ihre Augen rollten, daß man nur das Weiße sah. Die schmalen Lippen zischten eine nichts weniger als fein klingende Verwünschung gegen den unartigen Buben und ihr ganzer Körper zitterte vor Aufregung und Wut. Ich glaubte eine Medea, eine Klytämnestra, eine Lady Macbeth zu erblicken, voll finsterer blutiger Mordgedanken und unwillkürlich überlief mich ein Schauder bei dem Anblick des dämonischen Weibes. Aber noch mehr entsetzte ich mich, als im nächsten Moment die große Künstlerin wieder an meiner Seite saß, lächelnd, voll bezaubernder Liebenswürdigkeit, als ob nicht das Geringste geschehen wäre. „Pardon, monsieur!“ sagte sie, sich entschuldigend und nahm das Gespräch mit bewundernswürdiger Ruhe und Selbstbeherrschung wieder auf, ohne die leichteste Bewegung zu verraten. Ich gestehe, daß ich mich nicht so schnell wie sie von meiner Überraschung erholen und die eben stattgefundene Scene vergessen konnte, weshalb ich auch meinen Besuch abkürzte. Selbst in ihren bedeutendsten Rollen, in denen ich später die Rachel sah, hat sie mir kein solches Grauen eingeflößt; nie habe ich, weder auf der Bühne noch im Leben, etwas Ähnliches erlebt und nie, selbst nicht in ihren großartigsten Leistungen, die Rachel als — Schauspielerin mehr bewundert.

Dies eine kurze Gastspiel abgerechnet, bot das Theater, wie bemerkt, nichts Interessantes. Noch weniger konnte mich der Gang der politischen Ereignisse befriedigen. Nach Ablehnung der Kaiserkrone und Verwerfung der Reichsgesetze wurden die Zustände immer düsterer und verworrener. Jede Hoffnung auf die Freiheit und Einheit des deutschen Volkes mußte immer mehr schwinden. Die National-Versammlung in Frankfurt hatte sich selbstmörderisch aufgelöst und das nach Stuttgart berufene Rumpf-

Digitized by Google

parlament mußte der Gewalt des Militärs weichen. Infolge dieser Ereignisse herrschte allgemein eine tiefe Niedergeschlagenheit und Mutlosigkeit, der auch ich mich nicht zu erwehren vermochte. In meiner Verstimmung suchte und fand ich Trost und Zerstreuung bei der Arbeit. Aufgemuntert durch den Erfolg des ersten Unternehmens verlangte mein Verleger, Herr Kern, einen neuen Roman von mir, wozu ich mich auch gern bereit erklärte.

Diesmal nahm ich meinen Stoff aus der Geschichte des an interessanten Ereignissen und Persönlichkeiten so reichen achtzehnten Jahrhunderts. Kurz vorher hatte ich die Biographie des Grafen Zinzendorf von Varnhagen van Ense gelesen. Dabei drängte sich mir unwillkürlich eine gewisse Verwandtschaft zwischen dem berühmten Stifter der Herrnhutergemeinden und dem Grafen St. Simon, dem Vater des modernen Sozialismus auf, indem beide, wenn auch jeder von seinem Standpunkt aus, auf verschiedenen Wegen nach demselben Ziele strebten: die Leiden ihrer Brüder zu lindern und die menschliche Gesellschaft auf Grund eines neuen Prinzipes zu reorganisieren. Während aber St. Simon sich lediglich theoretisch mit Lösung dieser Aufgabe beschäftigte und sich hauptsächlich auf die Philosophie und den Humanismus des achtzehnten Jahrhunderts stützte, suchte Zinzendorf mit dem ihm eigenen organisatorischen Talent seine Pläne mit Hilfe des Christentums zu verwirklichen, was ihm auch zum Teil gelang. Die von ihm durchgeführten Einrichtungen, die Bildung der Gemeinden, das gemeinschaftliche Leben der Brüder in den von ihnen gegründeten Herrnhuter-Kolonien, die gemeinsame Arbeit und Teilung der erworbenen Güter, die Erziehung der Kinder und selbst die Schließung der Ehen durch das Los erinnerten mich unwillkürlich an die Wünsche und Träume unserer modernen Sozialisten.

Diese Ähnlichkeit und Beziehungen zu der Gegenwart reizten mich ebensosehr, wie der historische Hintergrund, das üppige, frivole Leben an dem Hofe August des Starken von Sachsen, das einen interessanten Gegensatz zu den frommen Bestrebungen Zinzendorfs und zu dem christlichen Sinn der Herrnhuter bildete. Nachdem ich die nötigen historischen Studien beendet hatte, ging ich an die Ausführung meiner neuen Arbeit, die jedoch eine längere Zeit erforderte, als ich geglaubt.

Inzwischen hatte sich der politische Horizont immer mehr verdunkelt; es kamen jene traurigen Tage der schmachvollsten Reaktion. Alle freisinnigen Regungen wurden in gehässiger, kleinlicher Weise verfolgt und unterdrückt, die liberale Presse bedrängt und oft die besten und ehrenwertesten Männer, weil sie ihrer Überzeugung treu geblieben, mit Verlust ihres Lebens und ihrer Freiheit bedroht. Wenn ich auch selbst nicht unmittelbar unter diesem Druck zu leiden hatte, so bekümmerte mich das Schicksal meiner Freunde und so mancher meiner Bekannten, welche mehr oder minder schwer getroffen wurden.

Zu den letzteren gehörte auch der Graf Oskar von Reichenbach, einer der edelsten Männer jener Zeit. Aus einer alten hochangesehenen Familie in Schlesien stammend, hatte er so wie sein älterer Bruder Eduard sich schon vor dem März 1848 zu den Grundsätzen der Demokratie bekannt und seiner Überzeugung große Opfer gebracht. Als Mitglied der Frankfurter Versammlung war er dem Rumpfparlament nach Stuttgart gefolgt und nach Auflösung desselben wegen seiner Beteiligung verhaftet und angeklagt worden. Die Geschworenen in Oppeln fanden zwar den Grafen schuldig, aber die Richter erklärten sich in dieser Sache für inkompetent. Auf die dagegen erhobene Beschwerde der Staatsanwaltschaft verwies das Ober-Landesgericht in Breslau die Anklage an ein neues Schwurgericht zur Aburteilung. Zu diesem Zwecke wurde der Graf Reichenbach nach Breslau gebracht, wo er in dem alten Gefängnis in der Schweidnitzer Straße saß. Hier genoß er jede mögliche Rücksicht von seiten des Gefängnis-Inspektors und der Aufseher, welche an seinem Schicksal den innigsten Anteil nahmen und im Stillen mit ihm sympathisierten. Er durfte die Besuche seiner Freunde in der Wohnung des Gefängniswärters empfangen und seine Gattin mehrere Stunden des Tages bei sich sehen. Diese, eine geborene Platenauer aus Leobschütz, eine Freundin meiner jüngsten Schwester in Oppeln, war eine der ausgezeichnetsten und interessantesten Frauen, die ich je kennen gelernt habe. Ihre bloße Gegenwart erhellte und verklärte die düsteren Mauern des alten Kerkers und erfüllte den Gefangenen mit Hoffnung und frischem Mut. Man konnte sich keine idealere Liebe, kein innigeres Verhältnis denken und unwillkürlich erinnerten mich die mit Beiden erlebten Scenen an Goethes Egmont und Klärchen. Es waren wirklich Augenblicke der schönsten und reinsten Poesie, die sich vor meinen Augen entfalteten. Wie ein tröstender Engel stand die treue Gattin dem edlen Mann zur Seite und teilte seine Leiden und seine Befürchtungen, bereit ihr Leben für das seine hinzugeben und mit den größten Opfern seine Freiheit zu erkaufen. Da Graf Reichenbach wegen Landesverrat angeklagt und die Todesstrafe im Fall seiner Verurteilung nicht ausgeschlossen war, so litt die arme Frau unbeschreiblich. Dennoch verriet kein Blick, keine Miene, kein Wort ihre furchtbare Qual. Mit Heroismus ertrug sie ihr Geschick und während ihr das Herz brechen wollte, umschwebte ein hoffnungsvolles Lächeln das bleiche Gesicht, sann sie bei Tag und Nacht auf Rettung, bereitete sie im Stillen alles vor, die Flucht des Gefangenen zu ermöglichen. Endlich kam der von uns Allen mit banger Spannung erwartete Tag der Schwurgerichtssitzung. Auch in Breslau erklärten sich die Richter für inkompetent und verfügten die Freilassung des Gefangenen. Da

Digitized by Google

jedoch eine neue Verhaftung zu befürchten war, so verließ der Graf mit seiner Frau auf Anraten seiner Freunde noch in derselben Nacht heimlich Breslau und entkam glücklich durch Belgien nach England, wo er sich eine neue Heimat gründete und dann mit seiner Familie in angenehmen Verhältnissen lebte.

Inzwischen arbeitete ich an meinem neuen Roman, der jedoch wegen der fortwährenden Aufregungen nur langsam fortrückte. Aus diesem Grunde und weil ich mich auch körperlich angegriffen fühlte, zog ich mich nach dem nahen Salzbrunn zurück, wo ich die gewünschte Ruhe und Sammlung fand, um mein Werk zu vollenden. Mit der Arbeit wechselten angenehme Ausflüge in die entzückende Umgebung des Bades ab. Besonders zogen mich der herrliche Fürstensteiner Grund und das liebliche Schlesierthal mit ihren reizenden Partieen und romantischen Burgen an. Auch fand ich einige liebenswürdige Familien aus Breslau in Salzbrunn, in deren Gesellschaft ich mich wohl fühlte und mit denen ich unvergeßliche Stunden und Tage verlebte, sodaß ich vollkommen erfrischt und gekräftigt nach mehreren Wochen nach Breslau zurückkehrte. Hier erwarteten mich jedoch so manche Unannehmlichkeiten, welche mir den Aufenthalt in der Stadt verleideten. Durch den politischen Umschlag wurde die Existenz der demokratischen „Oder-Zeitung", welche auch in ihrer besten Zeit an Abonnenten-Mangel litt, ernstlich bedroht. Der mir befreundete Redakteur, mit dem ich gemeinschaftlich ein Lustspiel „Alle spekulieren" schrieb, beabsichtigte seine Stelle aufzugeben. Die meisten meiner früheren Freunde saßen gefangen oder befanden sich auf der Flucht, andere waren ihrer Überzeugung untreu geworden und verleugneten ihre früheren Gesinnungen.

Dazu kam noch, daß sich die gehoffte ärztliche Praxis nicht einstellen wollte, woran wohl hauptsächlich meine litterarische Thätigkeit die Schuld tragen mochte, da gegen schriftstellernde Ärzte in Breslau und auch anderswo ein gewisses Vorurteil herrscht. Ebensowenig befriedigten mich die gesellschaftlichen Verhältnisse, indem sich von jeher in der Stadt ein starker Kastengeist bemerkbar machte, der durch die letzten Ereignisse und die politische Gegnerschaft noch gewachsen war. Juden und Christen, Bürgerliche und Adlige, Kaufleute und Beamte, Civil und Militär verkehrten nur in seltenen Fällen mit einander und sonderten sich so viel als möglich von einander ab. Außerdem bot Breslau auch geistig wenig Anregung und die Stellung der Schriftsteller war eine isolierte, kaum beachtete. Unter diesen Umständen faßte ich trotz der Abmahnungen meines Bruders und meiner übrigen Verwandten den Entschluß, Breslau zu verlassen und nach Berlin zu übersiedeln, obgleich auch dort meine Aussichten nichts weniger als verlockend waren. Nachdem ich mit meinem Verleger einen neuen Kontrakt auf eine Reihe historischer Romane aus der preußischen Geschichte abgeschlossen und mich von meinen Verwandten und Freunden verabschiedet hatte, reiste ich in den ersten Tagen des Oktobers 1850 nach Berlin, um mir daselbst eine neue Existenz zu begründen.

(Fortsetzung folgt)

Brockennebel.

Längst ließ ich die hohen Fichten
Mit ihrem Dunkel unter mir,
Nur niedres, kahles Gestrüpp
Kreuzt grämlich nickend den Weg;
Des Baches spottendes Jauchzen
Ist in der Tiefe verklungen,
Und im grauen Nebel verschwanden
Die Felsen, die seine Wogen gekühlt.
Hier gurgelt nur noch
Ein dünnes Silberfädchen
Neben dem schlüpfrigen Pfad durch das Moos
Und verschwindet plötzlich im Boden —
Doch dort tritt's wieder an's Tageslicht!

Was bliebest du nicht im Schoß der Erde,
Dahin du glücklich zurückgekehrt?
Was windest du dich durch den Sand
Und suchst den mühseligen Weg
Durch die Welt über spitzige Felsen?
Nebelgeborne Flut!
Dich deinen Weg!
Und wenn deine klaren Wasser
Im trüben Flusse entstellt,
Vielleicht mit bitteren Thränen gemischt
Das ewige Meer erreicht
Und wieder zu Nebel geworden,
Dann kehrst du zurück zum Vater
Und wogst mit ausgelassener Freude
In wild phantastischen Fetzen
Um die granitnen Blöcke
Und trinkest selig
Die Fluten des Sonnenlichts
Dem lechzenden Menschen hinweg!

Meinst du, auch er solle erst
Über spitzige Felsen den Weg
Zum Meer des Vergehens fließen
Und dann erst selig mit dir
Trinken das Sonnenlicht?

Johannes Grehling.

Digitized by Google

Über luxemburgiſche Dialekt-Dichtung.

Von Dr. Nicolaus Sevenig.

Faſt ein Jahrhundert hat bereits das Großherzogtum Luxemburg in politiſcher Selbſtändigkeit ein friedliches, behagliches Stillleben genoſſen, in welchem es ſeine nationale Eigentümlichkeit, wenn auch unter ſtarker Beeinfluſſung ſelten ſeiner mächtigen Nachbarländer, nicht nur zu bewahren, ſondern auch weiter auszugeſtalten gewußt hat. Während in größeren Staaten die Mundart aus den höheren Kreiſen verſtoßen iſt und kaum mehr als Aſchenbrödel bei dem Volke geduldet wird, hat der Luxemburger ſeinen Dialekt, als ein teures Gut, bei hoch und niedrig lieb und wert gehalten; und wenn auch als offizielle Sprachen Hochdeutſch und vorzüglich Franzöſiſch gelten, ſo fühlt der Bewohner des kleinen Ländchens ſich doch nur wohl in dem gemütlichen, liebgewonnenen Platt ſeiner Heimat. Hochdeutſch und Franzöſiſch ſind ihm ein Kleid, das der Zwang feierlicher Anläſſe ihm zu tragen gebietet, das er aber als widrige Feſſel baldigſt abzulegen ſich freut. Es darf deshalb nicht befremden, wenn, abgeſehen von einigen hochdeutſchen und franzöſiſchen Gelegenheitsgedichten, der Luxemburger in der Sprache, die allein ihm vom Herzen kommt und allein zu ſeinem Herzen ſpricht, auch ausſchließlich gedichtet hat.

Aus der politiſchen Lage des Völkchens erklären ſich weiter die eigentümliche Natur und die bevorzugten Gegenſtände ſeiner Dichtung. Seit dem Wiener Kongreß nicht mehr in die Geſchicke ſeiner mächtigen Nachbarn verflochten, ließ der Luxemburger, in ſtiller, genügſamer Beſchränkung des politiſchen Lebens, ſeinen Blick kaum mehr über die engen Intereſſen ſeines kleinſtaatlichen Haushaltes hinausſchweifen. Große Kriegesheere ſah er an ſeinen Grenzen vorüberziehen, den Kanonendonner hörte er herüberhallen und, während ſich die Völker in wildem Kampfe an ſeinen Thoren zerfleiſchten, lernte er ſeinen ſtillen Frieden um ſo höher ſchätzen, da er für das teure Kleinod ſeiner Selbſtändigkeit bebte. Auch ſeine Poeſie trägt notwendigerweiſe den Stempel dieſes idylliſchen Glückes. Während in der Dichtung der großen Nachbarländer in ſtolzen und majeſtätiſchen Tönen ein gewaltiges Völkerleben erbrauſt, atmet das Lied des Luxemburgers den ſchlichten Zauber behaglicher Ruhe und gemütlicher Beſchränkung auf die engen heimatlichen Verhältniſſe. Erhabenen Schwung hat es nur einmal gekannt; was ihm aber an hohem Fluge gebricht, das erſetzt es durch milde, herzliche Wärme und ſchalkigen Humor. Innig und anheimelnd tönt es uns entgegen wie der traute Gruß des ſchlichten Landmanns.

Infolge geringerer Beeinfluſſung durch das Hochdeutſche und ſtarker Verunſtaltung durch das Eindringen franzöſiſcher Ausdrücke, Redensarten und Wortendungen — von denen, gottlob, die Dichtung ſich rein zu erhalten gewußt — bietet der luxemburgiſche Dialekt dem Verſtändnis größere Schwierigkeiten als jede andere deutſche Mundart. So wandelten Dichtung und Sprache ihre eigenen Pfade, ohne jedoch in ihrem tief gemütvollen, ſinnigen Weſen ihren deutſchen Charakter zu verleugnen; gleich einem Bächlein, das vom mächtig brauſenden Strom ſich trennend und über liebliches Wieſengrün dahinfließend, durch Aufnahme fremder Elemente allerdings eine leichte Trübung ſeiner Wellen erfährt, in Farbe und Beſchaffenheit ſeines Waſſers jedoch beredtes Zeugnis ablegt von dem gemeinſamen Urſprung und einſtigen Zuſammenhang.

Dieſer eigene Weg, den Sprache und Dichtung der Luxemburger einſchlagen, erklärt uns ſchließlich, weshalb die deutſche Litteraturgeſchichte bis jetzt wohl gänzlich von ihnen geſchwiegen hat. Klaus Groth, Fritz Reuter und ſo viele andere Namen deutſcher Dialektdichter haben in ihr eine bleibende und ehrenvolle Stelle gefunden; Lentz und Dicks aber ſuchen wir in ihr bis jetzt vergebens. Und dennoch erſchollen viele Jahre und erſchallen noch jetzt ihre Lieder von den Lippen aller ſangesluſtigen Luxemburger als der treueſte Ausdruck für das Gemütsleben des geſamten Völkchens, das in liebevoller Erinnerung an die beiden vor wenigen Jahren ihm jäh aufeinander entriſſenen Nationaldichter, eine Doppelſtatue des Dioskurenpaares in ſeiner Hauptſtadt zu errichten beſchloſſen hat. Nationaldichter ſind ſie im vollſten Sinne des Wortes, und deshalb gelten für die richtige Würdigung ihrer poetiſchen Erzeugniſſe in beſonders hohem Grade die Worte Goethes:

„Wer den Dichter will verſtehen,
Muß in Dichters Lande gehen."

Wie die Geſchichte des Landes ſich in wenigen Worten zuſammenfaſſen läßt, ſo enthält auch das Leben ſeiner beiden Sänger: des Lyrikers Lentz und des Operettendichters Dicks, kaum etwas, das dem Biographen Stoff bieten könnte.

Wir beginnen mit dem Lyriker.

Am 21. Mai 1820 zu Luxemburg geboren, trat Lentz 1843 in Staatsdienſte; nachdem er in untergeordneten Stellungen den regſten Fleiß und die gewiſſenhafteſte Pünktlichkeit bewieſen, wurde ihm ſchließlich das otium cum dignitate zu teil, indem er zum Mitglied der Rechnungskammer ernannt wurde. Aber in dem enggezogenen Kreis des Beamtenlebens, das nur allzu häufig den Menſchen mit ſeinem Fühlen und Denken ganz gefangen hält, verſiegte nicht die freudige Schaffenskraft des Dichters. Seine Lieder trug er zuerſt vor im Kreiſe geſelliger Freunde. Zum erſten Male erging ſich das „ungezierte, ſchalkige Dorfkind", wie Lentz die Sprache ſeiner Heimat nannte, im künſtleriſchen Schmuck dichteriſcher Rede. Mit freudiger Überraſchung nahm man wahr, wie dieſe Sprache ſo innig und lieblich, in herzgewinnenden Lauten erklang; wie Lenz ſein ſchlichtes Volk in den innerſten Tiefen ſeines Fühlens und Denkens belauſcht hatte. Allerdings kann nicht geleugnet werden, daß das Dorfkind bisweilen auf ziemlich täppiſche Weiſe, in Ausdrucksart und Gedankeninhalt manches vom Schmuck ſeiner ſtädtiſchen hochdeutſchen Schweſter erborgte und ſo von ſeiner ſchlichten Einfalt einbüßte. Der ungeteilte und reichlich verdiente Beifall, den dieſe Lieder fanden, munterte Lentz auf, ſie in einer Sammlung erſcheinen zu laſſen. „Spaß an Jericht" war dieſe Sammlung betitelt.

Digitized by Google

In reicher Mannigfaltigkeit sangen diese Lieder bald in lebensfrohem Scherz, bald in trauerverwandtem Ernst, wie wir wohl am vollständigsten den Sinn des Titels wiedergeben könnten. „Zwei ungleiche Brüder," sagt der Dichter selbst in einer die Titelworte erklärenden Allegorie, „wandeln vereint durch unser Leben; der eine, ein gern gesehener Gast, blickt mit heiterstrahlenden Augen in die Welt, der andere geht in tiefem Sinnen still seinen Weg dahin; trägt der eine uns Glück ins Herz, so macht uns oft der andere das Auge feucht." Unter Thränen lächelnd erscheint uns die Muse des luxemburgischen National-Dichters.

Nach seinen Erklärungen, die uns ein holländischer Schriftsteller, Hr. Perk, mitteilt, bezweckte Lentz, seinen sangeslustigen Luxemburgern einen Strauß passender Lieder anzubieten, einen bescheidenen Beitrag zur Litteratur der Volksdialekte zu liefern, endlich das eingewurzelte Vorurteil zu widerlegen, daß seine Muttersprache zu höhern Kunstschöpfungen unfähig sei.

Wenn auch die deutsche Litteraturgeschichte nicht von der luxemburgischen Dialektdichtung spricht, so konnte doch Lentz sich sagen, als vor wenigen Jahren der Tod ihn aus seinem heißgeliebten Vaterlande rief, daß er den größten Teil seines Lebenszieles voll und ganz erreicht habe. Was vor dem Druck dieser Liedersammlung bloß zur Erheiterung geselliger Kreise gedient hatte, wurde jetzt rasch zum Gemeingut des ganzen Volkes; und da der Dichter teils selbst, teils mit Beihilfe der beiden Komponisten Zimren und Menager, zu vielen seiner Lieder einfache und herzliche Melodien gefunden hatte, so wurden sie bald auf den Flügeln des Gesanges von einer Grenze des Landes bis zu der andern getragen.

Ein wertes Geschenk hatte Lentz seinem Volke durch seine erste Liedersammlung vermacht; aber damit ruhte seine poetische Thätigkeit nicht; am Abend seines Lebens, an welchem so häufig die dichterische Gestaltungskraft zu erlahmen pflegt, trieb seine Begabung noch reiche Blüten. Eine zweite Liedersammlung erschien unter dem Titel „Hierschtblumen" (Herbstblumen). Auf den Höhen und in den Thälern seiner Heimat hatte er diese Blumen gepflückt, wie er selbst in seiner Widmung erklärt, bald zum Liede, bald zum Gedicht für sein Vaterland, dem sie sagen sollten, wie er selbst sein Leben lang mit warmem Herzen an ihm gehangen. Des Frühlings Lust hatte sich der Greis fest und treu bewahrt und seine Herbstblumen erstrahlen in kaum minder lebensfrischen Farben als ihre Schwestern, die in den milden Strahlen einer schöneren Jahreszeit aufgeblüht waren. Daß das allegorische und betrachtende Element etwas mehr in den Vordergrund tritt und das Bild der fernen Jugend oft wehmütig in das Alter herüberschimmert, beeinträchtigt allerdings, wenn auch nicht allzustark, den Wert dieser Lieder. Auch scheint an einzelnen Stellen, besonders in seinen Schilderungen der Kindheit, der Dichter sich mehr ins Kleinliche, bisweilen sogar etwas kindisch Berührende zu verlieren, als dies in „Spaß an Jerschi" der Fall ist. Dies sind jedoch vereinzelte und nicht allzu merkliche Spuren des Alters; erinnern wir uns jedoch an manche grillenhafte Produkte alternder Dichtergrößen, so können wir dem immer noch jugendfrischen Leben in Lentzens Herbstblumen unsere Anerkennung nicht versagen.

Noch sechs Jahre nach dem Erscheinen seiner Herbstblumen wandelte der liebenswürdige Greis, der durch sein heiteres, herzgewinnendes Wesen, nach dem treffenden Worte aus einem Nachruf an den Verstorbenen „gleichsam zum Allerweltspapa" geworden, unter seinen Mitbürgern, und die gütige Fee, die ihn von seinem Frühling bis zu seinem Herbste stets so reich beschenkt hatte, wandte auch, als der Winter sein Haupt mit Schnee bedeckte, ihre Gunst nicht von ihm ab. Auch jetzt noch fand er Blumen auf allen Pfaden und er trug sich mit dem Gedanken, seinem Heimatlande eine dritte Sammlung unter dem Titel „Wantergreng" (Wintergrün) zu schenken. Lebhaft ist zu bedauern, daß die Sichtung dieser Gedichte dem Greise nicht mehr möglich war, doch ist zu hoffen, daß wir uns, dank den Bemühungen seines Sohnes, auch noch an dieser Sammlung werden erfreuen können.

Kurz vor seinem Tode traf den Dichter der harte Schlag, daß das Auge, das stets so liebevoll auf den heimatlichen Fluren und auf dem heitern Antlitz seiner Freunde geruht hatte, mit Blindheit geschlagen wurde. Die Hauptquelle seiner Lebensfreude war versiegt, und der Tod, der ihn vor vier Jahren abberief, konnte für ihn nur mehr ein erlösender Engel sein.

Die Nachricht von dem Hinscheiden des Nationaldichters rief in dem ganzen Lande die tiefste Trauer hervor. Es war Jedem, der Lentz auch nur aus seinen Liedern kannte, als sei mit seinem Tode ein Stück des nationalen Lebens dahingeschwunden, als sei ihm ein lieber Freund entrissen worden. Bei dem fürstlichen Begräbnis des teuren Toten hielt der Staatsminister Eyschen, der dem Verstorbenen während seines Lebens stets als wohlwollender Mäcen zur Seite gestanden, die Grabrede in der geliebten Mundart.

Als eine sanfte, liebliche Idylle, die dem Biographen kaum einige Anhaltspunkte bietet, war das Leben des luxemburgischen Nationaldichters dahingeflossen. Seine Dichtung, der Ausdruck seines innern Gemütslebens, ist auch seine Biographie. Die Freiheit seines Vaterlandes, das Leben seines Volkes am häuslichen Herde und im heitern Freundeskreise hat er innig und zart besungen, in Fabeln und Allegorien ihm einen Schatz populärer Weisheit hinterlassen; endlich war seine Poesie eine weithinhallende Glocke, die in zahlreichen Gelegenheitsgedichten die Kunde von Freud und Leid in Tönen innigen Mitgefühls über das Land dahintrug.

Aus den lebensfrischen Blüten dieser Lyrik wollen wir nur die beiden Lieder hervorheben, welche beide, in ihrer Weise, zu beliebten Nationalhymnen für das Luxemburger Völkchen geworden sind: „De Feierwon" und „Ons Hemecht". Wir lassen den Text in der vom Dichter selbst größtenteils erfundenen Orthographie folgen*):

I. De Feierwon.[1])

De Feierwon den as beret
E peist durch d'Loft a fort et get
Am Dauschen[2]) iwer d'Strosz fun Elsen,
An hie get stolz den Roper[3]) weisen,
Dat mir nun och den We[4]) hun font,
Zum eweg große Felkerbond.
Kommt hier aus Frankreich, Belgie, Preisen,
Mir welln iech ons Hemecht weisen,
Frot dir no alle Seiten hin,
Wi mir eio zufride sin.

*) Weggelassen sind einige Zeichen, welche die verschiedene Aussprache einzelner Vocale verdüdlichen und die dem Leser, der des Dialekts nicht kundig ist, nichts fruchten würden. D. Red.

[1]) Feuerwagen. [2]) Brausen. [3]) Nachbar. [4]) Weg.

Digitized by Google

Mir hale[5]) fest un onser Scholl,
Fu Left[6]) fir d'Land sin d'Herzer soll;
Wa mir och keng Millionen zielen,
Dir get ons nochter[7]) d'Welt ze wielen,
Mir rufen all aus engem Monn:
Ke beffert Land beschengt jo d'Sonn!
Kommt hier aus Frankreich ꝛc.

D'Natur de lacht ons iweral,
St reicht[8]) de Bitereg an den Dal
Mat Fielze we gewalteg Rifen,
Stret Blumen iwer Gard a Wisen:
Ke Keppchen[9]) Jerd,[10]) wo Halm a Reis
Net riede[11]) fun dem eise Fleiß.
Kommt hier aus Frankreich ꝛc.

An d'Folk a mengem Hemechsland
Hnot gent all Mensch d'Hierz op der Hand,
Seng Freihet det em d'Ae blenken,
An d'Tret de det seng Wirder[12]) klenken;
Seng Sprock mat hire friemen Ten,[13])
D'Gemitlechket de mecht se schen.
Kommt hier aus Frankreich ꝛc.

Mir hu keng schweer Leicht[14]) ze dro'n[15])
Fir onse Statswon dun ze go'n:
Keng Steire kommen ons erdrecken,
Ken Zwank de freie Gesicht ersiecken;
Mir mache spuorjam onse Stot,[16])
Ke Birger a ke Bauer klot.[17])
Kommt hier aus Frankreich ꝛc.

An hnot dir dan de Wiert[18]) erkannt
Fum kienge Letzeburger Land,
An dir mußt fort 'rem fun ons goen,[20])
Da kennt dir an der Hemecht soen:[21])
'T as d'Grecht[22]) net grad, de d'Gleck bedeit,[23])
Well an dem Land si glecklech Leit!
Kommt hier aus Frankreich, Belgie, Pretsen,
Mir kennen iech ons Hemecht weisen;
Frot dir no alle Seiten hin:
Mir welle bleiwe wat mer sin.

---

2. Ons Hemecht.

Wo d'Uolzecht[1]) durech d'Wisen zet,[2])
Dur'ch d'Fielzen d'Sauer brecht,
Wo d'Mief[3]) lanscht d'Musel[4]) dofteg blet,
Den Himmel Wein ons mecht;
Dat as ons Land, fir dat mer gef[5])
Heinieden Alles wo'n,[6])
:,: Onst Hemechsland dat mir 'so def[7])
An onsen Herzer dro'n. :,:[8])

An sengem dounke Beicherkranz,
Fum Fride stel bewacht,
'So nnne[9]) Pront an deire Glanz
Gemittlech lef[10]) et lacht;

Sel Foleck froh sech soe[11]) kann,
An 't si keng eidel Drem:[12])
:,: We wnont et sech so hemlech dran,
Wie as 't so gut dohem! :,:

Gesank, Gesank, fu Berg an Dal,
Der Jerd de ons gedro'n![13])
D'Lest hnot en trete Wibberhal
A jtdder Brosckt gebo'n;[14])
Fir d'Hemecht as keng Weis ze schen,
All Wurt dat fun er klenkt,
:,: Greift ons an d'Sel 'we Himmelsten,
An d'A[15]) we Feier blenkt. :,:

O Du do nowen, dem seng Hand
Dur'ch d'Welt d'Nation leb;
Behit Du d'Letzeburger Land
Fnm frieme Joch a Leb!
Du hnos ons all als Kanner schon
De freie Gescht[16]) jo gin,[17])
:,: Loß sin blenken d'Freihetsjonn,
De mir 'so lang gesin.[18]) :,:

Wie die erste dieser Nationalhymnen in frohen und harten Tagen dem Luxemburger Volk „ein Liebeslied aus Vaterland und ein ungetümes Kampfeslied war", ist von berufener Feder in einer unter dem Pseudonym „Paolo" erschienenen Broschüre: „Dem Feierwon zu seinem zweiten Jubiläum" dargestellt worden. An der Hand dieser Broschüre wollen wir in Kürze die historische Seite des bekanntesten aller luxemburgischen Lieder beleuchten.

„Am 8. Oktober 1859", heißt es dort, „wurde der Feierwon zum ersten Mal gesungen. Lentz hatte ihn bei Gelegenheit der Eröffnung unserer Eisenbahnen gedichtet. Kaum hatte Herr J. P. Scharff mit sympathischer Stimme die zweite Strophe gesungen (vor dem Rathause zu Luxemburg), als das Publikum in den leicht zu fassenden Refrain mit einstimmte. Mit steigender Begeisterung wurde weiter gesungen, und zum Schluß wollte das Jauchzen und Hüteschwenken kein Ende mehr nehmen. Bereits damals fühlte man, daß Lentz etwas Bleibendes geschaffen.

Das Lied hatte schnell alle Herzen erobert; die leichte Melodie trug es beflügelt von Mund zu Mund, die Jungen pfiffen's auf den Straßen, am Tisch der Zecher mit auch bald in der Werkstatt und im Kreise stiller Häuslichkeit tönte es immer:

„Frot dir no alle Seiten hin,
Wi mir eso zufride sin!"

Nachdem nun der Verfasser der Broschüre dargestellt, wie das Luxemburger Volk, das vor nicht langen Jahren seinen eigenen Herd gegründet, nach den ökonomischen und finanziellen Sorgen der ersten Zeit wieder in eine heitere Zukunft blicken und mit bescheidenem, doch würdevollem Selbstgefühl den von allen Seiten herbeiströmenden Fremden die Schlußworte seines Nationalliedes zurufen konnte, fährt er fort:

„Man wird den tiefen Eindruck begreifen, den das Lied in allen Schichten der Bevölkerung zurückließ, wenn man bedenkt, daß es just in eine Zeit fiel, wo man begann, sich glücklich zu fühlen, Luxemburger zu sein, und daß gerade in jenem Liebesfrühling patriotischen Empfindens Lentz uns

---

[5]) halten. [6]) Liebe. [7]) überall hin. [8]) schmücken. [9]) Fleckchen. [10]) Erde. [11]) reden. [12]) Augen. [13]) Wörter. [14]) Töne. [15]) Lasten. [16]) tragen. [17]) Haushalt. [18]) klagt. [19]) Wert. [20]) gehen. [21]) sagen. [22]) Größe. [23]) bedeutet.

[1]) Utzell, Flüßchen des Landes. [2]) zieht. [3]) Nebe. [4]) Mosel. [5]) würden. [6]) wagen. [7]) tief. [8]) tragen. [9]) ohne. [10]) lieb.

[11]) sagen. [12]) Träume. [13]) getragen. [14]) gethan. [15]) Auge. [16]) Geist. [17]) gegeben. [18]) gesehen.

Digitized by Google

ein Nationallied dichtete. Es war das erste und dazu in heimischem Dialekt.

Doch die goldene Zeit sollte nicht mehr lange währen. Der wolkenlose Himmel, der während zwei Jahrzehnten über dem jungen Lande geblaut, verdunkelte sich plötzlich. Im Sommer 1866 zerriß der deutsche Staatenbund. Sadowa kam. Eine preußische Besatzung war in Luxemburg verblieben. Deutsche Blätter forderten gebieterisch unsern Eintritt in den neugeschaffenen Staatenbund. Ende September kam Prinz Heinrich ins Land. Wo sich der Prinz zeigte, da brauste ihm, unter den herzlichsten Vivatrufen, des Volkes Sang entgegen:

„Frot dir no alle Seiten hin,
Mir welle bleiwe wat mer sin."

Wenige Tage nach seiner Ankunft gab der Prinz-Statthalter dem Liede Antwort auf einem Ackerbaufeste in Luxemburg unter nicht endenwollenden Zurufen: „Oui, je sais qu'on est inquiet dans le Luxembourg, et si je suis venu dans le grand Duché, c'est une garantie qu'il restera ce qu'il est." Dieser Dialog zwischen dem Prinzen und unserm Lied, die Paraphrase des Refrains als Antwort auf unsere Bitte ist mir unvergeßlich geblieben." Als nun die bald darauf auftauchende Furcht vor einer französischen Annexion sich als grundlos erwies, im Mai 1867 die Londoner Konferenz die Neutralität des Ländchens feierlich verbürgte und die preußische Besatzung aus der Hauptstadt abzog: da waren alle düstern Wolken verschwunden, und drei Jahre lachte dem Großherzogtum heiterer Himmel, bis der Kampf der beiden mächtigen Nachbarvölker seine Grenzen umtobte.

„Der Kanonendonner von Spichern, Gravelotte und Sedan," fährt der Verfasser fort, „hatte in unsern Bergen wiedergehallt. Alle Schrecken des Krieges waren unsern Hilfskolonnen auf den Schlachtfeldern vor Augen getreten. Die Ablassung eines Proviantzuges vom hiesigen Bahnhof nach der Festung Thionville war als eine Neutralitätsverletzung angesehen worden. Ein Teil der deutschen Presse forderte deshalb wieder die sofortige Annexion Luxemburgs, und man mußte befürchten, daß, um größere persönliche Verluste zu vermeiden, Frankreich diesen Kaufpreis nicht ungern sehen würde. Die Ankunft des Prinzen-Statthalters im Lande gab diesmal Veranlassung zu der großartigsten patriotischen Manifestation. Kammer und Staatsrat, Gemeinderäte und Privatgesellschaften überreichten zahlreiche Gesuche, die alle in dem einen Wunsche gipfelten: „Mir welle bleiwe wat mer sin." Der Kanonendonner verhallte an den Grenzen des Großherzogtums und die Kriegsstürme, welche so oft in diesem Jahre die Freiheit des Ländchens hinwegzufegen drohten, gingen spurlos an ihm vorüber. Größere historische Ereignisse vollzogen sich seitdem nur auf einem weit entlegenern Schauplatz, ohne sein nationales Leben zu gefährden. Ein glückliches Gefühl größerer Sicherheit zog ein und die Klänge des Feierwon schmetterten nicht mehr wild und trotzig ins Land wie die Sturmposaune des Krieges."

Ein anderes Lied von Lentz „Ons Hemecht", frisch und freudig wie der Feierwon, duftig wie der Hauch der Luxemburger Berge und voll erhabener Majestät in seinem Schlußgebet für die Freiheit des glücklichen Ländchens, ist inzwischen neben dem Feierwon zur zweiten Nationalhymne geworden. Immer mehr scheint es an die Stelle des alten, historisch gewordenen Liedes treten zu wollen und das ist bereits eine Lieblingsfrage geworden, welches von beiden Liedern einen größern poetischen Wert besitze. Diese Streitfrage erinnert lebhaft an die derben Worte Goethes, man solle doch lieber nicht streiten, wer von ihnen größer sei, er oder Schiller, sondern sich freuen, daß zwei solche Kerle vorhanden seien, über die man streiten könne. Auch der Luxemburger soll sich dankbar freuen, daß er zwei so herrliche Nationalhymnen besitzt. Will man aber durchaus einen Vergleich zwischen beiden anstellen, so muß man vor allem auf die verschiedenartige Natur derselben achten.

Aus einem Gelegenheitsgedicht ist der Feierwon zur Nationalhymne geworden. Freudig begrüßt das muntere Lied bei Eröffnung der ersten luxemburgischen Eisenbahn die herbeiströmenden Fremden, denen das Brausen des „Feuerwagen" stolz verkündet, daß auch sein Land den Weg zum großen Völkerbund gefunden. Begeistert preist es ihnen die Liebe des Luxemburgers zu seinem trauten Fleckchen Erde. Es singt dem Fremden von dem herzlichen biedern Volk seines Heimatlandes, das den Druck schwerer Lasten nicht kennt, in dem kein Zwang den Geist der Freiheit erstickt. Im überwallenden Gefühl seines Glückes ladet der Dichter alle Nachbarvölker zu Zeugen der Zufriedenheit ein, die in seiner lieben Heimat herrscht, und schließt mit den Worten, die in der Stunde der Gefahr zum Wahlspruch und zum schützenden Schild seines Volkes geworden: „Mir welle bleiwe wat mer sin."

Als Gruß an die Fremden ist der „Feierwon" ein Gelegenheitsgedicht; eine kurze Analyse wird jedoch genügt haben, um zu zeigen, daß der Dichter allen Gefühlen in denselben Ausdruck verliehen, welche den Luxemburger bei dem Gedanken an die bevorzugte Lage seines Landes mit Glück und freudigem Stolz erfüllen müssen; es besitzt demnach auch alle Elemente einer Nationalhymne.

Diese Doppelnatur ist der „Hemecht" nicht eigen; sie ist ausschließlich ein hohes Lied des Dichters auf sein teueres Luxemburg; jenes Land, wie er sagt, das seine Bewohner so tief im Herzen tragen, das auf engbegrenztem Raume das wild Großartige und heiter Milde vereinigt. In seinem dunkeln Wälderkranz liegt es da, bewacht von stillem Frieden, eine traute, anheimelnde Wohnstätte für ein glückliches Völkchen. Für ein solches Land, ruft der Dichter aus, ist keine Weise zu schön; und jedes Wort, das von ihm klingt, greift wie Himmelstöne in die Seele. Dann stimmt er zum Schluß jene feierliche Strophe an, die wie hehrer Kirchengesang die Sänger zwingt, sich zu erheben und das Haupt zu entblößen.

Die Luxemburger Heimatsprache, das ungekünstelte, leichtgeschürzte Dorfkind, zeigt in diesem erhabenen Gebete, ohne ihre tief rührende Herzlichkeit zu verlieren, allen Schwung ihrer feiner ausgebildeten, stolzen Schwester.

Als muntere8, keckes Marschlied, als trotziges Kampfeslied wird der „Feierwon" wohl stets den Vorrang vor der „Hemecht" behaupten; in Stunden der Weihe wird der Luxemburger jedoch eher jenes inbrünstige Gebet zum Himmel steigen lassen, das Vaterunser, das Lenz ihm gelehrt, wie der Redner am Grabe des Dichters die Schlußstrophe zur „Hemecht" mit vollem Rechte bezeichnet hat.

Und somit wird auch wohl die Streitfrage gelöst sein. Jedes der beiden Lieder entspricht voll seiner besondern Natur und Bestimmung, und so können beide, allerdings in verschiedenem Sinn, als Muster einer Nationalhymne gelten.

Spricht man von Lentz, so denkt man vor allem an

Digitized by Google

den Dichter des „Feierwon“ und der „Hemecht“. Überaus leicht wäre es uns jedoch, eine größere Anzahl seiner trefflichen Lieder namhaft zu machen, so das von glühendem Heimweh durchhauchte des luxemburgischen Auswanderers „An Amerika“, das fleischwermütige „Kennerchesdag“, das heiter neckende, schalkige „An der Licht“, das kecke, geistvolle „De Lompekomer“. Alle diese Lieder sind längst zum Gemeingut des Volkes geworden; noch jetzt sind sie ebenso beliebt wie am ersten Tage ihres Erscheinens und darin liegt wohl das vollgültigste Zeugnis für ihren innern Wert. Ob Lenz ein Dichter sei, ist überhaupt nur in den ersten Zeiten seiner poetischen Thätigkeit von seinen Mitbürgern angezweifelt worden; ganz vereinzelt aber hört man noch die Frage, ob er ein wirklicher Dichter des Volkes sei. Was könnte dafür aber günstiger reden, als die allgemeine Beliebtheit so vieler seiner Lieder? Was den Volkston nicht trifft, was nicht in die Stimmung des Volkes einschlägt, wird nie alle Schichten desselben zum freudigen Gesang begeistern; worin es nicht Blut von seinem Blut, Fleisch von seinem Fleisch erkennt, das wird nie in seinem Munde zum lebendigen Lied. Eine Einschränkung in diesem Lobe, die wir bereits in der einleitenden biographischen Notiz zum Teil gemacht, kann dem Dichter jedoch nicht erlassen werden. Unvergeßlich ist uns eine Unterredung mit dem trefflichen luxemburgischen Operettendichter Dicks, dem Volkstümlichkeit der Sprache als das höchste Ziel des Dialektdichters galt und der dieses Ziel, wie kaum einer, erreicht hat. „Die Inversion,“ sagte er, „ist dem Geiste der Volkssprache völlig fremd. Niemals werde ich eine Inversion im „Scholdschein“, die einzige in meinen Operetten, verzeihen.“

In diesen Fehler scheint uns Lenz ziemlich häufig gefallen zu sein, sowie in den nicht minder tadelnswerten des Gebrauches mythologischer Ausdrücke, Begriffe und Bilder, die sämtlich außer dem Vorstellungskreise des Volkes liegen. Auch muß sein häufig zu starkes Anlehnen an die Redeweise der hochdeutschen Sprache hervorgehoben werden. Greift der Dichter zu diesen Mitteln, so verspüren wir in seinen Liedern nicht mehr den Hauch wahrer Poesie, sondern wir fühlen, daß er das in seinem schlichten, ländlichen Kleide so hergewinnende Dorfkind in ein erborgtes Prunkgewand hüllt, das den Zauber der naturfrischen Erscheinung nur zerstören kann.

Von dem Lyriker Lenz gehen wir zu dem bereits mehrfach erwähnten Operettendichter Dicks über.

Als der Sohn des in der Geschichte des Landes häufig und rühmlich genannten Regierungspräsidenten de la Fontaine wurde Dicks 1823 zu Luxemburg geboren. Eine kurze, gedrungene Gestalt kennzeichnete den schon in frühester Jugend zu schelmischen Streichen aufgelegten und vorzüglich begabten Knaben und trug ihm seitens seiner spottlustigen Kameraden den Spitznamen Dicks ein, den er in seiner gemütlichen Manier als Dichternamen adoptierte. Am Gymnasium seiner Vaterstadt brachte er durch den Humor seines ganzen Wesens, den er aber unter der harmlosesten, scheinbar etwas dickrindigen Hülle zu verbergen wußte, Erheiterung in manche langweilige Klassikerstunde. Noch lange Jahre nachher berichteten seine Mitschüler gern von seinen urwüchsigen Homerübersetzungen, die allerdings in der Klasse ein homerisches Gelächter hervorriefen, den ernsten, gewissenhaften Lehrer aber schier zur Verzweiflung brachten. Es ist deshalb auch gewiß keine befremdende Erscheinung, wenn auf das Gemüt des Knaben die Schelmenstreiche des verschlagenen Fuchses in seinem Umgang mit dem tölpelhaften, an Kraft überlegenen Wolf eine besondere Anziehungskraft ausübten. Von dem kaum vierzehnjährigen Gymnasiasten haben wir über diesen bei dem Volk so beliebten Gegenstand eine Serie von fünf Erzählungen: „De Welleschen an de Fischen. Fug al Selben, mei a Reimen gesat fum Dicks“ (Wölfchen und Füchschen. Ein altes Märchen, neu in Reime gebracht von Dicks). In munterm Geplauder, voll volkstümlichen Humors, der durch das Organ des Fuchses überall Einfälle und Bemerkungen von köstlichster Würze einstreut, fließen die Erzählungen dahin. Jede Zeile verrät bereits den künftigen Dialektdichter in seiner ganzen Eigentümlichkeit. Nach erfolgreicher Beendigung seiner Rechtsstudien zu Lüttich und Heidelberg wurde er zum Ergänzungsrichter in seiner Vaterstadt ernannt.

Es war im Revolutionsjahr 1848.

Noch war von Lenz nichts im Druck erschienen; sein Name jedoch wurde bereits genannt; von Dicks aber sprach man noch nicht. Da wurde plötzlich die Stadt Luxemburg durch das Erscheinen eines mundartlichen Gedichtes „D'Vullerparlament am Grengewald“ (das Vogelparlament im Grünenwald), von einem ungenannten Verfasser, überrascht. Schonungslos ergoß das Gedicht seinen Sarkasmus über Kammer- und Regierungsmitglieder, indem es durch die geschickte Wahl von Vogelnamen für die einzelnen politischen Führer der damaligen Zeit nur noch beißender wurde. Großartig war der Erfolg der treffenden Satire. Je mehr aber die Personen derselben von der politischen Bühne abtraten und aus dem Leben schieden, desto unverständlicher wurde sie; und da sie heute nur noch für wenige Eingeweihte einen Sinn hat, ist sie fast vollständig aus dem Gedächtnis entschwunden.

Dicks' eigentliche Bedeutung aber liegt auf dem Gebiet der Operette und auf diesem Gebiet wurde ihm eine Popularität zuteil, wie sie wohl kaum je ein Dialektdichter genossen. Rauschender, nicht endenwollender Beifall belohnte jedesmal den anspruchslosen Verfasser, so oft eines seiner schalkigen, leichtgeschürzten Produkte auf luxemburgischen Liebhabertheatern über die Bühne ging. Die auffallende Ärmlichkeit, ja sogar die Plumpheit der Intrigue in fast all diesen Operetten vermochte die Freude des Zuschauers an den gelungenen luxemburgischen Charakterfiguren nicht zu trüben, die zuweilen etwas stark ungeschlacht, aber stets in wunderbarer Naturwahrheit und unnachahmlicher Komik der Sprache vor ihm auftraten. Allerdings darf nicht vergessen werden, daß die vom Dichter größtenteils selbst erfundene Melodie das Ihrige zu diesem Erfolg beitrug.

Im Jahre 1856 erschien die erste Sammlung dieser Operetten unter dem Titel: „Komedesstecker fom Dicks“ (Komödien von Dicks). Sie enthielt: „De Scholdschein“ (Der Schuldschein), „de Koseng“ (der Vetter), „d'Mumm Ses“ (Muhme Suse) und „d'Kirmesgesicht“ (Die Kirmesgäste). In folgender Ordnung wurden dann veröffentlicht: 1864 „de Ramplassang“ (Der Ersatzmann); 1870 „ob der Jucht“ (auf der Jagd); 1879 „De Har an d' Madamm Fullepant“ (Herr und Frau Fullepant) und „de Grengor“: endlich 1886 „Er as roisen“ (Er ist wütend). Die aus dem Nachlaß des Dichters publizierten Erzeugnisse glauben wir übergehen zu dürfen.

Nach einem mehrjährigen Aufenthalt zu Remich, an dem Strande der Mosel, wurde Dicks zum Bürgermeister von Stadtbredimus und schließlich, auf sein Verlangen, zum Friedensrichter des kleinen Städtchens Blanden ernannt.

Digitized by Google

das durch sein altes Grafenschloß und seine wildromantische Lage an dem Flüßchen Our das Reiseziel zahlreicher Sommerfrischler geworden ist. Hier, wo im Jahre 1891 der Tod ihm abrief, liebte der heiter gesellige Mann einen Kreis von Zuhörern um sich zu versammeln, in welchem sein Erzählertalent mit reicher Dichterfülle sich zu entfalten pflegte. In der harmlosen, fast kindlich-naiven Freude des Dichters an dem Volk, wo es sein Wesen rein und ungekünstelt offenbart, liegt die Erklärung für die unübertreffliche Wahrheit in Dicks' Charakterzeichnungen und die wunderbar anheimelnde Natürlichkeit seiner Sprache. Wir lassen deshalb einen Auszug aus der Escher Zeitung folgen, dessen Verfasser im vertrauten Umgang mit dem verstorbenen Dichter das Werden seiner poetischen Schöpfungen beobachten konnte.

„Meine Erinnerungen an Dicks," schreibt er, „datieren aus jenen Jahren, in welchen er sich mit seiner Familie auf sein in Stadtbredimus am Moselufer gelegenes Schloß zurückgezogen hatte. Er liebte es, sich mit schlichten Leuten, mit seinen Dorfnachbarn zu umgeben und dieselben in eine ungezwungene Unterhaltung zu ziehen. Wie oft saß er mit einer Gesellschaft in blauen Kitteln des Sonntags Nachmittags auf der Terrasse und tränkte seine Gäste mit Maiwein und ließ sich von ihnen allerlei Sagen und Märchen wiedererholen, wie sie an den Winterabenden beim Spinnrad erzählt werden. Wir Buben, die Altersgenossen und Freunde seines Sohnes, spielten in dem weiten Garten, dem „Pesch" und dem Wäldchen, aus dem eine weiße Muttergottes auf ihrem Postamente, den Fuß auf der sich windenden Schlange, hervorleuchtete, und kamen wir in unserm ungestümen Jagen ab und zu an dem Tisch vorüber, wo die Alten ihr weises Gespräch pflogen, so lud uns der Hausherr wohl mit einem freundlichen Scherz auf ein Gläschen Bowle ein, das wir natürlich selten ausschlugen. Die gute Laune, die Gleichmäßigkeit der Seelenstimmung, welche die starken Naturen kennzeichnet, verließ ihn nie, jedenfalls trat eine Änderung niemals nach außen zu Tage und man durfte bei ihm immer auf einen scherzhaften oder geistreichen Einfall rechnen. Besonders anziehend an seiner Unterhaltung war die Art, wie er dabei die luxemburgische Mundart zu ungeahnter Ausdrucksfähigkeit zu zwingen wußte. Zu seinem Munde war sie nicht das dürftige, ungefüge und für höhere Gegenstände unzulängliche Platt, er nannte ein jedes Ding, und ein jedes Ding bei seinem richtigen Namen. Dabei erzählte er wie ein Buch; stundenlang konnte man ihm zuhören und wünschte immer noch, er möchte von vorn anfangen. Wie viele haben ihn bei Ausflügen in das romantische Ourthal in seiner neuen Heimat Bianden aufgesucht und haben dann tagelang von Papa Dicks zu erzählen gewußt! Das letzte Mal, da ich das Glück hatte, in seiner Gesellschaft einige Tage zu verbringen, war es mir ein Hauptspaß, wenn er die alte Mappe von Preßleder mit dem Stahlschloß, deren ich mich von zwanzig Jahren her erinnerte, aus der Schublade zog und mit zitternder Hand zwischen den vergilbten Blättern nach einem Liedchen suchte, das er uns dann vorlas: Er las ungekünstelt, ohne Deklamation, sozusagen eintönig, aber mit einem wohlthuenden Vibrieren in der Stimme, mit jener besondern Aussprache der Mundart, die den alten Luxemburgern eigentümlich ist. Was in jener unscheinbaren Mappe an Schelmenliedlein und andern Dichtungen noch ruht, wird hoffentlich eines Tages ebenfalls dem großen Publikum zugänglich gemacht werden.

Ein Festtag war es, wenn wir über dem Spiel im Garten oder „Pesch" auf einmal Klavierakkorde von drinnen vernahmen. Einmal an einem Sonntag Vormittag — wir kamen gerade vom Krebsfang — hat mir Dicks an seinem altehrwürdigen Tafelklavier, auf dem er wohl die meisten seiner volkstümlichen Melodien zusammengefingert hat, „die Cadette fun der Spreq" und „Mel Freier aff ke grossen Här" in eigener Person eingeübt, und Nachmittags mußte ich die Lieder einer ganzen Versammlung von fremden Damen und Herren vorsingen. Wie mir dabei das Herz klopfte!

Ich weiß genau, wer den besten Maitrank bereiten konnte. Das war der Sänger der „Mum Ses". Drüben, in dem waldigen Hang, der sich in der Mosel spiegelt und an dessen Fuß heute ein Bahnwärterhäuschen die Landschaft verhunzt, suchten wir Kinder das Wunderkräutlein, das nach alten Chroniken das Herz erfreuen und die Leber gesund machen soll; und in der kühlen Halle im Erdgeschoß des alten Schlosses wurden die grünen, an ihren Stengeln so zierlich aufgerollten Sterne in eitel Grächen erstäubt und der duftige Trank wurde in hellgrüne schlanke Flaschen gefüllt; dann kamen des Sonntags nach der Vesper im blauen, steifglänzenden Kittel die Nachbarn, der „Tunn" und der „Edouard", der „Kleas" und wie sie alle hießen; an den weißgestrichenen Gartentischen wurden kurzweilige Reden gepflogen und Maiwein getrunken. Den biedern Leuten löste der Maiwein die Zunge und mählich wurde dann die Unterhaltung immer lauter. Wer von diesen Sonntagsnachmittagsgästen mag wohl zu dem rabiaten Vetter von der Mosel in den „Kirmesgesicht" Modell gesessen haben? Dabei spielten wir im Garten, am Bache 'rauf und 'runter wilde Jagd, oder um das weiße Marienstandbild herum, das mitten im Grün, unter einer alten, prächtigen Linde auf seinem Postamente stand und der Schlange den Kopf zertrat."

Seinem liebevollen Sichversenken und Hineinleben in die Volksseele verdankte Dicks die Realität seiner Charakterfiguren und die unübertreffliche Natürlichkeit der Sprache. Wollten wir ihm einen Vorwurf machen, so könnte es nur der sein, daß das Volk allzu realistisch, in einzelnen Ausdrücken zu derb, sogar etwas unedel bei ihm zur Darstellung kommt. Kunstreiche dramatische Technik können wir dem Dichter nicht nachrühmen. Der Aufbau der Operetten ist meistens ungeschickt, die Intrigue in der Regel ärmlich und häufig so auffallend naiv geführt, daß man sich fragt, wie so was einem Publikum geboten werden konnte. Das durfte nur ein Dichter wagen, der durch anderweitige bedeutende Vorzüge den Zuschauer über das Unwahrscheinliche und Plumpe der Intrigue hinwegzutäuschen vermochte. Nur ein solcher Dichter durfte auch wohl neben so mancher wunderprächtigen Charakterfigur bisweilen als Nebenperson eine leblose Drahtpuppe auftreten lassen.

Durch eine kurze Analyse der beiden beliebtesten Dicks'schen Operetten: „De Scholdschein" und „d'Mumm Ses" werden wir die Eigenart des Dialekt-Dichters zu charakterisieren versuchen, obgleich wir die völlige Unmöglichkeit einsehen, den besonderen Reiz einer solchen Schöpfung dem Nicht-Luxemburger auch nur annähernd zur Empfindung zu bringen.

Im „Scholdschein" sieht ein jugendliches Liebespaar, Neckel (Nikolaus), ein Schornsteinfeger, und d'Marri (Marie), ein blutjunges Ding von 16 Jahren, seine Zukunftsträume

Digitized by Google

stark im Scheltern begriffen durch die Neigung eines alten Gecken zu der reizenden Marrt. Es ist der Buchbinder Papschossel (Leimschüssel), der bereits bei Marris Mutter einstens verlorene Liebesmüh verschwendet hat. Was die Reize seiner äußeren Erscheinung nicht vermögen, sucht er durch unredliche Mittel zu erreichen. In seinen Händen befindet sich ein Schuldbrief von Marens verstorbenem Vater. Der Unvorsichtige hatte allerdings die Schuld längst abgetragen, aber den Zettel in den Händen des Buchbinders gelassen. Marrt's Besitz soll der Preis für die Herausgabe des Scheines sein. Schon ist die Witwe in den saubern Handel eingegangen, was natürlich keineswegs nach dem Geschmack der beiden jungen Leute ist. Doch Liebe macht erfinderisch. Stolz wie ein aufgeblasener Puter über seine vermeintliche Eroberung erscheint Papschössel in nagelneuem Wichs und zeigt der, wie er glaubt, sterblich in ihn verliebten Marrt ein Notizbuch, das den verhängnisvollen Schuldbrief enthält. Um seine, trotz des vorgerückten Alters immer noch rüstige Kraft zu zeigen, klegt er, nachdem er das Notizbuch auf einen Tisch gelegt, mit der klnken Marrt im Wirbeltanz im Zimmer herum, bis er endlich keuchend in einen Stuhl sinkt. Unterdessen hat der im Kamin versteckte Schornsteinfeger den Schein entwendet. Schleunige Abfahrt unter schallendem Hohngelächter der jungen Leute bleibt für den betrogenen Betrüger der einzige Ausweg.

Die Heldin der zweitgenannten Operette, „d'Mumm Ses", hatte in ihren jungen Jahren ihr Herz einem bildschönen Kanonier der damaligen preußischen Besatzung Luxemburgs geschenkt. Böse Zungen aber hatten das leichtgläubige Mädchen ihrem Verlobten abwendig gemacht, der aus Liebesgram sich den Tod gab. Seitdem spukte der Geist des einstigen Geliebten im Hause der Mumm Ses. Durch keine Messe, durch kein Gebet kann das in steter Angst sich rasch zur alten, grämlichen Jungfer abzehrende Weib das quälende Gespenst zur Ruhe schicken. Der weltgereiste Sprochmates (Spruchmathias), der mit seinen steten albernen Sentenzen und französischen Redensarten der schwachköpfigen Jungfer imponiert, und der unheimliche Hexentomes (Hexenthomas), der selbst diese Geisterercheinungen in Scene gesetzt, übernehmen die Rolle, Mumm Ses durch Beschwörung des Gespenstes von ihrer Folter zu erlösen. Nebenher läuft dann noch eine Liebesintrigue zwischen der schalkigen Nichte von Mumm Ses und ihrem Nachbar Peter, deren Fäden sich in die Haupthandlung verflechten. Die beiden Betrüger verfolgen unterdessen ihre eigennützigen Zwecke; der eine auf die sorgsam aufgesparten Goldstücke der Tante, der andere auf die Hand der reizenden Nichte für seinen Sohn. Peter aber errettet den Sohn des Sprochmates vom Ertrinken und gewinnt so in letzterem einen Verbündeten gegen den Hexentomes. Während dieser nun die hochpathetische Geisterbeschwörung vorntmmt, läßt plötzlich der Sprochmates mit tiefer Grabesstimme eine Antwort des spukenden Kanonters auf die Berufung erschallen. In dem Glauben, seine Beschwörung sei nur allzu wohl gelungen, stürzt sich der Hexentomes unter einen im Zimmer befindlichen Korb und wird von den hereineilenden Nachbarn als Betrüger entlarvt. Mumm Ses aber ist vom Gespenst befreit und auch die Liebesintrigne der Nichte mit Nachbars Peter findet eine befriedigende Lösung.

Die Intrigue in beiden Operetten ist, wenn auch weniger naiv als in den meisten anderen Erzeugnissen des Dichters, weder besonders geistreich noch wahrscheinlich. Aber das jugendliche Liebespaar im „Scholdschein", vor allem Marrt, erscheint in einem solchen Zauber von Schalkhaftigkeit und zugleich rührend kindlicher Neigung, Marrt's Mutter in ihrer Entrüstung über das Küchlein, das sich den schützenden Flügeln der Henne entziehen will, in einem so drolligen Anflug von Verzweiflung, Papschossel endlich in seinen lächerlichen Liebesbemühungen so täppisch, im vermeintlichen Glück so aufgeblasen und beim schmählichen Reinfall so verdutzt und ratlos, daß von der ersten Scene bis zur letzten die Fülle urkomischer Situationen und Details, im Bunde mit den zahlreichen lustig neckenden Liedchen, den Zuschauer nicht zum Bewußtsein der technischen Mängel gelangen lassen.

Der Hauptvorzug der zweitgenannten Operette liegt in der Darstellung der Heldin selbst, eine Charakterigur, wie Fritz Renter keine prächtigere geschaffen hat. Die liebevolle, mit wehmütigem Grauen gemischte Erinnerung an den schmucken Kanonier und sein gräßliches Ende hat Mumm Ses mit Widerwillen gegen jede eheliche Verbindung erfüllt. In einem komischen Irrtum befangen, glaubt sie ihre Abneigung gegen die Männer auch auf ihre Nichte übertragen zu haben. Je häufiger aber das nächtliche Poltern des Gespenstes sie von ihrem einsamen Lager verscheucht, um so schmerzlicher beglmnt sie die Nähe des schützenden Mannes zu vermissen. Schon ist sie nicht mehr abgeneigt, dem Hexentomes ihre Hand zu schenken und bald ist es nicht mehr dessen Macht über die Geister allein, welche sie zu einer Änderung ihres Entschlusses bestimmt. Welchere Gefühle erwachen wieder ungeahnt im welken Busen der alten Jungfer und urkomlich berührt es nus, wenn die so gänzlich Umgewandelte jetzt mit heftigem Ungestüm ihre Nichte zur Heirat treiben will. Dann ist ihr weinerliches Wesen im Kontraste mit der lebensfrohen Nichte, ihre schwachköpfige Leichtgläubigkeit den beiden Betrügern gegenüber nicht der geringste Reiz an dieser wunderbar naturwahren, aus dem vollen Leben des Volkes herausgegriffenen Figur. —

Lentz und Dicks sind allerdings nicht die einzigen, die in der luxemburgischen Mundart gedichtet haben, wohl aber die einzigen, deren Erzeugnisse beim Volk dauernd Eingang gefunden. Und somit bleibt bis jetzt die luxemburgische Dialektlitteratur auf die genannten Namen beschränkt. Wem von den beiden Sängern des Großherzogtums als dem ersten die Dichterpalme gebühre, wäre eine interessante Frage, die bereits vielfach aufgeworfen worden ist, die wir aber nicht entscheiden wollen. Allerdings ist Lentz der hochverdiente Verfasser der beiden trefflichen Nationalhymnen; aber unleugbar gelangt das Leben des Volkes bei Dicks ungleich natürlicher zum Ausdruck. In einer Liebe jedoch, wie ein teures Nationalheiligtum, umfaßt der Bewohner des kleinen Ländchens seine beiden Nationaldichter, wie er auch beiden in seiner Hauptstadt eine gemeinsame Statue, mit ihrem Doppelbildnis, zu errichten beschlossen hat.

Digitized by Google

Litterarische Notizen.

— Nur eben als Dilettant erweist sich Karl Philipp in seiner Sammlung: „Klein Emmely und andere Gedichte“ (Bonn, P. Hanstein's Verlag), obwohl er sichtlich mehr bedeuten will und sich durch die rüde Ausmalung überaus fraser Stoffe und die Anwendung kommuner Redensarten, die auch der nun selig verstorbene Naturalismus nicht hat litteraturfähig machen können, ein gewisses kraftmeierisches Air zu geben sucht; es geschieht aber in so ungeschickter Art, daß der kundige Leser bald darüber ins Klare kommt, daß er nur ein Pseudo-Original vor sich hat. Klein-Emmely hat Blumen von Anderer Ruhestätte gepflückt, um das schmucklose Grab seiner Mutter damit zu schmücken; der Totengräber ertappt das kleine Mädchen bei seinem Thun, sperrt es zur Strafe in die gefüllte Leichenkammer, geht zur Schenke und betrinkt sich da so schwer, daß ihm die kleine Gesangene erst am nächsten Morgen wieder in Erinnerung kommt; als er die Leichenkammer öffnet, ist Klein-Emmely vor Schrecken tot. Der ebenso häßliche, als grausige Stoff, den unter den lebenden Dichtern wohl nur Rudyard Kipling durch die Art der Behandlung zum Kunstwerk adeln könnte, wird hier in klappernden Versen heruntergehaspelt und weckt im Leser kaum eine andere Empfindung, als die des Bedauerns, daß das schöne Büttenpapier nicht einem erquicklicheren Zweck zugeführt worden. Ähnlich steht es um „Arm Paddys Witwe“ — ein Steuer-Exekutor will dem kranken Kinde einer armen irischen Witwe das Bette unter dem Leibe wegpfänden, sie schlägt ihm den Schädel ein, — und gleich widrig ist das Gedicht: „Geit, ich verlasse mein Kind“. Aber noch unangenehmer berühren die satirischen Gedichte oder was eben Herr Philipp so nennt, z. B. „Auf allerhand Versammlungen“:

Wenn fünfundzwanzig Kohl-
Und zwanzig Wasserköpfe
Und dreißig dumme Tröpfe
Mit Schädeln gänzlich hohl
Zusammen kommen — es
Benennet sich Kongreß.
Das ist dann ein Gestöhn,
Ein weisheitsvoll Salbader,
Ein zänkisches Gebader,
Ein jämmerlich Gehöhn,
Die reinste Kirchweihmeß —
Das nennt sich dann Kongreß.

Dabei ist all dies nur eben Pose. Die zahlreichen Gedichte, wo Philipp sein wirkliches Gesicht zeigt, sind unbedeutend, aber sie stören nicht. Einmal (S. 20) sind wir sogar einem wahrhaftigen Lied begegnet, an dem man seine Freude haben kann: „Im Vorfrühling“:

Ich habe sie einzeln aus dem Schnee
Gepflückt mit vieler Müh,
Doch mich erfaßt unnennbar Weh —
Die Blüten, wem geb' ich sie?

Ach Gott! wenn dieser kleine Strauß
Mich schon so traurig macht,
Wie halt' ich dann vereinsamt aus
Den Frühling mit all seiner Pracht?

Der Ausdruck ist ja noch immer nicht rein genug, aber die Empfindung ist die eines Dichters.

Ein echter Dilettant, der tastlos die üblichen Stoffe in der üblichen Form behandelt, selten durch Geschmacklosigkeit, niemals durch einen selbständigen Gedanken, eine eigentümliche Empfindung auffällt, ist auch Julius Goebel. Wir wissen zufällig, daß er vielerlei Schicksale gehabt und in Amerika lebt; nach seinen Versen („Gedichte“, Dresden, Pierson) zu schließen, könnte er Primaner in Gotha oder Oppeln sein. „Coelum, non animum mutant, qui trans mare currunt.“ Herr Goebel besingt das Centenarium der Inauguration George Washingtons mit einem Schwung, als ob es sich um das Amtsjubiläum eines Gymnasialdirektors handelte und den Italienerknaben in New-York, als ob er dem kleinen Sänger auf der Chaussee von Mannheim nach Ludwigshafen begegnet wäre. Auf diesem Primaner-Niveau steht alles, alles im Buche; wir wollen, um dies zu erweisen, nicht etwa das schlechteste, sondern das beste Gedicht, das uns da aufgestoßen, zitieren: „Lebe wohl!“ (S. 33):

Lebe wohl, du erste Liebe,
Frühlingsveilchen, rein und schön,
Laß in deine keuschen Augen
Mich noch einmal innig seh'n.
Lebe wohl, du erste Liebe,
Neues Sehnen ist erwacht,
Ach! das Veilchen muß ja sterben,
Strahlt der Rose heiße Pracht.

Der Vergleich ist bereits tausend Male dagewesen; Herr Goebel, Kritiker von Beruf, muß das wissen; aber wenn er im Banne seiner Muse steht, so muß er ihn eben zum tausend und ersten Male bringen, weil er sonst nichts zu bringen wüßte . . .

Desselbigen Geistes Kind ist Manfred Elmer, der seine „Gedichte“ bei Schlieser und Schwelkhardt in Straßburg i. E. hat erscheinen lassen. Zum Beweis eine Strophe:

Das ist der Rhein — ? Ja, Kind, das ist der Rhein,
Das ist der hocherhabne Ehrenstrom,
Der deutsche Strom mit seinen Rixenreih'n,
Mit seinen Burgen und mit seinem Dom!
Das ist der Rhein, der Vater Rhein.

Im übrigen ist Manfred Elmer ein braver, humaner, gut deutsch gesinnter Mann, nur daß eben leider von seinem Dichten gilt, was er S. 93 in anderem Zusammenhange sagt:

Du müßt Dich ab und kannst es nicht.

K. B.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Recension zugekommen:

Sowka, Michael. Warum bist du so blaß? und andere kleine Geschichten. Amsterdam und Leipzig. Aug. Diedmann.

v. Seidlitz, W., Die Entwickelung der modernen Malerei. (Sammlg gemeinverständl. wiss. Vorträge. Heft 265.) Hamburg. Bgs.-Anst. u. Druck.-A.-G. 1897.

Illustrierte Klassiker-Ausgaben Minerva. Schillers Werke (Lieferung 37—43). — Tegner, Frithjofs-Sage (Heft 3—6). — Uhland, Gedichte (Lieferung 1—10). — H. v. Kleist, Käthchen von Heilbronn. Der zerbrochene Krug. (Heft 6—7.) — Schiller, Wilhelm Tell (Lieferung 1 u. 2).

Pfungst, Arthur. Laskarls. Eine Dichtung. 3. Teil: Philalethes. Berlin, Ferd. Dümmlers Verlag. 1897.

Pohlmann, Adolf. 1806. Schauspiel in 4 Aufzügen, nach einer O. L. Tresdorpschen Erzählung frei bearbeitet. Hamburg, Herm. Seippel. 1896.

Rückert, Friedrich. Gedichte. 24. Auflage. Mit Lebensabriß und Bildnis. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer's Verlag. 1897.

Savage, Rich. Henry Col., Die Hexe von Harlem. 2 Bde. Stuttgart, J. Engelhorn. 1897. (Engelhorn's Romanbibl. XIII. Bd. 17.18.)

von Stenglin, Felix. Leidenschaft. Berlin, Deutsche Schriftsteller-Genossenschaft. 1896.

Verga, G., Königsstigern. (Engelhorn's Romanbibliothek XIII. Bd. 19). Stuttgart, J. Engelhorn. 1897.

Walden, Werner. Ernste und heitere Geschichten und Gedanken. Leipzig, W. Friedrich.

Wendriner, Richard. Föhn. Breslau, L. Frankenstein. 1897.

Wundtke, Max. Schicksal? Novellen. Dresden, E. Pierson, Verlag. 1897.

Albers, Paul. Singvogel-sing! Gedichte. Dresden 1896. E. Pierson's Verlag.

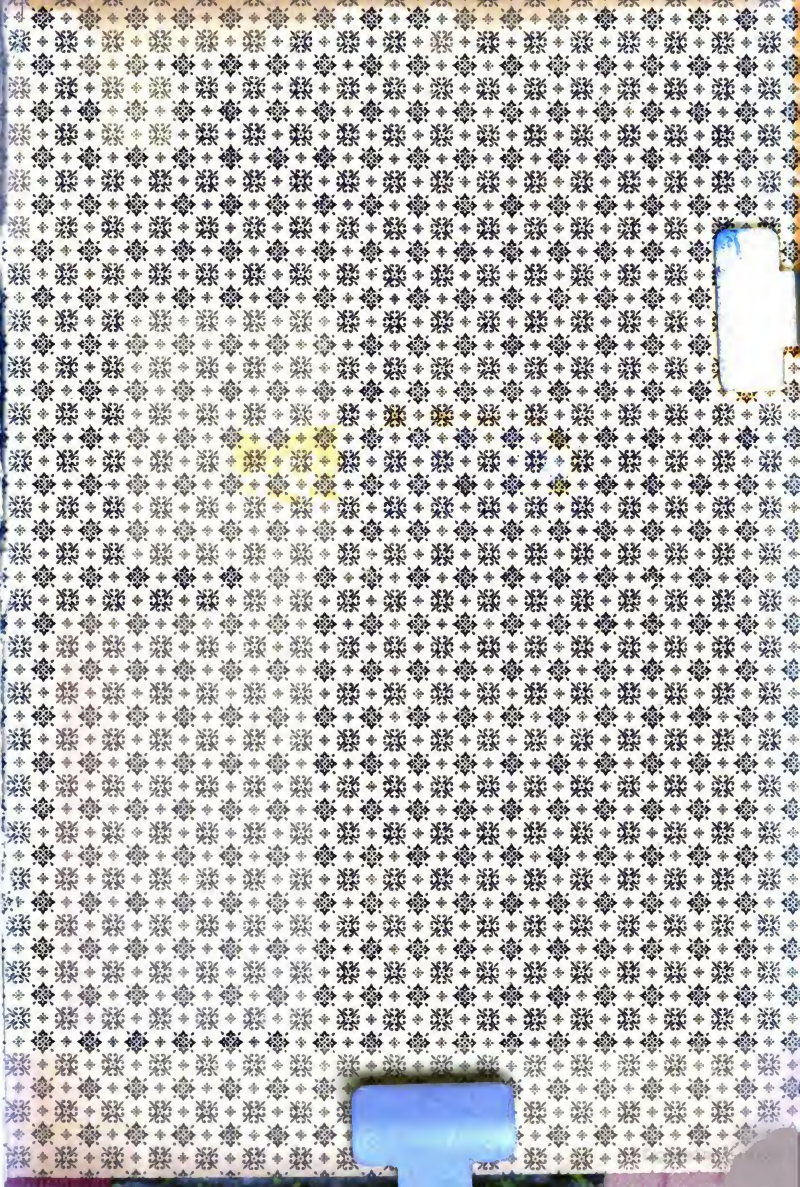
Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von E. Hoffus & Co. in Berlin.

Digitized by Google

Digitized by Google

32101 042847416

Digitized by Google



Digitized by Google